A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

42. Jahrgang, Juni 2006, Heft 2–3

Mit Beiträgen von

Richard Albrecht, Thomas Meese, Siegfried Grundmann, Knud Andresen, Nils Ferberg, Dieter Nelles, Wladislaw Hedeler / Andrej Savin, Christopher Schmidt, Hartmut Rübner, Reiner Tosstorff und Ilko-Sascha Kowalczuk

Neue Literatur • Wissenschaftliche Mitteilungen

Neuerscheinung:

Maurice Schuhmann: Die Lust und die Freiheit
Marquis de Sade und Max Stirner – Ihr Freiheitsbegriff im Vergleich
Karin Kramer Verlag Berlin Oktober 2007, 144 Seiten mit 9 Abbildungen, Personen- und Schlagwortregister sowie mit Kurzbiographien von Max Stirner und Marquis de Sade, Preis : € 12,80, ISBN: 987-3-87956-398-X.

Karin Kramer Verlag * Niemtzstr. 19 * 12055 Berlin
Tel. / Fax : 030 / 684 50 55 * www.karin-kramer-verlag.de

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Begründet von Henryk Skrzypczak

Am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche,
Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak und Hermann Weber

Inhalt

Heft 2–3/06

Andreas Graf: Wir sind Elite. Warum wir immer noch erscheinen 141

Richard Albrecht: Alte Armut – neue Armut. Zur Theorie und Empirie des Pauperismus 145

Thomas Meese: Im Kontinuum des Arbeitszwangs. Kapitalismus – Prekarität – Zwangsarbeit 162

Siegfried Grundmann: Adolf Sauter – Kommunist, Verräter, V-Mann der Gestapo und anderer Dienste. Stationen einer Karriere 169

Knud Andresen: Kommunistische Politik an höheren Schulen. Der Sozialistische Schülerbund 1926–1932 237

Nils Ferberg: Sozialdemokratische Aktivitäten unter den Deutschbalten in Lettland 256

Dieter Nelles: Nationalsozialismus im Unterricht. Befunde und Überlegungen zum Geschichtsunterricht in der Einwanderungsgesellschaft 275

Wladislaw Hedeler und Andrej Savin: Die Deutschen in der UdSSR – eine „fünfte Kolonne"? Die sowjetisch-deutschen Beziehungen Mitte der 1920er Jahre aus der Sicht der OGPU 305

Christopher Schmidt: Die deutschen Gewerkschaften zwischen 1933 und 1945: Kapitulation und Anpassung – Wartestand und Widerstand. Ein Tagungsbericht 325

Hartmut Rübner: Nischengesellschaft oder „Gefälligkeitsdiktatur"? Neuere Untersuchungen zum Verhältnis von Anpassung, Zustimmung und Dissens im „Dritten Reich" 333

Reiner Tosstorff: „Deutsche Volksfront 1932–1939". Ursula Langkau-Alex' Opus magnum 350

Ilko-Sascha Kowalczuk: In Geiselhaft. Auf der Suche nach der Opposition 357

Neue Literatur

Handbuch der europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel. Bd. 1: Um 1800. Hrsg. von Peter Brandt, Martin Kirsch und Arthur Schlegelmilch, Bonn 2006;
Quellen zur europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel, Teil 1: Um 1800. Hrsg. von Peter Brandt, Martin Kirsch und Arthur Schlegelmilch, 1 CD-ROM, Bonn 2004 *(Heinz Warnecke)* 364

Ulrike Jureit, Generationenforschung, Göttingen 2006 *(Gerd Dietrich)* 365

Richard Saage, Demokratietheorien. Historischer Prozess – Theoretische Entwicklung – Soziotechnische Bedingungen. Eine Einführung. Lehrbuch, Wiesbaden 2005 *(Volker Gransow)* 366

Giorgio Penzo, Die existentielle Empörung. Max Stirner zwischen Philosophie und Anarchie, Frankfurt a. M. u. a. 2006 *(Maurice Schuhmann)* 367

Tânia Puschnerat, Clara Zetkin: Bürgerlichkeit und Marxismus. Eine Biographie, Essen 2003 *(Gilbert Badia)* 370

Gerd Schirrmacher, Hertha Kraus – Zwischen den Welten. Biographie einer Sozialwissenschaftlerin und Quäkerin (1897–1968), Frankfurt a. M. u. a. 2002 *(Ursula Langkau-Alex)* 371

Svetlana Jebrak, Mit dem Blick nach Russland. Lydia Cederbaum (1878–1963). Eine jüdische Sozialdemokratin im lebenslangen Exil, Bonn 2006 *(Wladislaw Hedeler)* 374

Erich Brost, Wider den braunen Terror. Briefe und Aufsätze aus dem Exil, Bonn 2004 *(Ursula Langkau-Alex)* 375

Mario R. Dederichs, Heydrich. Das Gesicht des Bösen, München und Zürich 2005 *(Manfred Weißbecker)* 377

Friedrich Winterhager, Günther Gereke. Ein Minister im Spannungsfeld des Kalten Krieges. Biographischer Essay, Ludwigsfelde 2002 *(Gerd Dietrich)* 379

Der Fall Otto Gross. Eine Pressekampagne deutscher Intellektueller im Winter 1913/14. Hrsg. von Christina Jung und Thomas Anz, Marburg an der Lahn 2002 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 380

Le Milieu Intellectuel Catholique en Allemagne, sa Presse et ses Réseaux (1871–1963). Das katholische Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1871 bis 1963). Hrsg. von Michel Grunewald und Uwe Puschner, Bern u. a. 2006 *(Gerd Dietrich)* 381

Auf dem Weg zu einer sozialistischen Erziehung. Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte der sozialdemokratischen „Kinderfreunde" in der Weimarer Republik. Eine Festschrift für Heinrich Eppe. Hrsg. von Roland Gröschel, Essen 2006 *(Sven Steinacker)* 382

Die Grenzgänger und Frank Baier, 1920. Lieder der Märzrevolution, 1 CD-ROM, Bremen 2005 *(Maurice Schuhmann)* 384

Oliver Kersten, Die Naturfreundebewegung in der Region Berlin-Brandenburg 1908–1989/90. Kontinuitäten und Brüche, Berlin 2007 *(Klaus-Dieter Groß)* 384

Axel Ulrich, Politischer Widerstand gegen das „Dritte Reich" im Rhein-Main-Gebiet, Wiesbaden 2005 *(Klaus Drobisch)* 386

Detlef Mühlberger, Hitler's Voice. The Völkischer Beobachter, 1920–1933. 2 vols. Vol. 1: Organisation and Development of the Nazi Party. Vol. 2: Nazi Ideology and Propaganda, Oxford u. a. 2004 *(Manfred Weißbecker)* 387

Kurt Pätzold, Der Führer ging, die Kopflanger blieben. Ein historisches Finale und aktuelle Kontroversen, Köln 2005;
Kurt Pätzold, Im Rückspiegel: Nürnberg. Der Prozeß gegen die deutschen Hauptkriegsverbrecher 1945/46, Köln 2006 *(Richard Albrecht)* 389

Peter Kuckuk, Die Ostasienschnelldampfer Scharnhorst, Potsdam und Gneisenau des Norddeutschen Lloyd. Ein Beitrag zur Schiffbau- und Schiffahrtsgeschichte des Dritten Reiches, Bremen 2005 *(Adolf E. Hofmeister)* 391

Heinz Schütte, Zwischen den Fronten. Deutsche und österreichische Überläufer zum Viet Minh, Berlin 2006 *(Ulrich van der Heyden)* 392

Sobhanlal Datta Gupta, Comintern and the Destiny of Communism in India 1919–1943. Dialectics of Real and a Possible History, Kolkata 2006 *(Helmut Peters)* 393

François Godicheau, La guerre d'Espagne. République et révolution en Catalogne (1936–1939), Paris 2004 *(Reiner Tosstorff)* 394

Chris Ealham, Class, Culture and Conflict in Barcelona, 1898–1937, London und New York 2005 *(Reiner Tosstorff)* 396

Walter Haubrich, Spaniens schwieriger Weg in die Freiheit. Von der Diktatur zur Demokratie. Bd. 4: 1979–1981, Berlin 2005 *(Maurice Schuhmann)* 398

Sowjetjugend 1917–1941. Generation zwischen Revolution und Resignation. Hrsg. von Corinna Kuhr-Korolev, Stefan Plaggenborg und Monica Wellmann, Essen 2001 *(Ralf Zwengel)* 399

Youngok Kang-Bohr, Stalinismus in der ländlichen Provinz. Das Gebiet Voronež 1934–1941, Essen 2006 *(Wladislaw Hedeler)* 401

Simon Ertz, Zwangsarbeit im stalinistischen Lagersystem. Eine Untersuchung der Methoden, Strategien und Ziele ihrer Ausnutzung am Beispiel Norilsk, 1935–1953, Berlin 2006 *(Wladislaw Hedeler)* 403

Zwangsarbeit im Europa des 20. Jahrhunderts. Bewältigung und vergleichende Aspekte. Hrsg. von Hans-Christoph Seidel und Klaus Tenfelde, Essen 2007 *(Wladislaw Hedeler)* 405

Henry Leide, NS-Verbrecher und Staatssicherheit. Die geheime Vergangenheitspolitik der DDR, Göttingen 2005 *(Kurt Schilde)* 405

Gregor Ohlerich, Sozialistische Denkwelten. Modell eines literarischen Feldes der SBZ/DDR 1945 bis 1953, Heidelberg 2005 *(Ulrich Prehn)* 407

Unsere Feinde. Konstruktionen des Anderen im Sozialismus, Hrsg. von Silke Satjukow und Rainer Gries, Leipzig 2004 *(Gerd Dietrich)* 408

Agit 883. Bewegung, Revolte, Underground in Westberlin 1969–1972, Hrsg. von Rotaprint 25, Hamburg und Berlin 2006 *(Detlef Siegfried)* 409

Richard David Precht, Lenin kam nur bis Lüdenscheid. Meine kleine deutsche Revolution, Berlin 2005 *(Sven Steinacker)* 411

Niek G. Pas, Imaazje! De verbeelding van Provo (1965–1967), Amsterdam 2003 *(Gerd-Rainer Horn)* 413

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

Gedankenlosigkeit oder Mißbrauch? 416

Replik auf Manfred Weißbeckers „Juwelen oder gewöhnliche Glassteinchen im Streit um den Faschismusbegriff?" *(Andreas Umland)* 421

Helmut Bleiber (19. November 1928 bis 3. Mai 2007) *(Walter Schmidt)* 422

Errata – Corrigenda *(Ottokar Luban)* 423

Autorin und Autoren dieses Heftes 424

Titelbild: Heinz Brandt (Quelle: Archiv Sisyphus, Berlin)

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, 14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.)

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
IWK-Redaktion, c/o Basisdruck Verlag, Schliemannstraße 23, 10437 Berlin
Telefon: 0177 / 4018800 (A. Graf); Telefax: 030 / 4459599
Internet: http://www.iwk-online.de; E-Mail: info@iwk-online.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Redaktionsschluß des Heftes: 15. November 2007

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, 53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, 14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, 10916 Berlin (BLZ 10010010). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, 12487 Berlin

Wir sind Elite

Warum wir immer noch erscheinen

Von Andreas Graf

Dixi et salvavi animam meam

Seit dem Mittag des 19. Oktobers 2007 darf sich auch die Freie Universität Berlin für ihr wegweisendes Zukunftskonzept mit dem Titel „Eliteuniversität" präsentieren. Aus bereits Vorbildlichem soll Besseres werden. Die Universität soll sich in ein Exzellenzzentrum der Wissenschaften verwandeln. Die volltönenden Ankündigungen sind in der Tat beeindruckend.

Die Situation der IWK in ihrem 43. Jahr allerdings ist nachgerade nicht exzellent; elitär kann (oder soll) sie ihren Weg nicht beschreiten – trotz achtbarer Auflage. 1995 hatte sich die Freie Universität auf eine Initiative des damaligen Wissenschaftssenators gegen unbefristete Erstattung der Personalmittel für eine BAT-Ib/IIa-Stelle verpflichtet, die vom Wissenschaftsrat im Zusammenhang mit der Evaluierung der Historischen Kommission zu Berlin positiv bewertete Zeitschrift „Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung" in der Verantwortung des Fachbereichs Politikwissenschaft weiterzuführen. Das Kuratorium der FU stimmte dieser Übernahme 1995 zu. Der Haushaltsplan der FU wies 1996 erstmals eine entsprechende Ib/IIa-Redakteursstelle aus. Der Plafond wurde entsprechend dauerhaft erhöht. Mit „dem Exodus aus dem Mittelhof" hatten „für die hauptsächlich Betroffenen Zeiten der perspektivischen Umkehr und einer zunehmenden Ungewißheit ihr Ende gefunden".[1] Aus einem sporadisch erscheinenden Newsletter war in den siebziger Jahren immerhin eine Vierteljahreszeitschrift mit quantitativ und qualitativ fortgesetzt steigenden Ansprüchen entstanden. Ein tragfähiges Fundament also, ein Haus, das bestellt schien.

1999 aber stand die IWK vor einer neuen, ganz unerwarteten und schmerzlichen Herausforderung, die in der tödlichen Erkrankung des verantwortlichen Redakteurs Gunter Krüschet ihren Ausgangspunkt nahm. In den Jahren 1999 und 2000 war es jedenfalls nur dem Einsatz freiwillig tätiger Redakteure, wie Dirk H. Müller, Ottokar Luban und Andreas Graf, der schließlich nach einer kurzzeitigen Krankenvertretung noch für einige weitere Ausgaben aus Werkvertragsmitteln honoriert werden konnte, zu danken gewesen, daß überhaupt weitere Hefte ausgeliefert werden konnten. Die Auseinandersetzungen um die damaligen Stabilisierungsbemühungen innerhalb der Universität sind in dieser Zeitschrift ausreichend beschrieben worden.[2]

1 Henryk Skrzypczak, Anzeige eines Wechsels, in: *IWK*, Jg. 32 (1996), H. 1, S. 1–2, hier S. 1.

2 Siehe Peter Steinbach, Henryk Skrzypczak. Über „Eska", auch „Eskanowitsch" genannt, ebd., Jg. 36 (2000), H. 1, S. 1–11.

Im April 2001 wurde Graf zum wissenschaftlichen Assistenten am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft ernannt. Ein Redakteur wurde freilich nicht eingestellt. Allen Beteiligten war klar, daß ein wissenschaftlicher Assistent Aufgaben in der Lehre und in der Forschung wahrzunehmen hat, die mit den Redakteursbelastungen konfligieren. Die Leitung einer Redaktion ist immerhin eine typische Daueraufgabe. Die einzelnen Hefte sollten einen Diskurszusammenhang wahren und einen Diskussionszusammenhang darstellen. Die traditionellen Aufgaben wie inhaltliche und stilistische Redaktion der Manuskripte, Autorenbetreuung und -akquisition, Bestellung und Vergabe von Rezensionsexemplaren, aber auch das „Projektmanagement" zählen zu den Aufgaben eines Redakteurs. Bald agierte dieser nur noch allein, denn der letzte noch verbliebene Altredakteur, Franz J. Frohn, übernahm das Pressearchiv des OSI. Für ihn kam kein Ersatz. Dem verantwortlichen Redakteur fiel nun auch sein Aufgabenbereich zu. Manche Tage war er ausschließlich mit simplem Paketieren ausgelastet. Die Redaktion zog immer mal wieder innerhalb der Universität um – wie der aus Kindertagen bekannte Butzemann im Kreis herum widibum – und verbrauchte dafür allein vier Telefonnummern. Erstaunlicherweise erschienen aber immer neue Hefte.

Die Redaktion versucht die Quadratur des Kreises, dauernd damit beschäftigt, den Betrieb irgendwie in Gang zu halten, Schwierigkeiten zu beheben und das Profil der Zeitschrift weiterzuentwickeln. Die Tatsache, daß es keinen ausschließlich für die IWK mehr zuständigen Redakteur gab, die Zeitschrift quasi nebenberuflich redigiert und produziert wurde und wird, schrieb die unregelmäßige Erscheinungsweise, seit Jahren ein ungeliebtes „Marken"zeichen, fort.

Im März 2007 endete Grafs Assistenz, und er verließ die FU; davon blieben seine Mitgliedschaft im wissenschaftlichen Beirat der IWK und die Schriftleitung jedoch unberührt. Auch die Redaktion, die aus Heiner M. Becker, Andreas Graf, Andreas Hansen und Hartmut Rübner besteht, arbeitete auf Zuruf weiter – freiwillig und solidarisch (und entgeltlos). Ein Ergebnis ist das vorliegende Heft; zwei weitere Hefte werden gewissermaßen im Monatstakt folgen. Und das ist wörtlich zu nehmen.

Im Sommer 2007 erhielt die Redaktion erstaunte Anfragen von Verlagen, Abonnenten und Autoren, warum ihre Sendungen an die IWK mit dem Vermerk „unbekannt" zurückkämen. Weder der wissenschaftliche Beirat noch die Redaktion waren von der Auflassung der Poststelle unterrichtet worden. Computer, Telefon, ja selbst die Website werden mittlerweile privat betrieben und bezahlt. Urplötzlich mußten auch die in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand genutzten Räume aufgegeben werden. Nur bürokratische Routine oder doch eine kalte Liquidation? Dankbar nahmen wir daher das Angebot der Kollegen vom Basisdruck-Verlag an, uns in ihren Räumen zu behausen.

Wir befinden uns in einer seltsamen Zwischenphase. Die Zeitschrift wird von der FU herausgegeben, während ihre Redaktion dort keinen Platz mehr hat – nur noch das Lager. Der nicht nur wirtschaftliche Schaden, der damit der IWK zugefügt wird, ist nahezu irreparabel. Eine wie auch immer geartete Planungsperspektive, ohne die eine Redaktion schlechterdings kaum verbindliche Absprachen mit Autoren treffen kann, ist durch Ungewißheit ersetzt. Wir arbeiten mithin gleichsam für eine Zukunft, ohne zu wissen, ob es überhaupt noch Zukunft gibt.

Doch wenn offenbar die frisch geadelte Universität unter ihrem Präsidenten Dieter Lenzen die IWK nicht will, so wäre die Alternative die Verlagerung der Redaktion in einen verläßlichen Bereich. Und da steht nun gerade nicht irgendwer bereit, sondern das weltweit reputierliche Internationale Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam, das durch seinen Direktor Jaap Kloosterman schon im März 2007 erklärt hat, das Patronat über die IWK übernehmen zu wollen. Doch man spricht schlicht nicht mit ihm. Zwei in Aussicht genommene Gesprächstermine wurden kurzfristig abgesagt oder gar nicht erst wahrgenommen. War da nicht irgendwo von internationalen Kooperationen und Vernetzungen die Rede? Oder indiziert das schon die Grenzen des Elitären? Papier ist eben geduldig. Die Angelegenheit drängt, denn hinter diesen ganzen Querelen stehen auch Menschen, die sich bisher freiwillig engagiert haben. Und Freiwilligkeit und Solidarität sind hohe Güter. Beide sind durch nichts zu ersetzen. Aber sie haben auch ihre Grenzen. Ob man darüber auch einmal nachdenken könnte? Doch wer interessiert sich heute noch für solche Petitessen.

In dem vorliegenden Doppelheft präsentiert Richard Albrecht unter dem Titel „Neue Armut – alte Armut" (s)eine an Karl Marx und Friedrich Engels angelehnten konzeptionellen Vorstellungen von Pauper(ismus) als „Beitrag zu einer von ihm für möglich – und wünschenswert – gehaltenen wissenschaftlichen Debatte und öffentlichen Diskussion". Thomas Meese, gewaschen und rasiert, ein von „Hartz IV" betroffener Ein-Euro-Jobber, analysiert im Anschluß zornig die fortschreitende Pauperisierung breiter Bevölkerungsteile und die Hilflosigkeit der Politik, die, in den Worten des ehemaligen Arbeitsministers Franz Müntefering, keine Schichten kennt, sondern nur „Menschen, die es schwerer haben, die schwächer sind. Das ist nicht neu. Das hat es schon immer gegeben."

Siegfried Grundmann setzt im Ergebnis einer geradezu kriminalistischen Suche Stein für Stein ein Mosaik der nachrichtendienstlichen Kariere Adolf Sauters zusammen, der zunächst für den Nachrichtenapparat der KPD, dann für die Gestapo und nach 1945 für den CIC der US-Armee sowie auch noch andere Dienste resp. als „freier" Nachrichtenhändler arbeitete. Es liegt in der Natur der Sache, daß dabei vieles lückenhaft und auch widersprüchlich bleiben muß.

Knud Andresen untersucht den Sozialistischen Schülerbund (1926–1932). Dieser existierte nur kurze Zeit und blieb quantitativ marginal. Obgleich das so war, war er doch eine politische Sozialisationsinstanz ersten Ranges für eine Reihe bekannter Kommunisten, so Wolfgang Abendroth, Heinz Brandt, Siggi Neumann [Paul Brandenburg], Emil Carlebach, Nathan Steinberger und Stephan Hermlin.

Nils Ferberg widmet sich den nahezu unbekannten sozialdemokratischen Aktivitäten unter den Deutschbalten in Lettland.

Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und seinen Verbrechen ist mittlerweile in der Bundesrepublik eine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit geworden. Nichtsdestoweniger stellt sich dabei die Frage, wie auf dem Hintergrund der veränderten Erinnerung an den Nationalsozialismus und des demographischen Wandels (Generationenfolge und Einwanderung) der historisch-politische Unterricht

in der Schule über Nationalsozialismus und Holocaust in der Zukunft gestaltet werden soll. Diese Diskussion steckt erst in den Anfängen und wird bislang kaum von schulischen Praktikern geführt. Dieter Nelles stellt nun Befunde und seine Überlegungen zum Geschichtsunterricht in der Einwanderungsgesellschaft zur Diskussion, wie eine „Erziehung nach Auschwitz" auf der Ebene der Lerninhalte und des unterrichtlichen Zugangs, auf der pädagogischen Ebene und auf der Ebene der Lehrenden umgesetzt werden könnte.

Wladislaw Hedeler und Andrej Savin haben drei Dokumente aus dem Bestand Feliks Dzierżyński aus dem Russischen Staatsarchiv für sozialpolitische Geschichte ediert, die nachweisen, daß die OGPU der Sowjetunion bereits 1925, also lange vor der nationalsozialistischen „Machtergreifung" die Theorie einer deutschen „fünften Kolonne" aufgestellt hatte, die dann in der Zeit des „Großen Terrors" 1937 bis 1938 zur Anwendung kam.

Einen Vorgeschmack auf eines unserer nächsten Hefte liefert der Bericht über die Tagung „Die deutschen Gewerkschaften zwischen 1933 und 1945: Kapitulation und Anpassung – Wartestand und Widerstand" von Christopher Schmidt. Literaturkritische Miszellen – Hartmut Rübner über „Neuere Untersuchungen zum Verhältnis von Anpassung, Zustimmung und Dissens im ‚Dritten Reich'", Reiner Tosstorff über die „Deutsche Volksfront" und Ilko-Sascha Kowalczuk über die „Suche nach der Opposition" – und Rezensionen sowie wissenschaftliche Mitteilungen beschließen das Heft.

Zu guter Letzt ist Michael Peschke für die kritische Lektüre einiger Aufsätze nachdrücklich zu danken.

Berlin, im November 2007

Alte Armut – neue Armut

Zur Theorie und Empirie des Pauperismus

Von Richard Albrecht

Dieser Text ist ein Vorgriff, genauer: Der Autor präsentiert (s)eine an Karl Marx (und Friedrich Engels) angelehnten Vorstellungen von Pauper(ismus) in Form eines konzeptionellen Leitfadens als Beitrag zu einer von ihm für möglich – und wünschenswert – gehaltenen wissenschaftlichen Debatte und öffentlichen Diskussion. Daran anschließen soll sich ein auf die deutsche Gegenwartsgesellschaft bezogenes sozialwissenschaftliches Modell zur Strukturierung überschüssigen lebendigen Arbeitsvermögens (der sogenannten industriellen Reservearmee) in verschiedenen Formen der „relativen Übervölkerung". Dabei soll es darauf ankommen, entsprechend der Dynamik des Kapitalakkumulationsprozesses auch die Statik bisheriger Klassenbildungs- und Schichtungsprozesse zu überwinden und die wirkliche, raumzeitlich gegebene Mehrschichtigkeit aller gesellschaftlichen Vorgänge und Sozialprozesse („the multidimensionality of human beings in society"[1]) zu bedenken und einen „wissenschaftlichen Zugriff zur mehrdimensionalen konzeptionellen Strukturierung gesellschaftlicher Prozesse und geschichtlich-gesellschaftlicher Lagen und Zeiten" zu versuchen, der der „grundlegenden Vorstellung von konkret-historisch immer gegebener, empirisch sowohl offen als auch verdeckt vorkommender Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und Ungleichzeitigkeit der Gleichzeitigkeit"[2] entspricht. Daran könnte dann in Form behutsamer empirischer Dimensionierung(en) durch sekundärstatistische Analysen als eine Form praxisbezogener „Realanalyse" (im politiksoziologischen Sinne von Wolfgang Abendroth[3]) angeschlossen und das konkretisiert werden, was hier nur dimensional zur Problematik (erwerbs)arbeitender Armer kurz aktualisiert ist.

Der Aufsatz ist ein wissenschaftlicher Text im Wortsinn.[4] Es geht um eine Bestimmung des begrifflichen Rahmens und einiger zentraler Kategorien, die für spätere

1 Eric J. Hobsbawm, The new threat to history, in: *New York Review of Books*, December 16, 1993, S. 62–64.

2 Richard Albrecht, The Utopian Paradigm. A Futurist Perspective, in: *Communications*, Jg. 16 (1991) H. 3, S. 283–318, hier S. 317 f.

3 Ders., „... denkt immer an den ‚mittleren Funktionär'. Wolfgang Abendroth (2. Mai 1906 bis 15. September 1985), in: *IWK*, Jg. 40 (2004), H. 4, S. 465–487; ergänzt auch in: Wolfgang Abendroth für Einsteiger und Fortgeschrittene. Hrsg. von Friedrich-Martin Balzer. CD-Rom, erweiterte Auflage, Bonn, Pahl-Rugenstein, 2006.

4 *Wissenschaft* ist als Substantiv ein Kompositum, das sprachgeschichtlich auf Wissen und Schaffen beruht. Es geht darum, etwas eigenständig zu erkennen, auch: durch eigene geistig-intellektuelle Leistung etwas herausarbeiten und zustande bringen. Wissenschaftler ist in diesem – präzisen – Wortsinn, wer durch selbständige (Er-)Forschung Wissen produziert und Erkenntnis hervorbringt. Sozialwissenschaftler tun dies im Bereich des von Natur und Denken unterschiedenen, freilich durch Arbeit und Sprache vermittelnden Sozialen aus der „Notdurft des Verkehrs mit andern Menschen" (MEW, Bd. 3, S. 30). Den Doppelcharakter von Wissenschaft – nämlich als *Erkenntnisform* und als *Handlungssystem* – in

empirische (Detail-)Analysen nützlich sein könnten. Dies zu betonen erscheint mir deshalb so nötig, weil gerade im bürgerlichen Deutschland Armut im allgemeinen und „Lumpenproletariat" im besonderen sprachlich-gedanklich negativistisch besetzt ist. Freilich nicht nur dort, sondern auch bei seinem negativ-integrierten Antipoden, der marxistisch orientierten Arbeiterbewegung. Dies zeigen (zwei in Deutschland öffentlich geführte) innerkommunistisch-marxistische Diskussionen zum „Lumpenproletariat" im Zusammenhang mit einer Diskussion der historischen KPD-Politik (1920/21) einerseits[5] und einer aktuellen Debatte um Klassentheorie andererseits,[6] auf die hier bewußt jeder Rückbezug fehlen soll.

1 Ausgangspunkt

Denken und Werk von Marx stehen in zahlreichen komplexen Zusammenhängen und dialektischen Spannungsfeldern. Auf der intellektuell-wissenschaftlichen Ebene zum Beispiel sind zentrale Problemfelder die philosophische Subjekt-Objekt-Problematik, die Wissenschaftsmethodologie von Besonderem und Allgemeinem, das richtungweisende Verhältnis von gesellschaftlichem Gesetz und sozialer Tendenz und schließlich das widersprüchliche Verhältnis von Theorie und Empirie. Auf der publizistischen Ebene sind zum Beispiel Moral und Wissenschaft – hier vor allem Kritik der politischen Ökonomie als Schlüssel zum Verständnis der Analyse der Anatomie der „bürgerlichen Gesellschaft" (Hegel), ihrer Veränderung durch soziale Bewegungen, schließlich Studium und Beeinflussung dieser – zwei zentrale Interessenfelder.

Der moralische Ausgangspunkt und Impetus ist im Werk von Marx leicht erkennbar, zum Beispiel in seinem anonymen Artikel „Von einem Rheinländer" über die Verhandlungen des sechsten rheinischen Landtags zum Holzdiebstahl in Form des „Holzdiebstahlgesetzes" (1842). Marx verweist hier auf die – zeitgemäß ausgedrückt – gesellschaftliche Bedeutung und Wirksamkeit von Definitionsmacht. Wenn nämlich den Armen das bisher durch Gewohnheitsrecht garantierte Recht „der Armut in allen Ländern", das „seiner Natur nach nur das Recht dieser untersten besitzlosen und elementarischen Masse sein kann",[7] genommen wird, dann werden sie nicht nur entrechtet, sondern auch einer für ihr (Über-)Leben zentralen Handlungsmöglichkeit,

hochentwickelt-arbeitsteiligen Gesellschaften mit indirekten Herrschaftssystemen hat Carl Djerassi im Postscript zu „Cantor's Dilemma" (1989) bündig so beschrieben: „Wissenschaft ist sowohl ein selbstloses Streben nach Wahrheit als auch eine Gemeinschaft mit ihren eigenen Sitten und Gebräuchen und ihren eigenen gesellschaftlichen Regeln" (Carl Djerassi, Cantor's Dilemma, New York und London 1989; dt. Ausgabe: 3. Aufl., München 1996, S. 285).

5 Siehe Paul Levi, Der Parteitag der Kommunistischen Partei, in: *Die Internationale*, Jg. 2 (1920), Nr. 26 [1.12.1920], S. 41–44; Carl Stucke, Das Problem des „Lumpenproletariats", ebd., Jg. 3 (1921), Nr. 2 [15.1.1921], S. 22–25.

6 Siehe Wal Buchenberg, Die Klassenanalyse von Karl Marx, in: *Marxistische Blätter*, Jg. 40 (2002), H. 2, S. 65–71; Lutz Getzschmann, Über Arbeiterklasse und „Lumpenproletariat", ebd., S. 72–74.

7 Karl Marx, Verhandlungen des 6. rheinischen Landtags. Debatten über das Holzdiebstahlgesetz [1842], in: MEW, Bd. 1, S. 109–147, hier S. 115.

(Feuer-)Holz zu schlagen, beraubt – mit allen Wirksamkeiten fürs wirkliche Leben (früh[er]es Sterben eingeschlossen …). In einem weiteren „frühen" Text – der damals so unvollendeten wie unveröffentlichten Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie (1844) – skizziert Marx (s)einen aus (s)einer Kritik der Religion entwickelten *kategorischen Imperativ:* Wenn der *„Mensch das höchste Wesen für den Menschen"* ist, dann gilt es, so Marx, *„alle Verhältnisse umzuwerfen,* in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist".[8]

Der „reife" Marx analysiert als Sozialwissenschaftler diese gesellschaftlichen „Verhältnisse" und entwickelt, wie zuerst an der Bedeutung des „Holzdiebstahls" skizziert, (s)einen Begriff von Gesellschaft als Ensemble, als Gesamtheit, schließlich als „konkrete Totalität" im übergreifend-allgemeinen Sinn, indem er die Hegelsche dialektische Methode, „vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen" und sich das Konkrete intellektuell anzueignen, „es als ein geistig Konkretes zu reproduzieren",[9] benutzt. Aus dieser Sicht besteht Gesellschaft – so Marx 1857/58 in seinen Vorarbeiten zum „Kapital" – „nicht aus Individuen, sondern drückt die Summe der Beziehungen, Verhältnisse aus, worin diese Individuen zueinander stehn".[10]

2 Pauperismus und relative Deprivation

2.1 Pauper(ismus)

Der inzwischen sowohl in der Umgangssprache als auch sozialwissenschaftlich ungebräuchliche Begriff Pauper(ismus), auf den sich auch im höchst nützlichen „Etymologischen Wörterbuch des Deutschen"[11] kein Hinweis findet, spielt in Marx' Kritik der politischen Ökonomie im allgemeinen und seiner systematischen Herausarbeitung des allgemeinen Gesetzes des kapitalistischen Akkumulationsprozesses im Zusammenhang mit der „Produktion der relativen Übervölkerung" eine zentrale Rolle.[12]

Noch vor drei Generationen war der Begriff des Pauperismus lexikalisch bekannt: Meyers Lexikon der Weimarer Zeit[13] umschreibt ihn bündig als „(neulat.) Massenarmut". *Pauper (*pauperis; *paucus)* als Adjektiv bedeutete im alten Rom (immer im Gegensatz zu reich) arm, unbemittelt, nicht begütert. Pauper war, wer zumindest mäßig, bescheiden oder beschränkt, wenn nicht gar ärmlich oder armselig lebte. Entsprechend meint das (meist im Plural gebrauchte) Substantiv *pauper* (der Arme und) die Armen und *paupertas* den Zustand der Armut.

8 Ders., Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie [Einleitung 1844], ebd., 378–391, hier S. 385.
9 Ders., Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie, ebd., Bd. 13, S. 615–642, hier S. 632.
10 Ders., Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf) [1857–1858], 2. Aufl., Berlin 1974, S. 176.
11 Siehe Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Hrsg. von Wolfgang Pfeiffer, 3. Aufl., München 1995.
12 Siehe Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band: Der Produktionsprozeß des Kapitals [1867], Dreiundzwanzigstes Kapitel, in: MEW, Bd. 23, S. 640–740, hier S. 673.
13 7. Aufl., 1928, Bd. 9, S. 483.

Soweit erkennbar, wurde historisch in Gegensätzen gedacht, also arm *und* reich, Herr *und* Knecht, Ausgebeutete *und* Ausbeutende gedanklich zusammengebracht. Dieses kontradiktorische Verständnis auch von Pauper(ismus) ist sicherlich noch keine Dialektik, aber ihre Voraussetzung und zugleich vom Verständnis her unabdingbar zur dialektischen Aufhebung auch des Arm-Reich-Verhältnisses. In literarischen Texten wird dieses Verständnis von Pauper und Armut ausgedrückt, etwa in der Short story Mark Twains „The Prince and the Pauper"[14] oder in diesem Vierzeiler von Bertolt Brecht: „Reicher Mann und armer Mann / Standen da und sahn sich an. / Und der Arme sagte bleich: / Wär ich nicht arm, wärst Du nicht reich."[15]

Im Online-„Wörterbuch der Sozialpolitik" heißt es zum Pauper(ismus): „Die Begriffe Pauper und Pauperismus erscheinen in der englischen Sprache zu Beginn des 19. Jahrhunderts, womit eine neue Form der Armut bezeichnet wurde: nicht eine individualisierte Armut oder eine solche, die mit außerordentlichen Umständen wie z. B. schlechten klimatischen Bedingungen gekoppelt ist, sondern eine Massenarmut, die, wie es scheint, mit der Entwicklung der Industrialisierung und des Reichtums unvermeidbar gekoppelt ist. Ein französischer Betrachter gebraucht folgende entlarvende Formulierung: ‚Der Pauperismus ist, will man ihn durch ein einziges Wort definieren, die Epidemie der Armut' (Émile Laurent 1865). In seinem großen Werk ‚De la misère des classes laborieuses en Angleterre et en France' (1840) behauptet Eugène Buret, daß ‚der aus England entliehene Ausdruck des Pauperismus die Gesamtheit aller Phänomene der Armut umfaßt. Dieses englische Wort soll für uns Elend im Sinne von gesellschaftlicher Plage, öffentliches Elend bedeuten.' Das Wort Pauperismus ist allmählich außer Gebrauch geraten, und zwar, weil man immer mehr die verschiedenen Ursachen der Armut (Alter, Krankheit, Arbeitslosigkeit usw.) zu verstehen begann und sich das System der modernen Sozialpolitik verbesserte."[16]

In der Tat wurde eine breit angelegte, vor gut hundert Jahren als Buch publizierte, inzwischen „klassische" Studie nicht unter dem Titel „Pauperism", sondern als „Poverty" – also Armut – publiziert.[17]

2.2 *Relative Deprivation*

Schon vor Jahren wurde darauf hingewiesen, daß der inzwischen sozialwissenschaftlich gebräuchliche Terminus „relative Deprivation" sowohl allgemein „Verlust, Mangel und Entbehrung" meint, als auch im speziellen „nicht mehr traditionelle Formen von Armut und Verelendung, sondern zeitgenössische Formen und Praxen ökonomisch

14 Der Text einer Short story von Mark Twain (1835–1910) – „The Prince and The Pauper" [Der Prinz und der Armenjunge] (1882) – veranschaulicht diese antagonistischen Sichtweisen, nämlich der jeweiligen Perspektive von oben nach unten („kataskopisch") *oder* von unten nach oben („anaskopisch"). Der – später verfilmte – Text steht im Netz bei http://en.wikisource.org/wiki/The_Prince_and_the_Pauper.

15 Bertolt Brecht, Gedichte [1933–1938]; in: Gesammelte Werke, Bd. 9, Frankfurt a. M. 1967, S. 513.

16 http://www.socialinfo.ch/cgi-bin/dicopossode/show.cfm?id=450.

17 B. Seebohm Rowntree, Poverty. A Study in Town Life, London 1901.

begründeter kultureller Ausgrenzung und sozialer Ausschließung vom vorhandenen gesellschaftlichen Reichtum und gegebenen Möglichkeiten zur Bedürfnisbefriedigung" bedeutet. Und weiter: „Das umfassende sozialwissenschaftliche Leitkonzept [relative Deprivation] wird in der kritischen Armutsdiskussion angewandt, etwa um zunächst unsichtbare existentielle Mängellagen zu erkennen, empirisch zu dimensionieren und für Armutsberichte zu quantifizieren [...] Entscheidendes Merkmal des Konzepts [relative Deprivation] ist die soziale Ausschließung von Menschen von gesellschaftlichen Lebenschancen, sozialen Lebensformen und kulturellen Handlungspraxen."[18] Tatsächlich geht es auch bei relativer Deprivation um „Marginalisierungs- und Ausgrenzungsprozesse"[19] als Folge klassengesellschaftlich bestimmter Produktions- und Aneignungsformen des vorhandenen gesellschaftlichen Mehrprodukts.

2.3 Ausblick: Negative Vergesellschaftung(en)

In diesem Beitrag geht es um Pauper(ismus) als Zentralkategorie marxistisch orientierter Theorie und Empirie – wobei Pauper(ismus) keineswegs nur ein historischer, sondern ein im historischen Sinn auch höchst aktueller gesellschaftlicher Prozeß ist, weshalb Begriff und Konzept (im Sinne relativer Deprivation) nach wie vor für jede kritische, systematische und empirische Gesellschaftsanalyse bedeutsam sind. Es geht nämlich, so der britische Armutsforscher Peter Townsend (1979), immer schon ums „Fehlen oder die Verknappung von Nahrungsmitteln, Annehmlichkeiten, soziokulturellen Standards, Dienstleistungen und Handlungsformen, die eine Gesellschaft kennzeichnen und allgemein vorhanden sind", und darum, daß „die Menschen, die diese Lebensbedingungen, welche erst Gesellschaftsmitglieder ausmachen, nicht haben und denen sie fehlen, in Armut leben".[20] Mit anderen Worten: Pauper(ismus), Armut, relative Deprivation und ihr empirisches Ausmaß zeigen wesentliche soziale Mängellagen an, die systemsoziologisch als „negative Integration" (Gunter Roth) erscheinen und theoriemarxistisch als „deformierte Vergesellschaftung" (Heinz Jung) und subjektwissenschaftlich als „verstörte Vergesellschaftung" (Richard Albrecht) bezeichnet worden sind.[21]

18 Richard Albrecht, Deprivation, in: Psychologische Grundbegriffe. Ein Handbuch. Hrsg. von Siegfried Grubitsch und Klaus Weber, Reinbek bei Hamburg 1998, S. 99.

19 Werner Seppmann, Ausgrenzung und Ausbeutung, Essen 2004; vgl. ders., Strukturveränderungen der Klassengesellschaft. Eine Problemskizze; in: Projekt Klassenanalyse BRD. Umbau der Klassengesellschaft. Beiträge zur Klassenanalyse, Bd. 2, Essen 2006, S. 38–107.

20 Zit. nach: Albrecht, Deprivation (Anm. 18), S. 99.

21 Guenther Roth, The Social Democats in Imperial Germany. A Study in Working Class Isolation and National Integration, Totawa, N. J., 1963; Heinz Jung, Deformierte Vergesellschaftung. Zur Soziologie des staatsmonopolistischen Kapitalismus der BRD, Frankfurt a. M. 1986; Richard Albrecht, Ohne Arbeit leben lernen (Sendung[en] WDR Köln, WDR 3 Hörfunk, 19. 3. 1991 [und] 1. 10. 1991); ders., Entdeckung neuer Lebenswelten; in: *Wiener Zeitung*, 26. 4. 1991 [Beilage]; ders., Aus der Not eine Tugend? in: *SWS Rundschau*, Jg. 31 (1991), H. 3, S. 363–382; gekürzte Fassungen auch in: *Neue Praxis*, Jg. 21 (1991), H. 4, S. 340–351; *Liberal*, Jg. 33 (1991), H. 4, S. 16–23; *Vorgänge*, Jg. 30 (1991), H. 113, S. 96–114; *Deutsche Universitäts-Zeitung*, 4. 11. 1991, S. 28–29.

3 Lumpenproletariat und relative Übervölkerung

3.1 Politikgeschichtliches zum Lumpenproletariat

Der Begriff „Lumpenproletariat" wurde zuerst von Marx und Engels öffentlich im „Manifest der Kommunistischen Partei" (1848) und seitdem meist in polemischer Abgrenzung zum Proletariat und zur aktiven Arbeiterbewegung benutzt. Freilich gebrauchten Marx und Engels diesen Begriff schon 1845/46 in der Einleitung, dem Feuerbachteil, ihrer erst 1932 veröffentlichten Polemik „Die deutsche Ideologie". Dort erwähnen sie den geschichtlichen Stand der in der antiken Sklavenhaltergesellschaft „zwischen Freien und Sklaven" stehenden Plebejer, die „es nie über ein Lumpenproletariat hinaus[brachten]".[22] In der im „Manifest" vorgestellten ersten sozialen und Klassengliederung unterm Zentralaspekt der Aufhebung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und ihrer gesellschaftlichen Trägergruppen haben Marx und Engels beständig eine besondere Gruppe der Unterschichten jeder bürgerlichen Gesellschaft im polemischen Blick: das „Lumpenproletariat, diese passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft". Den lumpenproletarischen sozialen Habitus antizipieren die Autoren im „Manifest" so: „[...] wird durch eine proletarische Revolution stellenweise in die Bewegung hineingeschleudert, seiner ganzen Lebenslage nach wird es bereitwilliger sein, sich zu reaktionären Umtrieben erkaufen zu lassen."[23]

Auch wenn der Begriff „Lumpenproletariat" weder im vorbraunen „Meyer" (1928) noch im aktuellen „Etymologischen Wörterbuch" (3. Aufl., 1995) vorkommt, so ist dieser Begriff in seiner abwertenden Hauptbedeutung sowohl im Deutschen als auch im Englischen („Lumpen") so negativ besetzt, daß der israelische Völkermordforscher Yehuda Bauer kürzlich Angehörige der nazideutschen Völkermordelite („genocidal elite") als (nihilistische, destruktive, dystopische) Lumpenintellektuelle bezeichnete.[24]

Marx selbst hat sich, dem Grundhinweis im „Manifest" und dem „labouristischen" Ansatz mit der Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver (Lohn-)Arbeit im Sinne Adam Smith' folgend[25] und ohne zu gesamtgesellschaftlich tragfähigen Analysen zu kommen, im Rahmen seiner sozialwissenschaftlichen Kritik der politischen Ökonomie für „den unbeschäftigten Arbeiter" und für lumpenproletarische „Gestalten", wie sie etwa der „Spitzbube, Gauner, Bettler" und „der unbeschäftigte, der verhungernde, der elende und verbrecherische Arbeitsmensch"[26] darstellten, nicht interessiert. Insofern waren diese lumpenproletarischen Sozialfiguren kein Gegenstand Marxscher Kritik der politischen Ökonomie.

22 MEW, Bd. 3, S. 23.

23 Dies., Manifest der Kommunistischen Partei, ebd., Bd. 4, S. 461–493, hier S. 472.

24 Yehuda Bauer, Die dunkle Seite der Geschichte. Die Shoah in historischer Sicht. Interpretationen und Re-Interpretationen, Frankfurt a. M. 2001, S. 53. Ähnlich, nur weniger klotzig, schon Wolfgang Hallgarten, „Fremdheitskomplex" und Übernationalismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der deutschen Rassenideologie, in: *Zeitschrift für Freie Deutsche Forschung*, Jg. 1 (1938), H. 1, S. 82–108.

25 Siehe Karl Marx, Abschweifung (über produktive Arbeit) [1862/63], in: MEW, Bd. 26.1, S. 363–388.

26 Ders., Ökonomisch-Philosophische Manuskripte [1844], ebd., Bd. 40 (Ergänzungsband), S. 467–588, hier S. 523.

Marx (und Engels) beschäftigen diese „Gestalten" hingegen immer dann, wenn es politiksoziologisch um die Untersuchung realer Sozialbewegungen wie der in den „Klassenkämpfen in Frankreich" (1850) aufscheinenden ging: im „Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte" (1852) galt ihm „Lumpenproletariat" als „Auswurf, Abfall, Abhub aller Klassen". Und Marx verdammte diese Sozialgestalten: „Neben zerrütteten Roués mit zweideutigen Subsistenzmitteln und von zweideutiger Herkunft, neben verkommenen und abenteuernden Ablegern der Bourgeoisie, Vagabunden, entlassene Soldaten, entlassene Zuchthaussträflinge, entlaufene Galeerensklaven, Gauner, Gaukler, Lazzaroni, Taschendiebe, Taschenspieler, Spieler, Maquereaus, Bordellhalter, Lastträger, Literaten, Orgeldreher, Lumpensammler, Scherenschleifer, Kesselflicker, Bettler, kurz, die ganze unbestimmte, aufgelöste, hin- und hergeworfene Masse, die die Franzosen *la bohème* nennen."[27]

Schon in seiner Vorstudie zum „Achtzehnten Brumaire", den „Klassenkämpfen in Frankreich", hatte Marx das Lumpenproletariat einleitend (und nicht ohne sarkastische Nebenbemerkungen zur „Finanzaristokratie", die „in ihrer Erwerbsweise wie in ihren Genüssen [...] nichts als die *Wiedergeburt des Lumpenproletariats auf den Höhen der bürgerlichen Gesellschaft*" ist, als gesellschaftliche Außenseiter und Ausgestoßene der französischen Bourgeoisie und namentlich als Bordellbesucher, Insassen von Armen- und Irrenhäusern und (Schwer-)Verbrecher beschrieben[28] und hervorgehoben, daß es sich bei diesen (später von napoleonischen Mobilgarden rekrutierten) „jungen Leuten" vorwiegend um Angehörige des Lumpenproletariats handelte. Diese Sozialschicht bildete, so Marx, „eine vom industriellen Proletariat genau unterschiedene Masse [...], ein[en] Rekrutierplatz für Diebe und Verbrecher aller Art, von den Abfällen der Gesellschaft lebend, Leute ohne bestimmten Arbeitszweig, Herumtreiber, *gens sans feu et sans aveu,* verschieden nach dem Bildungsgrade der Nation, der sie angehören, nie den Lazzaronicharakter verleugnend".[29]

3.3 *„Sphäre des Pauperismus": relative Übervölkerung und allgemeines Gesetz der kapitalistischen Akkumulation*

Unabhängig von Marx' (und Engels') politikhistorischen Analysen interessierte sich Marx im Zusammenhang mit seiner Kritik der politischen Ökonomie und der „Sphäre des Pauperismus" für das Lumpenproletariat als sozialökonomische Kategorie und besondere soziale Gruppe und vor allem für „Vagabunden, Verbrecher, Prostituierte"

27 Ders., Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte [1852], ebd., Bd. 8, S. 111–207, hier S. 160 f. Siehe auch Engels' Wertung dieses „Abhub[s] der verkommenen Subjekte aller Klassen, der sein Hauptquartier in den großen Städten aufschlägt", als „Gesindel", das „absolut käuflich" ist (Friedrich Engels, Vorbemerkung zu „Der deutsche Bauernkrieg" [Ausgabe 1870 und 1875], ebd., Bd. 7, S. 531–542, hier S. 536).

28 Karl Marx, Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848–1850 [1850], in: MEW, Bd. 7, S. 11–107, hier S. 15.

29 Ebd., S. 26. Marx' feines französisches Wortspiel wird hier frei als: „Kein Dach überm Kopf, aber im Kopf 'n Dachschaden [...]" übersetzt.

als das „eigentliche Lumpenproletariat“[30] nicht. Entsprechend erwähnte Marx dieses auch nur beiläufig unterm Doppelaspekt der „Produktion der relativen Übervölkerung“ (das Irrwort „Überbevölkerung“ benutzte Marx selbst selten, es findet sich vor allem im von Engels bearbeiteten und veröffentlichten dritten Band des „Kapitals“), ihrer verschiedenen Formen und ihrer inneren Gliederung („Intrastruktur“) einerseits und des sich daraus ergebenden allgemeinen gesellschaftlichen Gesetzes der Kapitalakkumulation andererseits.[31] In diesem Zusammenhang geht es auch um das Modell einer Schichtung/Dreigliederung von a) industrieller Reservearmee als Übergreifend-Allgemeinem, b) Pauperismus als Besonderem und c) Lumpenproletariat (im engeren Sinn: „Verkommene, Verlumpte, Arbeitsunfähige“) als Einzelnem. Pauper(ismus) hingegen als besondere – auch empirisch bedeutsame – Kategorie zielt weder auf Einzelheiten noch Allgemeines, sondern bildet als Ausdruck des allgemeinen gesellschaftlichen Prozesses der relativen Übervölkerungsproduktion „das Invalidenhaus der aktiven Arbeiterarmee und das tote Gewicht der industriellen Reservearmee“.[32] In diesem Zusammenhang verweist Marx dann nicht nur auf die (auch ehemalige Angehörige des Industrieproletariats umfassende) pauperisierte und vom Lumpenproletariat zu unterscheidende „Lazarusschichte der Arbeiterklasse“ – sondern arbeitet, viel wesentlicher, auch *„das absolute, allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation“*[33] heraus:

„Der tiefste Niederschlag der relativen Übervölkerung endlich behaust die Sphäre des Pauperismus. Abgesehn von Vagabunden, Verbrechern, Prostituierten, kurz dem eigentlichen Lumpenproletariat, besteht diese Gesellschaftsschichte aus drei Kategorien. Erstens Arbeitsfähige. Man braucht die Statistik des englischen Pauperismus nur oberflächlich anzusehn, und man findet, daß seine Masse mit jeder Krise schwillt und mit jeder Wiederbelebung des Geschäfts abnimmt. Zweitens: Waisen- und Pauperkinder. Sie sind Kandidaten der industriellen Reservearmee und werden in Zeiten großen Aufschwungs [...] rasch und massenhaft in die aktive Arbeiterarmee einrolliert. Drittens: Verkommene, Verlumpte, Arbeitsunfähige. Es sind namentlich Individuen, die an ihrer durch die Teilung der Arbeit verursachten Unbeweglichkeit untergehn, solche, die über das Normalalter eines Arbeiters hinausleben, endlich die Opfer der Industrie, deren Zahl mit gefährlicher Maschinerie, Bergwerksbau, chemischen Fabriken etc. wächst, Verstümmelte, Verkrankte, Witwen etc. Der Pauperismus bildet das Invalidenhaus der aktiven Arbeiterarmee und das tote Gewicht der industriellen Reservearmee. Seine Produktion ist eingeschlossen in der Produktion der relativen Übervölkerung, seine Notwendigkeit in ihrer Notwendigkeit, mit ihr bildet er eine Existenzbedingung der kapitalistischen Produktion und Entwicklung des Reichtums. Er gehört zu den *faux frais* der kapitalistischen Produktion, die das Kapital

30 Ebd., Bd. 23, S. 673.
31 Siehe ebd., S. 670–677.
32 Ebd., S. 673.
33 Ebd., S. 674.

jedoch großenteils von sich selbst ab auf die Schultern der Arbeiterklasse und der kleinen Mittelklasse zu wälzen weiß.

Je größer der gesellschaftliche Reichtum, das funktionierende Kapital, Umfang und Energie seines Wachstums, also auch die absolute Größe des Proletariats und die Produktivkraft seiner Arbeit, desto größer die industrielle Reservearmee. Die disponible Arbeitskraft wird durch dieselben Ursachen entwickelt, wie die Expansivkraft des Kapitals. Die verhältnismäßige Größe der industriellen Reservearmee wächst also mit den Potenzen des Reichtums. Je größer aber diese Reservearmee im Verhältnis zur aktiven Arbeiterarmee, desto massenhafter die konsolidierte Übervölkerung, deren Elend im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Arbeitsqual steht. Je größer endlich die Lazarusschichte der Arbeiterklasse und die industrielle Reservearmee, desto größer der offizielle Pauperismus. Dies ist das absolute, allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation. Es wird gleich allen andren Gesetzen in seiner Verwirklichung durch mannigfache Umstände modifiziert, deren Analyse nicht hierher gehört."[34]

34 Ebd., S. 673 f. Wenn, flapsig gesagt, sich „Postmoderne" auch dadurch auszeichnet, daß, im Doppelsinn, der (gesellschaftliche) Schein das (gesellschaftliche) Bewußtsein bestimmt (zur so aktuellen wie grundlegenden Kritik des „postmodernen Subjektnihilismus" Harald Krauss, Das umstrittene Subjekt der „Post-Moderne", in: Gescheiterte Moderne? Zur Ideologiekritik des Postmodernismus. Hrsg. von Hermann Kopp und Werner Seppmann, Essen 2002, S. 93–121) – dann möchte der Autor dem auch konkret entgegenarbeiten: Es mag so scheinen, als sei er ein gediegener Marx-(und Engels-)Philologe. Dies zu sein beansprucht er nicht. Er hat hier auch erstmals (und nach Abschluß einer Erstfassung dieses Textes) mit der elektronischen Bibliothek Karl Marx und Friedrich Engels (2004) zu arbeiten versucht, genauer: Mit Hilfe dieser (neudeutsch „tool" genannten) Arbeitshilfe kann jede(r), die/der's kann, die Erschließungsmöglichkeiten von Textfundstellen der Marx-Engels-Werke nutzen. Was die auch hier benutzten Kategorien, Begriffe und Konzepte betrifft, so würde jede quantitativ mögliche Aus- und qualitative Bewertung von Textkorpus und Wortfeldern vor allem zu Bohème (2), Lumpenproletariat (19), Mob (4), Pauper (10), Pauperismus (77), Pöbel (22), schließlich relativer Über(be)völkerung (87 Erwähnungen) ergeben: Zentral im Konzept von Marx ist nicht der einzelne Pauper, seine lumpenproletarische(n) Gestalt(en) – (Journalisten-)Bohème eingeschlossen –, sondern der durch (relative Übervölkerung) hervorgebrachte Prozeß der Pauperisierung, den Marx Pauperismus nennt. Die häufig bei Marx und Engels, vor allem im Briefwechsel, abschätzige Charakterisierung von/als „Lumpen" (33) sowie die Kennzeichnungen Pöbel (22), Pauper (10), Mob (4) und Bohème (2) – als unbegriffene Restkategorien zusammengefaßt – ergibt bei einem Gesamtkorpus von N = 239 etwa sieben Zehntel der Grundgesamtheit aller Texterwähnungen für die drei Hauptbegriffe Pauperismus, Über(be)völkerung und Lumpenproletariat in den Marx-Engels-Werken. Und weil nicht jeder das Rad neu erfinden muß, sind die autorischen Zusammenstellung(en) unter dem Titel „Übersicht: MEW-Philologie (elf Begriffe/Begriffskombinationen nach ‚Digitale Bibliothek: Marx/Engels, Ausgewählte Werke' [2004])" zur methodisch-kontrollierten Weiterarbeit abrufbar bei dr.richard.albrecht@gmx.net.

3.4 Aktualisierung(en)

3.4.1 Arbeitende Arme in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts

Das, soweit erkennbar, auch in einer dynamisch-fluiden Form aus (s)einer Kritik der politischen Ökonomie heraus entwickelte Schichtungsmodell (des Pauperismus) mit doppelt offenen Übergängen – nämlich einmal „nach oben" hin zu den beschäftigten Kernen und zum anderen „nach unten" in unstete und Unterbeschäftigungs-Verhältnisse hin zum Lumpenproletariat außerhalb der abhängig arbeitenden Klasse mit besonderen Schichtungsprozessen – ist der spezielle *sozialwissenschaftliche* Beitrag von Marx. Zumindest aus der Optik eines alternativen Forschungsparadigmas[35] erscheint es nicht ausgeschlossen, daß dies ein heute angemessener konzeptioneller Ansatz zum komplexen Untersuchungsfeld der (in der anglophonen Diskussion so genannten) „working-poor"-Problematik ist. Denn wenn gewerkschaftliche Hinweise[36] in der Tendenz empirisch richtig sind – daß nämlich teilgesellschaftlich, in den „alten Bundesländern" („Westdeutschland") der deutschen Gegenwartsgesellschaft, etwa ein Drittel aller abhängig-vollzeitlich Beschäftigten sowohl in Niedrig- als auch in Armutslohnbereichen arbeitet, also aktuell weniger als 75 bzw. 50 Prozent des „durchschnittlichen effektiven Vollzeitverdienstes" (im Herbst 2004 waren dies etwa 2884 Euro brutto monatlich) verdient(e), und es gesamtgesellschaftlich-bundesweit etwa 130 gesetzliche anerkannte Tarifverträge mit Bruttoentgelten unter sechs Euro pro Stunde oder unter 1000 Euro monatlich (brutto) gab –, dann ist dies eine so beredte wie aktuelle Veranschaulichung für den sozialökonomischen Status der Sozialfigur des formell freien Lohnarbeiters („free labourer") als „virtueller Pauper".[37]

35 Siehe Richard Albrecht, Umbruchslagen. Materialien zur Theorie und Methodologie des beschleunigten gesellschaftlichen Wandels [Forschungsbericht], Mannheim 1990; ders., The Utopian Paradigm (Anm. 2).

36 Siehe *Ver.di Publik*, 2004, Nr. 10 (Oktober 2004), S. 20 („Reportage") [und] Beiheft („Arbeit darf nicht arm machen").

37 Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Anm. 10), S. 497–499: „In dem Begriff des *freien Arbeiters* liegt schon, daß er Pauper ist: virtueller Pauper. Er ist seinen ökonomischen Bedingungen nach bloßes *lebendiges Arbeitsvermögen*, also auch mit den Bedürfnissen des Lebens ausgestattet. Bedürftigkeit nach allen Seiten hin, ohne objektives Dasein als Arbeitsvermögen zur Realisierung desselben. Kann der Kapitalist seine Surplusarbeit nicht brauchen, so kann er seine notwendige nicht verrichten; seine Lebensmittel nicht produzieren. Kann sie dann nicht durch den Austausch erhalten, sondern, wenn er sie erhält, nur dadurch, daß Almosen von der Revenu für ihn abfallen. Als Arbeiter kann er nur leben, soweit er sein Arbeitsvermögen gegen den Teil des Kapitals austauscht, der den Arbeitsfonds bildet. Dieser Austausch selbst ist an für ihn zufällige, gegen sein *organisches Sein* gleichgültige Bedingungen geknüpft. Er ist also virtualiter *Pauper*. Da ferner die Bedingung der auf das Kapital gegründeten Produktion ist, daß er immer mehr Surplusarbeit produziert, so wird immer mehr *notwendige Arbeit frei*. Die Chancen seines Pauperismus vermehren sich also. Der Entwicklung der Surplusarbeit entspricht die der Surpluspopulation. In verschiednen gesellschaftlichen Produktionsweisen existieren verschiedne Gesetze der Vermehrung der Population und der Überpopulation; letztre identisch mit Pauperismus. Diese verschiednen Gesetze einfach zu reduzieren auf die verschiednen Weisen des Verhaltens zu den Produktions- oder, in bezug auf das lebendige Individuum betrachtet, Reproduktionsbedingungen seiner als Glied der Gesellschaft, da er nur in der Gesellschaft arbeitet und aneignet. Die Auflösung dieser Verhältnisse in bezug auf das einzelne Individuum oder

Und wie beim historischen Pauper(ismus) gibt es auch hier bei diesen (gesamtgesellschaftlich-bundesweiten etwa neun Millionen) betroffenen armen Menschen als „working poor" beide Entwicklungstrends: minderheitlich den des möglichen Einbezugs in die festen Beschäftigungssegmente abhängig Arbeitender, mehrheitlich den des wahrscheinlichen Ausschlusses aus der sozialen Klasse derer, die vom Verkauf ihrer Arbeitskraft als Ware und von der Vernutzung ihres lebendigen Arbeitsvermögens leben (müssen). Die realempirischen Übergänge müssen dabei keineswegs immer direkt sein: es gibt auch Misch- und/oder (zudem zeitlich verschobene) Zwischenformen als Zugangsweisen zur „lumpenproletarischen" Pauperisierung und Verarmung: etwa prekäre Selbständigkeit(en), überwiegende Unterbeschäftigung(en), Unterbringung(en) in sozialalimentierten Scheinarbeitsverhältnissen (zweiter/dritter Arbeits„markt") mit zunehmendem anstaltlichem Zwangscharakter und mehr. Für all diese gilt jenseits der sozialwissenschaftlich-empirisch bestimmten Armutsgrenze: Wenn niemand, deren/dessen Nettomonatseinkommen weniger als ab Juli 2005 etwa 990 Euro monatlich beträgt (bis Juni 2005: 930 Euro monatlich), gepfändet werden darf, mindestens 980 Euro monatlich netto pro Erwerbsperson derzeit als „Selbstvorbehalt" folglich zum (Über-)Leben gesetzlich als „Pfändungsgrenzen für Arbeitseinkommen" nach § 850 c des Bürgerlichen Gesetzbuchs (BGB) gelten und erst ab 990 Euro pro Monat „Arbeitseinkommen" gepfändet werden darf, dann liegt nach dieser Legaldefinition im gegenwärtigen Deutschland bei 990 Euro monatlich die *Armutszone* – wobei sich diese Aussagen auf statistisch erfaßbare offene und insofern sichtbare soziale Verhältnisse beziehen. (Das Dunkelfeld – *tertium excludendum* – außer- und unterhalb dieser typischerweise so illegalen wie verdeckten Bereiche jenseits aller

Teil der Bevölkerung, setzt sie außer den reproduktiven Bedingungen dieser bestimmten Basis, daher als Überbevölkerung und nicht nur mittellos, sondern unfähig, durch Arbeit sich die Lebensmittel an zueignen, daher als Pauper. Es ist nur in der auf das Kapital gegründeten Produktionsweise, daß der Pauperismus erscheint als Resultat der Arbeit selbst, der Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit. Auf der einen Stufe der gesellschaftlichen Produktion kann daher Überpopulation sein, was es auf der andren nicht ist, und ihre Effekte können verschieden sein. Die ausgesandten Kolonien der Alten z. B. waren Überpopulation; d. h., sie konnten auf der materiellen Eigentumsbase, i. e. Produktionsbedingungen, nicht fortfahren, in demselben Raum zu leben. Die Zahl mag sehr klein erscheinen, mit den modernen Produktionsbedingungen verglichen. Sie waren indes weit entfernt davon, Paupers zu sein. Wohl aber der Plebs in Rom mit seinem panis et circenses [...] Die Überpopulation, die zu den großen Völkerwanderungen führt, unterstellt wieder andre Bedingungen. Da bei allen frühren Produktionsformen die Entwicklung der Produktivkräfte nicht die Basis der Aneignung, sondern bestimmtes Verhalten zu den Produktionsbedingungen (Eigentumsformen) als *vorausgesetzte* Schranke der Produktivkräfte erscheint und nur reproduziert werden soll, so muß noch mehr die Populationsentwicklung, worin sich die Entwicklung aller Produktivkräfte resumiert, eine *äußre* Schranke vorfinden und so als zu Beschränkendes erscheinen. Die Bedingungen des Gemeinwesens nur vereinbar mit bestimmtem Populationsquantum. Andrerseits, wenn die Schranken der Bevölkerung, die durch die Dehnbarkeit der bestimmten Form der Produktionsbedingungen gesetzt, nach *der letztren sich ändern, zusammenziehn oder ausdehnen* [...] Die Überpopulation, die auf einer bestimmten Produktionsbasis gesetzt, ist daher ebenso bestimmt wie die adäquate Population. Überpopulation und Population zusammengenommen sind *die* Population, die eine bestimmte Produktionsbasis erzeugen kann. Wie weit sie über ihre Schranke hinaussetzt, ist durch die Schranke selbst gegeben – oder vielmehr durch denselben Grund, der die Schranke setzt. So wie notwendige Arbeit und Surplusarbeit zusammengenommen, das Ganze der Arbeit auf gegebner Basis."

tarifvertraglicher Regelungen ist, auch im Marxschen Sinn, mitgedacht – kann aber hier auch nicht annähernd realempirisch abgeschätzt werden.)

Aus der ab Juli 2005 vorgenommenen Neubestimmung von „Pfändungsgrenze" und „Selbstvorbehalt" ergibt sich rechnerisch, daß, auf Monatsbasis berechnet, etwa im Herbst 2005 Bruttolohn- und Gehaltseinkommen abhängig (Voll-)Beschäftigter realempirisch eher bei gut 1400 Euro als bei knapp 1500 Euro monatlich liegen müßten.[38] Und entsprechend müßte ein „gesetzlicher Mindestlohn" pro Stunde etwa bei 8,35 Euro brutto liegen. Aufs soziokulturelle Existenzminimum – definiert als mindestens 50 Prozent des „durchschnittlichen effektiven Vollzeitverdienstes" der „Arbeitnehmer" – bezogen, ließe sich analog ein Beitrag von etwa 8,60 Euro brutto als gesetzlich zu garantierenden Mindestbruttostundenlohn errechnen. (Aus DGB-Gewerkschaftsszenen kommt seit einigen Monaten die Forderung nach 7,50 Euro pro Bruttoerwerbsstunde.) Würde man den gesetzlich zu garantierenden gesellschaftlichen „Mindestlohn" jetzt, Mitte Februar 2007, auf erweiterter Basis von 13 Monaten, also einen Urlaubsmonat per annum dazugerechnet, ermitteln und dabei nicht das weiche Kriterium des soziokulturellen „Existenzminimums" unterlegen, sondern die harte Meßlatte von Pfändungsgrenze/Selbstvorbehalt, dann käme man auf knapp über 9 Euro pro Bruttoerwerbsstunde und zur griffigen Forderung: *9 Euro für alle ...*

Aber wie auch immer: auch fürs neue Deutschland seit Mitte des ersten Jahrzehnts im 21. Jahrhundert gilt, was ein britischer Kollege – Brian Jones (damals London School of Economic & Political Sciences [LSEPS]) – vor zwanzig Jahren, zu Hochzeiten „thatcheristischer", also angebotsbestimmter, nationalökonomischer Maßnahmen[39] in Form eines „Maggie"-Witzes oder „joke" oder „slur" als „John's story", also die Geschichte von John, einem ganz herkömmlichen englischem Arbeiter („working-class-traditional"), erzählte: Diese nämlich zeigt(e), daß der früher erwerbslose John von den angebotsorientiert geschaffenen drei Millionen neuer Jobs selbst drei innehatte, daß John nur auch von seinen, weil geringen, *drei Erwerbseinkommen* ohne staatliche Transferleistungen („Stütze") seine Familie immer noch nicht ernähren kann ... eine frühe Variante oder Vorform des *jobless growth: Wirtschaftswachstum ohne neugeschaffene Erwerbsarbeitsplätze ...*

Unabhängig von empirischen Einzelheiten, globaltheoretischen Deutungsversuchen (etwa David Harveys „globaler Enteignungsökonomie"[40]) und aktuell(st)en Entwicklungen in Deutschland seit dem Herbst 2004 ist in der gegenwärtigen sozioparasitären Metropolenökonomie im allgemeinen und in Deutschland im besonderen zu

38 Richard Albrecht: Drei und drei, in: *Junge Welt*, 12. 9. 2005, S. 14.

39 Ausgehend vom historisch-materialistischen Hinweis: „Nicht das Bewußtsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewußtsein" (MEW, Bd. 1, S. 27), sei unter Rückbezug auf Marx und mit Blick auf so *absurde Thesen* wie: "There is no such thing as society, only men and women and their families" (Margaret Thatcher, deutsch etwa: „Gesellschaft ist ein Unding. Es gibt nur Männer, Frauen und deren Familien") gegen jede reduktionistische, individualistische und obskurantistische Soziologie daran erinnert, daß *Gesellschaft* weder aus „vereinzelten Einzelnen" noch aus „Individuen [besteht], sondern [...] die Summe der Beziehungen, Verhältnisse aus[drückt], worin diese Individuen zueinander stehn" (Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie [Anm. 10], S. 176).

40 Siehe David Harvey, The New Imperialism, Oxford 2003.

beobachten, daß heuer lange schon überwunden geglaubte historische Ausbeutungsformen, vor allem die absolute Produktion von Mehrwert durch erweiterte unbezahlte Mehrarbeit, etwa als „Verlängerung des Arbeitstages", aus Frühphasen der kapitalistischen Entwicklung, wirken (sollen).[41] Marx galten diese Formen der Mehrwertbildung, die aufs „absolute Minimalsalair" zur Stärkung des „Akkumulationsfonds des Kapitals" hinauslaufen, als „direkter Raub am notwendigen Konsumtionsfonds des Arbeiters".[42]

Sowenig wie Aussagen über soziale und Menschengruppen als Maßstab für Individuen taugen – so sehr darf freilich auch bei realempirischen Hinweisen nicht vergessen werden, daß Marx im Zusammenhang mit dem grundlegenden gesellschaftlichen *Prozeß der relativen Übervölkerungsproduktion* ein sozialwissenschaftliches Modell entwickelte, mit statistischen Daten veranschaulichte und selbstverständlich – so auch im dritten Band des „Kapitals" ausdrücklich betont – wußte, daß Theorie und Empirie niemals identisch sein können, sondern daß es sich vielmehr nur um ein asymptotisches Verhältnis der Annäherung handelt: „[...] in der Theorie wird vorausgesetzt, daß die Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise sich rein entwickeln. In der Wirklichkeit besteht immer nur Annäherung; aber diese Annäherung ist um so größer, je mehr die kapitalistische Produktionsweise entwickelt und je mehr ihre Verunreinigung und Verquickung mit Resten früherer ökonomischer Zustände beseitigt ist."[43]

3.4.2 *Das Hartz-IV-Syndrom*

Im und seit Herbst 2004 skandier(t)en aktionistisch und skandalisier(t)en politisch Zehntausende betroffene und/oder sich bedroht fühlende Menschen: „*Hartz IV – das ist Armut durch Gesetz.*" Es handelt(e) sich um bundesweiten Protest gegen ein nach dem so korrupten wie korrumpierenden SPD-Betriebsspitzenfunktionär Prof. h.c. Dr. h.c. Peter Hartz genanntes zentrales Reformgesetz aus der Schlußphase der „rotgrünen" Schröder-Fischer-Bundesregierung und ihrer „Agenda 2010" genannten Um- und Neustrukturierung der traditionellen deutschen Sozialgesetze aus dem

41 Dies verweist auf die *Bedeutung von Sozialpsychologie als historisch-materialistische und dialektisch-kritische Subjektwissenschaft* im Anschluß an das *Thomas-Theorem*, das von W. I. und D. S. Thomas als handlungswissenschaftliches „Grundgesetz der Soziologie" bündig so formuliert wurde: „Wenn Menschen Situationen als wirklich definieren, dann sind diese in ihren Folgen wirklich" (William I. Thomas und Dorothy S. Thomas, The Child in America, New York 1929, S. 571 f.). Wenn Menschen Gegebenheit(en) zu handeln als wirklich ansehen, dann werden sie so handeln, als sei(en) sie real, insofern kommt es zu wirklichen Handlungsfolgen mit realen Konsequenzen eines möglicherweise rational zunächst nicht gegebenen Ausgangstatbestands, wenn menschliches Handeln von der Interpretation der Situation bestimmt wird. Diese Interpretation findet jedoch oft nicht objektiv statt. Insofern ist Handeln durch die subjektive Wahrnehmung der Situation geprägt. Darüber hinaus wird das gesamte (Alltags-)Leben handelnder Personen durch zahlreiche Situationsdefinitionen bestimmt.

42 MEW, Bd. 23, S. 628 f., zur begrifflichen Abklärung jeweils beider Hauptformen der Subsumtion von Arbeit unters Kapital und von Mehrwertproduktion.

43 Ders., Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band: Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion [1894], ebd., Bd. 25, S. 184.

ausgehenden 19. Jahrhundert. Zentralelemente dieser Sozialreformen sind einerseits die Ablösung der Sozialleistungen von vorhergehender – sozialversicherungspflichtiger – bezahlter Erwerbstätigkeit einerseits und die Neuorganisation von Sozialleistungen als gesellschaftlich-gesetzlich geregelte staatliche Transferleistungen andererseits.

Aus subjektwissenschaftlicher Sicht signalisiert diese doppelte Neuordnung auch im Vergleich zur mehr als fünf Jahrzehnte in der (zunächst alten) Bundesrepublik geltenden Sozialhilferegelung („Stütze") nach dem Bundessozialhilfegesetz (BSHG) mit seinem Leitsatz „Hilfe zur Selbsthilfe" zunächst einen nachhaltigen Kontinuitätsbruch namentlich mit dem die gesamte abendländische Zivilisation bestimmenden Grundsatz des Evangelisten Paulus, daß nur der essen soll, wer arbeiten will (im zweiten Paulus-Brief an die Thessalonicher heißt es: „Wenn jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen"). Für jene Millionen Menschen, die vorher die „alte" Sozialhilfe bekamen, bedeutete diese Veränderung mit Statusgewinn verbundene Hochschichtung. Traditionelle, zumeist ältere und männliche, ins Gehäuse lebenslangen Lohnerwerbsarbeitsverhältnisses als zentralem Vergesellschaftungsmodus eingepaßte Gruppen(angehörige) nahmen die Neuregelungen nicht zuletzt wegen der zeitlichen Begrenzung von Arbeitslosengeld (Alg 1) als Lohnersatzleistung auf typischerweise nur noch ein Jahr und der sodann folgenden staatlichen Transferleistung (Alg 2) als neue „Stütze" mit sowohl finanzieller als auch statusbezogener Einbuße als mit dem Stichwort „Hartz IV" verbundene Bedrohung, Verschlechterung und Prekarisierung ihrer Soziallage(n) wahr. Und in der Tat mag, auch wenn die alltagspraktisch höchstwichtige „Wohnungsfrage" (Friedrich Engels) durch „Warmmiete"-Zahlungen gelöst erscheint – der derzeitige Regelsatz pro erwachsener „Hartz-IV"-Person in Höhe von 11,50 Euro pro Tag wohl zum blanken Überleben, freilich kaum zur angemessenen gesellschaftlichen Teilhabe ausreichen und bedeutet, einmal abgesehen vom allgemeinen, durch staatsbürokratisches Zuteilungshandeln noch verstärkten, Objektstatus Sozialexklusion, also millionenfachen soziokulturellen *Ausschluß* als Ausdruck geschlossener ökonomischer Prozesse und wirtschaftlicher Beziehungen. Wer tatsächlich ohne Zusatzeinkommen als Hartzvierer vom Tagessatz 11,50 Euro überleben will, kann nicht einmal kleine Sprünge machen: auch die „kleinen Preise" im blauroten Supermarkt mit den vier Buchstaben beispielsweise ermöglichen nur Billigklamotten und/oder Sonderangebote und damit weder Bio-Bio-Bananen noch „faire Preise" für vietnamesische Näherinnen in Asien und maghrebinische Wanderarbeiter in Andalusien. Und wer sich als AOK-Kassenpatient ärztlich versorgen lassen muß, hat als geringstes Problem die langen leeren Stunden in Fluren und Wartezimmern nebst scheelen Blicken anderer Wartender und medizinischen Personals, sondern vor allem als langzeiterwerbsloser Hartzvierer höhere Morbidität und Mortalität zu gewärtigen. Das heißt: Wer heute in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts arm ist und arm bleibt, wird nicht „nur lange warten und sich nie besitzen" (Rainer Maria Rilke) – sondern ist, wenn er/sie krank ist, bald kränker und wird halt ein paar Jahre früher sterben …

Es bedarf keinerlei prophetischer Gaben, um vorauszusagen: die mit der Schröder-Hartzschen Sozialgesetzgebung und ihren Neuregelungen und namentlich der Chiffre

„Hartz IV" verbundenen Maßnahmen und Praktiken (seit 2005) werden jenseits vom „Fördern und Fordern" genannten Anspruch und Rauchschleier zunächst und vordringlich eine soziale Grundschicht neuer Armer mit entsprechenden Mentalitäten als „psychische Antwort auf die Lage" (Theodor Geiger) hervorbringen. Dieser massenhafte Neopauperismus wird sich, unabhängig davon, ob er als staatlich organisierte, damit prozeßproduzierte Lumpenproletarisierung gewertet wird oder nicht, gesellschaftlich verfestigen und über auch intergenerativ wirksame, nämlich (Kindes-)Kinder betreffende, Habitualisierungsprozesse und Statusreproduktionen[44] für Millionen Betroffener weitere soziale Machtlosigkeiten bedeuten. Neben diesem *Haupttrend* wird es einen auch im Sinne des hier vertretenen, an Marx' Hinweisen angelehnten, dynamischen Schichtungsmodells, eine ebenfalls sozialrelevante *Unterströmung* geben: Es sind dies vor allem für weibliche (Teilzeit-)Beschäftigungen relevante Bereiche, die teils erstmalige, teils erneute bezahlte Erwerbstätigkeit(en) ermöglichen, indem sie das durch Auflösung der harten Konturen der alten lebenslangen und typischerweise maskulinen Praxis des „Normalarbeitsverhältnisses" bereits entstandene und fortschreitende sozioökonomische Vakuum auffüllen – was wiederum als Verstärkung der durchgreifenden Tendenz zur gesellschaftlichen Prekarisierung von Beschäftigungsverhältnissen gewertet werden mag und subjektwissenschaftlich als „verstörte Vergesellschaftung" (Richard Albrecht) bzw. traditionsmarxistisch als „deformierte Vergesellschaftung" (Heinz Jung) erscheint.

Der „Wirtschaftsfaktor" *lebendige Arbeit* wird durch beide unterm „Hartz-IV"-Schirm ablaufende Prozesse wie ihr widersprüchliches Zusammenwirken weiter geschwächt werden. Und es ist in diesem Zusammenhang auch alles andere als Zufall, vielmehr der so beschleunigten wie nachhaltigen Renaissance von Formen absoluter Mehrwertproduktion geschuldet, daß und wenn mit den Hartz-Neuregelungen (ab 2005) auch lange schon überwunden geglaubte Formen von „Arbeitszwang" und „Zwangsarbeit", etwa in Form sogenannter Ein-Euro-Jobs, geschaffen wurden: was die Bielefelder Soziologin Bärbel Meurer bereits im Sommer 2004 als *„verfassungswidrigen Arbeitszwang"* skandalisierte[45] und später in ihrer berechtigten Polemik gegen den Verfassungsrechtler Udo Di Fabri[46] positiv als Gebot der *„Menschenwürde im Sozialstaat"* plakatierte – nämlich das „Sozialstaatsgebot" zu achten und auf alle Formen von Zwangsarbeit und Arbeitszwang zu verzichten –, hat der Hamburger Soziologe Thomas Meese als von „Hartz IV" betroffener Ein-Euro-Jobber 2005/06 erfahren und zutreffend als neue Praxis von *Pflicht- und Zwangsarbeit* im Sinne des Internationalen Arbeitsamtes (Genf) und verschiedener ILO-Arbeitsschutzabkommen kritisiert.[47]

44 Pierre Bourdieu, La production de la croyance. Contribution à une économie des biens symboliques, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 13/1977 [Février 1977], S. 3–43. Englische Version, in: *Media, Culture & Society*, 1980, H. 3, S. 261–293.

45 *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 20.7.2004, S. 8.

46 Ebd., 3.11.2006, S. 6.

47 *Junge Welt*, 27.11.2006, S. 2; ausführlicher in verschiedenen Beiträgen im Archiv von: http://www.forced labour.de. – Die ILO meint mit *forced labour* Zwangsarbeit entsprechend der britischen Wortbedeutung. Im US-Amerikanischen wird von *compulsory labor* gesprochen. Im Gefängnis verrichtete (Zwangs-)Arbeit wird übereinstimmend *heavy labo(u)r* genannt.

3.5 Ausblick auf Liegengebliebenes: Mob, Pöbel, Bohème

Hannah Arendt folgte in ihrer Mob(führer)these den politikhistorischen Hinweisen von Marx und sprach vom Mob als „Volk in seiner Karikatur", „Unterwelt der Bourgeoisie", deren „Treulosigkeit sprichwörtlich" ist.[48] Dem entspricht auch der Hinweis in Meyers Lexikon[49] auf den Mob (mobile vulgus, wörtlich: „beweglicher, wandelbarer Haufen") als „Pöbel". Theodor Geiger unterschied in seiner bedeutenden empirischen Studie über die soziale Schichtung des deutschen Volkes 1932, teilweise zeitgeistkritisch, zwischen Lumpenproletariat im engeren Sinn („sucht seinen Vorteil ohne Rücksicht auf die Klassengenossen", „Streikbrecher", „ohne Klassenbewußtsein [und] moralisches Rückgrat", „Blätter im Winde", „Asylisten") und einem Elendsproletariat („objektiv bis aufs äußerste proletarisiert", „in verzweifelter persönlicher Situation"). Aus beiden freilich, so Geiger, wieder marxanalog und invektiv, bilde sich „das Revolutionsgesindel".[50]

Zum Abschluß dieser kleinen Übersicht erwähnenswert noch eine andere Sozialkategorie, gesamtgesellschaftliche Splittergruppe und Residualkategorie mit ihr zugeschriebenem besonderen Sozialhabitus und Lebensstil: die *Bohème.*[51] Das „Etymologische Wörterbuch" umschreibt Bohème als „Milieu ungebunden lebender Künstler"[52] und drückt damit im Kern deren Selbstverständnis, Sozialbild, gesellschaftliches „Image" (als sozialpsychologische Selbst- und Fremdzuschreibung Auto- und Heterostereotyp zugleich) aus.

Um Pöbel, Mob und Bohème soll es auch in einem geplanten zweiten – empirischen – Teil dieses Beitrags nicht gehen. Diese drei unterscheidbaren, sozialökonomisch alimentierten „unteren Schichten", Sozialgruppenfragmente und Splitterkategorien haben auch Marx und Engels als Sozialwissenschaftler nicht interessiert. Ihre von Marx und Engels (übereinstimmend abfällig) kommentierten peripheren, marginalen, exkludierten, ausgegrenzten und randständigen Soziallagen, Lebensumstände und Sichtweisen waren beiden „Marxisten" analytisch kaum zugängliche ferne Sozialwelten. So gesehen, haben sich (in der Terminologie von Claus Offe[53] ausgedrückt) Marx und Engels wohl ausgiebig mit den aktuellen gesellschaftlichen „Verlierern" (Proletariat/Arbeiterklasse) und ihren Antipoden (Bourgeoisie/Bürgertum) unter der Perspektive ihrer Transformation zu gesellschaftlichen „Gewinnern" als historischen Akteursgruppen wissenschaftlich und politisch beschäftigt – nicht aber mit den ihrer Auffassung nach „Untauglichen". Diese nämlich nehmen, aus traditionsmarxistischer Sicht, im gesellschaftlichen Handlungsfeld als zu selbstbewußtem, interessen- und

48 Hannah Arendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, München 1986, S. 187 f., 542.

49 7. Auflage 1928, Bd. 8, S. 584.

50 Theodor Geiger, Arbeiten zur Soziologie, Berlin und Neuwied 1962, S. 258 f.

51 Siehe dazu ausführlich Helmut Kreuzer, Die Bohème. Analyse und Dokumentation der intellektuellen Subkultur vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Stuttgart 1968 [SM-Studienausgabe, 2. Aufl. 1971].

52 Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (Anm. 11), S. 155.

53 Claus Offe, Moderne „Barbarei". Der Naturzustand im Kleinformat?, in: *Journal für Sozialforschung,* Jg. 34 (1994), H. 3, S. 229–247, hier S. 238.

konfliktgeleitetem sozialem Handeln unfähige Gruppen den Platz des ausgeschlossenen Dritten („tertium excludendum") ein.

Unabhängig von diesen „theoretischen" Fragen könnte sich jedoch auch im heutigen „modernen" Deutschland anfangs des 21. Jahrhunderts zeigen, daß und wie jede durch *„relative Übervölkerung"* hervorgerufene und durch tiefgreifende *Pauperisierung*sprozesse beförderte materielle *Armut* und die mit ihr immer einhergehende soziale Ausgrenzung, trotz alledem, als kulturelle Armut praktisch leichter aufhebbar sein werden als alle durch Apathie, Resignation, Fatalismus, Zerstörung und Zukunftslosigkeit[54] gekennzeichnete „Kultur der Armut".[55] Und diese dürfte sich beim anhaltenden und ungebremsten kapitalistischen Lauf heuer, mehr nolens als volens, auch in der deutschen Gegenwartsgesellschaft nachhaltig entwickeln.

54 Zur *fehlenden Zukunftsperspektive als Handlungsblockade* siehe die klassische „Marienthal"-Sozialempirie in Marie Jahoda-Lazarsfeld u. a., Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, Leipzig 1933, eindrucksvoll 1985 verfilmt von Karin Brandauer und Mitarbeiter(inne)n unter dem Titel „Einstweilen wird es Mittag" (Erstsendung 1. Mai 1988 im ORF 1); vgl. dazu Richard Albrecht, Zukunftsperspektive/n. Subjektwissenschaftliche Hinweise auf einen Grund(lagen)aspekt historisch-materialistischer Realanalysen; in: *Hintergrund,* 2006, Nr. 4, S. 39–48.

55 So Oscar Lewis' Kernthese in: Anthropological Essays, New York 1970, S. 67–80.

Im Kontinuum des Arbeitszwangs

Kapitalismus – Prekarität – Zwangsarbeit

Von Thomas Meese

(Massen-)Arbeitslosigkeit ist materialer Ausdruck kapitalistischer Reproduktionsbedingungen. Vollbeschäftigung gab es in der Bundesrepublik lediglich kriegszerstörungsbedingt nach der „Stunde Null". An dieser „schöpferischen Zerstörung"[1] hatte die Deutschland AG – für die es eine „Stunde Null" nicht gab – doppelt verdient: sie hatte erst Finanzmittel, Treibstoff und schweres Gerät geliefert, damit eine Volkswirtschaft dem Boden gleich gemachtwerden konnte, um nachher tatkräftig am „Wiederaufbau" mittun zu können.

Seit nunmehr vier Dekaden herrscht tendenziell steigende Massenarbeitslosigkeit,[2] ein struktureller Sachverhalt, den Marx als „relative Übervölkerung" bezeichnet hat. Kurzfristig vermag dem Zustand der (Massen-)Arbeitslosigkeit etwa durch den Prozeß der „schöpferischen Zerstörung" abgeholfen werden – langfristig nur durch einen Systemwechsel.

Weil (Massen-)Arbeitslosigkeit als strukturelles Phänomen des gegenwärtigen politisch-ökonomischen Systems nicht aus der Welt zu schaffen ist, müssen in systemstabilisierender Absicht Ideologien ersonnen werden, die Vollbeschäftigung als möglich

1 Der Begriff der „innovativen" oder „schöpferischen Zerstörung" stammt von dem Sozialwissenschaftler Joseph Alois Schumpeter (1883–1950).

2 „Zu Beginn der 1960-er Jahre war nach diesem Verständnis im früheren Bundesgebiet Vollbeschäftigung erreicht. Es herrschte sogar ein Mangel an Arbeitskräften, der nur durch die Anwerbung von Ausländern und Ausländerinnen gemildert werden konnte. Seit 1974 liegt die jahresdurchschnittliche Zahl der registrierten Arbeitslosen aber erheblich über der Zahl offener Stellen. Mit Ausnahmen in den Jahren 1978 bis 1980 überschreitet die Arbeitslosenzahl seit 1975 die 1-Million-Grenze. Im Jahr 1983 waren erstmals sogar mehr als 2 Mill. Menschen als arbeitslos registriert. Lediglich in den Jahren 1990 bis 1992 lag die Arbeitslosenzahl im Zuge der positiven Impulse durch die Wiedervereinigung noch einmal unter der ‚2-Millionen-Marke'. Mit 2,87 Mill. Arbeitslosen im Jahresdurchschnitt 1997 erreichte die Arbeitslosenzahl in Westdeutschland einen vorläufigen Höchststand. Die Arbeitslosenquote, d. h. die Zahl der Arbeitslosen an den abhängig zivilen Erwerbspersonen, betrug dabei 10,8 %.
1998 trat eine leichte Besserung auf dem Arbeitsmarkt im Westen Deutschlands ein, die sich bis zum Jahr 2001 fortsetzte. Die Zahl der registrierten Arbeitslosen sank in diesem Zeitraum auf 2,32 Mill., die Arbeitslosenquote ermäßigte sich auf 8,0 %. Verglichen mit den etwas günstigeren Verhältnissen im Jahr 2001 nahm die Arbeitslosigkeit dann wieder zu. Ein neuerlicher deutlicher Anstieg der Zahl der registrierten Arbeitslosen im Jahr 2005 ist allerdings im Wesentlichen durch statistische Effekte der Zusammenlegung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe (‚Hartz-IV-Effekt') geprägt. Im Jahresdurchschnitt 2005 waren 3,25 Mill. Personen arbeitslos gemeldet; 464 000 mehr als ein Jahr zuvor. Von diesen können ca. 350 000 mit dem so genannten Hartz-IV-Effekt erklärt werden. Die Arbeitslosenquote stieg auf 11 % an, die Zahl offener Stellen betrug im Durchschnitt des Jahres 325 000, und damit rund 86 000 mehr als im Jahr 2004.
Seit den 1970-er Jahren verfestigt sich der Trend, dass mit jedem weiteren Konjunktureinbruch der Sockel der Arbeitslosigkeit deutlich wächst, ohne jedoch nach Eintreten wirtschaftlicher Besserung auf das vorherige Niveau zurückzugehen." – Datenreport 2006. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. vom Statistischen Bundesamt, S. 97.

erscheinen und Arbeitslosigkeit – in Wahrheit *Funktion* kapitalistischer Akkumulation – als Dysfunktion erscheinen lassen. Wir sprechen in diesem Zusammenhang von der ideellen Ausdeutung des strukturellen Phänomens der (Massen-)Arbeitslosigkeit, und hiervon ist „Hartz IV" nur ein Symptom.

Für die auf abhängige Arbeit angewiesene übergroße Mehrheit der Bevölkerung ist die „Freiheit der Berufswahl"[3] ohnehin nur eine *formale,*[4] während die Notwendigkeit der Subsistenzsicherung den materialen Zwang bedeutet, letztlich jede Arbeit anzunehmen. Die Übergänge von formal „freier" Arbeit über den materialen Arbeitszwang bis hin zur (staatlichen organisierten) Zwangsarbeit sind aus dieser Perspektive rein graduell. Das im Grundgesetzt formulierte Verbot der Zwangsarbeit[5] ist somit – entsprechend der „Freiheit" der Berufswahl und des Arbeitsplatzes – rein formal und steht zudem unter dem Vorbehalt anderslautender gesetzlicher Verordnungen. Auf den ersten – unkritischen – Blick stiftet der Art. 12 GG dem politisch-ökonomischen System der Bundesrepublik ein erhebliches Legitimationspotential. Bei genauerem Hinsehen wird jedoch deutlich, daß sich ein Lohnarbeiter aus seiner formalen „Freiheit" im Wortsinne nichts kaufen kann – eine Feststellung, die *cum grano salis* für das gesamte Grundgesetz getroffen werden kann.[6]

Der Wiedereinzug der staatlich organisierten Zwangsarbeit[7] mit den „Hartz-IV"-

3 „Alle Deutschen haben das Recht, Beruf, Arbeitsplatz und Ausbildungsstätte frei zu wählen." Art. 12 Abs. 1 Satz 1 GG.

4 „Das formale Recht eines Arbeiters, einen Arbeitsvertrag jeden beliebigen Inhalts mit jedem beliebigen Unternehmer einzugehen, bedeutet für den Arbeitsuchenden praktisch nicht die mindeste Freiheit in der eigenen Gestaltung der Arbeitsbedingungen und garantiert ihm an sich auch keinerlei Einfluß darauf. Sondern mindestens zunächst folgt daraus lediglich die Möglichkeit für den Mächtigeren, in diesem Falle normalerweise den Unternehmer, diese Bedingungen nach seinem Ermessen festzusetzen, sie dem Arbeitsuchenden zur Annahme oder Ablehnung anzubieten und – bei der durchschnittlich stärkeren ökonomischen Dringlichkeit seines Arbeitsangebotes für den Arbeitsuchenden – diesem zu oktroyieren." Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Grundriß der verstehenden Soziologie, 5. Aufl., Studienausgabe, Tübingen 1980, S. 439.

5 „Niemand darf zu einer bestimmten Arbeit gezwungen werden, außer im Rahmen einer herkömmlichen allgemeinen, für alle gleichen öffentlichen Dienstleistungspflicht. Zwangsarbeit ist nur bei einer gerichtlich angeordneten Freiheitsentziehung möglich." Art. 12 Abs. 2 und 3 GG.

6 „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen." Karl Marx, Zur Kritik der Politischen Ökonomie. Vorwort, in: MEW, Bd. 13, S. 8.

7 Die entsprechende Gesetzgebung in SGB II § 16 Abs. 3: „Für erwerbsfähige Hilfebedürftige, die keine Arbeit finden können, sollen Arbeitsgelegenheiten geschaffen werden. Werden Gelegenheiten für im öffentlichen Interesse liegende, zusätzliche Arbeiten nicht nach Absatz 1 als Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen gefördert, ist den erwerbsfähigen Hilfebedürftigen zuzüglich zum Arbeitslosengeld II eine angemessene Entschädigung für Mehraufwendungen zu zahlen; diese Arbeiten begründen kein Arbeitsverhältnis im Sinne des Arbeitsrechts; die Vorschriften über den Arbeitsschutz und das Bundesurlaubsgesetz mit Ausnahme der Regelungen über das Urlaubsentgelt sind entsprechend anzuwenden; für Schäden bei der Ausübung ihrer Tätigkeit haften erwerbsfähige Hilfebedürftige nur wie Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer." In Verbindung mit § 31 Abs. 1 Satz 1 d: „Das Arbeitslosengeld II wird unter Wegfall des Zuschlags nach § 24 in einer ersten Stufe um 30 vom Hundert der für den erwerbsfähigen Hilfebedürftigen nach § 20 maßgebenden Regelleistung abgesenkt, wenn 1. der erwerbsfähige

Arbeitsmarktreformen[8] liegt auf der oben beschriebenen Konstanten von formal „freier" Arbeit, über materialen Arbeitszwang bis hin zu mehr oder weniger kaschierten offensichtlichen Formen der Zwangsarbeit[9] und ist damit Ausdruck der Produktionsverhältnisse. Zugleich wird versucht, eine Bewußtseinslage zu erzeugen, die (Massen-)Arbeitlosigkeit eben nicht als Strukturphänomen begreift, sondern sie vielmehr individuell zuschreibt.[10] So wird Vollbeschäftigung kontrafaktisch als erstrebenswert und systemimmanent erreichbar dargestellt und tatsächlich gegebene strukturelle Arbeitslosigkeit mit dem Unwillen, Unvermögen oder sonstigem persönlichen Makel der Betroffenen erklärt.[11] Sämtliche sozialwissenschaftlichen Studien weisen freilich

Hilfebedürftige sich trotz Belehrung über die Rechtsfolgen weigert, [...] d) zumutbare Arbeit nach § 16 Abs. 3 Satz 2 auszuführen." Dies erfüllt vollumfänglich den völkerrechtlichen Begriff der Zwangsarbeit, wie dieser im Übereinkommen C 029 über Zwangs- und Pflichtarbeit der International Labour Organization (ILO) definiert ist. Dort heißt es in Art. 2 Abs. 1: „Als ‚Zwangs- oder Pflichtarbeit' im Sinne dieses Übereinkommens gilt jede Art von Arbeit oder Dienstleistung, die von einer Person unter Androhung irgendeiner Strafe verlangt wird und für die sie sich nicht freiwillig zur Verfügung gestellt hat." Die ILO hat außerdem verschiedentlich darauf hingewiesen, daß eine „Strafe" im Sinne des Übereinkommens C 029 mit dem „Verlust von Rechten und Privilegien" und dem „Ausschluß aus dem gemeinschaftlichen und sozialen Leben" gegeben ist. – Zum vertieften Studium des völkerrechtlichen Begriffs der Zwangsarbeit siehe: http://www.forced-labour.de/die-ilo/ilo-abkommen.

8 Mit Gesetz vom 24. Dezember 2003; am 1. Januar 2005 in Kraft getreten.

9 Immerhin sind innerhalb eines Zeitraumes von knapp zwei Jahren nach Inkrafttreten der „Hartz-IV"-Reformen (von Januar 2005 bis September 2006) rund 1 132 400 Menschen in eine Maßnahme gemäß § 16.3 SGB II („Ein-Euro-Jobs") gezwungen worden. Vgl. Anja Kettner und Martina Rebien, Soziale Arbeitsgelegenheiten. Einsatz und Wirkungsweise aus betrieblicher und arbeitsmarktpolitischer Perspektive (= IAB-Forschungsbericht, 2007, Nr. 2), S. 23. Darüber hinaus sind von Zwangsarbeit (gemäß ILO-Definition) in Deutschland betroffen: Asylbegehrende in unbekannter Zahl (vgl. http://www.forced-labour.de/archives/43) und – nach konservativer Schätzung – mindestens 15 000 Migranten mit unsicherem Aufenthaltsstatus (vgl. http://www.forced-labour.de/archives/45). Unter den Anwendungsbereich des Übereinkommens C 029 über Zwangs- und Pflichtarbeit der ILO fallen außerdem ausbeuterische Beschäftigungsverhältnisse, in deren Rahmen Strafgefangene zu einem Minimum des regulären Lohns zugunsten privater Unternehmen dienstverpflichtet werden (vgl. http://www.forced-labour.de/archives/73).

10 Auf die Anfrage der Fraktion Die Linke, ob es sich bei den sogenannten Ein-Euro-Jobs nicht um Formen der Arbeitsausbeutung handele, antwortete die Bundesregierung dies verneinend: „[...] bleibt es dem erwerbsfähigen Hilfebedürftigen überlassen, ob er den ihm angebotenen Zusatzjob tatsächlich ausüben will. Der wirtschaftliche Druck, den der Hilfebezieher durch die Kürzung der Fürsorgeleistung erfährt, wenn er nicht bereit ist, eine zumutbare Beschäftigung auszuüben, ist nichts anderes als Ausdruck der Nachrangigkeit staatlicher Hilfe gegenüber der Eigenverantwortung, die jeder erwerbsfähige Hilfebedürftige für sich hat." Siehe Deutscher Bundestag. 16. Wahlperiode. Drucksache 16/4266 v. 5. 2. 2007. S. 6.

11 Paradigmatisch seien hier einige Äußerungen führender Politiker angeführt. So werden in der vom vormaligen Arbeitsminister Wolfgang Clement (SPD) eingeleiteten und autorisierten Schrift „Vorrang für die Anständigen – Gegen Missbrauch, ‚Abzocke' und Selbstbedienung im Sozialstaat" Arbeitslose zunächst als „Abzocker" dargestellt und schließlich als „Parasiten" bezeichnet. Der kürzlich zurückgetretene Arbeitsminister, Franz Müntefering (SPD), ließ sich auf der Fraktionssitzung am 9. Mai 2006 mit dem Motto vernehmen: „Nur wer arbeitet, soll auch essen." Vgl. http://zeus.zeit.de/text/online/2006/20/Schreiner. Der Bundesvorsitzende der SPD, Kurt Beck, empfahl dem Arbeitslosen Henriko Frank auf dem Wiesbadener Sternschnuppenweihnachtsmarkt: „Wenn Sie sich waschen und rasieren, finden Sie auch einen Job." Vgl. http://www.jungewelt.de/2006/12-19/042.php?print=1. – Die so in die Welt gesetzte Propaganda zeitigt inzwischen die von ihren Urhebern beabsichtigten menschenverachtenden Erfolge. So konnte die jüngste Umfrage des Allensbacher Instituts für Demoskopie

auf, daß der Kausalnexus invers verläuft: Es ist die strukturelle Arbeitslosigkeit und die Angst davor, die Menschen deformiert und beschädigt.[12]

(IfD) im Vergleich zur letzten Erhebung vor vier Jahren eine signifikante Zunahme der Befragten feststellen, die den Arbeitslosen latente Arbeitsunlust unterstellen. Vgl. http://www.ifd-allensbach.de/news/prd_0703.html.

12 In der „klassischen" Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit" (Leipzig 1933) hatten Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel in einer Kleinstadt nahe Wien bereits zu Beginn der 1930er Jahre festgestellt, daß die von Arbeitslosigkeit Betroffenen statt aufzubegehren in Resignation und Apathie verfielen. Auch der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat schon früh mit seiner Studie über die algerische Übergangsgesellschaft darauf hingewiesen, daß Arbeitslosigkeit in aller Regel zu persönlicher Resignation, pessimistischem Fatalismus und Hoffnungslosigkeit bis hin zur Autodestruktion führt (vgl. http://www.forced-labour.de/archives/53) und in seiner Rede „Prekariat ist überall" während der „Recontres européennes contre la précarité", Grenoble, 12. bis 13. Dezember 1997, hat er deutlich gemacht, daß objektive Unsicherheit allgemeine subjektive Unsicherheit (zumindest bei dem auf abhängige Arbeit angewiesenen Bevölkerungsteil) zeitigt: „Prekarität hat bei dem, der sie erleidet, tiefgreifende Auswirkungen. Indem sie die Zukunft überhaupt im Ungewissen läßt, verwehrt sie den Betroffenen gleichzeitig jede rationale Vorwegnahme der Zukunft und vor allen Dingen jenes Mindestmaß an Hoffnung und Glauben an die Zukunft, das für eine vor allem kollektive Auflehnung gegen eine noch so unerträgliche Gegenwart notwendig ist [...] Zu diesen Folgen der Prekarität für die direkt Betroffenen gesellen sich die Auswirkungen auf die von ihr dem Augenschein nach Verschonten. Doch sie läßt sich nicht vergessen. Sie ist zu jedem Augenblick in allen Köpfen präsent [...] Weder dem Bewußtsein noch dem Unterbewußten läßt sie jemals Ruhe. Die Existenz einer beträchtlichen Reservearmee, die man aufgrund der Überproduktion an Diplomen längst nicht mehr nur auf den untersten Qualifikationsebenen findet, flößt jedem Arbeitnehmer das Gefühl ein, daß er keineswegs unersetzbar ist und seine Arbeit, seine Stelle gewissermaßen ein Privileg darstellt, freilich ein zerbrechliches und bedrohtes Privileg (daran erinnern ihn zumindest seine Arbeitgeber bei der geringsten Verfehlung und die Journalisten und Kommentatoren jeglicher Art beim nächstbesten Streik). Die objektive Unsicherheit bewirkt eine allgemeine subjektive Unsicherheit, welche heutzutage mitten in einer hochentwickelten Volkswirtschaft sämtliche Arbeitnehmer, einschließlich derjenigen unter ihnen in Mitleidenschaft zieht, die gar nicht oder noch nicht von ihr betroffen sind." Siehe Pierre Bourdieu, Prekarität ist überall, in: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion, Konstanz 1998, S. 96–102. Untersuchungen des Robert-Koch-Instituts aus dem Jahre 2004 bestätigen, daß 14 Prozent der 18- bis 65jährigen unter klinisch relevanten Angststörungen leiden. Ein Drittel der Angststörungen geht mit Depressionen einher. Die Streßbelastung durch Arbeitslosigkeit ist erheblich. Arbeitslose haben eine bis zu sieben Jahren geringere Lebenserwartung und ein mindestens doppelt so hohes Risiko, schwer zu erkranken. Vgl. Joachim Jahnke, Falsch globalisiert, Hamburg 2006, S. 32.
Die jüngst von Wilhelm Heitmeyer am Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG) der Universität Bielefeld vorgestellten Ergebnisse des Langzeitprojekts zu gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit weisen in dieselbe Richtung. Desintegrationsängste nehmen seit Projektbeginn 2002 deutlich zu. Insbesondere seit der Einführung von „Hartz IV" plagen die Hälfte der Befragten Abstiegsängste. Kompensiert werden diese Ängste durch das Prinzip der „Schuldumkehr", „womit die Ursachen für Abwertungen – quasi gesellschaftsentlastend – den Gruppen selbst zugeschrieben werden" - vgl. http://www.uni-bielefeld.de/ikg/Feindseligkeit/. Insbesondere von den Eliten eines Landes werden Ideologien der Ungleichheit vertreten, etwa indem sie ihre vermeintlichen „Etabliertenvorrechte" offensiv für sich in Anspruch nehmen. „Dahinter verbirgt sich aber eine massive Verletzung von Gleichheitsgrundsätzen. Diese Verletzung kann jederzeit mit ethnisch oder religiös fundierten Argumenten zu konkreten Abwertungen bestimmter Gruppen ‚zugespitzt' werden. Das ist vom jeweiligen ‚Klima der Vergiftung' oder der Bereitschaft von gesellschaftlichen Eliten abhängig, menschenfeindliche Einstellungen in der Bevölkerung zu mobilisieren" (vgl. http://www.uni-bielefeld.de/ikg/Feindseligkeit/Aeusserungsformen.html). Namentlich die Herabsetzung des sozialen Andersseins stelle eine Demonstration von Etabliertenvorrechten dar. Die Forschergruppe um Heitmeyer identifiziert ein zentrales Problem der Gesellschaft in der „Aufrechterhaltung oder gar Verstärkung

Wenn hier von der Pauperisierung breiter Bevölkerungsteile als von einem den kapitalistischen Produktionsverhältnissen strukturell innewohnenden Phänomen die Rede ist und „Hartz IV" lediglich Symptom der strukturellen (Massen-)Arbeitslosigkeit ist, dann mag es sich verlohnen, daß wir uns eine Vorstellung über das tatsächliche Ausmaß gesellschaftlicher Armut verschaffen. Tatsächlich ist der Kreis der von Armut betroffenen Menschen weit größer als der Kreis der Menschen, die dem Rechtskreis des SGB II unterworfen sind.

Die jüngste Arbeitsmarktstatistik der Bundesagentur für Arbeit (BA) vom Januar 2007 weist 6 974 000 Leistungsempfänger nach SGB II aus.[13] Insgesamt 8 394 000 Menschen sind nach der Statistik der BA auf Transferleistungen (nach SGB II und SGB III) angewiesen. Dem gegenüber stehen 26 950 000 sozialversicherungspflichtig Beschäftigte. Zu Doppelzählungen kommt es, weil ein erheblicher Anteil der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten einen Anspruch auf „aufstockende" Leistungen nach dem SGB II hat und diesen auch realisiert. Erheblich größer ist jedoch der Anteil der Erwerbstätigen, die einen Anspruch auf zusätzliche Leistungen aus dem SGB II hätten, diesen aber nicht realisieren. Eine Studie aus dem Oktober 2006 hat ermittelt, daß im Untersuchungszeitraum nur rund ein Drittel oder 900 000 der anspruchsberechtigten „Aufstocker" diesen Anspruch auch realisiert haben. Tatsächlich hätten etwa 2 800 000 Erwerbstätige (zwischen 15 und 65 Jahren) einen Anspruch auf aufstockende Leistungen nach dem SGB II gehabt.[14] Rund zwei Drittel oder 1 900 000 der sogenannten *working poor* realisierten ihren Anspruch auf ergänzende Leistungen – sei dies aus Scham oder aus Unwissenheit – nicht. Die Studie kommt zu dem Schluß, daß rund 10 000 000 der Menschen zwischen 15 und 65 Jahren „bedürftig" resp. anspruchsberechtigt nach dem SGB II sind. Dies entspricht einer Bedürftigkeitsquote von 16 Prozent im Bundesdurchschnitt (in den neuen Ländern weit über 20 Prozent). Bezogen auf die Gesamtbevölkerung, sind 11 700 000 Menschen bedürftig bzw. anspruchsberechtigt. Die Quote sinkt dann auf 14 Prozent, weil die Altersbevölkerung – zur Zeit noch – einem relativ geringen Armutsrisiko unterliegt.[15] Die Dunkelziffer der staatlicherseits nach dem SGB II als zu „bekämpfend" angesehenen Armut übersteigt also die offiziellen Zahlen um weit mehr als 3 000 000 Menschen.

---

der Ungleichwertigkeit von Gruppen und ihrer Mitglieder sowie der Auflösung von Grenzen zur Sicherung ihrer physischen und psychischen Integrität, die ihnen ein Leben in Anerkennung und möglichst frei von Angst ermöglichen" (vgl. http://www.uni-bielefeld.de/ikg/Feindseligkeit/).

13 1 889 000 sind Empfänger von Sozialgeld (vormals Sozialhilfe). 5 085 000 erhalten ALG II (vormals Arbeitslosenhilfe). Als „arbeitslos" sind von den ALG-II-Empfängern lediglich 2 646 000 ausgewiesen. Diese hohe Diskrepanz ist zahlreichen statistischen „Entlastungsrechnungen" geschuldet. So fallen Kurzarbeiter, „Ein-Euro-Jobber", Teilnehmer an ABM, Teilnehmer an Weiterbildungs- und Eignungsfeststellungsmaßnahmen, Inanspruchnehmer vorruhestandsähnlicher Regelungen, Altersteilzeitler, Teilnehmer an PSA und geförderte Selbständige sämtlich aus der Arbeitslosenstatistik heraus. Vgl. Bundesagentur für Arbeit, Der Arbeits- und Ausbildungsmarkt in Deutschland. Monatsbericht Januar 2007, S. 4 und 18.

14 Vgl. Irene Becker, Armut in Deutschland: Bevölkerungsgruppen unterhalb der ALG II-Grenze. Arbeitspapier des Projekts „Soziale Gerechtigkeit", Nr. 3, Frankfurt a. M. 2006. S. 37 f.

15 Ebd., S. 34 f.

Zu berücksichtigen ist, daß die Bedürftigkeitsquote nach dem SGB II noch erheblich unter die im 2. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung festgelegte relative Armutsgrenze von derzeit mindestens 990 Euro pro Monat (Pfändungsfreigrenze) fällt. Hinzuzurechnen wäre nun noch die Einkommensverwendungsarmut. Infolge von Überschuldung ist in Deutschland inzwischen eher von einer Armutsquote von 20 Prozent auszugehen.[16]

Weit mehr als die nach offizieller Lesart gegenwärtig registrierten 2 646 000 Langzeitarbeitslosen sind also von Armut betroffen. Die Pauperisierung der Bevölkerung schreitet nicht nur voran. Sie dringt tendenziell auch in die Mitte der Gesellschaft vor. Wenn wir auf dem oben vorgestellten Kontinuum von formal „freier" Arbeit über materialen Arbeitszwang bis hin zur Zwangsarbeit zurückschreiten, stellen wir fest, daß uns die Prekarisierung auf diesem Weg begleitet. Die 273 700 Menschen, die sich gegenwärtig in einer Zwangsmaßnahme gemäß § 16.3 SGB II befinden,[17] bilden lediglich die auf den Rest der Erwerbsbevölkerung disziplinierend und anspruchstemperierend einwirkende Speerspitze im neoliberalen Projekt der Verdrängung von Normalarbeitsplätzen. Die seit den 1980er Jahren gezielt vorangetriebene Deregulierung des Arbeitsmarktes verfolgt die Absicht, atypische Lohnarbeitsverhältnisse zu etablieren.[18] Zu nennen sind hier die sukzessive Auflösung des Kündigungsschutzes, der Rückbau der Leistungen aus der Arbeitslosigkeitsversichung, die Liberalisierung des Leiharbeitssektors[19] und zuletzt die Wiedereinführung staatlich organisierter Zwangsarbeit im Zuge von „Hartz IV".

Offener (von ihren Absichten, das volkswirtschaftliche Lohnniveau abzusenken) als zum Wahlvolk – dem diese Maßnahmen als notwendiger „Umbau des Sozialstaates" und notwendige Reaktion auf die „Herausforderungen der Globalisierung" verkauft wird – sprechen Politiker und Wirtschaftsleute freilich, wenn sie unter sich sind.[20]

16 Vgl. Claus Schäfer, Unverdrossene „Lebenslügen-Politik". Zur Entwicklung der Einkommensverteilung, in: *WSI Mitteilungen*, 2006, Nr. 11, S. 589.

17 Vgl. Bundesagentur für Arbeit, Der Arbeits- und Ausbildungsmarkt in Deutschland. Monatsbericht Januar 2007, S. 15.

18 Vgl. Berndt Keller und Hartmut Seifert, Atypische Beschäftigungsverhältnisse: Flexibilität, soziale Sicherheit und Prekarität, in: *WSI Mitteilungen*, 2006, Nr. 5, S. 236.

19 Die expandierende Zeitarbeitsbranche konnte von 1980 bis 2005 die Zahl der Leiharbeitnehmer von 47 000 auf 453 000 ausdehnen. Im Jahre 2003 waren 65 Prozent der Leiharbeiter nach einem Monat noch im gleichen Arbeitsverhältnis. Nach drei Monaten waren es noch 40 Prozent, nach sechs Monaten 25 Prozent und nach einem Jahr nur noch 13 Prozent. Vgl. Manfred Antoni und Elke Jahn, Arbeitnehmerüberlassung. Boomende Branche mit hoher Fluktuation. *IAB Kurzbericht*, 2006, Nr. 14.

20 Am 28. Januar 2005 hat sich Altbundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) vor dem Weltwirtschaftsforum in Davos wie folgt empfohlen: „Wir haben einen der besten Niedriglohnsektoren aufgebaut, den es in Europa gibt. Ich rate allen, die sich damit beschäftigen, sich mal mit den Gegebenheiten auseinanderzusetzen und nicht nur mit den Berichten über die Gegebenheiten. Deutschland neigt dazu, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, obwohl es das Falscheste ist, was man eigentlich tun kann. Wir haben also einen funktionierenden Niedriglohnsektor aufgebaut und wir haben dafür gesorgt, dass wir bei der Zahlung von Unterstützung Anreize dafür, Arbeit aufzunehmen, sehr, sehr stark in den Vordergrund stellen. Das hat erhebliche Auseinandersetzungen gegeben, mit starken Interessengruppen in unserer Gesellschaft. Aber wir haben diese Auseinandersetzungen durchgestanden. Und wir sind ziemlich sicher, dass das System der Veränderung am Arbeitsmarkt, das im Grunde darauf basiert, die Menschen fit zu machen für den Wiedereintritt in den ersten Arbeitsmarkt, von ihnen aber auch

Inzwischen vermögen wir anhand der volkswirtschaftlichen Kennzahlen nachzuvollziehen, welchen Interessen mit einer solchen Politik allein gedient ist. So bleibt die Arbeitskostenentwicklung weit hinter der Produktivitätsentwicklung zurück, was sich wiederum in Unternehmens- und Vermögensgewinnen realisiert. Diese sind von 2000 bis 2005 bereinigt um 22,6 Prozent gestiegen, während die Lohn- und Gehaltssumme je Arbeitnehmer netto um 5,4 Prozent zurückgegangen ist.[21] Ungleichheit nimmt zu, Armut wird zementiert und schamloser Reichtum wächst (nicht trotzdem, sondern deshalb).[22]

Fazit: Die Pauperisierung breiter Bevölkerungsteile schreitet, für das kapitalistische System strukturfunktional und von der Politik im System *mit System* betrieben, voran.[23]

fordert, dass jede in Deutschland zumutbare Arbeit akzeptiert wird – bei Strafe der Leistungskürzung oder ansonsten der Reduzierung – erfolgreich sein wird." Zitiert nach: Armut in Bremen. Hilfebedürftig trotz Arbeit. Hrsg. von der Arbeitnehmerkammer Bremen, Bremen 2006. S. 19.

21 Vgl. Jahnke (Anm. 13). S. 55 ff.

22 Den Bundesarbeitsminister Franz Müntefering (SPD) ficht das nicht an. Für ihn gibt es keine „Unterschicht"; dies sei ein Begriff „lebensfremder Soziologen". Es gebe keine Schichten in Deutschland. „Es gibt Menschen, die es schwerer haben, die schwächer sind. Das ist nicht neu. Das hat es schon immer gegeben. Aber ich wehre mich gegen die Einteilung der Gesellschaft" (vgl. http://www.n24.de/politik/article.php?articleId=76642).

23 Wenn insbesondere führende Sozialdemokraten, wie Franz Müntefering, die fortschreitende und menschenzerstörende Potenz des Kapitalismus öffentlich nicht wahrhaben wollen, so ist das nicht einfach Ignoranz (natürlich kennt Müntefering die volkswirtschaftlichen Eckdaten). Dahinter steckt viel mehr das Wissen um den historisch-ideologischen Entwicklungsgang der Mehrheitssozialdemokratie.

Adolf Sauter

Kommunist, Verräter, V-Mann der Gestapo und anderer Dienste – Stationen einer Karriere

Von Siegfried Grundmann

Über das Leben von Adolf Sauter ist bisher so gut wie nichts bekannt.[1] Die Suche nach biographischen Daten ist mühsam. Das liegt erstens daran, daß Sauter so bedeutend, wie er meinte, nicht gewesen ist: „Mitglied des politischen Büros der KPD" war er nie. Zweitens war Sauter ein Meister der Verstellung. Seine Decknamen waren zahlreich und nur wenigen bekannt; bis Mitte 1931 „Ferry", dann „Hugo", „Walter Ebel", „Lutz", „Bergmann", „Waitzer" (bzw. „Weitzer"), „Hülse", „Berger"; später „Ra. 2" und „Gi. 22", und schließlich – nach dem Zweiten Weltkrieg – u. a.: „Max Springer", „Schach", „Fritz Beling" und „Merten". Zu beachten ist drittens, daß in den nationalsozialistischen Gefängnissen und Konzentrationslagern sowie während der „großen Säuberung" der Jahre 1936/37 in der Sowjetunion viele Menschen liquidiert wurden, die der Nachwelt hätten Auskunft über Sauter geben können. Viertens schließlich war es in der DDR vorteilhaft, eine frühere Zusammenarbeit mit Sauter gänzlich zu verleugnen, insbesondere als sich herausgestellt hatte, daß Sauter kein Freund der DDR war.

Manches, was im folgenden gesagt wird, ist Mutmaßung (und wird als solche bezeichnet). In den meisten Fällen dagegen war eine Verifizierung von Daten aufgrund von Quellen unterschiedlicher Provenienz möglich. Nach Entschlüsselung seiner Decknamen und im Ergebnis einer geradezu kriminalistischen Suche fügt sich ein – freilich lückenhaftes – Mosaik zusammen, das die Essenz aus zahlreichen überlieferten Dokumenten enthält. Das für die Zeit bis 1935 entscheidende Dokument (zugleich eine Grundlage der Überprüfung anderer Daten, darunter Daten aus der FBI-Akte Albert

1 Ausgenommen die Abhandlung zum Wirken Sauters als Verfasser von Berichten über Albert Einstein für den amerikanischen Geheimdienst. Vgl. Siegfried Grundmann, Einsteins Akte. Wissenschaft und Politik – Einsteins Berliner Zeit. Mit einem Anhang über die FBI-Akte Einsteins, 2. Aufl., Berlin, Heidelberg und New York 2004. Den Klarnamen von Adolf Sauter hat m. W. Karl Wilhelm Fricke erstmals öffentlich genannt. Vgl. Karl Wilhelm Fricke, Akten-Einsicht. Rekonstruktion einer politischen Verfolgung. Mit einem Vorwort von Joachim Gauck, Berlin 1997, S. 30. Diesen hat er – Wilhelm Fricke an den Autor, 31. 7. 2000 – erst 1960 aus Akten der Staatsanwaltschaft von Westberlin erfahren. Dabei war Fricke (Deckname „Student") längere Zeit (Anfang der 1950er Jahre) ein enger Mitarbeiter von Sauter – damals „Max Springer" – gewesen. Fricke wußte nicht, daß Sauter („Springer") ehemals für die Gestapo gearbeitet hatte. Ihm war nur bekannt, daß „Schach", der „sich auch Max Springer nannte und der in Wirklichkeit Adolf Sauter hieß – ein ehemaliger Kommunist" war, „der vor und nach 1933 im illegalen Apparat der KPD tätig gewesen war, und zwar in der Quartierabteilung und in der Desinformationsabteilung sowie als Kurier", ehe er wegen „trotzkistischer Abweichungen" aus der Partei verstoßen wurde. Selbst der ansonsten gut informierte Herbert Wehner mußte 1937 eingestehen: „Ferri, dessen richtiger Name mir nicht bekannt ist". Wehner hat allerdings zutreffend vermutet, daß Ferri, „der aus der Emigration nach Deutschland zurückgekehrt" ist, ein Provokateur sein muß. Vgl. Reinhard Müller, Die Akte Wehner. Moskau 1937 bis 1941, Berlin 1993, S. 259.

Einsteins) ist jene Lebensbeschreibung, die er 1938 im Prager Polizeigefängnis in die Maschine diktiert hatte[2] (siehe Anhang 1). Eine Schlüsselrolle spielen Akten aus dem Reichssicherheitshauptamt (RSHA); und schließlich Unterlagen, die das MfS auf seiner verzweifelten Suche nach der Identität von „Springer" bzw. „Schach" angelegt hat.

Funktionär im illegalen Apparat der KPD

Adolf Sauter wurde am 27. Februar 1901 in Weingarten (Württemberg) geboren; am 2. August 1990 starb er in Frankfurt am Main. Bis zur 6. Klasse besuchte er die allgemeine Schule, danach ein Jahr die Handelsschule, der sich drei Lehrjahre in einer Maschinenfabrik anschlossen.[3] Im Alter von etwa 17 Jahren, also 1918/19, verließ Sauter seine engere Heimat; er war dann in Saarbrücken, Obendorf a. N. und Pforzheim Firmenvertreter für Bauwesen, Luxusartikel, Schmuckwaren usw., ohne jedoch ein festes Arbeitsverhältnis einzugehen.[4]

1926 oder Anfang 1927 hegte er zunächst als Mitglied der Roten Hilfe erste Sympathien für die KPD. Zusammen mit Hermann Dünow[5] verantwortete er die technisch-organisatorischen Arbeiten für Druck und Vertrieb des militärpolitischen Organs der KPD „Oktober".[6] 1929 wurde er Mitglied der KPD.[7]

1932 versuchten Hermann Dünow und Adolf Sauter, den in Wilhelmshaven internierten Matrosen Kurt Spital gewaltsam zu befreien.[8] 1938 behauptete Sauter sogar, mit

2 Originalstandort: Statni ústredni archiv v Praze [künftig zitiert: OZUS Praha), 202-46-49. Übersetzung, in: Die Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR [künftig zitiert: BStU], MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133. Ein deutschsprachiges Original existiert nicht. Die Annahme, daß Sauter das „Geständnis" einem versierten Übersetzer in die Maschine diktiert hat, beruht auf einem Schreiben aus dem Prager Zentralarchiv (Dr. Eva Drasarova) vom 29. 4. 2003 an mich.

3 BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133.

4 Ebd.

5 Hermann Dünow (6. 3. 1898 bis 28. 9. 1973). Deckname u. a. „Reinhold". Beruf: Klempner. 1917 Soldat. 1920–1922 Siemensarbeiter. 1921 Heirat. USPD, ab 1921 KPD. 1927 Ressortleiter im ZK der KPD und Beteiligung an der Herausgabe der militärpolitischen Zeitschrift der KPD „Oktober". Seit Oktober 1933 amtierender Reichsleiter des AM-Apparates der KPD. Am 18. Dezember 1933 Festnahme und am 30. 9. 1935 vom VGH zu lebenslanger Zuchthausstrafe verurteilt. Befreiung am 27. 4. 1945.

6 BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133. Für den Transport des „Oktobers" war er nach eigenem Bekunden noch 1931 verantwortlich – damals als „Mitarbeiter des Chefs der Abteilung für Verteidigungsfragen des ZK der KPD" (BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133).

7 BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81 Bd. 306 Bl. 127–133.

8 Hermann Dünow, Vortrag vom 28. 1. 1962, in: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv [künftig zitiert: SAPMO-BArch], SgY 30/0171, Bl. 24 ff. Am 15. 4. 1932 wurde versucht, den Gefangenen Spital „von draußen her zu befreien" (Bundesarchiv Berlin [künftig zitiert: BArch Berlin], ZC 13169, Bd. 1, Bl. 246). Die Täter konnten nicht ermittelt werden (Bl. 268). Das Reichsgericht verurteilte Spital am 1. 11. 1932 wegen Vorbereitung zum Hochverrat und Verrat militärischer Geheimnisse zu drei Jahren Zuchthaus (Bl. 358–384). – Kurt Spital (geb. 30. 9. 1906 in Berlin) war von 1936 bis 1945 als Gestapospitzel („Gi. 24") in verschiedenen Ländern Europas unterwegs, „um die Tätigkeit der kommunistischen Emigranten zu ermitteln. Von 1942 bis Kriegsende stellte er sich die Aufgabe, unter den Soldaten und Offizieren antifaschistische Kräfte zu ermitteln. 1945 wurde er vom

der „Durchführung dieser Aktion" beauftragt gewesen zu sein.[9] Wegen des gescheiterten Befreiungsversuches verzog er am 15. Juni 1932 aus seiner Wohnung in der Berliner Chausseestraße 56 b nach „unbekannt".[10] 1928 hatte er seine künftige Frau kennengelernt, bei der er dann auch später wohnte.[11]

Ende der zwanziger Jahre war Sauter nach eigenem Bekunden „Mitinhaber des Uhrengeschäftes *Alte Jacobstraße 92 oder 93*"[12] (sein jüdischer Kompagnon verließ 1933 Deutschland). Einer anderen, aus dem Jahre 1956 stammenden Mitteilung zufolge, soll Sauter ab 1924 bis 1930 mit Uhren und Lederwaren gehandelt und einen „Laden in der Kommandantenstr. zusammen mit einem Juden *Enoch*" besessen haben.[13] „Enoch, der parteipolitisch desinteressiert war, gab das Geld und Sauter machte die Geschäfte."[14] 1930 schied er aus dem Uhrengeschäft aus.[15] Er wurde in diesem Jahr Leiter des KPD-Unterbezirks Zentrum in Berlin und Ende 1931 / Anfang 1932 in den Gesamtberliner Apparat übernommen. Bereits seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre für den Nachrichtendienst der KPD tätig, kam Sauter Ende 1932 in den Apparat des ZK,[16] der ein Eindringen von Spitzeln in die Apparate der KPD verhindern bzw. Spitzel entlarven

---

englischen Geheimdienst angeworben und 1946 in die SBZ geschickt, wo er Spionagematerial sammelte und an den englischen Geheimdienst übergab" (BStU, BV Leipzig, I-AR 215/56, Bl. 7). Spital wurde am 28. 4. 1947 von einem sowjetischen Militärtribunal wegen Spionage zu 25 Jahren Freiheitsentzug verurteilt. Später wurde die Strafe auf 15 Jahre herabgesetzt. Am 6. 3. 1957 wurde er auf Bewährung (drei Jahre) entlassen (BArch Berlin, ZB 7126, A. 3).

9 BStU, MfS, ZA, AP 1034/60, Bl. 30 ff. Daraus folgt, daß Sauter spätestens zu diesem Zeitpunkt in den illegalen Apparat der KPD integriert gewesen ist und noch in der legalen Zeit der KPD Erfahrungen auf diesem Gebiet sammeln konnte.

10 „Schlußbericht", in: BArch Berlin, ZC 8733, Bd. 3, Bl. 68.

11 OZUS Praha, 202–46–49. Übersetzung in: BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133.

12 Ebd. Gemeint war damit wohl auch die „Anmeldung eines Gewerbes als Vertreter" 1931, in: BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133.

13 Vermutlich handelt es sich dabei um den von Sauter selbst angegebenen Laden und denselben Kompagnon. Es könnte sein, daß sich der spätere Informant des MfS in der Adresse geirrt oder Ende der 1920er Jahre ein Umzug von der Kommandanten- zur Jacobstraße stattgefunden hatte. Allerdings: Einen Uhrenladen Elb, wovon Sauter ein Mitinhaber gewesen sein soll, hat es 1929 in der Alten Jacobstraße 93 tatsächlich gegeben (wovon später ausführlich zu reden ist); im Berliner Adreßbuch von 1929, 1930 und 1931 ist unter der Adresse „Alte Jacobstraße 23–24" zwar kein Geschäft „Enoch-Sauter", wohl aber ein Ledergeschäft „Enoch & Eltes" verzeichnet. Ansonsten gab es im Gebiet Spittelmarkt / Kommandantenstraße / Alte Jacobstraße Ende der 1920er/Anfang der 1930er Jahre unzählige Pelzgeschäfte, Kürschner, Pelzschneidereien, aber eben kein Geschäft unter dem Namen „Sauter". Vorausgesetzt, daß der erwähnte Laden ein Uhren- und Pelzgeschäft gewesen ist, könnte der Inhaber Enoch sogar der Schwager Sauters gewesen sein, Sauter somit eine Schwester besessen haben. Ein Genosse Goder – im MfS befragt – erinnerte sich nämlich: „Im Jahre 1937 kam der Schwager des *Sauter* in die ČSR in Emigration. Dieser machte Angaben, daß er durch seine Frau erfahren hat, daß *Sauter* für die Gestapo arbeite und ihn verraten habe. Der Schwager von Sauter hatte am Spittelmarkt ein Pelzgeschäft, sympathisierte mit der KPD und hatte in seinem Geschäft Schriftmaterial und Vervielfältigungsapparate aufbewahrt. Der Name des Schwagers ist dem Gen. *Goder* nicht mehr bekannt" (BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Nr. IX, Bl. 334 f.).

14 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 107–109.

15 BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133.

16 BStU, MfS, ZA AOP 22/67 Nr. IX, Bl. 334 f.; BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff.; BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133.

sollte. Am 7. Dezember 1932 besorgte sich Sauter auf eine falsche Identität einen echten Paß, „der für hier und das Hinterland bis zum 7.12.1937 galt". Damit unternahm er Reisen in die ČSR, das Saargebiet, nach Luxemburg und Holland.[17]

1932 will er für die illegale Unterbringung von Clara Zetkin und Georgi Dimitroff in Berlin-Lichterfelde verantwortlich gewesen sein.[18] Im gleichen Jahr verschwand Sauter nach eigenem Bekunden aus dem Blickfeld der Partei, „weil ich", wie er 1938 schrieb, „mit einer neuen Aktion betraut war"[19] – der Rückbeschaffung von Geldern, die Dimitroff gestohlen worden waren: Als die Wirtsleute dem illegal in Deutschland lebenden Dimitroff einen hohen Betrag gestohlen hatten (von 12 000 Reichsmark ist die Rede), und Dimitroff im Interesse der Wahrung seiner Illegalität keine Anzeige erstatten konnte, schlüpften Sauter und andere in Polizeiuniformen und zwangen die Diebe zur Herausgabe des Geldes bzw. zur Preisgabe des Verstecks.[20]

Am 7. Februar 1933 sicherte Sauter gemeinsam mit Dünow und zwei anderen die letzte Funktionärstagung der KPD in Deutschland in Ziegenhals bei Berlin organisatorisch ab.[21] Etwa ab März 1933 kontrollierte er die illegalen Übergänge an den

17 BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133.

18 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 52.

19 BStU, MfS, ZA, AP 1034/60, Bl. 30 ff.

20 Über einen solchen Vorgang (ohne Nennung von Sauter und mit im Detail abweichenden Angaben) hat auch Margarete Buber-Neumann berichtet. Vgl. dies., Von Potsdam nach Moskau. Stationen eines Irrweges, Köln-Lövenich 1981, S. 136–138. Es könnte aber sein, daß es sich hierbei nicht um einen von Sauter unabhängigen Bericht handelt, sondern Sauter die Quelle für Buber-Neumann war. Ein Verweis auf einen solchen Vorgang ist auch in einem späteren Bericht zu finden, den Sauter unter dem Decknamen „Ra. 2" verfaßt hat – allerdings ohne Erwähnung, daß Sauter (bzw. „Ra. 2") selbst in die Wiederbeschaffung des Geldes involviert gewesen ist: „Durch diese Tarnungen vor der KP erreichen die internationalen Leute [der Komintern] nach verhältnismässig kurzer Zeit tatsächlich eine völlige Abriegelung ihres Arbeitskreises [...] Diese Verdunklung kann sogar so weit gehen, dass eine Arbeitsstelle vom Gegner ausgehoben werden kann, ohne dass die KP. wüsste, dass es sich um die Stelle eines internationalen Mannes handelt [...]. Im Falle Ziegler/Peters wusste z. B. die KPD auch nicht, dass dort ein Mitarbeiter des Dimitroff untergetaucht war, teils sogar dieser selbst dort aus- und einging. Die Stelle war der KPD solange unbekannt, bis D. den Diebstahl des Geldes berichtete und um Aufklärung und Wiederbeschaffung bei der KPD nachsuchte" (BArch Berlin, R 58/3439, Bl. 18). Dieser nicht datierte Bericht stammt vermutlich aus dem Jahre 1937 (Ablage neben anderen auf 1937 datierten Berichten). Von einer Wirtin und deren Freund ist auch im Geständnis Sauters aus dem Jahre 1938 die Rede. Näherungsweise stimmen auch die Angaben über die Höhe der gestohlenen Gelder überein. Auf den Vorgang wird abermals Bezug genommen in einem anderen „Ra.-2"-Bericht: Die Vermieterin eines Zimmers an Dimitroff – die „Wirtin [...] hat in Gemeinschaft mit ihrem Freund, einem gewissen Ziegler, die Schreibtischschubladen häufiger ‚revidiert' und im Laufe der Zeit einige tausend Mark gestohlen. Schliesslich haben die beiden gemeinsam einen grossen Betrag von etwa 14 000,– Mk. gestohlen. [...] Um dieses Material zu beseitigen hat Ziegler es in den Waldungen in der Nähe des Schlachtensees vergraben, wo es später von einem Spaziergänger aufgefunden und der Politischen Polizei ausgehändigt wurde" (BArch Berlin, R 58/3439, Bl. 110). Dieser Bericht ist offensichtlich eine vorsätzlich irreführende Darstellung von Sauter („Ra. 2"). Er wußte doch, wer der „Finder" war und daß das Geld nicht der Polizei, sondern Dimitroff ausgehändigt wurde.

21 SAPMO-BArch, SgY 30/0171, Bl. 31. „*Springer* war einer von den 4 Genossen, welche die illegale ZK-Tagung 1933 organisierten, bei der der Genosse *Thälmann* zum letzten Male sprach. 2 von den 4 Genossen sind tot, der dritte damalige Genosse ist *Springer* und der vierte ist ein gewisser *Dünow*, der jetzt bei der Volkspolizei als Inspekteur Dienst tut. Bei diesem Genossen *Dünow* wurde keine

Reichsgrenzen.[22] Den 1. Mai 1933 will er zusammen mit seinem Freund Hermann Dünow (stellvertretender Reichsleiter des AM-Apparates der KPD) in dessen Wohnung gefeiert haben.[23] Mitte 1933 schied er nach eigenem Bekunden aus der Abteilung I beim ZK der KPD aus.[24]

Im Sommer 1933, „etwa im Juli", wurde er „zum Nachfolger des Leiters jenes Apparates bestimmt, der sich mit der Anfertigung von falschen Dokumenten befaßte, und zwar infolge Freiwerdens dieses Postens".[25] Der Leiter des Paßfälscherapparates der KPD, Richard Großkopf, war am 3. Mai 1933 verhaftet worden.[26]

Nach Übernahme dieser Funktion hatte Sauter unter Mithilfe von Arthur Lange – Angestellter der Sternwarte – fünf Koffer mit Material der Paßfälscherorganisation im Unterbau des Fernrohres der Sternwarte Berlin-Treptow versteckt. Sein diesbezüglicher Deckname war „Berger".[27] Am 18. Dezember 1933 war „Alex Sauter"[28] zusammen mit Rudolf Schwarz (Reichsleiter „Abwehr")[29], Wilhelm Bahnik (Reichsleiter des „BB"-Ressorts)[30] „und einem 4. Genossen" für die Abdeckung des Treffs von Langowski (Leiter der Abteilung „Stolp/O" = Reichswehrzersetzung)[31] und Kattner (technischer

Nachfrage gehalten, da die eingezogenen Ermittlungen ergaben, dass Dünow 1945 nicht sofort wieder Mitglied der Partei wurde, sondern erst später eingetreten ist. [...] Springer interessiere sich lebhaft für *Dünow* [...]." Siehe BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 2, Bl. 194 f.; auch ebd., AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 52, 91, 103. Bestätigung der gemeinsamen Teilnahme von Sauter und Dünow an der organisatorischen Absicherung der letzten ZK-Tagung in Ziegenhals von Dünow selbst: ebd., MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 91.

22 BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133.

23 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 68.

24 BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133.

25 Geständnis im Prager Polizeigefängnis 1938 (BStU, MfS, ZA, AP 1034/60, Bl. 30 ff.).

26 Siegfried Grundmann, Richard Großkopf und die kommunistische Paßfälscherorganisation, in: *IWK*, Jg. 40 (2004), H. 4, S. 423–464.

27 Nach langwierigen Recherchen fand die Gestapo heraus, daß „Berger" = „Hugo" = Sauter war. Eine Bestätigung dafür hat Sauter 1953 selbst geliefert. In einem „Auskunftsbericht" des MfS vom 11. 12. 1958 wird dazu bemerkt: „Während seiner Tätigkeit im Apparat will er bei der Sicherstellung des Paßapparates den größten Teil des Materials auf der Sternwarte in Treptow, in dem äußeren Mantel eines Fernrohres versteckt haben" (BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 141). Gäbe es dieses eindeutige „Geständnis" nicht, könnte man annehmen, daß ein anderer „Berger" und Mann „mit Goldzähnen" das Material in der Sternwarte deponiert hatte: Walter Tygör. Ein Hinweis darauf, daß nicht nur Sauter, sondern auch Tygör Goldzähne hatte, ist bereits in den Akten der Gestapo zu finden. Daß er darüber hinaus den Decknamen „Berger" geführt haben könnte, ergibt sich aus mehreren Briefen bzw. Fragebögen aus der Zeit nach 1945. Siehe Landesarchiv Berlin, C Rep. 118-01, Nr. 9915. Dort nennt er sich „Walter Tygör-Berger". Trotz mancher Irritationen ist anzunehmen, daß Sauter („Berger") die Koffer mit Material der Paßfälscher in der Sternwarte deponiert hatte.

28 Alex Sauter – so die Wortwahl in einem späteren Erinnerungsbericht von Hermann Dünow.

29 Rudolf Schwarz, am 3. 3. 1904 geboren, von der Gestapo aus Rache für die am 1. 2. 1934 erfolgte Ermordung von Alfred Kattner am 1. 2. 1934 liquidiert. Zusammen mit Schwarz wurden am 1. 2. 1934 auch John Schehr, Erich Steinfurth und Eugen Schönhaar umgebracht.

30 Wilhelm Bahnik (15. 5. 1900 bis 12. 3. 1938).

31 Karl Max Langowski, geboren am 1. 10. 1905. Ab 1932 Leiter der „antimilitaristischen Arbeit" in der Reichswehr. Siehe BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 308, Bl. 248; BStU, MfS, AOP 316/59, Bd. 1, Bl. 62. Langowski starb 1965 in Woltersdorf bei Berlin.

Sekretär Ernst Thälmanns)[32] verantwortlich.[33] Bei der anschließenden Zusammenkunft Langowskis mit Dünow (18. Dezember 1933, 20.20 Uhr) im Café „Germania-Palast" in der Belle-Alliance-Straße wurde Dünow festgenommen.[34] Davon scheint Sauter aber erst später erfahren zu haben – oder Kippenberger[35] irrt. Der Aufzeichnung Kippenbergers vom 4. Januar 1936[36] zufolge soll „Ferry" nämlich am 21. Dezember 1933 in Paris gewesen sein und über den labilen physischen Zustand von „Reinhold" (Dünow) berichtet haben. Kippenberger sah sich dadurch in seiner Meinung, daß „Reinhold" überfordert sei, bestärkt. Es wurde beschlossen, „Reinhold sofort abzuberufen und ins Ausland zu holen. [...] Als Ferry mit dieser Direktive nach Berlin zurückfuhr, war es schon zu spät, da *war* Reinhold schon verhaftet, ohne dass wir das wussten."[37]

Seit dem Verhör Dünows am 29. Dezember 1933 im Staatskrankenhaus Berlin war der Gestapo bekannt, daß „Hugo", früher „Ferry", nach der Verhaftung des Chefs der Paßfälscherorganisation als dessen Nachfolger fungierte:

Dünow: „Mir ist weiter bekannt, dass [...] noch andere selbständige, direkt unter dem Sekretariat des Z.K. arbeitende Abteilungen bestanden, die damals auch schon illegal arbeiteten. Hier handelt es sich um a) die Passabteilung, deren Leiter damals ‚*Steinke*' richtig Grosskopf, Richard, [war,] den ich auf einem mir vorgelegten Lichtbild mit ziemlicher Sicherheit wiedererkenne, sein Mitarbeiter war ‚Ferry', der jetzt als ‚Hugo' die Passabteilung unter sich hat [...]."[38]

Weiter gab Dünow am 2. Januar 1934 zu Protokoll:

„Die Abteilung ‚Storm' umfasste die Stelle, die sich mit der Herstellung falscher oder Verfälschung echter Urkunden befasste, also die früher bereits unter dem Sekretariat des Z.K. bestehende Passfälscherorganisation. Leiter ist ‚Hugo', der sich früher ‚Ferry' nannte. Sein richtiger Name ist mir nicht bekannt. Ich kenne ihn seit etwa 2 Jahren vom K.L.-Haus her, wo er nebenbei mit Uhren gehandelt hat. Über diese Abteilung weiss ich, dass die Stempel wahrscheinlich in der Alexandrinenstr.[39] in einem von mir bezeichneten Hause, worin sich eine Vulkanisierwerkstatt befindet, hergestellt werden. Hugo hatte im genannten Hause einen eigenen Raum inne. Weiter hörte ich von Hugo gesprächsweise, dass er in der Sternwarte Treptow einen Koffer mit Material

32 Alfred Kattner, geboren am 23.9.1896. Technischer Sekretär des ZK der KPD: ab Sommer 1933 V-Mann der Gestapo. Von Hans Schwarz am 1.2.1934 ermordet.

33 Laut einem Bericht von Dünow vom 1.1.1946 über die Verhaftungen am 18. Dezember 1933, in: SAPMO-BArch, NY 4166, Bd. 1, Bl. 3.

34 Ebd., Bl. 2; Hermann Dünow, 27.8.1936, Bericht in der Angelegenheit Karl Langowski, ebd., Bd. 2, Bl. 16.

35 Hans Kippenberger (15.1.1898 bis 3.10.1937). 1926–1933 Reichsleiter des AM-Apparates. 1933–1935 KPD-Abschnittsleitung Paris. 1935 zur Berichterstattung nach Moskau berufen und Abberufung von sämtlichen Parteifunktionen. Am 5.11.1936 in Moskau verhaftet und am 3.10.1937 hingerichtet.

36 BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 83, Bl. 134.

37 Zum 21.12.1933 ist auch zu bemerken, daß an eben diesem Tage nach Gestapoangaben in Dünows Büro, Kurfürstenstraße 45, gegen 16.05 Uhr ein Ferngespräch aus Moskau angekommen sein soll. BArch Berlin, ZC 5709, Bd. 5, Bl. 41.

38 BArch Berlin, ZC 5709, Bd. 5, Bl. 36.

39 Die Alexandrinenstraße war und ist eine Parallelstraße zur Alten Jacobstraße (also nur wenige Meter von der Adresse Alte Jacobstraße 93 entfernt).

untergestellt habe. Hugo muss weiter ein Büro unterhalten, wo die Fälschungen vorgenommen werden, ferner einige Lagerstellen mit Material und unbedingt auch eine Photowerkstatt haben. Näheres kann ich hierüber nicht angeben, da wie bereits gesagt, jede Abteilung selbständig arbeitete und sich auch die Räume suchte. Von den Mitarbeitern des ‚Hugo' kenne ich nur einen Mann, der ‚Wolf' genannt wurde. Meiner Ansicht nach wurde die gesamte Fälscherarbeit in Berlin ausgeführt."[40]

Einen Gefallen hatte Dünow seinem Freund Sauter allerdings getan: Er hat „Ferrys" bzw. „Hugos" richtigen Namen nicht verraten, „nicht gekannt". Er habe angeblich erst seit 1932 mit ihm zusammen gearbeitet.

Dünow bestritt selbst dann, „Hugo" gut gekannt zu haben, so im Verhör am 16. November 1934, als ihm der Untersuchungsrichter beim Volksgerichtshof (VGH) vorhielt, zu „Hugo in näheren Verbindungen gestanden" zu haben, als er bisher zugegeben habe.[41] Er leugnete noch am 27. Februar 1935 hartnäckig, 1931 oder 1932 zusammen mit „Ferry" (= „Hugo") die Befreiung eines festgenommenen Genossen in Norddeutschland (in Wilhelmshaven) organisiert zu haben. Dünow gab an, daß zwar ein Max Matern und ein weiterer Mann dabei gewesen seien, aber nicht „Ferry".[42] Er hörte nie auf, seinen Freund „Ferry" zu schützen.

Ähnlich wie Dünow äußerte Rudolf Schwarz im Verhör am 11. Januar 1934: „Über ‚Storm' = Passfälscherabteilung ist mir bekannt, dass der heutige Leiter bezw. Hauptmitarbeiter ein früherer Uhrenhändler in den Parteibetrieben mit dem Decknamen ‚Ferry' jetzt ‚Hugo' ist, der aus dem U.B. Zentrum stammt. Sein richtiger Name ist mir nicht bekannt. Er ist etwa 35 Jahre alt, ca. 1,75 gross, dunkelblondes Haar mit Scheitel, bartlos und ziemlich schlanker Figur."[43]

Es dauerte nicht lange, bis der mit der Paßfälschersache befaßte Gestapomann, Kriminalassistent Karl Giering, den richtigen Namen „Ferrys" bzw. „Hugos" herausfand. Er wußte außerdem, daß „Ferry" („sein Name ist bekannt") bis zuletzt „eine besonders enge Freundschaft [...] mit Dünow" verband.[44] Auf welche Weise er das erfahren hat, ist den Akten nicht zu entnehmen. Nicht auszuschließen ist, daß Dünow sein Schweigen schließlich doch gebrochen hatte. Im übrigen hatte er der Gestapo im Verhör am 2. Januar 1934 entscheidende Hinweise für die weiterführende Suche gegeben. Die Gestapo mußte nur recherchieren, wer den von Dünow erwähnten Raum in der Alexandrinenstraße bewirtschaftete.[45] Sie mußte auch nach dem Eigentümer der

40 BArch Berlin, ZC 5709, Bd. 5, Bl 39 f.

41 BArch Berlin, ZC 8733, Bd. 8, Bl. 89 Rs.

42 Ebd, Bl. 128 f. Viel später jedoch, 1961/62, konnte er sich erinnern, den Versuch einer Befreiung des Matrosen Spital aus dem Gefängnis Wilhelmshaven zusammen mit Sauter und einem weiteren Genossen unternommen zu haben (SAPMO-BArch, SgY 30/0171, Bl. 25 ff.).

43 BArch Berlin, ZC 8733, Bd. 4, Bl. 27.

44 BArch Berlin, NJ 2844, Bd. 3, Bl. 501.

45 Heinz Hentschke ignoriert in seinen in den 1970er/1980er Jahren aufgeschriebenen Erinnerungen den ihm wohlbekannten Namen „Ferry" bzw. „Hugo", bestätigt aber Angaben, die ehemals Dünow machte: Ein Genosse betrieb dort – in der Alexandrinenstraße 44 – eine Vulkanisierwerkstatt für Autoreifen; dort wurden (inmitten des sonstigen Gestanks) Gummistempel hergestellt. SAPMO-BArch, SgY 30/2169, Bl. 152.

Koffer suchen, der diese, wie Dünow mitgeteilt hatte, in der Sternwarte Treptow versteckt hatte.[46]

In dem von Giering unterzeichneten „Schlussbericht in der Hochverratssache gegen *Dünow* und Gen." heißt es: „Nach den diesseitigen Feststellungen ist als jetziger Leiter der Passfälscherorganisation der im Vorgang bereits mehrfach erwähnte ‚Hugo' tätig. Dieser ist einwandfrei als der Kaufmann Adolf *Sauter*, 27. 2. 01 in Weingarten (Württemberg) geb., festgestellt worden, der bereits am 15. 6. 31 von seiner letzten Wohnung, Chausseestr. 56 b. Herzog, als unbekannt verzogen zur polizeilichen Abmeldung gelangt ist. Sicher hält sich Sauter z. Zt. unter falschem Namen in Berlin auf und ist auch auf Grund falscher Ausweispapiere polizeilich gemeldet."[47]

Nachdem der Gestapo bekannt geworden war, wer die Nachfolge von Großkopf als Leiter der Paßfälscherwerkstatt angetreten hatte und wer der „eigentliche Besitzer des Materials" in der Räumen der Sternwarte Treptow war, wurden die „nötigen Vorbereitungen" zu dessen Ergreifung getroffen.[48] Nun wurde auch Sauter zum Gejagten. Daraus folgt aber nicht, daß er bald gefunden wurde. Als nächstes wickelte Sauter nämlich den im Inland befindlichen Paßfälscherapparat ab. Heinz Hentschke erinnerte sich nach 1945 – als „Hugo" für ihn noch nicht zu einer Unperson geworden war[49] – an die Aktivitäten von Adolf Sauter („Hugo" bzw. „Anton Weitzer") in der Paßfälscherorganisation und bei der Verlegung des Apparats ins Ausland: „Ueber den Gen. Arno [richtig: Bruno] Peterson (heute im Dietz-Verlag) bekam ich eine Verbindung mit Wehner (damals im Sekretariat des ZK der KPD), der mich mit Duhnow[50] zusammenbrachte, als dem damals verantwortlichen Mann für den Buch- oder Papier-(Pass-) Laden, der die Bezeichnung hatte: Hans Blank lin. Neuköllner Genosse, mir bekannt unter Dühring, war der ‚Fach'mann, mit dem ich zusammen arbeitete bis zur Auflösung. Meine Tätigkeit bestand darin: Treffs wahrzunehmen, Einkäufe zu tätigen, zu Setzen und zu Drucken und Gummi machen. Unser Verein arbeitete gut bis zur Kattner-Sache, der Gen. Dühnow hoch ging und er uns nach draussen mitteilen konnte, es sei ratsam die Zelte abzubrechen und unseren Zirkus woanders aufzubauen, denn durch Kattner ist viel geplatzt an Menschen und Material (z. B. Sternwarte Treptow). In

46 Bei ihrer Suche nach der Werkstatt in der Alexandrinenstraße war die Gestapo zunächst erfolglos. Die Gestapo hatte zwar sofort recherchiert – allerdings, wie der Beamte Braschwitz am 22. 12. 1935 berichten mußte, ohne den gewünschten Erfolg. Vgl. BArch Berlin, ZC 8733, Bd. 3, Bl. 22. Obwohl Dünow den richtigen Straßennamen – „Alexandrinenstraße" – nannte, hatte der anscheinend überforderte Beamte Dr. Braschwitz angeordnet, in der benachbarten Kürassierstraße – in der Vulkanisierwerkstatt von Hildebrand & Richter, Kürassierstraße 4 – zu suchen. Viel später, 1938, wurde man fündig – in der Vulkanisieranstalt Giebel, Alexandrinenstraße 22 a (BArch Berlin, R 58/3534, Bl. 3). Wenn die Hinweise Dünows bei der Suche nach dem Klarnamen von „Hugo" hilfreich gewesen sein könnten, so durch die Nennung „Bergers" und der Sternwarte.

47 BArch Berlin, ZC 8733, Bd. 3, Bl. 67 f.

48 BArch Berlin, ZC 5709, Bd. 5, Bl. 33 Rs.

49 In seinen umfangreichen, 287 Blatt umfassenden, undatierten „Erinnerungen" aus späterer Zeit ist zwar viel von der Herstellung von Pässen, von „Hugo" aber keine Rede mehr. Vgl. BArch Berlin, SgY 30/2169.

50 Gemeint: Dünow.

Oswald[51] und Hugo vom AW (Abwehr) Apparat bekamen wir einen neuen Kopf und die Auflage, den Laden in Deutschland zu liquidieren. Meine Tätigkeit bestand nun darin, sogenannte ‚Transporte' zu machen, d. h. ich schaffte alles, was wir an Büchern und Papieren sowie Gummi usw. hatten, nach Saarbrücken, Grossherzog Friedrich Str. 6, wo Hugo unter den Namen ‚Anton Weitzer Textil-Kaufmann' ein reguläres Büro unterhielt [...] und von dort brachte ich die Sachen umgepackt nach Paris bis zum gare du nord (Nordbahnhof). Nachdem alles ohne Pech erledigt war, blieb ich als enger Mitarbeiter des Hugo zunächst im Abwehr-Apparat. Unsere Aufgabe war die Säuberung der Saar-Emigranten, Entlarvung von Nazi-Spitzeln. An einen Fall ‚Wolf' Stieringen de Wendel entsinne ich mich noch heute, der als Spitzel für die Gestapo Trier tätig war – auch ein Frankfurt Main-Gestapo-Agent fiel uns in die Hände. Auch die Sicherung unserer Genossen Erich Weinert, der z. Zt. in Forbach wohnte, gehörte zu meiner Aufgabe, auch einmal Fred Oelsner, der auf der Durchreise nach Paris war – aber längere Zeit in der Herbert Str. blieb. Bis zum Herbst 1934 arbeitete ich mit Hugo zusammen, von dem ich gerne wüsste, wo er sich z. Zt. befindet."[52]

Nach dem im Juni 1934 erfolgten Ausscheiden aus der Paßfälscherorganisation, deren Apparat damals nach Saarbrücken verlegt wurde, erinnerte sich Sauter, „wurde ich für eine andere Arbeit eingeteilt".[53] Es ist anzunehmen, daß es sich dabei um den nachfolgend genannten Vorgang gehandelt hat.

Am 21. Februar 1934 hatte das Politbüro einen „von Alex gemeinsam mit dem Leiter der Bücherei gemachten Vorschlag" weitgehend abgelehnt und eine drastische Kürzung der Mittel für die „Bücherei" beschlossen. „Die bisher in der Abteilung beschäftigten Genossen sollen nach Hause geschickt werden."[54] „Nach Hause" kann nur bedeuten: nach „Berlin". Einen Monat später, am 21. März 1934, befaßte sich das Politbüro abermals mit der „Bücherei": „Die Abteilung wird besetzt mit drei Mann in S., einem Mann in B.[55] Die Auswahl erfolgt nach gründlicher Prüfung und Bereinigung der Differenzen. [...] Die nicht mehr verwendeten Arbeitskräfte der Abteilung sollen zur weiteren Verwendung nach Hause geschickt werden. [...] Die Verantwortung für die Arbeit der Abteilung trägt Alex."[56] Worin die „Differenzen" inhaltlich bestanden haben, wird nicht gesagt; aber immerhin gab es sie. „Die Verantwortung für die Arbeit der Abteilung trägt Alex" bedeutet: Der bisherige Leiter der „Bücherei" wurde abgesetzt, kaltgestellt oder anders eingesetzt. Damit kann nur Sauter gemeint sein, der nach eigenen Worten die „Bücherei" bis Mitte 1934 geleitet hat – im Juli 1934 „wurde ich für eine andere Arbeit eingeteilt".[57] Diese „andere Arbeit" war eine Tätigkeit im Prager Emigrantenkomitee. Sauter hatte dort ankommende Emigranten zu überprüfen.

51 „Oswald" – nicht zu identifizierende Person.
52 Bericht über „Illegale Arbeit von 1933–1945" (ohne Datum, vermutlich wie die anderen in der Akte abgelegten Erinnerungsberichte aus den Jahren 1947/1948), in: SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/116, Bl. 203 f.
53 BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133.
54 SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/15, Bl. 33.
55 „S" = Saarbrücken, „B" = Berlin.
56 SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/15, Bl. 51 f.
57 BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 127–133.

Einer Information aus dem Jahre 1953 zufolge will Sauter 1934 zusammen mit anderen Genossen und unter Mithilfe eines Gefängnisaufsehers an einer Aktion zur Befreiung von Ernst Thälmann teilgenommen haben.[58] Einen solchen Versuch hatte es 1934/35 tatsächlich gegeben; Franz Schubert war von der Komintern mit der Vorbereitung der Verteidigung Thälmanns und gegebenenfalls einer Befreiungsaktion beauftragt worden. Daran maßgeblich beteiligt war der von Sauter ansonsten häufig genannte, also ihm auch gut bekannte Walter Caro sowie der Justizwachtmeister Moritz.[59] Ob Sauter persönlich an dieser Aktion teilgenommen hat, ist den Unterlagen nicht zu entnehmen. Tatsache ist jedenfalls, daß Sauter eine intime Kenntnis von der Befreiungsaktion besaß.[60] Vielleicht war er identisch mit dem am Vorgang beteiligten und in den Akten erwähnten „Pfälzer [...] ca. 180 cm groß, breitschultrig, etwa 35 Jahre alt, rotblond, glatt rasiert".[61]

Zwischen Juni und August 1934 weilte Sauter in Kopenhagen zu Gesprächen mit der dortigen KP-Zentrale. Zu diesem Zweck reiste er viele Male von Hamburg nach Berlin.[62] Im Herbst 1934 „musste er gemeinsam mit seiner Freundin Deutschland verlassen und emigrierte nach Prag, weil er [...] von der Geheimen Staatspolizei fieberhaft gesucht wurde".[63] „Während des damaligen Aufenthaltes", erklärte Sauter 1938, „entstanden zwischen mir und einigen Leuten in der Leitung der Partei Differenzen bezüglich einiger politischer und organisatorischer Fragen."[64] Anfang Oktober 1934 wurde „Hugo" (Sauter) von seiner Funktion im Prager Emigrantenkomitee (Überprüfung neu ankommender Emigranten) abgelöst. Einen Hinweis dafür liefert die Aussage von Kurt Granzow – Organisator des Kattner-Mordes – im Gestapoverhör am 4. März 1943. Bezugnehmend auf Vorgänge Anfang Oktober 1934, erklärte Granzow: „Da der Laden in Saarbrücken vollkommen legal lief [...] hatte ich den Eindruck, dass ich hier überflüssig sei. [...] Während ich noch auf Antwort aus Paris wartete, tauchte

58 BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 28. In eben dieser Zeit – 1953 – hat Sauter auch ein 19seitiges (einzeiliges) Manuskript zum Thema „Kain, wo ist Dein Bruder Abel" geschrieben (BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 9–27), das sich großenteils mit der Aktion zur Befreiung Thälmanns befaßt. Walter Ulbricht wird darin für den Befehl zum Abbruch der Aktion verantwortlich gemacht.

59 BArch Berlin, NJ 1608, Bd. 5, Bl. 1b–1d, 32 ff.

60 Besondere Beachtung verdient, daß eine „vertrauliche Meldung" hierüber erst im Jahre 1935 bei der Gestapo eingegangen ist (BArch Berlin, NJ 1608, Bd. 5, Bl. 1b), woraus folgen würde, daß unter den damals an der Aktion Beteiligten kein V-Mann der Gestapo war (aber ein Beteiligter später die Fronten gewechselt haben könnte). Bemerkenswert ist auch, daß Sauter im Jahre 1953 den Namen und die zutreffende Adresse Moritz' nennt: „Justizwachtmeister Moritz, wohnhaft Bln.-NW, Melanchthonstrasse" (BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 20) und weitere mit den VGH-Akten (BArch Berlin, NJ 1608, Bd. 1–5) übereinstimmende Details der Befreiungsaktion, darunter die führende Rolle von Franz Schubert. Daß sich Moritz (angeblich) einen Tag nach seiner Verurteilung zu 15 Jahren Zuchthaus – am 22.10.1937 – in seiner Zelle erhängt hatte, war Sauter anscheinend nicht bekannt, wohl aber, daß er sich erhängt hatte (BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 21). Sehr detaillierte Angaben machte Sauter 1953 auch zur Einbeziehung des – später in Verbindung mit der Verschwörung vom 20. Juli 1944 umgebrachten – Rechtsanwalts Dr. Langbehn.

61 BArch Berlin, NJ 1608, Bd. 5, Bl. 1c.

62 BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 30 ff. bzw. BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306. Bl. 127–133.

63 BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 100.

64 BStU, MfS, ZA, AP 1034/60, Bl. 30 ff.

Viktor – Leo Roth – in Saarbrücken auf [...] wo er mir erklärte, dass ich für eine Verwendung in Prag vorgesehen sei, und bereits in den nächsten Tagen dorthin abfahren müsse, da der dort tätige Mann zur Schule nach Moskau soll. [...] Zwei Tage später, es kann dieses am 10. Oktober 1934 gewesen sein, übergab mir Viktor das Reisegeld nach Prag. [...] Am Tage meiner Ankunft [... traf ich] Hugo, den ich in Prag ablösen sollte. [...] Wie Hugo mit seinem richtigen Namen heisst, weiss ich nicht [...]. Dann gab Hugo mir die nötigen Weisungen für meine Arbeit, die ebenfalls in der Überprüfung neu ankommender Emigranten bestand."[65] Eben dieser „Hugo" muß Adolf Sauter gewesen sein.[66] Leo Roth („Viktor") hat nicht nur den Nachfolger bestimmt, sondern vermutlich auch die Ablösung von „Hugo" verfügt.

Die Absetzung von der Funktion des Leiters der „Bücherei" sowie von der Funktion im Prager Emigrantenkomitee und andere Reglementierungen blieben nicht ohne Folgen. Gejagt von den Nazis und den eigenen Genossen, waren Sauters Nerven spätestens im dritten Quartal 1934 völlig zerrüttet. Die Monate Oktober 1934 bis Mai 1935 wurden ein Wendepunkt in seinem Leben: die Zeit des Bruchs mit der KPD. Zwei erhaltene, jeweils vier Seiten lange (einzeilig geschriebene) Briefe Sauters an Kippenberger,[67] wenige Tage bzw. Wochen nach der Ablösung von „Hugo" durch Granzow, am 24. Oktober[68] (siehe Anhang 2) und 6. November 1934[69] (siehe Anhang 3) verfaßt, sind eine Bestätigung dafür.

Der Inhalt der Briefe ist nachträglich nur schwer zu deuten, zumal Kippenberger frühere Briefe Sauters angeblich „in die Ecke" geworfen hatte und die entsprechenden Antworten Kippenbergers nicht überliefert sind. Verständnisschwierigkeiten erwachsen auch aus der Tatsache, daß Sauters Texte sehr verworren sind – das Lesen derselben, wie schon Kippenberger bemerkt hat, dem Lösen eines „Kreuzworträtsels" gleicht. Für den beginnenden Gesinnungswechsel Adolf Sauters ist aber nicht der Gegenstand der entstandenen Differenzen entscheidend, auch nicht, ob und in welchem Maße dieser im Recht gewesen ist. Wichtiger vielmehr ist, daß es schwerwiegende Differenzen gab und wie Sauter darauf reagierte. Häufige Schreibfehler, nicht abgeschlossene Sätze und vage Andeutungen lassen ahnen, wie lädiert dessen Nerven waren.

Sauters Antwort ist eine Mischung aus Selbstkritik und Gegenwehr, Minderwertigkeitsgefühlen, Vorwürfen, Beleidigtsein. Seine anschwellende Wut steigert sich zu Drohungen. Wahrscheinlich hatte Sauter noch nichts Bestimmtes im Sinne, als er

65 BArch Berlin, NJ 1, Bd. 5, Bl. 30 f.; BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 272, Bl. 99–100.

66 Um eine Verwechslung von Sauter und Franz Feuchtwanger – ebenfalls ein „Hugo" – kann es sich nicht handeln, weil Franz Feuchtwanger erst im Juli 1935 nach Prag gekommen ist (BArch Berlin, ZC 71, A. 11, Bl. 7).

67 Zur Zeit des Empfangs der „Hugo"-Briefe war Hans Kippenberger noch Leiter des Nachrichtenapparates der KPD. Im Jahr darauf jedoch fiel er in Ungnade, auf der „Brüsseler Konferenz" 1935 wurde er von allen Parteifunktionen entbunden, am 5. 11. 1936 in Moskau verhaftet, zum Tode verurteilt und am 3. 10. 1937 erschossen. Zu vermuten ist, daß ihn auch die Nähe zu dem ebenfalls in Ungnade gefallenen „Hugo", darunter dessen vernichtende Urteile über „Himmelstoss" (Ulbricht?), belastet hat.

68 SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/266, Bl. 7 f. Eingangsstempel 22. Oktober 1936 (d.h., die „Hugo"-Briefe wurden wenige Tage vor der Verhaftung Kippenbergers in den Akten des EKKI abgelegt).

69 Ebd., Bl. 9–13. Eingangsstempel 21. Oktober 1936.

eine „Affäre Hugo" ankündigte und drohte, „auf die Verlustliste" zu geraten, „abzutreten", „zu verduften". Aber immerhin: der Bruch mit Kippenberger und früheren Mitstreitern scheint nun irreparabel gewesen zu sein. Haß und Rachegefühle des Verschmähten kommen auf. In Konturen sind die politischen und vor allem psychologischen Hintergründe für den bald erfolgten Frontwechsel Adolf Sauters erkennbar. Leo Roth[70] („Viktor") haßte er inbrünstig. Roth, von dem „man auf der ganzen Linie eingebleut bekommt, dass man ein krumm getretener Gendarmenstiefel und nichts anderes" sei. Roth, Kippenbergers „Manager".[71] Noch 15 Jahre später nannte er Leo Roth „zwei Juden in einem".[72]

Bevorzugtes Objekt des Hasses scheint außer Leo Roth auch Walter Ulbricht gewesen zu sein, jener „Himmelstoss [...], der schon durch seinen verrufenen Namen und andere Eigenschaften den Widerwillen der Menschheit mobil macht. Nicht nur, dass er mir sehr unsimpathisch [sic!] ist, er besitzt auch keine Überzeugungskraft, weil, wenn man unter seine Weste sieht, dasselbe biedere Zeug darunter entdeckt, das man, nach ihm, auf den Gerümpelhaufen werfen soll. Die unwahre Uebermenschlichkeit eines Himmelstoss wirkt höchstens komisch und verträgt auch keine Vergleiche."[73]

Angesichts der politisch unterschiedlichen Positionen von Roth und Ulbricht wäre zu fragen, welche Meinungsverschiedenheiten zur Maßregelung von Sauter geführt haben. Die Radikalität der Haltung zu Abweichlern wohl nicht. Namentlich Roth war jemand, der buchstäblich bereit war, „über Leichen" zu gehen (und später selbst zur Leiche gemacht wurde). Es könnte aber sein, daß Sauter, wie sein späterer Mitarbeiter

70 Leo Roth (29.1.1911 bis 10.11.1937). 1931 Absolvent der M-Schule. 1933 stellvertretender Reichs-AM-Leiter. 1934 Emigration. 1936 zur Berichterstattung nach Moskau befohlen, dort verhaftet und zum Tode verurteilt.

71 Sauter („Hugo") an Kippenberger („Adam"), 24.10.1934, in: SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/266, Bl. 9–13.

72 BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 28.

73 Sauter („Hugo") an Kippenberger („Adam"), 24.10.1934, in: SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/266, Bl. 9–13. Vermutlich war nicht Feuchtwanger (Deckname „Hugo"), sondern der in engem Kontakt zu Kippenberger und wie dieser nach Prag (nicht Zürich wie im Falle Feuchtwanger) emigrierte Adolf Sauter (Deckname „Hugo") gemeint, als Ulbricht am 7. März 1935 an Pieck einige Mitarbeiter des „Alex-Apparates" als „Träger der Verbreitung zersetzender Gerüchte" bezeichnete und schrieb: „Ich bin [...] der Meinung, dass es notwendig ist, einige Mitarbeiter des Apparates wie Hugo, Viktor und Lore (Frau von Alex) auszuwechseln und durch Freunde von zu Hause zu ersetzen [...]. Ich teile Dir diese meine Meinung nur persönlich mit und habe dem PB davon keine Kenntnis gegeben" (SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/283, Bl. 21 f.). Drei Wochen später schrieb Ulbricht an Pieck: „Notwendig scheint mir eine ernstere Prüfung der Funktionäre, die im Apparat beschäftigt sind (auch Freund Heinrich, der jetzt, wie Adam sagt, provisorisch für ihn hier weiterarbeitet, ist zu schwach). Es sind auch Freunde im Apparat, die über die Verhältnisse im PB zuviel wissen und deshalb oft geneigt sind, eigene Politik zu machen. – Was den Fall Adam betrifft, so bin ich folgender Meinung: Nachdem das PB einmütig die Resolution beschlossen hatte, zeigte das Auftreten von Adam im PB, dass er die Absicht hatte, auf dem Wege des Apparats den innerparteilichen Kampf weiterzuführen. Es kam offen zum Ausdruck der sektiererische und gruppenmässige Standpunkt von Adam. [...] Wir haben Euch vorgeschlagen, Hugo vom Apparat aller Funktionen zu entheben, weil er politisch ungeeignet ist und parteizersetzende Gerüchte verbreitet hat" (ebd., Bl. 42–44). („Adam" = Kippenberger, „Heinrich" = Franz Schubert, „Hugo" = Adolf Sauter). Ulbricht stellte Pieck frei, seinen persönlichen Brief vom 28. März 1935 den „russischen Freunden nach Belieben zur Kenntnis zu bringen", worum sich Pieck nicht lange bitten ließ.

Wilhelm Fricke meinte, wegen „*trotzkistischer* Auffassungen" bestraft wurde. Warum auch immer: Kippenberger und seine „Manager" (vor allem Leo Roth), waren mit Sauters Arbeit unzufrieden. Bemängelt wurde auch, daß er zu viel Geld ausgegeben habe. Man warf ihm vor, persönliche Interessen über die der Partei zu stellen. Sauter – der „Grünschnabel" – wurde dabei in herablassender Weise behandelt und gedemütigt, von seinem Posten abgelöst und kaltgestellt. Der Konflikt zwischen Sauter einerseits, Kippenberger und Mitstreitern andererseits eskalierte 1935. Walter Ulbrichts verlangte in einem Brief vom 29. März 1935 an Wilhelm Pieck, „Hugo vom Apparat aller Funktionen zu entheben, weil er politisch ungeeignet ist und parteizersetzende Gerüchte verbreitet hat".[74] Ob ein förmlicher Parteiausschluß erfolgte, ist nicht mehr feststellbar. Aber wie dem auch sei: die Trennung Sauters von der Partei war unwiderruflich.

Eine Äußerung aus späterer Zeit – Anfang der fünfziger Jahre – läßt darauf schließen, daß letztlich „pervertierte Liebe", Haß und Rachelust der Ursprung baldigen Verrats gewesen sind: „Ich fühle mich jetzt nicht als Verräter an irgendwelcher Sache, [...] denn sie war nie meine Sache. Es war die Sache anderer Menschen, die mich schon betrogen hatten und verraten, als ich zu ihnen kam. [...] Vieles, was als Haß uns entgegentritt, ist nichts als enttäuschte und pervertierte Liebe. Vieles zwingt uns die Angst vor dem eigenen Mut auf, vieles die Furcht vor den nicht-übersehbaren Konsequenzen eines solchen Schrittes. Man wird verschlossen und beginnt, mit einer Maske herumzurennen. *Manchmal dringt dann die zur Schau getragene Haltung in die Bereiche der Psyche ein und wandelt dann die ursprüngliche Zuneigung in echten und tödlichen Haß um.*"[75]

Sauters Charaktereigenschaften, insbesondere Ehrgeiz und Jähzorn, haben zweifellos zum Verrat beigetragen. Er wurde später wie folgt beschrieben: „Springer ist ein Mensch, der auf Grund seiner jahrelangen Tätigkeit im Spionagedienst sein Leben auch dem entsprechend eingestellt hat. Selber tritt er nach Möglichkeit nicht gerne in Erscheinung. Er ist sehr von sich eingenommen. Alles muß sich um seine Person drehen bzw. seine Ansichten sind die richtigen. [...] In Theater oder Kino geht er so gut wie nicht. Er vermeidet es nach Möglichkeit Orte aufzusuchen[,] wo er keine Kontrolle hat. In Lokalen setzt er sich immer so, daß er das Lokal und den Eingang gut übersehen kann. [...] Selbst liebt er es gut zu leben. Er kleidet sich sehr gut. Hat sonst gute Umgangsformen. Er spricht perfekt französisch und auch englisch."[76] „Bei dem S. handelt es sich um einen leicht erregbaren und streitsüchtigen Menschen, der auch sehr fromm sein kann. [...] Aus diesem Grunde hat er keinen besonders guten Leumund."[77]

74 SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/283, Bl. 44.

75 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 29 (Hervorhebung – S. G.). Diese Worte erinnern an die Psychoanalyse von Sigmund Freud. Vielleicht hatte sich Sauter darauf besonnen. Das Buch kannte er: er hatte es 1939 aus der Bibliothek des Ehemannes seiner Freundin Ilse S. „entliehen".

76 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 73, 74, 75, 76. – Die in „[...]" gesetzten Auslassungen sind Schwärzungen der BStU.

77 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 155, 156. – Die in „[...]" gesetzte Auslassung ist eine Schwärzung der BStU.

Eine Frau von R., bei der „Springer" nach dem Kriege wohnte, äußerte sinngemäß: „Dass der Springer einen ganz schlechten Charakter hat und ein vollkommen skrupelloser Mensch ist, kann man doch am besten daran erkennen, dass er diese Frau [...] ausnützt, in der Form, dass er von ihr Material bekommt, wofür er ein gutes Stück Geld einsteckt, und außerdem noch mit ihr ins Bett geht und sein Vergnügen hat."[78] Der früher im Apparat der KPD tätige Fritz Goder[79] „schätzte Sauter als einen sehr brutalen Typ ein, der über Leichen ginge in der Durchsetzung seiner eigenen Interessen [...]".[80]

Das Zusammenwirken der genannten zwei Komponenten – schwerwiegende Differenzen mit führenden Funktionären der KPD sowie Sauters Charaktereigenschaften – führten schließlich dazu, daß Sauter die KPD verließ und ein V-Mann der Gestapo wurde. Die Trennung von der KPD ist nachvollziehbar, der Verrat – die Auslieferung von früheren Gesinnungsgenossen und Mitkämpfern an die Gestapo, wissend um die Folgen – aber nicht. Bis zum Seitenwechsel war Adolf Sauter allerdings ein verdienstvoller Funktionär im kommunistischen Untergrund – intelligent, waghalsig und erfolgreich; ein versierter Kenner des Apparats der KPD, und als Mitarbeiter des „Abwehr"-Ressorts bestens mit geheimdienstlicher Tätigkeit der KPD und ihrer Gegner vertraut.

V-Mann der Gestapo

Am 14. Mai 1935 führte eine Auseinandersetzung in Prager Emigrantenkreisen[81] bei Adolf Sauter zu einem Wutausbruch. Dieser drohte, sich der Gestapo zur Verfügung zu stellen. Was die Beteiligten nicht glauben konnten, tat er.[82] Er fuhr noch am 14. Mai nach Berlin, begab sich am 15. Mai 1935 dort zum Konzentrationslager Columbia-Haus und bot der Gestapo seine Dienste an. Die „Einstiegsprüfung" bestand er noch am gleichen Tage. Mit Hilfe seines Freundes Rudolf Schüllenbach aus dem „BB-Ressort" der KPD wurden Felix Bobek[83] und Ewald Jahnen zum Treff bestellt und der Gestapo ausgeliefert. Um den Verrat nicht ruchbar werden zu lassen, wurde zum Schein auch Schüllenbach festgenommen und zusammen mit Bobek und Jahnen ins Konzentrationslager Columbia-

78 BStU, MfS, ZA, AU 42/56, Bd. 1, Bl. 33 f.

79 Namensangabe – bei gleicher Adresse – in den MfS-Akten auch „Fritz Groter".

80 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 9, Bl. 334 f.

81 Fritz Goder – am 18. 2. 1959 im MfS befragt – erinnerte sich: „Als Apparatmann des ZK ging Sauter 1933 in die ČSR in die Emigration. Aufgrund einer Einweisung in ein Hotel, die ihm nicht paßte, hatte er am Wenzel-Platz eine Auseinandersetzung mit führenden Genossen. *Sauter* (bekannt als ‚Verry') erklärte in dieser Auseinandersetzung, daß er nach Berlin zurückgehe und sich dort im ‚Columbiahaus' der Gestapo zur Verfügung stellen werde. Kurze Zeit später ging er nach Deutschland zurück" (BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 9, Bl. 334 f.).

82 BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 100–102. Eine persönliche Mitteilung der Leiters der HA X des MfS an den Leiter der HA IX vom 19. 7. 1983 stimmt damit inhaltlich überein (BStU, MfS, AP 1034/60, Bl. 15 f.).

83 Siegfried Grundmann, Dr. Felix Bobek. Chemiker im Geheimapparat der KPD (1932 bis 1935), Berlin 2004.

Haus eingeliefert[84] (und dann wieder freigelassen). Aus dem Apparatmann „Hugo" bzw. „Ferry" wurde der V-Mann „Ra. 2" (später „Gi. 22") und aus dem Apparatmann Rudolf Schüllenbach der V-Mann „Gi. 2" (später „Gi. 20"). Zufrieden konnte der inzwischen zum Kriminalsekretär aufgestiegene Karl Giering am 16. Mai 1935 melden, daß Jahnen[85] dank „vertraulicher Verbindungen" festgenommen werden konnte.[86]

Noch hat man in der Emigration aber nicht glauben wollen, daß Sauter die Fronten tatsächlich gewechselt hatte. Im Gegenteil. „Aus Sicherheitsgründen" wollte ihn die deutsche Vertretung beim Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale im Juni 1935 nach Moskau schicken:

„An das Moskau, den 3. Juni 1935
ZK der MOPR.
Werte Genossen!
Wir bitten, folgenden Genossen die Einreise nach der Sowjetunion als Emigranten zu gestatten.

1.) *H. Schuldt*, Mitglied des ZK [...].

2.) Genosse *Ferry*, der zwei Jahre in der Illegalität sehr verantwortliche Arbeit im Apparat geleistet hat. Er kann aus Sicherheitsgründen nicht verwandt werden, muss aber auch sofort von Prag weg. [...]

Mit kommunistischen Gruss!
Deutsche Vertretung beim EKKI
RICHTER"

Handschriftlich links neben „2. Genosse Ferry": „bewilligt". Das hier zwar nicht, in allen anderen Fällen mit der gleichen Unterschrift eingetragene Datum dürfte stimmen: „13. VI.".[87]

Daraus wurde aber nichts. Vielleicht hatte sich Sauter, wie er später, am 8. Februar 1954, behauptete, geweigert.[88] Nicht völlig auszuschließen ist, da Ulbricht, Pieck und

84 BArch Berlin, ehem. BDC Akte 933 KL Columbia, Begleitbeleg Nr. 162. Den überlieferten Begleitscheinen nach zu urteilen, gingen an diesem Tage vier Gefangenentransporte ins Columbia-Haus. Da auf dem Bobek und Jahnen betreffenden Begleitbeleg der sonst übliche Stempelabdruck nicht zu finden ist, ist anzunehmen, daß die Einlieferung zu einem Zeitpunkt erfolgte, zu dem die Stempel bereits verschlossen waren – d. h. spät am Abend. Das KL (so die damalige Abkürzung für „Konzentrationslager") befand sich in der Nähe des Berliner Flugplatzes Tempelhof. Dorthin wurden die im Gestapogefängnis verhörten Häftlinge gebracht und von dort zum erneuten Verhör abgeholt.

85 Und Felix Bobek, den Giering hier aber nicht nennt.

86 BArch Berlin, NJ 8935, Bd. 1, Bl. 1.

87 SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/346, Bl. 25. „Zur Schule nach Moskau" – vgl. dazu die oben zitierte Stelle aus dem Granzow-Verhör vom 4. 3. 1943, in: BArch Berlin, NJ 1, Bd. 5, Bl. 30; BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 272, Bl. 99 f.

88 Sauter hatte geäußert, „daß er einmal nach Moskau geschickt werden sollte. Da dort aber so viele ‚liquidiert' worden wären, hätte er sich geweigert und gesagt, wenn er mit dem Gen. Walter Ulbricht zusammen käme, würde er ihm schon Bescheid sagen. Seine Frau hat mit Bekannten gesprochen und zu diesen gesagt, Gott sei Dank, das der ‚Hugo' jetzt keine Gelegenheit hat, mit dem Walter zu sprechen" (BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 3, Bl. 213 f.).

andere ihm schon mißtrauten, daß die Abordnung nach Moskau nur dem Zweck diente, ihn dort zu „überprüfen". Andere Funktionäre in der Emigration, darunter der Prager Abwehrbeauftragte „Heinrich",[89] vertrauten ihm jedoch weiterhin.

Als Bobek im Oktober aus dem Gewahrsam der Gestapo geflohen war, nahm „Heinrich" trotz mancher Vorbehalte die von Sauter am 21. Oktober 1935 angebotene Hilfe an:

„*Zu B.B.-Verhaftungen.*[90]

Am 21.10.[19]35 war Ferry – Hugo – in Prag und berichtete:

Bei Symp. in Berlin hält sich seit 2–3 Wochen ein Ingenieur *Bobeck* verborgen auf. B. sei im Mai verhaftet worden und es sei ihm gelungen zu entfliehen. Vom Columbiahaus sei er einige Male zur Zahnbehandlung in die Stadt geführt worden. Die Flucht sei beim Zahnarzt gelungen durch Benützung einer sonst verschlossenen Tür.

Die Symp. hätten keine Verbindung zur Partei und darum käme er (F.) her, um uns das zu berichten. Es sollen Schritte eingeleitet werden, um B. ausser Landes zu bringen. Geld sei genug vorhanden.

B. ist ein aus Wien stammender Gen., der mit *Jahnen* im Tiergarten verhaftet wurde.

Die Verhaftungen im B.B. Apparat sind auf eine grosse Provokation zurückzuführen, bei der Sehm und Gerhard Diehl als Provokateure resp. Verräter wirkten. – Auch Ferry ist nicht ganz klar, aber an der B.B.-Sache muss er *unbedingt* sein. Da die Verbindung zu den Symp. resp. Bobek nur über Ferry herzustellen ist, beauftragte ich F. den B. herzubringen.

F. reiste am 21. wieder nach Berlin. Einige Tage später schrieb er eine Karte mit der Mitteilung, dass er bald kommen würde. Seit der Zeit hörte ich nichts.

Ferry oder Hugo heisst richtig Adolf *Sauter*. Er lebt jetzt in Berlin unter dem Namen *Ebel* und wohnt Rankestr. gegenüber von Nummer 3. Seine Frau (Lisa Bauch) ist Kleidermacherin; er selbst reist in Spezial-Auto-Zubehörteilen.

F. berichtet, daß Behrend (richtig: Erich *Braun*) jetzt Augsburgerstr. 83 einen Schneiderladen hat.

In der B.B.-Sache waren vor einigen Wochen wieder Verhaftungen. (Ing. Laboranten u. andere Verbindungen). Das letzte berichtete ein Mädel, das aus Berlin gekommen ist.

Kuli [d. i. Alfred Bartel] weiss Bescheid.

Heinrich."

Sauters Bericht und Hilfsangebot zielten darauf, den Eindruck erwecken, daß er der Partei treu geblieben sei. Das ihm entgegengebrachte Vertrauen wollte er nutzen, um

89 „Heinrich" = Franz Schubert (geboren am 20.3.1893, erschossen am 2.6.1942 in der UdSSR). 1933 bis 1934 Abwehrleiter in Prag.

90 SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/94, Bl. 101 („Zu B.B.-Verhaftungen, 12.12.[19]35"). „Bobek ist ein aus Wien" bis „Auto-Zubehörteilen" ist identisch mit einer Passage im „Bericht über die Verhaftungen aus B.B. vom 11.1.[19]36", in: SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/95, Bl. 9.

die Beziehungen zwischen Prag und dem Reich auszuspionieren. Hilfe leistete er nicht. Im Gegenteil, er sorgte dafür, daß Bobek am 24. Oktober 1935 – drei Tage nach Sauters Berichterstattung in Prag – erneut verhaftet werden konnte.[91] Seine Tarnung schien perfekt zu sein. Als Schüllenbach („Sehm") als „Provokateur resp. Verräter" schon entlarvt war, ahnte man in Prag und Moskau noch nicht, daß Sauter bereits die Seiten gewechselt hatte.

Schüllenbach und Sauter haben wesentlich dazu beigetragen, daß die Gestapo das BB-Ressort der KPD im Jahre 1935 weitgehend liquidieren konnte. Bis Mai 1935 hatte die Konspiration im BB-Apparat einigermaßen gut funktioniert, den präventiven Maßnahmen war, wie Kippenberger am 4. Januar 1936 in seinem „streng vertraulichen" Bericht über „Verhaftungen im zentralen Apparat der mil.-pol. Abteilung" meinte, „sicherlich gutzuschreiben, dass der Apparat von der allgemeinen Verhaftungswelle verschont blieb".[92] Seit dem Mai 1935 dagegen, seit dem Verrat von Sauter und Schüllenbach hatte die Gestapo leichtes Spiel.

Der aktivere von beiden mag in der BB-Angelegenheit Rudolf Schüllenbach gewesen sein; Sauter agierte meistens im Hintergrund. Anscheinend wirkte Sauter aber auch direkt mit, nicht nur bei der Verhaftung von Bobek und Jahnen, sondern auch bei der anderer Mitglieder des BB-Apparates. Höchstwahrscheinlich war Diehl im Sommer 1935 nicht nur mit Schüllenbach, den Diehl persönlich kannte, sondern auch mit Sauter, den Diehl persönlich nicht kannte, unterwegs. Jedenfalls ist in zahlreichen Verhören von einer Person mit „süddeutschem Dialekt" bzw. allgemein von einer unbekannten Person die Rede, die etwas „über die verlorengegangene Verbindung wissen" wollte,[93] von einem „dritten Mann", „ziemlich groß und blond, ohne Brille", der „bayrische Mundart" sprach.[94] Der Häftling Fischer – in der Strafsache Gorjanic vernommen – lernte Diehl „sowie dessen Begleiter, angeblich ein schlesischer Genosse, kennen".[95] Schüllenbach sprach weder bayrischen noch schlesischen Dialekt. Demgegenüber konnte ein Außenstehender den Schweizer Dialekt[96] Sauters leicht als bayrisch oder schlesisch eingefärbte Mundart deuten.

Die Mitwirkung bei der Liquidierung des BB-Apparates war nur der Beginn der vielen Aktivitäten des V-Mannes Adolf Sauter. Im Dezember 1936 informierte er die Gestapo darüber, daß Konstrukteure der Heinkelwerke in Bildreportagen der Wochenschauen über den Spanischen Bürgerkrieg „teils von ihnen selbst konstruierte" und „an die Kampfstaffel Richthofen gelieferte" Flugzeuge erkannt haben und daraus schlossen, daß sich die Kampfstaffel Richthofen „ganz oder teilweise in Spanien befinde".

91 Ausführlich dazu bei Siegfried Grundmann, Dr. Felix Bobek (Anm. 83).
92 BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 83, 127–136.
93 BArch Berlin, NJ 5961, Bd. 1, Bl. 14.
94 BArch Berlin, NJ 8935, Bd. 4, Bl. 54.
95 Ebd., Bl. 91.
96 Er selbst charakterisierte seine Aussprache 1938 als „Schweizer Mundart" (BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 131).

Daraus folgerte die Gestapo, daß Angehörige der Heinkelwerke das ihnen auferlegte Schweigegebot verletzt hatten.[97]

Wie der V-Mann Sauter arbeitete und wie sehr er bemüht war, Spitzenfunktionäre der Partei ausfindig zu machen und der Gestapo auszuliefern, belegt der Bericht „Huberts" vom 19. April 1937 an die Parteiführung in Moskau. Wie ein Schakal sei Sauter („Ebel") durch das Land geschlichen, um als einer, der wieder „Anschluß" suche, Verstecke und Aktivitäten ehemaliger Mitstreiter ausfindig zu machen. Dabei habe er es nicht unterlassen, zu sagen, daß die Partei den Teufel an die Wand male und die Gestapo ganz anders sei als häufig behauptet werde (siehe Anhang 4).

Sauter hielt, wie dem Bericht von „Hubert" auch zu entnehmen ist, weiterhin Verbindung zu „Reinhold" (Hermann Dünow), der inzwischen zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden war und nicht ahnte, daß sein „Freund" das ihm entgegengebrachte Vertrauen mißbrauchte, um der Gestapo über kommunistische Aktivitäten hinter den Gefängnismauern zu berichten. Vorteilhaft für Sauter war dabei, daß er die Verbindung zum inhaftierten Dünow bereits Anfang 1934 hergestellt hatte. Am 1. Januar 1946 bestätigte Hermann Dünow selbst: „Unmittelbar nachdem ich vom Staatskrankenhaus zur Gestapo zurück gebracht worden war, nahm ich über meine Frau und den Gen. Sauter ('Ferry') Verbindung zu den nicht festgenommenen Genossen der Am-Leitung auf, um sie von Stand und Verlauf der Untersuchung laufend zu informieren; diese Verbindung, die später über meinen 1941 im K.Z. Sachsenhausen umgekommenen Bruder Gustav ging, wurde während der Dauer der Untersuchung fortgesetzt und lief später vom Zuchthaus Luckau und Gollnow bis ungefähr 1938."[98]

Das Jahr 1937 wurde überhaupt zu einer Zeit eifriger Berichterstattung von „Ra. 2" (bzw. „Gi. 22"):

Bei der Durchsicht und Auswertung von Akten aus dem Jahre 1931 hatte die Gestapo im Februar 1937 Paßfotos aus dem Westeuropäischen Büro (WEB) der Kommunistischen Internationale gefunden.[99] „Ra. 2" wurde um Mithilfe bei der Identifikation von dort abgebildeten Personen gebeten. „Ra. 2" gab einen Bericht zur damaligen Aktenablage im „Balkanbüro" des WEB, war jedoch nicht in der Lage, diese Personen identifizieren zu können.[100]

Im April 1937 berichtete „Ra. 2" „über die Stimmung der im Auslande lebenden deutschen Kommunisten".[101]

Im Juni 1937 (Gestapovermerk vom 30. Juni 1937) erläuterte „Ra. 2" in einem neunseitigen (einzeiligen) Papier die Arbeitsweise sowie die Befehlsstrukturen der Komintern (Verwendung gefälschter Pässe, Finanzierung, Reisen von Beauftragten der Komintern, Quartierapparat, Deck- und Telegrammadressen usw.).[102] Er beantwortete in einem weiteren Bericht die Frage „Ist die Komintern identisch mit der Regierung

97 BArch Berlin, R 58/3439, Bl. 4 ff.
98 SAPMO-BArch, NY 4166, Bd. 1, Bl. 3.
99 BArch Berlin, R 58/3439, Bl. 109.
100 Ebd., Bl. 110.
101 Ebd., Bl. 4–7.
102 Ebd., Bl. 12–20.

der UdSSR?": „Es ist also [...] ohne Weiteres klar, dass eine Identität der Regierung der UdSSR. mit der Komintern vorhanden ist."[103] Ein weiterer, aber nicht datierter „Ra.-2"-Bericht betraf „Geldüberweisungen der Sektionen an die Komintern".[104]

Im August 1937 (Gestapovermerk vom 11. August 1937) beschaffte er (hier unter dem Decknamen „Gi. 22") in Antwerpen ein Exemplar der Broschüre „Der Volkswirtschaftsplan der UdSSR".[105]

Im August 1937 (Gestapovermerk vom 16. August 1937) berichtete „Gi. 22" über eine Reise nach Amsterdam und Antwerpen, dabei über Munitionstransporte aus der ČSR nach Den Haag und Amsterdam, Waffentransporte nach Spanien (Valencia) und die „Anwerbung von Freiwilligen für die Internationale Brigade" in Spanien.[106]

Außerdem informierte „Ra. 2" im August 1937 (Gestapovermerk vom 10. August 1937) ausführlich (sieben Seiten, einzeilig) über die Arbeiter-Olympiade in Antwerpen vom 25. Juli bis zum 1. August 1937.[107] Die Details im Bericht erlauben den Schluß, daß es „Ra. 2" gelungen war, ohne Verdacht zu erregen bis zum Organisationskomitee der Arbeiter-Olympiade vorzudringen.

Im Dezember 1937 (Gestapovermerk vom 13. Dezember 1937) berichtete „Gi. 22" über Gerüchte in sozialdemokratischen Kreisen betr. Bildung einer Emigrantenlegion in der ČSR.[108]

Ein weiterer Bericht vom Dezember 1937 (Gestapovermerk vom 17. Dezember 1937) avisierte Meinungen zum deutschen Luftschutz:[109] „Vermutlich aus sozialdemokratischen Kreisen, die der franz. und der tschechischen Regierung nahestehen", werde „systematisch den Anhängern gegenüber darauf hingewiesen, daß die deutschen Maßnahmen des Luftschutzes völlig wertlos seien [...]."

Von „Ra. 2" bzw. „Gi. 22" stammen vermutlich noch weitere Berichte, sind aber als solche nicht eindeutig identifizierbar.

Dafür, daß er in der Sache „Paßfälscherorganisation" im August und November 1937 nur noch als Auskunftsperson fungieren konnte,[110] hatte er einstmals selbst gesorgt, da er ja die geordnete Flucht aus Deutschland organisiert hatte. Um so detaillierter waren dann die Informationen, die er zur Geschichte und Arbeitsweise der Paßfälscher liefern konnte. Unverzichtbar waren für die Gestapo jene Hinweise, die er bei der Suche nach früher im Paßapparat tätigen Personen gab. Wen, wenn nicht Adolf Sauter, konnte die Gestapo verwenden, um Heinz Hentschke auszuspionieren – Hentschke, Sauters Mitstreiter in der Paßorganisation, Mitorganisator der Transporte 1934 nach

103 Ebd., Bl. 21–23.
104 Ebd., Bl. 8 ff.
105 BArch Berlin, R 58/2338, Bl. 1. Die Broschüre selbst ist in der angegebenen Akte nicht abgelegt. Dafür, daß sich die Verwendung der Decknamen „Ra. 2" und „Gi. 22" zeitlich überschneidet, gibt es keine plausible Erklärung. An der Personengleichheit von „Ra. 2" und „Gi. 22" kann jedoch kein Zweifel bestehen, da in den Gestapoakten wiederholt von „Ra. 2 (Gi. 22)" die Rede ist.
106 BArch Berlin, R 58/3439.
107 Ebd. sowie R 58/3416.
108 BArch Berlin, R 58/2338, Bl. 4.
109 BArch Berlin, R 58/3439, Bl. 35.
110 BArch Berlin, R 58/3534, Bl. 35–42 Rs., Bl. 63.

Saarbrücken und Paris? Wer, wenn nicht Adolf Sauter, der letzte inländische Chef der Paßfälscherorganisation, konnte als „Gi. 22" und „Ra. 2" der Gestapo die Auskunft geben, daß fünf Personen aus der Paßfälscherorganisation, darunter „Wolf", „Abel" u. a. noch nicht identifiziert werden konnten?[111] Sauter war aber nicht nur Informant, sondern ein rühriger, analytisch denkender Mitarbeiter von Giering, vielleicht einer der erfolgreichsten V-Männer überhaupt. Einer, der keine Aufträge brauchte, um zu wissen, was zu tun ist. Im Gegenteil: Er sagte Giering, was die Gestapo unternehmen müsse, um Kommunisten und Hitlergegner zu fangen.

Im April 1937 hatte Sauter – als „Ra. 2" – über die „Stimmung in den Reihen der im Auslande lebenden deutschen Kommunisten und eine sich daraus ergebende Lehre"[112] berichtet: Die Angst der KPD-Führung, „ein jeder aus dem Lande kommende Mann" könnte kurz zuvor „umgefallen" sein, schrieb Sauter, grenze an „Hysterie". Jeder „nicht legitimierte Ankömmling" sei „für die draussen aufhältlichen Kommunisten entweder ein Gestapomann oder ein Trotzkist". „Ra. 2" bzw. „Gi. 22" informierte, wie gesagt, nicht nur, sondern er erteilte der Gestapo auch zwei sich daraus ergebende „Lehren": „Die eine ist, daß es heute mit grösster Leichtigkeit möglich ist, irgendeinen beliebigen Mann in Konflikt mit der KPD. zu bringen, wenn auf geschickte Weise ein Verdacht gegen ihn lanciert wird. [...] In grösserem Maße angewendet, heisst dies die Ausnützung einer vorhandenen, von der Partei geduldeten und noch genährten Psychose zum Zwecke der Weitertreibung dieser Hysterie, die unzweifelhaft ein Element der Zersetzung darstellt. [...] Die andere Lehre ist die, daß draussen, insbesondere an den wichtigeren Stellen, kaum Leute lanciert werden können, die ungenügend oder gar nicht legitimiert sind. Fast aussichtslos aber erscheint der Versuch, einen Mann zu lancieren, gegen den auch nur das geringste an Vorwürfen erhoben werden kann [...] Es ergibt sich also die Tatsache, daß die hier vorhandenen Kräfte wirklich im Lande von unten angesetzt werden müssen, und zwar ohne Rücksicht darauf, daß man mit einer gewissen Zeitperiode rechnen muss, die für ihr Hinaufklettern erforderlich werden wird." Der „Weg zum Ziel", heißt es abschließend, geht „offenbar über den Anschluss unten".

Wie sich später zeigen sollte, war genau das ein Weg, den die Gestapo einschlug. Auf eben diese Weise wurde z. B. der Verräter Rambow in die Saefkow-Jacob-Bästlein-Widerstandsorganisation eingebaut.[113]

Vorausgesetzt, daß Berichte aus der ersten Hälfte des Jahre 1938 nicht abhanden gekommen sind, war Sauters schriftliche Berichterstattung nicht ganz so intensiv wie

111 Ebd., Bl. 36, 63.

112 BArch Berlin, R 58/3439, Bl. 4–7.

113 Rambow konnte nicht nur in die von Saefkow geleitete Widerstandsorganisation eindringen, er wurde sogar Abwehrmann im Sicherheitsapparat der Organisation. Er übernahm „die waffentechnische Ausbildung der Wehrgruppe, später die Absicherung von Leitungssitzungen". Er „lernte [...] weitere Funktionäre, auch aus illegalen Betriebszellen kennen, referierte vor ihnen, ging zur Besprechung nächster Aufgaben über oder zur waffentechnischen Ausbildung. Weiter brachte ‚Hermann' mindestens zwei bisher nicht identifizierte Männer mit Widerstandskämpfern zusammen". Vgl. Ursel Hochmuth, Illegale KPD und Bewegung „Freies Deutschland" in Berlin und Brandenburg. Biographien und Zeugnisse aus der Widerstandsorganisation Saefkow, Jacob und Bästlein, Berlin 1998, S. 82.

im Jahr zuvor. Überliefert ist ein „Gi.-22"-Bericht vom 24. Januar 1938 „über die KP-Bewegung in der Schweiz", dabei informierte er auch über Geld-, Waffen- und Munitionslieferungen aus der Sowjetunion nach Spanien.[114] Am 30. August 1938[115] berichtete „Gi 22" „über seine Reise nach Prag von Anfang August 1938",[116] und spottet, daß ein Prager Vernehmungsbeamter der Staatspolizei Sauter August 1938 gefragt habe: „‚Sie, Herr, haben hier angegeben, das Sie sind aus Weingarte in Württeberg. Sie also sind Schwabe. Kennen Sie auch andere Schwab?' Ich antwortete, daß ich aus meiner Heimat heute niemanden mehr kenne."

Für die Aufklärung der Identität von „Ra. 2 (Gi. 22)" sind diese Sätze von entscheidender Bedeutung. Es gibt zahlreiche Indizien (darunter die erwähnte Intimkenntnis zur Paßfälscherorganisation), aber nur diesen Beweis: „Ra. 2 (Gi. 22)" stammte aus Weingarten. Sauter war Schwabe. Und auch das: Adolf Sauter hieß der Mann, der Anfang 1938 von der Prager Polizei festgenommen worden war. Damit wäre auch erwiesen, daß der Klarname von „Ra. 2 (Gi. 22)" nicht, wie in einem überlieferten Gestapodokument angegeben,[117] Emil Sauter, sondern Adolf Sauter war! Was war geschehen?

Am 9. August 1938 reiste Sauter mit einem auf den Namen Walter Ebel lautenden Paß nach Prag, nahm Quartier im Hotel „Axa" und ging am 11. August nichtsahnend zum Emigrantenkomitee. Dort aber übergab man den „Gestapoagenten, dessen richtiger Name Adolf Sauter aus Berlin lautet", der Prager Polizei und vermeldete Details seiner Spitzeltätigkeit. Dem vernehmenden Beamten aus der Prager Polizeidirektion gestand der Festgenommene, daß sein Paß falsch und sein richtiger Name Adolf Sauter sei. Um Mitternacht wurde er „dem hiesigen Gefängnis übergeben" und „um halb eins" in Zelle 16 des Polizeigefängnisses arretiert.[118] Er wurde zu sechs Tagen Gefängnis verurteilt.

Über die am 11. August erfolgte Festnahme nahm die Prager Polizeidirektion ein detailliertes und von Adolf Sauter unterschriebenes Protokoll auf: „Adolf Sauter, geb. 27. 2. 1901 in Weingarten, Deutschland; Nationalität: deutsch; Familienstand: ledig; religiöses Bekenntnis: ohne; Beruf: Kaufmann, wohnhaft: Prag II, Hotel Axa; Schulbildung: Handelsschule; [...] Die Festnahme erfolgte durch RUZICKA, KUDRNA von der Polizeidirektion [...] Effekten: 742,50 Kronen, 1 metallenes Zweimarkstück, 1 Fünfpfennigstück, ledernes Portemonnaie, weiße Armbanduhr, Füllfeder, Spiegel, Puderdose, Taschenmesser [...] Beschreibung der festgenommenen Person: Größe: 176 cm; [...] Zähne: mit Gold ausgebessert [...] besondere Kennzeichen: an der linken Hand fehlt das 1. Glied des Zeigefingers [...]."[119]

114 BArch Berlin, R 58/3439, Bl. 36.

115 Da „Gi. 22" an diesem Tage schon in Kopenhagen weilte, müßte der Bericht schon vor dem 30. August 1938 erfaßt worden sein.

116 BArch Berlin, R 58/3439, Bl. 41 f.

117 BArch Berlin, ZB 7126, A. 3, Bl. 12, 49, 53.

118 BStU, MfS, ZA, AP 1034/60, Bl. 24.

119 Aus dem Tschechischen übersetzt, in: BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 92 f.; dasselbe BStU, MfS, ZA, AP 1034/60, Bl. 22 f.

Polizeiliche Aufnahme von Adolf Sauter, Prag 1938 (Quelle: OZUS Praha)

Der Polizeibeamte erstattete am 12. August Meldung:
„Betrifft: Gestapo-Agent Vorführung
Meldung:

Am 11.8.1938 rief um 23.30 der Sekretär POPPER vom SALDA-Komitee in Prag I, Biskupsky dvur 7 an, daß der erwartete Gestapo-Agent zum erwähnten Komitee gekommen ist. Der unterzeichnende Mitarbeiter und Polizeiagent KUDRNA begaben sich an den Ort und führten den Gestapo-Agenten zur hiesigen Behörde vor. Der erwähnte Agent, der einen reichsdeutschen Reisepaß auf den Namen Walter EBEL besaß, erklärte, daß der Paß falsch und sein richtiger Name Adolf SAUTER ist. Mit SAUTER wurde eine Festnahmeurkunde geschrieben, und um 24 Uhr wurde er dem hiesigen Gefängnis übergeben.

SAUTER erklärte, daß er im Hotel AXA wohnt, wo er einen Koffer mit Wäsche, Bekleidung und einen Mantel hat. Sein Zimmer soll auf seinen Wunsch hin abbestellt und die Rechnung von dem Geld bezahlt werden, was er im Gefängnis der hiesigen Behörde hat.

Anlagen: Reisepaß auf den Namen Walter EBEL; Fahrkarte Berlin-Prag, 2 Zettel mit Notizen und 3 Kofferschlüssel.

Prag, den 12. August 1938
Ruzicka“[120]

Am selbigen Tag übergab das SALDA-Emigranten-Komitee der Prager Polizei einen dreiseitigen Bericht über den Gestapoagenten Adolf Sauter, über dessen frühere

120 OZUS Praha, 202–46–49. Übersetzung, in: BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 96; auch BStU, MfS, ZA, AP 1034/60, Bl. 24.

Mitgliedschaft in der KPD und seine Spitzeltätigkeit seit dem 15. Mai 1935 (siehe Anhang 5).

Während der Haft wurde Sauters Lebenslauf protokolliert (siehe Anhang 1). Allerdings endet der Text inmitten des Satzes an der Stelle, wo über Sauters Tätigkeit im Dienste der Gestapo zu berichten gewesen wäre. Dieser Lebenslauf ist nicht nur ein wichtiges persönliches, sondern zugleich ein wertvolles Dokument zum Geheimapparat der KPD überhaupt.

Am 18. August wurde Sauter entlassen. Die Begründung lautete lapidar: „Die hiesige Abteilung hat kein Interesse am Genannten."[121] Schon wenige Tage später – Anfang September 1938 – reiste „Gi. 22" nach Skandinavien, zunächst nach Kopenhagen, dann – am 4. September – traf er in Stockholm ein. Als Gestapospitzel war er zwar in Prag entlarvt worden, aber nicht anderswo. Der ausgeklügelte Mechanismus der Entarnung von Verrätern hatte versagt.

Die Gründe: Sauters Tarnung war nahezu perfekt; ihn kannte kaum jemand. Er hatte ja schon bei der KPD gelernt, wie man sich zu tarnen hatte. Wenn ein Deckname verbraucht war, wurde ein anderer gewählt. Die Mitteilung „Ferry ist ein Spitzel" war unter diesen Umständen beinahe wirkungslos. Die wenigen Leute, die Sauter näher kannten, waren entweder in Hitlers (Dünow) oder in Stalins (Kippenberger, Roth) Gefängnissen inhaftiert oder bereits liquidiert worden. Versagt hatte auch der Weg der Weitergabe von Nachrichten. In den zahlreichen „Spitzel-Almanachen" der KPD wird der Name Sauter nicht genannt (weder vor noch nach der Prager Affäre).

Über die Skandinavienreise lieferte Sauter mehrere Berichte: So am 14. September 1938 einen 19seitigen „Bericht des ‚Gi. 22' über eine Reise nach den skandinavischen Ländern in Sachen Schiffssabotage";[122] im Oktober 1938 einen über die Internationale der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer (ISH).[123] Im einzelnen ging es in diesen Berichten um die antifaschistische Betätigung von Mitgliedern der (inzwischen dort verbotenen) ISH, um Schiffssabotage, die dänische und schwedische Kommunistische Partei, die KPD-Funktionäre Ernst Wollweber, Seppel Gutsche, Gustel Mayer und Fritz Burde („Adolf").

Sauter soll seit 1937/38[124] bei Siemens und anderen Berliner Betrieben als Abwehrbeauftragter fungiert haben. Laut Gestapoangaben hatte „Gi. 22" ab Februar 1938 eine „feste Anstellung" und benötigte darum keine Entlohnung für den Lebensunterhalt.[125] Sauter stellte mithin der Gestapo seine Dienste entgeltlos, aus Überzeugung, zur Verfügung. Für Ende 1939 gibt es dagegen einen Vermerk, daß er wöchentlich 10 RM erhalte, vorher – Januar 1937 – 60 RM.[126] Beweise dafür, mit welchem Eifer „Gi. 22" der Gestapo zuarbeitete, sind auch die zahlreichen Berichte aus den Jahren 1939 und 1941

121 BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 93.
122 BArch Berlin, R 58/3439, Bl. 62–81.
123 Ebd, Bl. 97 f.
124 BStU, MfS, ZA. AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 62.
125 BArch Berlin, ZB 7126, A. 3, Bl. 64 (Vermerke der Gestapo vom 4. und 7.12.1939).
126 Ebd., Bl. 49.

über die Stimmung der Belegschaft in Berliner Betrieben sowie der Wohnbevölkerung (24. Mai, 2., 7., 17. und 22. Oktober 1939; 2. Januar,[127] 20. März und 3. April 1941[128]).

Am 4. Dezember 1939 vermerkte die Gestapo in den Akten: „Durch die von ‚Gi. 22' beigebrachten Unterlagen gelang die Festnahme des langjährigen KJ-Funktionärs Fritz *Rücker*. R. ist nach eigenem Geständnis seit 1933 bis in die letzte Zeit illegal für den KJVD tätig. [...] Bemerkenswert ist, daß alle festgenommenen Personen bisher wenig oder gar nicht politisch bekannt geworden sind [...] Die Aufklärungstätigkeit der bezeichneten V-Personen in dieser Angelegenheit verdient besonders anerkannt zu werden."[129] Als „Zeichen der Anerkennung für geleistete Arbeit" erhielt „Gi. 22" eine Belohnung von 50 RM und Alfred Rosenbergs „Der Mythus des 20. Jahrhunderts".[130]

Unter dem Datum vom 2. Januar 1940 ist in den Gestapoakten ein „Gi.-22"-Bericht über die Stimmung in Berliner Industriebetrieben zu finden.[131] Gleichzeitig gibt „Gi. 22" der Gestapo zur Kenntnis, daß seines Erachtens „die Gruppe auf dem Flügel des Fritz Rückert durchaus nicht ganz liquidiert worden ist". Dieser Bezug auf Rückert belegt abermals, daß „Gi. 22" auch ohne ausdrücklichen Auftrag Leute aus dem kommunistischen Widerstand beobachtet und verraten hat.

„Ungefähr im Oktober 1940 teilte" Sauter (damals unter dem Namen „Wolfgang Lutz") seiner Freundin „bei einem Telefongespräch mit, dass er von Berlin nach dem Ausland voraussichtlich in den Krieg geht und verabschiedete sich damit" von ihr.[132] Angaben zufolge, die Sauter später einem Mann namens „Rasputin" gemacht hatte, will er „Anfang 1944 unter falschem Namen Soldat geworden sein";[133] nach einer anderen Quelle in der Gegend von Kiew (Ukraine).[134] Soldat „unter einem anderen Namen" sowie „in der Gegend von Kiew" – läßt Schlimmes ahnen.[135]

Keine Vermutung, sondern eine hinreichend gesicherte Tatsache ist, daß Sauter bis zum Ende des „Dritten Reiches" Vertrauensperson der Gestapo blieb und sich in dieser Eigenschaft an der Verfolgung von Antifaschisten beteiligte. Ein Beleg dafür – wie schon im Falle Schüllenbach – ist die Aussage von Ernst Rambow in den NKWD-Verhören vom 31. Juli und 1. August 1945. Rambow gab an, unter Kriminalinspektor Schulz beim RSHA als Gestapospitzel gearbeitet und Anton Saefkow, Bernhard Bästlein und andere verraten zu haben. Er ließ die sowjetischen Vernehmer auch wissen, daß „Ferry" und „Schelenberg" in ähnlicher Weise wie er spioniert und provoziert hatten.

127 BArch Berlin, R 58/3439, Bl. 103 f.
128 BArch Berlin, ZC 13941, A. 6. Am 20. 3. 1941 Bericht über „linke Elemente" in Berliner Betrieben.
129 BArch Berlin, ZB 7126, A. 3, Bl. 64 Rs.
130 Ebd., Bl. 65 Rs.
131 BArch Berlin, R 58/3439, Bl. 103, 104.
132 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 98.
133 Ebd., Bl. 107.
134 Ebd., Bl. 73 ff., 140 f.
135 Nach dem Kriege hat Sauter (als „Max Springer") mit einem Bodo Fromm zusammengearbeitet, der sich seines Judenhasses rühmte und erzählte, er sei im Zweiten Weltkrieg „als Offizier der Kommandeur einer Batterie an der Ostfront gewesen. Sobald er auf sowjetischer Seite ein Lazarett mit dem Zeichen des Roten Kreuzes gesehen habe, sei von seiner Batterie sofort das Feuer eröffnet worden. Dann rühmte sich Fromm, dort drüben seien Arme und Beine in der Luft herumgeflogen" (ebd., Bl. 61).

Auf die Frage „Hat Schulz Ihnen erzählt, welche ehemaligen KPD-Mitglieder so wie Sie mit der Gestapo zusammenarbeiten?" antwortete Rambow: „Ja, das hat er mir erzählt. Mir waren folgende Personen bekannt, die so wie ich Mitarbeiter der illegalen KPD an die Gestapo verrieten [...] Sauter, Vorname unbekannt, Parteinahme ‚Ferry'. Bei der Gestapo hatte er die Decknamen ‚Schütz' und ‚Stein'. Seit 1934 arbeitete er mit der Gestapo freiwillig zusammen, weil er erklärte, daß die KPD nicht arbeiten könne. Von der Gestapo hatte er den Auftrag, Kommunisten unter den Arbeitern großer Werke aufzuspüren und zu versuchen, in die illegale Kommunistische Partei einzudringen. Er arbeitete in den ‚Daimler-Benz-Werken'. Personenbeschreibung: 42–45 Jahre alt, mehr als mittelgroß, schmales Gesicht, blond. Er wohnte Schöneberger Str. 27. Seinen Aufenthaltsort kenne ich nicht. Er beabsichtigte, von Berlin wegzufahren."[136] Rambow wiederholte am 1. August 1945: „Ich muß sagen, daß die von mir in der vorherigen Vernehmung genannten Gestapobeamten Schelenberg und Sauter ebenfalls in die illegale kommun. Organisation eindrangen u. in ihr als Kommunisten arbeiteten."[137] Schon im Jahre 1942 soll Rambow einem Genossen Ankowiak gegenüber erklärt haben, seine Mittelsmänner wären „Stein, Ferie und schwarzer Richard".[138]

Adolf Sauter tat also, was er der Gestapo im April 1937 empfohlen hatte: „[...] die hier vorhandenen Kräfte [...] von unten" her in die Führungsgremien des kommunistischen Widerstands eindringen lassen, „und zwar ohne Rücksicht darauf, daß man mit einer gewissen Zeitperiode rechnen muss, die für ihr Hinaufklettern erforderlich werden wird."

Rambow wurde am 25. September 1945 durch das Militärtribunal der Garnison der Stadt Berlin zum Tod durch Erschießen verurteilt. Die Urteilsvollstreckung erfolgte am 12. November 1945.[139] Sauter war klüger gewesen; er hatte getan, was Rambow im Verhör mitteilte: „Ferry [...] beabsichtigte, von Berlin wegzufahren", weg aus der Sowjetischen Besatzungszone in Richtung Westen.

Mitarbeiter von CIC und der Organisation Gehlen

Wir wüßten wenig über die Nachkriegsbiographie von Adolf Sauter, wenn das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) nicht nach ihm gesucht und ihm im September 1952 einen Konfidenten, den Geheimen Mitarbeiter (GM) „Fritz" angedient hätte.[140] „Am

136 BStU, MfS, HA IX/11, SV 3/85, Bd. 1, Bl. 130.

137 Ebd., Bl. 134.

138 Bericht des Polizeianwärters Winkelmann, 25. 8. 1945 (BArch Berlin, ZC 14162, A. 6).

139 BStU, MfS, HA IX/11, SV 3/85, Bd. 1, Bl. 9.

140 „Fritz" wurde 1952 vom MfS in das „Komitee zur Befreiung der Opfer totalitärer Willkür e. V." eingeschleust (BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 2, Bl. 109). Dem Mitarbeiter „Springer" wurde er am 24. September 1952 erstmals vorgestellt (ebd., Bl. 226). Um die Jahreswende 1952/53 wurde das Befreiungskomitee wegen der Veruntreuung von Mitteln umorganisiert und der Name in „Presse-Information" umbenannt. Hauptresident in Westberlin wurde „Max Springer" (ebd., Bl. 110). Laut einer Notiz vom 6. März 1953 wurde das Befreiungskomitee im Dezember 1952 oder Januar 1953 auf Betreiben von Herbert Wehner und „eines gewissen" Dr. Prell aufgelöst (ebd., Bd. 3, Bl. 16; dazu

24. 9. 1952[141] war ‚Fritz' [...] ins Büro bestellt. Dort wurde ihm zum ersten Mal *Springer* vorgestellt. Dabei sagte Springer zu ‚Fritz' dass er alle alten ehemaligen Genossen aus dem ZK kenne u. a. auch Walter ULBRICHT und zwar von der Emigration her."[142]

Warum war Sauter für das MfS bzw. das Staatssekretariat für Staatssicherheit (SfS) eine so wichtige Person? Weil Sauter (u. a. als „Kramer", „Max Springer") Mitarbeiter westlicher Geheimdienste geworden war und dies bis zur 1955 erfolgten Enttarnung blieb – folglich ein gefährlicher Feind der DDR.[143] Wenn es in MfS-Akten heißt, daß sich Schüllenbach 1948 in „Reten-Aller befände"[144] und Sauter „1945 nach der Besetzung Berlins [...] vor der Roten Armee nach Westdeutschland [flüchtete] und die ersten Jahre in einem kleinen Ort im Hannöverschen [lebte]",[145] ist zu vermuten, daß beide sogar den gleichen Zufluchtsort gewählt hatten. Wie Schüllenbach[146] so fand auch Sauter eine Beschäftigung beim militärischen Geheimdienst CIC der USA, dann beim vom CIC geführten Befreiungskomitee für die Opfer totalitärer Diktatur und bei der Organisation Gehlen.

Im Bericht des GM „Fritz" vom 25. Juni 1953 heißt es: „Sp. [...] schilderte mir auch eine Sache, die in der Zeit des Jahres 1950–1951 zurückliegt. [...] Springer arbeitete in der damaligen Zeit, wie er mir sagte, für den CIC in Berlin unter dem Namen Kramer. Er gab mir zu verstehen, dass er damals einen Sonderauftrag durchführte, welcher Art äußerte er sich mir [gegenüber] nicht. [...]."[147]

---

auch BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 1, Bl. 175). 1954, nachdem „Springer" nach Westdeutschland abgezogen worden war, hat nach MfS-Angaben GM „Fritz" die Westberliner „Presse-Information" geleitet (Hauptabteilung XX/2, Berlin, den 3. 2. 1966, Schlußbericht Betr.: Gruppenvorgang „Illegale" [...], in: BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 13, Bl. 546–551).

141 Am gleichen Tage wurde Rittwagens Frau von der Betriebsparteiorganisation des Karl-Marx-Werkes Babelsberg wie folgt beurteilt: „[...] sie wenig Voraussetzungen hat, um in ihrer polit. Arbeit auf andere auszustrahlen. Sie arbeitet viel allein und weicht aus all diesen Gründen politischen Diskussionen aus. In ihrem Verhalten zeigen sich noch eine Reihe kleinbürgerlicher Tendenzen, die im besonderen dadurch zum Ausdruck kommen, daß sie nicht revolutionär und kämpferisch in ihrem Verhalten und gegenüber Parteilosen ist" (BStU, MfS, AIM 4225/61 P, Bl. 11). Gleichwohl wurde auch die „politisch unzuverlässige" Frau Rittwagen als GM „Peter" Mitarbeiterin des MfS (und Berichterstatter über „Springer").

142 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 2, Bl. 226.

143 Längere Berichte und Vermerke zur „Springer"-Biographie in den Akten des MfS: „Noch einmal Fritz Springer", undatiert, in: BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 28, 29; „Zu Springer, Fritz (Max)", 22. 4. 1955, ebd., Bl. 52; Betr.: Springer, Hauptagent und Resident", 7. 7. 1955, ebd., Bl. 62–65; Betr.: Springer, Fritz, 19. 10. 1956, ebd., Bl. 73–76; Rücksprache mit dem Genossen Friedrich Goder, 4. 10. 1958, ebd., Bd. 9, Bl. 244–246; Auskunftsbericht über den Agenten Springer alias Sauter, 11. 12. 1958, ebd., Bd. 10, Bl. 139–145; Hauptabteilung II/2, Betr.: Aussprache mit Gen. Fritz Goder, 18. 2. 1959, ebd., Bd. 9, Bl. 333–335; Auskunftsbericht über den Agenten Springer alias Sauter, 11. 12. [19]58, ebd., Bd. 10, Bl. 139–145. – Ob sich jemals die Türen anderer Gemeindienstarchive für Forschungen öffnen werden, ist fraglich, und wenn schon, dann wohl erst in später Zeit. Das ist allerdings auch ein wesentlicher Grund dafür, daß die Rekonstruktion des Sauterschen Lebenslaufes ab 1945 große Lücken aufweist.

144 BStU, MfS, AP 18673/64, Bl. 10.

145 BStU, MfS, ZA AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 63.

146 Telefonische Bestätigung meiner Annahme durch den Sohn von Rudolf Schüllenbach, 12. 5. 2003.

147 BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 2, Bl. 131–133.

Ein Vermerk in den Akten des SfS vom 7. Juli 1955 lautet:

„*Betr.: Springer,* Hauptagent und Resident [...]

Springer ist Hauptagent der Organisation Gehlen. [...] 1945 bei der Besetzung Berlins flüchtete er vor der Roten Armee nach Westdeutschland und lebte die ersten Jahre in einem kleinen Ort im Hannöverschen. [...].

Ca. 1947/48 will er nach eigenen Angaben bereits schon Kontakt zu dem amerikanischen CIC gehabt haben. Er siedelte um diese Zeit auch nach Frankfurt/Main über.

Nach seinen eigenen Angaben kam er 1950 nach Berlin mit Spezialaufträgen vom CIC. Und zwar sollte er zu ihm früher bekannten Genossen vom ZK Verbindungen herstellen. 1952 übernahm er als Hauptagent die Zweigstelle der Agentenzentrale des sogenannten ‚Befreiungskomitee für die Opfer totalitärer Diktatur' in Westberlin. [...] Im September 1954 wurde er von der Hauptzentrale in München nach Frankfurt/Main abgezogen."[148]

Selbstverständlich konnte sich Sauter dabei auf seine gediegene, im Dienste der KPD und der Gestapo erworbenen Kenntnisse des Geheimapparates der KPD stützen. Sein Wirken im Dienste der Gestapo war ja nur wenigen bekannt, und von diesen wenigen hatten nicht alle überlebt. Manch einer hätte ihn vielleicht im Falle einer Gegenüberstellung wiedererkannt, ansonsten: Wer war schon ein „Max Springer"? Außerdem war er für viele der mutige und treue Genosse „Ferry" geblieben, insbesondere für Hermann Dünow, der nicht müde wurde, die Taten seines früheren Freundes zu preisen. Noch in seinen am 18. November 1969 abgeschlossenen Aufzeichnungen über die Zeit vor 1933 war Hermann Dünow voll des Lobes für Adolf Sauter.[149] Dünow konnte zwar auf Grund der langen Haft keine übermäßig sprudelnde Informationsquelle sein; aber er hatte ja Kontakte zu Leuten, zu denen Sauter selbst keinen Zugang hatte – darunter Großkopf. Nachdem das MfS die Identität von „Springer" 1960 endlich aufgelöst hatte, wurde Dünow in seinem Irrtum belassen.

Erwähnung verdient auch, daß Springer mit „Walter Burde, das ist der Bruder von einem gewissen Fritz Burde, der auch in Moskau [...] gearbeitet hat",[150] kooperierte: „*Burde*, Walter, hat einen Brief an Springer abgegeben, der darauf schliessen lässt, dass *Burde* den Springer genau kennt, und dass *Burde* ein altes KPD-Mitglied sein muss. Sein Bruder heisst Fritz Burde. Dieser muss ein alter Genosse sein, der auch in Moskau war."[151] Eben dieser Fritz Burde[152] war einer der wichtigsten Leute im AM- und BB-Apparat der KPD gewesen.

148 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 63.

149 SAPMO-BArch, SgY 30/0171, Bl. 133, 140, 141, 142.

150 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 2, Bl. 146–157.

151 Ebd., Bl. 240. Fritz Burde, „dieser muß ein alter Genosse sein [...]", läßt darauf schließen, daß es selbst im MfS Leute gab, die nicht wußten, daß Fritz Burde früher der Chef des BB-Ressorts der KPD gewesen ist.

152 Fritz Burde [„Edgar", „Adolf", „Fritz Burchard"] (20. 9. 1901 bis 15. 2. 1938). 1929/30 Mitarbeiter des zentralen AM-Apparates, Ressort „N" bzw. „Spezialverbindungen". 1930/31 Reichsleiter des BB-Apparates und 1931/32 Leiter des Quartierbeschaffungsapparates beim ZK der KPD. Ab 1932 Mitarbeiter

Wenn „Springer" sich rühmte, Verbindungen zur Kaderabteilung im ZK der SED hergestellt zu haben, hatte er anscheinend nicht geprahlt, zumal das nicht übermäßig schwer gewesen ist. Ein Besucher Helene Berners[153] (Name des Besuchers in den BStU-Akten geschwärzt) berichtete, daß „K." – gemeint ist Luise Kraushaar[154] – „ihn sehr bereitwillig überall im ZK herumgeführt und weitergereicht habe. Er hätte bei dieser Gelegenheit, wie auch sonst [...] nur immer wieder darüber staunen müssen, wie leichtsinnig und vertrauensselig man dort Besuchern gegenüber sei. [...] Er hätte sehr viel zu hören und zu sehen bekommen, was nicht für Fremde bestimmt gewesen wäre."[155]

Selbst die „Parteiaufklärung" der SED kann eine Informationsquelle gewesen sein. Darüber, wie verläßlich die „Parteiaufklärung" während dieser Zeit gewesen ist, gibt der streng geheime Bericht vom 22. Oktober 1952 „Zur Untersuchung des Apparates der ehemaligen Parteiaufklärung" Auskunft. Darin heißt es: „Abgesehen von der Tatsache, dass der Gegner [die westlichen Nachrichtendienste] durch den entlarvten und an die Organe der Staatssicherheit übergebenen Agenten Sch[...] über entscheidende Teile des Apparates informiert war, ist jetzt zum Vorschein gekommen, dass im gesamten ehem. Apparat seit 1948 die Auswahl der Mitarbeiter und Quellen derart fahrlässig und schlecht organisiert war, dass es dem Gegner gelungen ist, den gesamten Apparat für die Desorientierung der Parteiführung zu benutzen. [...] Als Quelle wurde faktisch jeder genommen, der irgendwelche Informationen anbot. Diese Menschen wurden überhaupt nicht studiert."[156]

Eine wichtige Informationsquelle, die Sauter abschöpfte, war Günther Kromrey.[157] Er forschte ihn schon 1938 aus, verachtete und haßte ihn. Ein Dossier „Springers" vom 10. Januar 1954 teilt mit:

„Betrifft: *Kromrey*, Günther, Dr. Ing. geb. 3. 4. 02 Berlin [...]

Polit. Werdegang des Günther Kromrey: G. K. wendete sich dem Studium der Technik zu. Nach seinen eigenen Erklärungen in viel späteren Jahren ist er [...] zu einem polit. Gegner jeden bürgerlichen Regimes geworden. Sozusagen aus Rache nahm er

der Komintern, Einsatz von Schweden aus in Deutschland. Ab 1936 Mitarbeiter der Komintern in der UdSSR. Er arbeitete bis zur Verhaftung am 7. September 1937 in der 4. Verwaltung der Aufklärungsverwaltung der Roten Arbeiter- und Bauern-Armee. Er wurde durch das Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR am 15. Februar 1938 zum Tode verurteilt und am selben Tag erschossen.

153 Helene Berner (13. 12. 1904 bis 22. 12. 1992). 1946–1948 Dozentin an der Schule der SMAD für die Ausbildung von Kadern der Blockparteien, 1949–1959 Mitarbeiterin im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der DDR.

154 Luise Kraushaar (13. 2. 1905 bis 10. 1. 1989). 1947–1952 Instrukteurin in der personalpolitischen Abteilung des ZK der SED bzw. der Kaderabteilung.

155 Bericht über einen Besuch bei Leni Berner, 15. 1. 1951, in: BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 291, Bl. 251.

156 BStU, MfS, HA II/6, Nr. 1158, Bl. 30–36.

157 Dr. Günther Kromrey (3. 4. 1902 bis 9. 6. 1971). Ab 15. 9. 1945 Mitarbeiter in der SBZ-Zentralverwaltung der Industrie; 1949 in der Deutschen Wirtschaftskommission (DWK); 1951 im Ministerium für Post- und Fernmeldewesen der DDR.

vielmehr Verbindungen auf zu Kommunisten, die er in komm. Studentenkreisen fand. Nach und nach wurde er selbst Kommunist. Heute ist er ein blinder Fanatiker, der [...] angetrieben wird [...] aus einem fast unglaublichen Hass heraus gegen alles nichtkommunistische. [...]."[158]

Ilse S., die spätere Freundin von Günther Kromrey, hatte Sauter (als „Wolfgang Lutz") bereits im Sommer 1937 kennengelernt. Er nutzte damals als Abwehrbeauftragter der Gestapo in dem Haus, in dem auch Ilse S. arbeitete, Diensträume der Siemenswerke zusammen mit zwei weiteren Personen. Etwa im Juli 1938 lernte Ilse S. Günther Kromrey kennen, der als Dr.-Ing. in den Siemenswerken beschäftigt war. Bei einer kurze Zeit später im gleichen Monat stattfindenden Zusammenkunft unterrichtete sie „Lutz" davon. Er zeigte ihr „bei dieser Zusammenkunft ein Lichtbild in einer ungefähren Grösse von 4×3 cm von Kromrey, welches er bei sich hatte und fragte [...], ob es sich bei der auf diesem Lichtbild abgebildeten Person um denselben handelt [...]. Lutz erklärte mir daraufhin, dass dieser Kromrey ihm als Kommunist bekannt ist."[159]

Anfang 1939 bat „Lutz" Ilse S. darum, „ihm ein Buch mit dem Titel ‚Psychoanalyse' von Freud nach Möglichkeit zu beschaffen, welches der schon genannte Wiedemann angeblich lesen wollte". Ilse S. „suchte dieses Buch [...] aus dem Bücherinventar heraus und übergab dasselbe bei einem Treff in dem genannten Lokal [...] ohne um die Erlaubnis zur Übergabe des Buches zu bitten".[160] Die Folge war, daß sowohl Kromrey als auch Ilse S. auf einer Gestapodienststelle „wegen dieses Buches [...] einem kurzen Verhör unterzogen" wurden.[161]

Nach dem Kriege erneuerte Sauter („Lutz") die Freundschaft mit Ilse S., da er wußte, daß sie im Gegensatz zu Günter Kromrey „vollkommen westlich eingestellt"[162] war. „Die Verbindung mit Wolfgang Lutz alias Weitzer alias Springer im Jahre 1947 kam so zustande, daß er mich im März oder April des vorgenannten Jahres, in meiner damaligen Wohnung [...] persönlich aufsuchte. [...] Im weiteren Verlauf der Unterhaltung erzählte mir Lutz, daß er während des vergangenen Krieges im Ausland war."[163]

Im April 1948 besuchte Sauter seine Bekannte in ihrer Westberliner Wohnung,[164] diesmal mit dem ausdrücklichen Wunsch, Günther Kromrey zu treffen „den er bis

158 Vermutlich für den CIC geschriebener „Springer"-Bericht vom 10.1.1954 über Günther Kromrey, abgeschrieben vom GM „Fritz", in: BStU, MfS, ZA, AU 42/56, Bd. 1, Bl. 58–67. Aus dem Bericht ist zu entnehmen, daß „Springer" umfangreiche Kenntnisse über den Geheimapparat der KPD, vor allem das BB-Ressort besessen hat. Er war auch informiert über die Tätigkeit vieler BB-Mitarbeiter nach dem Kriege.

159 Ebd., Bl. 173.

160 Ebd., Bl. 174.

161 Sauter (damals „Lutz") hatte damals die Rückgabe des Buches verweigert (ebd., Bl. 174 und BStU, MfS, AOP 22/67, Bl. 98). Es muß die gleiche Vorladung gewesen sein, über die Günther Kromrey am 26. Juli 1951 der Parteikontrollkommission berichtet hatte: „Ein unbekanntes Gesicht, also weder Geisler noch der andere, eröffnete mir, daß gegen mich eine Anzeige vorläge, in meinem Keller sei eine marxistische Bibliothek von 2000 Bänden verborgen" (SAPMO-BArch, DY 30/IV 2/11/v. 990, Bl. 97).

162 BStU, MfS, ZA, AU 42/56, Bd. 1, Bl. 20.

163 Ebd., Bl. 188.

164 Ebd., Bl. 103.

zu diesem Zeitpunkt persönlich noch nicht kannte".[165] Im Verlaufe der Unterhaltung befragte „Lutz" Kromrey „nach verschiedenen, mir nicht mehr bekannten, Personen aus seiner Tätigkeit vor 1945 bei den Siemenswerken". „Vor allen Dingen interessierte er sich dafür, wo diese Personen wohnhaft sind bzw. welcher Tätigkeit sie nachgehen. Andererseits erkundigte sich Sauter nach einen gewissen Weinberger."[166]

Ilse S. gehörte bald, wie der GM „Fritz" dem MfS berichtete, zu den „besten und internsten Informanten des Springer".[167] Der Kreis, aus dem sie „Informationen aus der DDR brachte", war nach Meinung des GM in ihrem eigenen Bekanntenkreis zu suchen. Günther Kromrey wurde ohne sein Wissen als Informationsquelle genutzt; Ilse S. „hat über diesen [...] Material geliefert, und ihn ausspioniert". „Bei Springer befand sich ausgiebiges Material" über Kromrey „und über seine Tätigkeit"[168] sowie ebenfalls aus der Feder Kromreys stammende Berichte über den Apparat der KPD. Weil der Kommunist Kromrey 1942 in die NSDAP eingetreten war, mußte er 1946 vor der Entnazifizierungskommission und wiederholt auch vor der Zentralen Parteikontrollkommission (ZPKK) der SED schriftlich Stellung nehmen. In Kromreys Kaderakte[169] sowie in seiner Entnazifizierungsakte[170] finden sich u. a. ein Verhandlungsprotokoll vom 23. August 1946, Lebensläufe, Berichte vom 26. Juli 1951 über „Mitarbeit im Apparat B und Am" und über angebliche „Beziehungen zur Gestapo". Eine komplette Liste der von „Springer" gelieferten Berichte hat auch GM „Fritz" nicht erstellen können. Nichtsdestoweniger informierte er seinen Auftraggeber über zahlreiche Aktivitäten „Springers" (siehe Anhang 6).

1953 soll „Springer" aus Bonn den Auftrag erhalten haben, „sich um frühere Mitglieder der Roten Kapelle zu kümmern [...] da [...] angenommen wird, dass dieselben heute für den sowjetischen Nachrichtendienst arbeiten".[171] Bald machte „Springer" „eigentlich nur noch R. K.". In einem Brief vom 25. Oktober 1954 schreibt „Schach" an „Fritz": „Ich habe heute wieder den ganzen Kram R. K. im Kopf, als hätte ich nie etwas anderes gelesen und geschrieben. [...] Ich habe die Sache R. K. jahrelang betrieben, ohne daß andere Dummköpfe sich dafür interessierten. [...] Jetzt brauchen sie auf einmal sogar Spezi dafür."[172]

165 Ebd., Bl. 188.
166 Ebd., Bl. 189. Dr. Bela [ab 1947: Berndt] Weinberger (4. 8. 1904 bis 26. 3. 1957) war ab 1949 Leiter des DDR-Amtes für Reparationen.
167 BStU, MfS, ZA, AU 42/56, Bd. 1, Bl. 35.
168 Ebd., Bl. 35 f..
169 SAPMO-BArch, DY 30/IV 2/11/v. 990.
170 BArch Berlin, ZB II 3532, A. 20.
171 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 2, Bl. 116.
172 Ebd., Bd. 5, Bl. 58–61.

Sauter als „Source" der CIC-Berichte über Albert Einstein

Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit gehörten zu den Anfang der 1950er Jahre verfaßten Berichten auch solche über Albert Einsteins Berliner Zeit, insbesondere die in der FBI-Akte Einsteins abgelegten Mitteilungen vom 13. März 1950 und 25. Januar 1951.[173]

Kernstück dieser Berichte ist die Behauptung, daß Einstein mit den Kommunisten kooperiert habe und dessen Adresse bzw. „Büro" in den Jahren 1929 bis 1932 ein Umschlagplatz für Nachrichten der KPD, der Kommunistischen Internationale und des Nachrichtendienstes gewesen sei. Einsteins Sekretärin habe als Empfängerin und Übermittlerin geheimer Nachrichten fungiert. Die vom Apparat der KPD genutzte „Telegramm-Adresse" Einsteins habe „unter der Oberaufsicht und dem Schutz von Richard Großkopf – früher unter dem Decknamen „Steinecke" Chef der Paßfälscherorganisation der KPD – gestanden. „Der Nachfolger von Großkopf als Chef der Paßfälscher-Organisation war Adolf Sauter, der die Adresse 1933 verwendete, nachdem Einstein Deutschland schon verlassen hatte." Eine der konspirativen Übergabestellen für Nachrichten sei „ein Uhren-Laden in der Alten Jacobstraße 93" gewesen, „von welchem Adolf Sauter, Funktionär des Berliner Sicherheits-Apparates [der KPD-Abwehr], ein Partner war". Einstein habe freundschaftliche Beziehungen zu Mitgliedern eines Klubs der Geistesarbeiter (KdG) unterhalten. Zweck der Nachforschungen, heißt es in der FBI-Akte, sei die Aberkennung der US-Staatsbürgerschaft und Ausbürgerung Einsteins.

Die Indizien dafür, daß Sauter die Quelle dieser Berichte war, sind folgende:

Erstens die Zeit des Sonderauftrages von „Kramer" beim Counter Intelligence Corps (CIC)[174] in Westberlin war gerade jene Zeit, in der die Berichte über Albert Einsteins Berliner Zeit entstanden sind: 1950/51. Und sein Sonderauftrag führte ihn

173 The National Archives, Washington, Federal Bureau of Investigation/Bufile Number 61-7099. Einstein1b.pdf: 14–16; Einstein1b.pdf: 39–46. Vgl. ausführlich über diese Berichte Siegfried Grundmann, Einsteins Akte (Anm. 1).

174 Counter Intelligence Corps (CIC), 1945–1965 Organisation der amerikanischen Streitkräfte für militärische Abwehrfragen (Gegenspionage); seitdem organisatorisch aufgespalten für die einzelnen Teilstreitkräfte. G-2 = Abteilung G-2, Documents Section. Die G-2 Docs. Sect./SHAEF (= Supreme Headquarters Allied Expeditionary Forces) wurde im Mai 1945 nach Frankfurt a. M. verlegt und errichtete in Fechenheim ihr Hauptquartier. Nach Auflösung des SHAEF im Juli 1945 wurde ein Teil des Personals der G-2 Docs. Sect. nach Berlin beordert und bezog dort im August 1945 als das 6889 Berlin Document Center Quartier in Berlin-Zehlendorf, Wasserkäfersteig 1. Angegliedert war es nun der neugebildeten amerikanischen Militärregierung OMGUS (Office of Military Government of the United States). Am 1. November 1946 erfolgte die Umbenennung in 7771 Document Center und mit Übernahme des Archivs durch das amerikanische Außenministerium im Jahre 1953 erhielt es den Namen Berlin Document Center. Vgl. dazu 47 Jahre Berlin Document Center, in: *Der Archivar. Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen*, Jg. 45 (1992), Sp. 34. Nach Recherchen des MfS (das Mitarbeiter des DC als GM gewinnen wollte) hatte das Document Center „nur mittelbare Beziehung zum amerikanischen Geheimdienst". Schlußvermerk vom 26. 7. 1967, in: BStU, MfS, ZA, AS 2490/67, Bl. 18 ff. „Im allgemeinen" war „das Personal des Inf. Centre gegen die CIC-Leute (weniger persönlich als politisch) eingestellt."

an eben den Ort, an dem Einstein bis zum Jahre 1932/33 gewohnt und gewirkt hatte. In Berlin hatten die US-Amerikaner zudem brisante Akten aus der NS-Zeit deponiert. Die Institution, für die „Kramer" arbeitete, war jene, in der die Berichte entstanden, der CIC. „Springer" kam aus dem kommunistischen Untergrund und aus diesem kam laut FBI-Akte „Source". „Source" hatte exzellente Kenntnisse über den Nachrichtendienst der KPD – Sauter ebenfalls. Was ist unter diesen Umständen naheliegender als die Vermutung, daß Sauter mit „Source" identisch ist?

Zweitens ist die Angabe „Alte Jacobstraße 93" im Bericht vom 25. Januar 1951 verräterisch, die Hausnummer jenes Uhrenladens in der Jacobstraße, den Sauter und sein Partner führten. Diese Hausnummer taucht im schriftlichen Geständnis Sauters 1938 und im FBI-Bericht vom 25. Januar 1951 auf. Diese Hausnummer ist zudem die einzige in den CIC-Berichten angegebene Hausnummer. Wer merkt sich eine Hausnummer über Jahrzehnte, wenn er damit nicht besonders eng verbunden ist? Der FBI-Informant hatte an sich keine Veranlassung zur Angabe einer Hausnummer. Abgesehen von den Berliner Adreßbüchern der Jahre 1929 und 1930 ist die Adresse des erwähnten Uhrenladens nirgends zu finden.

Drittens wird in den Berichten vom 13. März 1951 und 25. Januar 1951 Richard Großkopf an exponierter Stelle genannt und darauf verwiesen, daß dieser bis 1933 Chef der kommunistischen Paßfälscherorganisation gewesen war; genannt wird sogar dessen früherer Deckname („Steinecke") – in keinem anderen Falle wird ein Deckname erwähnt und beides, Deckname und Klarname einer Person, war im kommunistischen Untergrund selten bekannt. Der Informant wußte auch, wer für wenige Monate Großkopf nachfolgte: Adolf Sauter. Sauter kannte den Nachfolger, weil er dieser war. Großkopf wurde aber auch darum ins Zentrum gerückt, weil der Informant wußte, daß dieser für den CIC nicht angeworben werden konnte, da er „fest auf der Seite der Sowjets" stand. Damit schien gesichert zu sein, daß der von Sauter inszenierte Schwindel nicht auffliegen konnte.

Viertens waren die Aktivitäten des illegalen Apparats der KPD auf viele Gebiete der Reichshauptstadt verteilt. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich dabei die Wohngebiete der sozialen Oberschicht, darunter Schöneberg. Die in den CIC-Berichten fixierten Straßen und Plätze aber befanden sich alle in Nähe zum Spittelmarkt. Präziser: In großer Nähe zur Alten Jacobstraße 93. Sauter projizierte seine Wohngegend in die CIC-Berichte hinein. Die Adresse Einsteins dagegen sowie seines „Büros" in der Haberlandstraße 5, obwohl in den Berliner Adreßbüchern verzeichnet, schien „Source" dagegen nicht bekannt zu sein.

Fünftens wird dem zwar nicht gänzlich unwichtigen, alles in allem aber nur marginalen Klub der Geistesarbeiter in den CIC-Berichten eine zentrale Rolle beigemessen. Das schließt zwar nicht aus, daß der KdG im Falle Einsteins tatsächlich bedeutsam war. Bemerkenswert ist jedoch, daß der KdG sowohl in den Aufzeichnungen von Kromrey als auch in den CIC-Berichten eine wichtige Rolle spielt, außerdem das BB-Ressort der KPD. Aufschlußreich ist außerdem, daß die Angaben Günther Kromreys mit den CIC-Berichten übereinstimmen. Sowohl im den CIC-Berichten als auch in den Aufzeichnungen Kromreys wird der Eindruck erweckt, als ob Bobek, Caro, Swienty, Kromrey

u. a. die eigentlichen Köpfe des KdG gewesen wären – und Kromrey der Gründer.[175] Tatsächlich waren Dr. Richard Schmincke, Dr. Fritz Benjamin und Dr. Hilde Benjamin[176] Gründer und leitende Funktionäre des Klubs. Als Mitglieder benennt Kromrey (übereinstimmend mit dem FBI-Bericht): Bobek, Eichenwald, Kromrey und Caro. Der in den CIC-Berichten genannte Zweck des KdG war identisch mit dem in den Kromrey-Aufzeichnungen genannten Zweck, es ging darum, dort für den Geheimapparat „Intellektuelle fischen zu können".[177]

Es ist auch zu vermuten, daß den US-Geheimdienstlern die Identität ihres Mitarbeiters „Kramer" alias „Springer" nicht bekannt war, sie demzufolge mit großer Wahrscheinlichkeit nicht wußten, daß diese Person ehedem als V-Mann der Gestapo agiert hatte. Während „Springer" nämlich immer wieder zu erkennen gab, daß er früher Kommunist gewesen sei und sich im kommunistischen Untergrund bestens auskenne, war er anscheinend bemüht, seine Arbeit für die Gestapo zu vertuschen.

Sauter – Quelle und Berichterstatter in einem – war bemüht, seine Identität geheim zu halten:

Auf Veranlassung des FBI hatte der CIC die im Bericht vom 25. Januar 1951 fixierten Angaben überprüft. Während man im Falle von „Schauerhammer" und anderen fündig wurde, blieb die Prüfung ausgerechnet im Falle „Uhrenelb" erfolglos, obwohl es doch ein leichtes gewesen wäre. Angeblich hatten weder die Westberliner Polizei noch die Stadtverwaltung, die Telefongesellschaft, die Uhrmacherinnung und die Versorgungseinrichtungen für Uhrmacher Hinweise gefunden. Die Formulierung „Uhrenelb, ein Uhren-Laden in der Alten Jacobstraße 93" im Bericht vom 25. Januar 1951 hätte als Hinweis genügen können. Ein weiterer zweckdienlicher Hinweis war die Angabe der Adresse „Jacobstraße 93". Man mußte nur die Berliner Telefonbücher durchsuchen. Unter Alte Jacobstraße 93 findet sich in den Adreßbüchern von 1929 und 1930 (nicht vorher und nicht später) der Eintrag: „Elb, Uhren". Dabei wußte Sauter sehr gut, wie mit Adreßbüchern umzugehen ist. Seinen Mitarbeiter Kurt Rittwagen, den GM „Fritz" belehrte er am 30. Oktober 1954:

„Lieber Kurt,

[...] Adressbücher: Vollkommen einverstanden. Beschaff das 43er noch, ich schick Dir das Geld [...] Strassenadressbücher enthalten natürlich dieselben Namen, wie die A–Z nach Namen. Aber, ich weise Dich auf einen Gesichtspunkt hin, der Deine Theorie um und umwirft. Also, zum Dazulernen sozusagen: Was machst Du z. B., wenn Du weisst, dass eine bestimmte Person in 1933 in der Bayreutherstrasse gewohnt hat, Dir aber der Name nicht wieder einfallen würde, obwohl er Dir ‚auf der Zunge liegt' und es nur des geringsten Anstosses bedürfte? [...] Da kann man nur mit dem Strassenbuch weiterkommen [...]."[178]

175 SAPMO-BArch, DY 30/IV 2/11/v. 990.
176 BArch Berlin, R 1501/alt St 10/65, Bd. 1.
177 Kaderakte Kromrey, in: SAPMO-BArch, DY 30/IV 2/11/v. 990.
178 BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 12, Bl. 101.

Nachdem das FBI Mißtrauen erkennen ließ und die Zuverlässigkeit des Berichtes vom 13. März 1950 zu überprüfen gedachte, tauchte Sauter unter. Sonst wäre vielleicht der Schwindel, den er präsentiert hatte, entdeckt worden. Sauter wollte ja nicht, daß „Uhrenelb" gefunden wird, er wollte keine Bestätigung. Das funktionierte um so einfacher, weil der für die Recherche Verantwortliche kein positives Rechercheergebnis verlangte.

Ein weiteres Indiz ist, daß Sauter unter den Personen, die mit Einsteins Adresse gearbeitet haben sollen, zwar im Bericht vom 13. März 1950, aber nicht mehr im Bericht vom 25. Januar 1951 erscheint. Gesucht hat das FBI aber vor allem nach Personen, die die Verwendung von Einsteins Adresse für den kommunistischen Nachrichtendienst hätten bestätigen können. Nach der Streichung Sauters aus der Namensliste gab es für das FBI keine Veranlassung mehr, sich mit ihm besonders zu befassen. Zuletzt wurden als Mitwisser der Nutzung von Einsteins Adresse nur noch solche Personen aufgeführt, die entweder von den Sowjets liquidiert worden, im Spanischen Bürgerkrieg gefallen waren, als vermißt galten oder weiterhin „fest auf der Seite der Sowjets" standen. Somit wurden dem FBI nur noch solche Personen präsentiert, deren Überprüfung so gut wie ausgeschlossen war.[179] Niemand anders als Sauter selbst hatte die Möglichkeit, Informationen derart zu dosieren und die Weitergabe zu steuern. Sauter meinte auch, daß Einsteins Sekretärin nicht mehr aufzufinden sei. Gerade das war ein folgenreicher Irrtum: das FBI fand und befragte sie. Das Interview von Helen Dukas wurde zur Blamage für den CIC und insofern auch für den Autor der Berichte. Aber das war bereits zu einer Zeit, als Sauters Stern ohnehin im Sinken war.

Mitarbeit am Buch „Sowjetspionage" von David Dallin

Ähnliches wie im Falle der Berichte über Albert Einstein wiederholt sich im Falle der Texte, die Adolf Sauter als „Schach" zu Beginn der 1950er Jahre dem amerikanischen Geheimdienstmann Dallin[180] für sein Buch „Sowjetspionage" lieferte. Ein Bericht vom 26. Oktober 1953 über ein Treffen mit dem GM „Fritz" am 25. Oktober 1953 in Berlin vermerkt: „An einem Abend gab Schach ‚Fritz' einen Brief an *Dallin* zur Beförderung. ‚Fritz' hat denselben in seine Wohnung mitgenommen und fotokopiert. In diesem Brief gibt Schach Daten und Hinweise für eine Reportage, an der

179 Daß eine der genannten Personen – Sauter – inzwischen im Dienste des amerikanischen Geheimdienstes stand, wurde bewußt verschwiegen.

180 David Juliewitsch Dallin (24.5.1889 bis 21.2.1962), geboren in Rogatschew (Rußland). Studierte Wirtschaftswissenschaften und Jura an der Universität St. Petersburg von 1907 bis 1909. Wurde noch als Student aus politischen Gründen verhaftet und ging 1910 ins Ausland. Er beendete 1913 in Heidelberg sein Studium mit der Promotion zum Dr. rer. pol. und Dr. phil. Nach der Oktoberrevolution 1917 kehrte Dallin nach Rußland zurück und nahm bis 1921 aktiv am politischen Geschehen teil, u. a. war er Mitglied des Moskauer Sowjets. 1921 Emigration. Anschließend lebte er bis 1940 in Deutschland, Polen und Frankreich, seit 1940 in den Vereinigten Staaten, seit 1950 deren Staatsbürger.

Dallin arbeitete."[181] 1957 meldete ein anderer Mitarbeiter des MfS, GM „Frankfurter": „David *Dallin* [...] hat verschiedene Bücher mit ausgesprochen hetzerischen Charakter geschrieben. Die wichtigsten davon sind: das Buch ‚Sowjetspionage', das im Westen sehr großes Aufsehen erregt hat und ihm immerhin unterstellt als einen der besten Kenner dieser Angelegenheit. [...] Er werde dann nach Frankfurt/Main fahren, wo er gerne *Sauter*, der ihm einen wesentlichen Teil seines Buches „Sowjetspionage" geschrieben hat, besuchen will."[182]

Bereits ein Vergleich des Dallin-Buches mit dem von Sauter („Springer") stammenden „Bericht über Nachrichtendienste" bestätigt das. Einige Textstellen sind nahezu identisch.

In Sauters Text steht: „Die F. Telefunken Berlin konstruierte zur besseren Ausrüstung der Reichswehr ein kombiniertes Tornister-Fernsprech-Funkspruchgerät. Damals konnte ohne Zweifel zu Recht behauptet werden, daß es die beste und am höchsten entwickelte Apparatur dieser Art war, die irgendwo in einem Heer in Verwendung kommen sollte, oder war. Von diesem Gerät gelangten zuerst die Fotokopien der Konstruktionszeichnungen, dann der Werkzeichnungen und schließlich eines der in der Versuchsreihe hergestellten Geräte in die Hände der RA [Roten Armee], noch ehe überhaupt die Serienproduktion angelaufen war. Dieses Gerät wurde durch einen Angestellten der Fa. Telefunken namens Seiffert (jetzt Bürgermeister von Luckow) aus Niederlehme bei Königswusterhausen aus dem Betrieb Telefunken entwendet und über den Werkspionageapparat, in welchem S. seit Jahren mitwirkte, dem sowj. Spionagedienst zugeleitet."[183]

Dallin formulierte: „Die Telefunken-Gesellschaft hatte für die Reichswehr einen bestimmten tragbaren Feldfernsprecher gebaut, eine völlig neue und noch unbekannte Konstruktion. Ein Angestellter von Telefunken, Seiffert (heute Bürgermeister von Luckau in der Sowjetischen Besatzungszone), übergab den sowjetischen Fachleuten Fotokopien und Muster, noch bevor die Serienproduktion anlaufen konnte. Eine neuartige Kurbelwelle, die von Rheinmetall hergestellt worden war [...]."[184]

Beide Texte enthalten den gleichen Fehler, nämlich daß Seiffert Bürgermeister der Stadt Luckau gewesen sei. Tatsächlich war er ab 1950 Landrat des Kreises Luckau (vorher Bürgermeister der Stadt Beeskow).[185]

Weitere Indizien sind auch die Passagen zur kommunistischen Paßfälscherorganisation. Als eine seiner Quellen nennt Dallin zwar einen „Hans Reiners, [...] früheren Paßfachmann der Komintern",[186] aber ein solcher Name wird in den NS-Akten an keiner Stelle erwähnt. Offenbar handelte es sich bei „Reiners" um Sauter. Erstens treffen

181 BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 2, Bl. 303.
182 BStU, MfS, AIM 5846/62 A, Bd. 1, Bl. 321 f.
183 BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 13, Bl. 424. „Luckow" sollte heißen: Luckau.
184 David J. Dallin, Die Sowjetspionage. Prinzipien und Praktiken, Köln 1956, S. 130.
185 *Luckauer Kreisblatt. Amtliches Mitteilungsblatt des Kreises Luckau*, Nr. 23 v. 9. 6. 1950.
186 David J. Dallin (Anm. 184).

die Passagen zur Paßfälscherorganisation alle zu, Fehler sind nicht nachzuweisen.[187] Zweitens fällt die Detailkenntnis auf, darunter die der wichtigsten Klar- und Decknamen von Mitarbeitern des Apparates (Großkopf, Wiehn, Tygör, Quast u. a.), das Wissen um die von der Moskauer Führung nicht geahndeten konspirativen Verstöße (intime Beziehungen des einen zur Frau des anderen), die Kenntnis aller Details der Paßfälschung, von Lagerstätten, des Abtransports von Fälschermaterial 1934 in das Saargebiet.

Offenbar falsche Angaben wurden dort gemacht, wo dies der Verschleierung von Sauters Funktion im Paßapparat dienlich war, so z. B. die Behauptung, daß Hermann Dünow für das Versteck im Observatorium Treptow verantwortlich gewesen sei (und damit die tatsächliche Verantwortlichkeit von Sauter ignoriert). Über König und Dühring allerdings konnte Dallin keine präzisen Angaben machen. Über diese konnte schon „Gi. 22" im Jahre 1937 nichts berichten.

Auch seinem Geldgeber Dallin gegenüber war „Schach" bzw. „Springer" nicht bereit, seinen wirklichen Namen zu offenbaren. Entsprechend einfallsreich und schwer durchschaubar waren die Manöver, die er startete. Als Dallin auf Rambow zu sprechen kam, lenkte „Springer" ab:

„Sehr geehrter Herr Dallin!

[...] Sie stellen noch ein paar Fragen. [...] Name des angebl. Verräters: Ernst Rambow (früh. Deckname ‚Anton'). Ich halte das für tollen Blödsinn, selbst wenn ein halb Dutzend Leute aus der UdSSR [es] so auch behaupten. [...] Ein politisches Format hatte er nie, er verstand von Politik überhaupt nichts, sondern nur von der Apparattechnik. Ein Mann von so grosser Bedeutungslosigkeit wäre von den Saefkow-Jakobi-Bäuerlein [sic!] niemals der Lebergruppe präsentiert worden. [...] Der Schuster Rambow hätte einen solchen Eindruck nicht mal bei dummen Leuten gemacht. Übrigens hat er sich, nach verschiedenen Ermittlungen, s. Zt. zur Behebung eines schweren Leidens [...] von der Krankenkasse zur Kur geschickt, in Bayern befunden. [...] es wäre wirklich nicht schade, wenn man das Märchen über Rambow zu den Fischen schicken und jenen Mann herausfinden würde, der gepfiffen haben muß."[188]

Dallin sollte nicht weiter nach Rambow suchen, weil er möglicherweise so auf die Sautersche Spur gestoßen wäre, und dann vielleicht auf die Gestapovergangenheit „Springers".[189] Bemerkenswert ist auch, daß Sauter über den wohl wichtigsten vom VGH geführten Prozeß gegen den BB-Apparat – den Prozeß gegen Bobek, Diehl und andere – nichts verlauten läßt. Daher ist auch bei Dallin nichts zu finden. Dabei hätte er doch gerade darüber viel berichten können. Die Namen der BB-Chefs Burde und

187 Siegfried Grundmann, Richard Großkopf und die kommunistische Paßfälscherorganisation (Anm. 26).

188 Springer an Dallin, Frankfurt a. M., 10 Süd, den 22. 10. 1953, in: BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 3, 37–40.

189 Personalakte des GI Altmann, in: BStU, MfS, ZA, AIM 11968/71, Bl. 18 f.

Bahnik, die für die sowjetische Industriespionage in Deutschland von entscheidender Bedeutung waren, nennt Dallin nur an einer Stelle. Bobek, Diehl, Jahnen, Israel, Welker, Houtermans, Riegel, Winkler, Caro und die Namen vieler anderer BB-Mitarbeiter werden an keiner Stelle erwähnt. Und, wen wunderts, auch nicht Sauter.

Ein Indiz seines Ärgers über den Zwang zur Verleugnung seiner früheren Tätigkeit und der Gründe hierfür sind 1953/54 angefertigte Aufzeichnungen über die illegalen Apparate der KPD. Darin geht er davon aus, daß bei wirklich sachkundigen Recherchen Ende der 1920er / Anfang der 1930er Jahre die kommunistische Spionage bei weitem nicht so erfolgreich hätte agieren können. Es „fehlte selbst der Polizei genaue Kenntnis genauer Art und Möglichkeiten, den kommunistischen Untergrund auszuleuchten. In der Folgezeit – 1930 und später – sind jedoch eine ganze Reihe von wirklichen Fachleuten der Abwehr auf diesem Gebiet herangewachsen, die für diese Apparatur [...] eine schwere Gefahr darstellten. Von diesen Fachleuten sind heute da und dort noch einzelne vorhanden und es ist ganz unverständlich, daß sie allein deswegen, weil sie ihre Abwehrtätigkeit gegen diese jedem Lande gleichermaßen feindliche Apparatur auch noch nach 1933 fortsetzten, heute noch beiseite gestellt bleiben und völlig bedeutungslosen Tätigkeiten nachgehen. Soweit hierüber Nachrichten vorliegen, handelt es sich dabei um ehemalige Abwehrspezialisten, die einfach Kriminalisten und keine Politiker waren."

Eben darum beklagt Sauter bezogen auf die Verhältnisse in der Bundesrepublik: „Die staatlichen Organe [Polizei usw.] verfügen über nur einige Leute, die mit geringster Ausnahme kaum über alte Kenntnisse und Erfahrungen präziser Art verfügen, sondern nur über einen guten Willen, diesen Untergrund zu durchschauen. Die Industrie verfügt nicht minder über Sicherungsorgane von Gewicht und wahrscheinlich überhaupt nicht über ausgesprochene Sachkenner. Sie wird, wenn sie der aufgezeigten Gefahr etwas entgegensetzen will, sich überlegen und entschließen müssen, diejenigen Kräfte zu interessieren und mit ihnen in eine Zusammenarbeit eintreten, die dann aufgrund ihres Wissens, ihrer Erfahrung und ihrer sonstigen Möglichkeiten mit Erfolg an die Abwehr gehen können."

Sauter wollte wenigstens gefragt werden und über die Bedingungen für die Preisgabe seines Wissens verhandeln: „Aus Gründen, die verständlich gemacht werden können, erscheint es dem Verfasser dieser Abhandlung nicht zweckmäßig, diese zusätzlichen Gefahren abzuhandeln [...]. Zudem sollte über dieses und jenes mündlich verhandelt werden."[190]

190 BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 13, Bl. 426 f.

Bemühungen des MfS um die Identifikation von „Springer"

Nach der Identität von „Springer" bzw. „Schach" hatte das MfS lange gesucht. Es war zwar „dem GM ‚Fritz' gelungen, das volle Vertrauen von Springer zu erwerben".[191] Trotzdem hatte ihm „Springer" bzw. „Schach" seinen wahren Namen niemals preisgegeben. Selbst frühere Decknamen („Hugo", „Ferry") wollte Sauter niemanden wissen lassen. „Die Hauptagenten sind Max Springer, (Deckname, Richtiger Name nicht bekannt). Trotzdem der GM ‚Fritz' täglich mit Spr. zusammenarbeitet, gelang es ihm bisher nicht, seinen richtigen Namen und seine Wohnadresse festzustellen. Sp. brüstete sich in einem Bericht vom 23. 12. 52, dass seine [...][192] 10 Jahre lang nicht seinen richtigen Namen gewusst hat."[193] Obwohl „Fritz" seit September 1952 im Dienst von „Springer" stand, erfuhr er dessen (anderen) Decknamen „Serri" erst am 17. November 1953 per Zufall.[194] Den früheren Decknamen „Hugo" erfuhr er – ebenfalls zufällig – erst am 8. Februar 1954: „Schach [...] erzählte [...], daß er einmal nach Moskau geschickt werden wollte, da aber so viele liquidiert worden wären, hätte er sich geweigert. [...] Seine Frau hat mit Bekannten gesprochen und zu diesen gesagt, Gott sei Dank, daß der ‚Hugo' jetzt keine Gelegenheit hat mit dem Walter zu sprechen. ‚Fritz' merkte, daß Schach, nachdem ihm der Name ‚Hugo' entschlüpft war, selber erschrokken darüber war."[195]

Dem GM „Fritz" fiel aber auf, daß sich „Springer" („Schach") immer wieder lobend über Hermann Dünow äußerte:

„Der Gen. Fritz erklärte beim Treff, dass er sich darüber wundert, dass *Schach* (Springer) der gegenüber allen leitenden Funktionären unserer Partei mit Wut und Hass erfüllt ist und auch seine Reden dementsprechend sind. Von den Genossen Dünow dagegen redet er nur Gutes und immer anständig."[196] Und an anderer Stelle: „Schach äusserte sich [...] folgendermassen: Bei der letzten Z.K. Sitzung in Ziegenhals, auf der Gen. Thälmann das Referat hielt, waren vier Gen. mit der Organisation beauftragt. 2 davon sind tot, der 3. war Schach und der 4. Dünow. [...] Schach äusserte sich mehrmals ‚Fritz' gegenüber, dass er Dünow anwerben wollte."[197]

„Fritz" wußte, daß „Schach" an David Dallin geschrieben hatte: „Sie stellen noch ein paar Fragen, Dünow (nicht Dynow) Hermann, alias ‚Konrad' alias ‚Reich' alias ‚Reinhold' alias ‚Dr. Stützer' usw. Sie sagen, D. hat der Gestapo manches verraten. Ich finde, das ist ein zu hartes Wort und weiss, dass andere vor jedem Zugriff gefeite Bonzen in Paris es ebenfalls auf Dünow anrechneten. [...] Es ist leicht zu sagen ‚verraten', wenn man nicht selbst wie dieser, zu allen paar Tagen ¾ totgeschlagen wird [...]

191 Ebd., Bd. 2, Bl. 109–117.
192 Die Auslassung markiert eine Schwärzung der BStU und betraf vermutlich Sauters Frau.
193 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 3, Bl. 19.
194 Ebd., Bl. 63; dasselbe: BStU, MfS, AIM 4225/61 P, Bl. 276.
195 BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 3, Bl. 215.
196 Bericht vom 19. 10. 1953, in: BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 246, Bl. 436.
197 Personalakte des GI Altmann, in: BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 246, Bl. 427 und BStU, MfS, ZA, AIM 11968/71, Bl. 8.

Dünow hat Aussagen gemacht, nachdem er schwer mißhandelt worden war. [...] Er gehörte zu der Gruppe von Funktionären, die wie wir alle, seit Jahr und Tag, Bürgerkriegsaufgaben hatten, illegal lebten. [...] Natürlich wurde Dünow vor Gericht gestellt, erhielt lebenslänglich."[198]

Aufmerksam nahm das MfS in einem Bericht vom 3. Dezember 1955[199] zur Kenntnis, daß Hermann Dünow früher freundschaftlichen Beziehungen zu „Springer" unterhalten hatte. Also bestand Grund zu der Annahme, daß Dünow den „Hauptagent Springer, alias Waitzer, alias Hülse, persönlich kennt".[200] „Fritz" äußerte schon am 6. März 1953 die „Meinung, wenn so ein *Dünow* noch existiert, so braucht man diesen nur zu fragen und schon hätte man *Springers* richtigen Namen".[201]

Ein Jahr danach befolgte das MfS diesen Rat. Dünow und andere Genossen sollten „angeworben werden, um dieselben dem Schach als Köder anzubieten".[202] „Dünow, Hermann wurde im Jahre 1954 durch den Stellv. des Ministers, Gen. Oberst Beater, angeworben, um im Gruppenvorgang ‚Illegale' an den ihm bekannten parteifeindlichen Residenten des amerikanischen Geheimdienstes Springer angesetzt zu werden."[203] Wunschgemäß verpflichtete sich Dünow am 15. September 1954, als GI „Altmann" „mit dem Staatssekretariat für Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik bei der Durchführung der mir übertragenen Aufgaben zusammenzuarbeiten".[204] Dünow aber schwieg oder leugnete, wenn es um „Springer" ging; selbst „dem Gen. Minister Mielke teilte Dünow [...] nichts Interessierendes über die Person des Springer mit".[205] Aus diesem Grunde, formal wegen Nichterscheinens zum Treff, wurde die Verbindung zum GI „Altmann" (Dünow) am 15. September 1958 abgebrochen.[206] Aber es gab ja noch andere Wege, Erkundigungen über Dünow einholen, um so dem Ziel näherzukommen. Die Befragung von Walter Tygör sowie eines „Rasputin"[207] war schließlich der Schlüssel zum Erfolg.

Nach anfänglichem Leugnen und sichtlich zögerlich erklärte Tygör im Oktober 1956, jener Mensch, dessen Bild ihm vorgelegt wurde, sei früher sein Chef in der Paßfälscherorganisation gewesen. Er selbst habe ihm damals einen Paß auf den Namen „Waitzer" ausgestellt.[208] Dann wurde auch Dünow gesprächiger und sondierte mit der Frage, ob der vernehmende Offizier des MfS den Decknamen „Sauter" kenne – einen Decknamen „Springers". Drei Tage später räumte Dünow im Gespräch mit Tygör und Oberst Jamin vom MfS ein, „Sauter wäre der Klarname von Springer". Wider besseren Wissens erklärte er aber auch, diesen habe die SS 1945 „umgelegt". Er versäumte nicht,

198 Personalakte des GI Altmann, in: BStU, MfS, ZA, AIM 11968/71, Bl. 18 f.
199 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. X, Bl. 67–69.
200 Personalakte des GI Altmann, in: BStU, MfS, ZA, AIM 11968/71, Bl. 13.
201 Ebd., Bl. 17.
202 BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 4, Bl. 147.
203 Personalakte des GI Altmann, in: BStU, MfS, ZA, AIM 11968/71, Bl. 28.
204 Ebd., Bl. 12.
205 Ebd., Bl. 28.
206 Ebd., Bl. 27.
207 Klarname unbekannt.
208 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 90.

Sauter gegen den Vorwurf zu verteidigen, dieser sei ein großer Strolch gewesen.[209] Wie schon in der Nazizeit nahm Dünow seinen Freund in Schutz und rühmte ihn auch später noch.

Einen Monat danach verhörte das MfS „Rasputin". Der gab zu, „Ferry Sauter" gekannt zu haben und machte wertvolle Angaben über dessen Tätigkeit Ende der 1920er/Anfang der 1930er Jahre. Während der gesamten Nazizeit aber habe er Sauter niemals zu Gesicht bekommen und – abgesehen von einer zufälligen Begegnung 1944 – erst 1948 wieder gesehen.[210] Das MfS war zwar davon überzeugt, daß die Ausführungen „Rasputins" „nur Teile seiner wirklichen Kenntnis über Sauter" waren, aber immerhin: die Identität „Springers" war damit geklärt. Also: „Hugo" = „Ferry" („Serry", „Jerry") = „Walter Ebel" = „Wolfgang Lutz" = „Anton Waitzer" = „Fritz Springer" = „Max Springer" = „Hülse" = … Adolf Sauter!

Verabschiedung

Ein Mißgeschick oder die schwerste Pleite seines Lebens erlitt Sauter mit dem GM „Fritz". Sauter, dieser Meister der Verstellung und des Argwohns, der um der Geheimhaltung willen meinte, auf Freundschaften verzichten zu müssen,[211] hatte seinen Meister gefunden – ebenso skrupellos wie dieser, ebenso fintenreich, ebenso rührig: „Fritz", d. h. Kurt Rittwagen.[212] Springer, ansonsten penibel auf die Einhaltung aller Regeln der Konspiration bedacht,[213] vertraute Rittwagen aber derart, daß er sich zwar anfangs,

209 Ebd., Bl. 92.

210 Ebd., Bl. 107, 108, 109; identisch mit BStU, MfS, ZA, AP 19189/64.

211 „Es ist mein Prinzip gewesen keinerlei überflüssige Kontakte aufzunehmen oder zu halten[,] und ich möchte jenen Abstand aufrechterhalten, der dem Gegner bei seinen Annäherungen an mich nötigt, offen über das Plateau an mich heranzutreten und möglichst unbegründet" (BStU, MfS, AIM 5846/62 A, Bd. 2, Bl. 191 ff.). „16. Juni 1954. Bericht. […] Am letzten Sonntag, als Fritz bei Schach war, sagte dieser folgendes (sinngemäß), dass man uns bis jetzt noch nicht bekommen hat, ist nicht zuletzt die Ursache davon, dass wir so zurückgezogen leben und keinerlei Umgang oder Freundschaften pflegen […] es ist gegen meine Prinzipien mit irgend einen Menschen in persönliche Beziehungen zu treten" (BStU, MfS, AOP 22/67 Bd. 4, Bl. 87).

212 Kurt Rittwagen (6.10.1914 bis 15.7.1993). 1920–1928 Volksschule, danach bis 1935 Matrose. 1935 bis 1939 in der UdSSR, dort inhaftiert. Am 5.2.1940 Überstellung nach Deutschland; ab 21.5.1940 bis 1945 im KZ Sachsenhausen. November 1945 KPD; 1951 Ausschluß aus der SED. Ab 18.6.1952 Geheimer Mitarbeiter (GM) des MfS; als „Fritz" in Westberlin Mitarbeiter des Befreiungskomitees für die Opfer stalinistischer Diktatur. Rittwagen organisierte im Auftrage des MfS am 1.4.1955 die Entführung des Journalisten Karl Wilhelm Fricke aus West- nach Ostberlin. Am 31.10.1974 aus dem aktiven Dienst des MfS ausgeschieden.

213 „Bezirksverwaltung Cottbus […] 9.10.1952. Bericht […] Springer oder Sprenger […] erzählte […] mir, daß die Org., besonders die Kampfgruppe außerordentlich unvorsichtig gearbeitet hätten, während die ‚Aktion' in ihrer Arbeitsweise vorsichtig, sie beschränkten sich auf einen ganz kleinen Personenkreis, z. B. wenn in einem Ort mehrere Personen direkt mit ihnen arbeiteten, wüßte der eine nichts über die Tätigkeit des anderen. Sie hätten auch keine Sekretärin, um keinen fremden Personen Einblick in ihre Arbeit zu gewähren. Jeder ihrer Mitarbeiter bekommt einen anderen Namen, um nicht erkannt zu werden" (BStU, MfS, AOP 20/53, Bl. 124 f.). Über die „Kampfgruppe" äußert sich der Verfasser der Ulbricht-Biographie, Mario Frank, wie folgt: „Die 1948 in West-Berlin gegründete Kampfgruppe gegen die Unmenschlichkeit war ursprünglich als Hilfsorganisation für politische

aber später nicht mehr danach erkundigt hatte, ob dessen Antrag auf Anerkennung als politischer Flüchtling in Westberlin inzwischen genehmigt worden sei.[214]

Das MfS plante, einem Vorschlag von „Fritz" folgend, „Springer" zu „liquidieren", d. h. nach Ostberlin zu entführen. So heißt es im Treffbericht vom 6. März 1953: „Wenn ich Springer überprüfe, so muß ich sagen, daß er unbedingt hier entfernt werden muß. [...] Es steht fest, daß wir in unserem neuen Büro viel günstiger liegen als in der Bundesallee. Wir haben 3 Eingänge. Springer [...] schenkt mir 100%iges Vertrauen. Ich stellte fest, daß Springer beispielsweise vom Büro zur Toilette 4 Minuten braucht, um zum Büro zurückzukehren. In dieser Zeit kann ich ihm etwas ins Bier tun, er trinkt nämlich sehr viel Bier im Büro. Ich habe mir vorgestellt, daß sich die Leute in einem Lokal [...] aufhalten und daß ich vielleicht, wenn ich ihm das Schlafmittel ins Bier getan habe, dorthin anrufe, ein Stichwort sage und daß die Leute dann rumkommen und ihn dann schnappen und raus."[215]

Andere Berichte halten fest:

„Berlin, den 23. 10. 1954.

Eigenbericht über den Treff mit dem GM Peter am 23. 10. 54

[...] Fritz und Peter sind überzeugt, da Schach an dem Abend wo Wiedersehen gefeiert wird, Schach bestimmt unter Alkohol stehen wird und deshalb die Situation für die Liquidierung des Schach sehr günstig ist."[216]

„1. 3. 1955

Es werden folgende Personen [...] zur Festnahme vorgeschlagen:

Hauptagenten:

1. Springer, Max alias Waitzer alias Hugo alias Serry alias Hülse (richtiger Name nicht bekannt).

2. Sessler [...]

3. Fricke, Karl-Wilhelm alias Student [...]".[217]

Häftlinge in der Ostzone gegründet worden. 1951 wurde sie vom US-Geheimdienst (Counter Intelligence Corps) vereinnahmt. Die KgU mutierte in der Folgezeit bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1959 zu einer der umstrittensten antikommunistischen Gruppierungen in Westdeutschland, die Spionage betrieb und auch vor der Anwendung von Gewalt nicht zurückschreckte." Mario Frank, Walter Ulbricht. Eine deutsche Biografie, Berlin 2001, S. 504. „Springers" Vorbehalte scheinen also völlig berechtigt gewesen zu sein.

214 Tatsächlich lebte Rittwagen „die ganze Zeit in Westberlin als nicht anerkannter politischer Flüchtling". Bericht des Genossen Major a. D. Kurt Rittwagen über seine Kundschaftertätigkeit, 4. 4. 1989, in: BStU, MfS-HA XX/AKG, Nr. 1046, Bl. 7; vgl. auch Bl. 13 und 17.

215 Treffbericht vom 6. 3. 1953, in: BStU, MfS, AIM 4225/61 A, Bd. 1, Bl. 184; dasselbe: BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 1, Bl. 189. Drei Monate später konnte das MfS feststellen: „Inzwischen ist es dem GM ‚Fritz' gelungen, das volle Vertrauen von Springer zu erwerben. Dies hatte z. B. den Wert, daß er vollkommen eingeweiht wurde, daß man mit Hilfe gefälschter Unterschriften zu Zuchthausstrafen verurteilte Verbrecher aus den Haftanstalten der DDR herausholen wollte. Durch rechtzeitige Benachrichtigung konnte dies verhindert werden." Zwischenbericht, 10. 6. 1953, in: BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 2, Bl. 111.

216 BStU, MfS, AIM 4225/61 A, Bd. 2, Bl. 191.

217 BStU, MfS, AOP 22/67, Bd. 5, Bl. 181.

Im Falle des „Springer"-Mitarbeiters Karl Wilhelm Fricke hatte es funktioniert. Er wurde am 1. April 1955 aus Westberlin nach Ostberlin entführt.[218] „Fritz" hat – worauf er noch 1989 sehr stolz war – das „sogenannte Paket FRICKE [...] ordnungsgemäß dem Ministerium für Staatssicherheit übergeben".[219]

Der Verdacht, „Fritz" sei dabei im Spiel gewesen, verfestigte sich. Damit war für „Fritz" und dessen Ehefrau in Westberlin kein Bleiben mehr, und gerade dieser war so gut wie über alles informiert, was Sauter seit 1952 getan hatte. „Fritz" versäumte nicht, „Springer" schreiben und spotten zu wollen:

„Lieber Max!

[...] Ich kann verstehen, dass man Dir von Seiten Deiner Organisation den Vorwurf machen wird, der ja auch berechtigt ist, dass Deine dreijährige Zusammenarbeit mit mir eine vollkommen sinnlose war.

Verständlich, ich wußte ja faktisch alles, ob es nun Deine Informanten waren oder Deine schriftlichen Arbeiten für Deine Organisation, ob es sich um Ermittlungen beim EMA oder Recherchen über Personen, die angeblich für den Osten tätig sein sollen, handelt.

Und wenn man Dir noch die Frage von Seiten Deiner Organisation stellt ob ich von Deinen Beziehungen wußte, ob nun hier in Berlin, in Westdeutschland oder im Ausland, so mußt Du auch dieses bejahen.

Ganz gleich, man wird dir den Vorwurf machen, aufgrund meines Übertritts in die DDR, dass mir Deine gesamte Arbeit bekannt war.

Deine Organisation wird Dir den Vorwurf machen, dass sie tausende von Mark ausgegeben hat für ein Windei. Denn es wird nicht ausbleiben, was natürlich an dem ist, dass man mich als einen vom Osten geschickten Agenten hinstellen wird. Dummheit. [...] Ich weiß heute, ich bin den richtigen Weg gegangen. [...] Zeige Mut und mache Schluß mit dieser Dir doch zum Verhängnis werdenden Arbeit."[220]

Für Geheimdienste war Adolf Sauter fortan nicht mehr brauchbar. Eine Auseinandersetzung mit Gehlen mag ein weiterer Grund des Ausscheidens aus der geheimdienst-

218 Karl Wilhelm Fricke, Akten-Einsicht (Anm. 1), S. 42 ff.

219 Bericht des Genossen Major a. D. Kurt Rittwagen über seine Kundschaftertätigkeit, 4. 4. 1989, in: BStU, MfS-HA XX/AKG, Nr. 1046, Bl. 15. Rittwagen rühmte sich außerdem, mit seiner „bescheidenen Tätigkeit" erreicht zu haben, „daß 82 Agenten trotzkistischer Art bei uns in der Deutschen Demokratischen Republik festgenommen werden konnten und ihrer gerechten Strafe zugeführt worden" sind. Ebd., Bl. 19.

220 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 165. In einem anderen mit dem MfS abgestimmten Briefentwurf höhnt „Fritz": „Lieber Max! [...] Denn alles, was Du mir erzähltest, habe ich [nicht] für mich behalten. Alles was Du bekamst oder geschrieben hast, wußte ich ja schließlich auch, das ging auch durch meine Hände, bzw. hatte ich Zutritt zu diesen Sachen. Du weißt genau, dass ich sämtliche Namen, die ich für Dich ermitteln mußte auf dem EMA, ca. 300 waren es immerhin (genau 235) auch wirklich gewissenhaft ermittelt habe. [...] Lieber Max, warst ja selber einmal Kommunist. Und ich bin davon überzeugt, dass man dies auch Dir niemals vergessen wird, und Dir eines Tages auch den Stuhl für die Tür setzen wird, trotz Deiner verdienstvollen Arbeit." Ebd., Bl. 166, 167 (undatiert).

lichen Tätigkeit gewesen sein. In einem Bericht des GM „Frankfurter" vom 6. März 1958 findet sich hierfür folgender Beleg:

„Über Springer alias Sauter sagte mir Helmut [Faust, der damalige Ehemann von Margarete Buber-Neumann], daß dieser sich wirklich nicht mehr mit nachrichtendienstlichen Dingen befasse, sondern auf Grund seiner Auseinandersetzungen mit Gehlen über die Frage, ob seine Tätigkeit als Beamtentätigkeit angesehen werden sollte oder nicht, diese Arbeit eingestellt habe. Er betriebe heute ein sehr gut gehendes Papierhandelsgeschäft in Frankfurt am Main und sei gesundheitlich auch in Ordnung."[221] Und an anderer Stelle: „Er wolle keinem mehr die Dreckarbeit machen."[222]

Obwohl das MfS wußte, daß Sauter nach seiner Enttarnung für geheimdienstliche Tätigkeiten „verbrannt" war, wurde er weiterhin observiert. Und nicht nur das, auch der Plan, ihn in die DDR zu entführen, wurde weiterhin verfolgt. Am 23. März 1957 vermerkte Hauptmann Ziemann handschriftlich in den Akten: „Hauptaufgabe ist, Springer festzunehmen und dadurch diesen ganzen Komplex aufzurollen."[223] Das MfS ließ vermutlich darum die genauen Lebensumstände Sauters erkunden. Nachdem der GM „Fritz" nicht mehr verwendbar war, bediente man sich nun Hans Peter Rullmanns, dem GM „Frankfurter", der im übrigen auch schon vorher auf Sauter angesetzt war.

Im Januar 1957 berichtete „Frankfurter" an das MfS:

„Fritz Springer hat seinen Wohnsitz in Frankfurt/Main. [...] Er sagt von sich, daß er sich aus der Nachrichtenarbeit völlig zurückgezogen habe, da die Spitzen dieser Dienststellen keinen blassen Schimmer von eigentlicher Arbeit hätten. [...] Er habe nur wenige Freunde. Er habe einmal versucht, mit den Amerikanern zusammenzuarbeiten, aber diese würden Nachrichtenmaterial angeblich nur kiloweise schlucken und es sei kein Auskommen. Er erinnerte sich offenbar gerne an die Zeit, in der er als Illegaler für den Parteiapparat der KPD und der Komintern in Deutschland, Frankreich und in der ČSR illegal gearbeitet habe. Er erzählte von persönlichen Begegnungen mit Walter Ulbricht in Prag und Paris, mit Schubert (Wasserkante) in Saarbrücken und im Riesengebirge. [...] Schließlich sagte er, daß er 1935 sich deutschen Militärbehörden gestellt habe [...] Er rühmte sich auch mehrerer andauernder Freundschaften mit Angehörigen des SED-Parteiapparates und des Ministeriums für Staatssicherheit, mit denen er in den letzten Jahren nur selten habe sprechen können. Diese Freundschaften könnten nicht zerstört werden [...]."[224]

Man könnte fast auf den Gedanken kommen, daß die Arbeit im Nachrichtendienst der KPD Adolf Sauters schönste Zeit gewesen ist. Vielleicht war „pervertierte Liebe" letztlich doch das Motiv des Verrats.

221 BStU, MfS, AIM 5846/62 A, Bd. 5, Bl. 265.
222 Ebd., Bl. 266.
223 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 114.
224 Bericht über Fritz Springer alias Sauter, 19.–20. 1. 1957, in: BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 10, Bl. 122 f.; identisch mit BStU, MfS, AIM 5846/62 A, Bd. 1, Bl. 189 f.

Anhang

1. Lebenslauf Adolf Sauters (August 1938)
(Kopie des Prager Originals und deutsche Übersetzung, in: BStU, MfS, HA IX/11, SV 1/81, Bd. 306, Bl. 116–133)

Ich der Unterzeichnende, heiße mit richtigem Namen Adolf SAUTER. Ich wurde am 27. 2. 1901 in Weingarten in Württemberg geboren. Bis zur 6. Klasse ging ich in eine allgemeine Schule, danach besuchte ich eine 1-jährige allgemeine Schule. Im Alter von 17 Jahren, nach Abschluß der Lehrzeit, verließ ich meine engere Heimat. Dann war ich in verschiedenen Städten, in Saarbrücken, Obendorf a. N. und in Pforzheim beschäftigt. Die Arbeitsstellen waren in verschiedenen Zweigen: Bauwesen, Luxusartikel, Schmuckwaren usw. Bis zu meinem 22. Lebensjahr war ich auf diese Weise beschäftigt. Seit dieser Zeit war ich als Firmenvertreter ohne Arbeitsverhältnis. Bis 1926 oder Anfang 1927 passierte nichts, was von besonderer Bedeutung wäre. Erst von der Zeit an begann ich mich für Politik zu interessieren. Ich sympathisierte damals mit der Kommunistischen Partei. Bevor ich jedoch ihr Mitglied wurde, gehörte ich einer Zweigstelle der Organisation ROTE HILFE an. Ihr gegenüber hegte ich eine besondere Sympathie, weil ihre Tätigkeit im Sinne der gegenseitigen menschlichen Hilfe war. Zu dieser Zeit war ich auch Mitinhaber eines Uhrengeschäftes in Berlin, Alte Jacobstraße 92 oder 93. Mein Kompagnon war Jude und verließ 1933 Deutschland. Während unserer gemeinsamen Geschäftstätigkeit schenkte ich der Organisation ROTE HILFE viele Reichsmark und zwei aus langer politischer Haft entlassenen Kommunisten die gesamte Bekleidung. Solange ich noch Mitinhaber dieser Firma war, wurde ich von der Partei für besondere Aufgaben eingesetzt. Ich wurde in das bestehende internationale Netz der Telegrafenstationen eingegliedert, nahm Telegramme aus China und anderen Ländern entgegen und übergab diese verschiedenen Personen, die mich nur unter einem Decknamen kannten. 1929 trat ich offiziell der KPD bei. Dort arbeitete ich wie oben angegeben. Dann wurde ich einer besonderen Arbeit zugeteilt, und zwar der sogenannten Abwehrarbeit. Diese bestand in der Absicherung der Partei vor unzuverlässigen Mitgliedern. Zuerst arbeitete ich in einem Viertel eines Berliner Stadtbezirks. Mein Talent für diese Arbeit, die eigene Entscheidungsfreudigkeit und mein Erfindungsreichtum, neue und notwendige Methoden für diese Arbeit zu entwickeln, brachten mich in den Jahren 1929 bis 1931 auf die höchsten Posten der Partei. 1931 war ich bereits Mitarbeiter des Chefs der Abteilung für Verteidigungsfragen der Partei des ZK der KPD. Ich wurde einige Male in das Reich geschickt, d. h. innerhalb des gesamten Reichsgebietes, und habe mit Erfolg gearbeitet. Neben dieser Tätigkeit betraute man mich mit Sonderaufgaben. Ich besorgte den Transport von „Der Rote Oktober" [sic!] (militärpolitisches Organ der KPD) und seine Versendung. Diese Zeitschrift war illegal und wurde von der deutschen Polizei dauernd gesucht. Sie wurde jedoch niemals gefunden. Da ich jedoch mehr und mehr in den Betrieb der KPD einbezogen wurde, trat ich 1930 aus dem erwähnten Uhrengeschäft als Mitarbeiter aus und arbeitete anfangs als Vertreter weiter. Als mich die Partei aufforderte, meine private

Tätigkeit zu beenden, weil sie meine Kräfte notwendig brauchte, hatte ich von Anfang an Einwände. Diese bestanden darin, daß ich der Arbeit für die Partei als unbezahlte Kraft den Vorrang gab. Ich wollte auch nicht von der Partei materiell abhängig sein, denn im Parteileben ist es oft passiert, daß die für die Partei Tätigen bei verschiedenen politischen Veränderungen gezwungen waren, veraltete Meinungen, auch wenn sie unrichtig waren, zu übernehmen. Die Geschichte der KPD ist nicht arm an solchen Beispielen, und dieser Tatsache schreibe ich auch das Versagen der KPD im Januar 1933 zu. Ich beließ meine Vertretung, um in meiner Umgebung meine wahre Tätigkeit zu verschleiern. Das war äußerst zweckmäßig, da alle mir erteilten Anweisungen illegal waren, obwohl die Parteiführung und die Partei legal und im Parlament vertreten waren. Seit meinem Einritt in die KPD im Jahre 1929 benutzte ich in der Partei den Namen FERRY. Mein richtiger Name war in der breiten Parteiöffentlichkeit überhaupt nicht bekannt. In führenden Kreisen der Partei kannten nur einer oder zwei von den leitenden Genossen meinen tatsächlichen Namen. Bei der Art meiner Tätigkeit spielte meine strenge konspirative Aufmerksamkeit eine wichtige Rolle. Die Anwendung des tatsächlichen Namens wäre ein großer Fehler gewesen. So wußte fast niemand, wie ich in Wirklichkeit heiße. Den Namen FERRY benutzte ich bis Mitte 1931. Später wurde dieser Name nur gelegentlich von sehr gut bekannten Genossen gebraucht. Ich heiße jetzt HUGO. Meinen Parteinamen habe ich geändert, weil der Name FERRY auf Grund folgenden Falles verschwinden mußte. In das Gefängnis der Marinefestung Wilhelmshaven wurde ein Matrose der Reichskriegsmarine wegen Beschuldigung der Spionage für eine fremde Macht eingeliefert. In Wirklichkeit hatte dieser Matrose die Mitteilungen der KPD übergeben. Er war auch Kommunist. Seine Position aus juristischer Sicht war äußerst gefahrvoll, deshalb entschloß sich die KPD zu einer Befreiungsaktion. Da unter den führenden Genossen mein persönlicher Mut bekannt war, und ich für den Fall von Komplikationen meine Kameraden nicht im Stich gelassen und sie auch nicht belastet hätte, wurde ich zur Durchführung dieser Aktion bestimmt. Meine eigenen Ansichten zur Art und Weise der Durchführung wurden nicht honoriert, demgegenüber wurden Fehler anerkannt, die der von der Partei ausgearbeitete Plan enthielt. Ich schlug vor, den Gefangenen am hellichten Tage mit Hilfe von Polizeiausweisen aus dem Gefängnis abzuholen. Die Partei entschied sich jedoch für einen Einstieg in das Gefängnis in der Nacht, um so den Mann zu befreien. Mein Hinweis auf die Gefangenen in den Nebenzellen wurde nicht zur Kenntnis genommen. Des weiteren verwies ich auf fehlendes Werkzeug, was auch beachtet wurde und dann die Flucht ermöglichte, als die Befreiung mißlang. Das war nicht die Schuld der Beteiligten, sondern das geschah infolge der Anwendung einer schwachen Strickleiter (Seidenschnur). Als einer meiner Kameraden im 2. Stock die Strickleiter befestigte, um die Kameraden abzulösen, die mit einer Säge an den Gittern arbeiteten, riß die Leiter. Der absteigende Kamerad fiel auf den Gefängnishof, wo er bewußtlos liegen blieb. Die Mithäftlinge in den Nebenzellen hörten den Sturz und alarmierten die Gefängniswache. Das hatte ich vorhergesehen, und deshalb hatte ich nach Überwinden der Gefängnismauer noch vor dem beschriebenen Ereignis an allen Schlössern der Türen, die aus dem Gefängnis auf den Hof führten, sogenannte Kobolde befestigt, d. h. Sicherheitsmaßnahmen gegen

Verbrecher. Die alarmierte Gefängniswache mußte Umwege benutzen, um zu der Stelle zu gelangen, und zwischendurch konnten wir den abgestürzten Kameraden über die 5 m hohe Mauer in ein bereitstehendes Auto bringen. Wir erreichten Hamburg und später Berlin, ohne gefaßt zu werden. Die Befreiungsaktion war damals infolge technischer Mängel gescheitert. Diese Aktion wurde in Bremer und Berliner Zeitungen ausführlich geschildert. Es war bekannt, daß sich ein zwischen Bremen und Wilhelmshaven wohnender Gastwirt an uns erinnerte. Gegenüber der Polizei verwies er besonders auf meine Mundart (süddeutsch), die in der Umgebung von Bremen besonders auffällig ist. Aus diesem Grunde entschloß sich die Zentrale der Partei, den Gebrauch meiner echten Dokumente zu verbieten, obwohl diese in der Fahndung der Polizei nicht angegeben waren. Von jetzt an hieß ich auf Grund von Dokumenten, die mir die KPD übergeben hatte, Walter EBEL. Als ich diese Dokumente erhielt, waren sie schon etwa 3 Jahre alt, und vorher hatte sie angeblich noch niemand benutzt.

Von diesen Dokumenten wußte nur ein enger Mitarbeiter, der mir persönlich unbekannt war; die anderen kannten diese Dokumente überhaupt nicht. Deren Gebrauch erfolgte entsprechend der Regeln der Konspiration – daß diese Dokumente unbekannt sein müssen. Der Name EBEL wurde von mir deshalb nicht in der Partei benutzt, in der Partei wurde ich unter dem Namen LUTZ geführt.

Auf diese Dokumente meldete ich 1931 das Gewerbe eines Vertreters an und bezahlte Steuern, um die Glaubwürdigkeit zu sichern. Ich mietete mir ein Büro, richtete mir „zum Anschein" eine Vertretung ein und wohnte dort, ohne daß es jemand wußte. Meine Ausweispapiere waren auch in einem anderen Viertel registriert, und dadurch war deren Echtheit zweifach gesichert. (Ich gebe dies so ausführlich an, weil das eine wichtige Rolle spielte.) Ich fühlte mich bei der KPD so sicher, daß ich im Sommer 1932 überhaupt aus dem Blickfeld der Partei verschwand. Das war notwendig, weil ich mit einer neuen Aktion betraut war. Meine Entscheidungsfreudigkeit und meine Treue zur Partei waren bekannt. In dieser Zeit hielt sich DIMITROFF heimlich in Berlin auf, und eine Unaufmerksamkeit von ihm führte dazu, daß ihm aus einem Tischfach in einem illegalen Büro von Hausverwaltern ca. 12 000 Reichsmark gestohlen wurden, als er in dem ausgeraubten Fach einen falschen Paß auf einen anderen Namen zurückließ. Ich vergaß, daß die Hausverwalter auch einen Schlüssel besitzen und daß diese meistens neugierig sind. Noch schlimmer war, daß sie politisch anders dachten als wir. Sie erkannten anhand des zurückgelassenen Passes, daß ihr Mieter falsche Papiere benutzt, und sie glaubten, daß er ein illegaler Russe sei. Sie haben ihn zwar nicht bei der Polizei angezeigt, aber sie haben ihm 12 000 Reichsmark gestohlen und einen Einbruch vorgetäuscht. Sie hatten richtig geahnt, daß ihr Mieter verschwinden wird und die Polizei fürchtet. Ich war beauftragt, den Fall zu lösen und wenigstens einen Teil des gestohlenen Geldes zu retten. Mit Hilfe eines Genossen, den ich mir selbst ausgesucht hatte, und mit einem Polizeiausweis, den die Partei für verschiedene Fälle benutzt[e], nahm ich die ganze Woche über bei den kriminellen Hausverwaltern Hausdurchsuchungen vor (ich selbst besaß für plötzliche, unvorhergesehene Fälle einen falschen Ausweis der Kriminalpolizei im Auftrage des ZK). Als diese Hausdurchsuchungen ergebnislos blieben, nahm ich eine Person aus dem Kreis der Täter fest und entführte sie mit einem

Kameraden in einem Auto in die Umgebung von Berlin. Der Hauswart war ein Freund der verwitweten Wirtin von DIMITROFF. Als wir diesem Mann erklärten, daß wir nicht von der Polizei, sondern Kommunisten sind, verriet er sofort das Versteck mit dem gestohlenen Geld. Daraufhin wurde er von uns freigelassen. Dadurch wurden, soweit ich mich erinnere, etwa 9000 oder 10 000 Reichsmark gerettet. Davon schenkte ich jedem der beteiligten Kameraden auf eigene Verantwortung, soweit sie ohne Einkommen waren, 50 Reichsmark, was später vom ZK der KPD beglichen wurde. Die von unserer Aktion betroffenen Hausverwalter erstatteten später gegenüber der Polizei Anzeige wegen Diebstahls; sie gaben die Sache richtig an, so, wie es passiert war, um unter dem Schutz der Polizei zu stehen. Das Gericht, das darüber zu verhandeln hatte, ließ sie jedoch gehen und bezeichnete deren Angaben als Phantasiegebilde. Auf Grund der öffentlichen Meinung, daß so etwas im Zentrum von Berlin im Jahre 1932 nicht möglich ist – Durchführung einer solchen Aktion und Terror – kam das Gericht zu dieser Überzeugung. Der „Vorwärts", Zentralorgan der SPD, brachte in diesem Fall ein ausführliches Referat.

Ich änderte daraufhin meinen Parteinamen LUTZ und nannte mich HUGO. Ich habe auch mein Büro aufgelöst und bin zu meiner Braut gezogen, die ich bei der KPD kennengelernt hatte und die einen kleinen Handwerksbetrieb besaß. Meine Braut, die ich jetzt bereits 10 Jahre kenne, erkannte meine „Schule". Ich habe bei ihr bereits 1932 gewohnt, ohne daß jemand aus der Nachbarschaft etwas gewußt hat. Meine Ausweispapiere waren am anderen Ende der Stadt, in dem Polizeibezirk, wo ich noch heute angemeldet bin. Auch meine Arbeit in der Partei habe ich nach der erwähnten Aktion geändert. Ich wurde der sogenannten Abteilung I beim ZK der KPD zugeteilt, und zwar auf Grund meines einige Male bewiesenen Vertrauens und der Art und Weise meiner überlegten Handlungen. Diese Abteilung I beschäftigt sich mit der technischen Absicherung in der zu erwartenden Illegalität. In Berlin und im Reich wurde der illegale Postverkehr organisiert. Sie besorgte illegale Arbeitsräume und Wohnräume und war nach einiger Zeit die wichtigste technische Abteilung im Rahmen der zentralen Leitung der Partei. Meine bereits reiche Schule an Erfahrungen wurde um weitere Erfahrungen ergänzt. Ich selbst war es, der in das Arbeitsschema neue Methoden einführte, die nach außen hin Vertretungen waren. Diese Objekte hielten Anfang 1933 schweren Zusammenstößen stand, d. h. diese gingen glatt über sie hinweg, während entsprechend polizeibekannter Methoden eingerichtete Orte vorzeitig die entsprechende Sicherheit verloren. Lediglich ein oder zwei von mir organisierte Objekte mußten vorzeitig liquidiert werden, weil die Funktionäre, denen diese zugeteilt waren, die Regeln der Konspiration nur vom Hörensagen kannten und sie nicht bewußt umsetzten. Anfang 1934 gab es solche Objekte überhaupt nicht mehr, denn das ZK war emigriert und die Partei enthüllt. Ob diese später erneut eingerichtet wurden, ist mir nicht bekannt.

Nach einer Zeit hieß ich in der Abteilung I BERGMANN. Auf diesen Namen lautete das illegale Büro der Abteilung I. Aus dieser Abteilung bin ich Mitte 1933 ausgeschieden. Ich benutzte verschiedene Decknamen, HUGO usw. Ich weiß selbst nicht mehr, welche es waren.

Anfang 1933, etwa im März, kontrollierte ich die illegalen Übergänge an den Reichsgrenzen dahingehend, ob sie unter den verschärften innenpolitischen Maßnahmen noch zu gebrauchen waren. Die Mehrheit der Übergänge mußte liquidiert werden. Gleichzeitig wurde ich im März oder April 1934 hoher Funktionär für den Transport und leitendes Mitglied des politischen Büros der KPD. Unter anderen gelang es mir, den Führer der KJ (Kommunistische Jugend) sowie 2 Mitglieder des politischen Büros, wovon für einen Lebensgefahr bestand, über die Grenze zu bringen, da ihm die Verantwortung für den sogenannten Altonaer Blutsonntag zugeschrieben wurde. Ich habe sie alle in Sicherheit gebracht. Zwei von ihnen wohnten dann in Prag im Hotel „TERMINUS". Mir ist nicht bekannt, unter welchen Namen sie dort wohnten. Jedenfalls kam ich damals erstmalig nach Prag. Ich glaube, daß ich im Hotel „ROYAL" unter dem Namen Walter EBEL (s. Paß) gewohnte habe. Ich füge hinzu, daß die deutsche Anmeldung bis vor kurzem große Schwachstellen aufwies. Auf der Grundlage des Geburtsscheines konnte sich jeder anmelden, wenn er die Anmeldung vom letzten Wohnort vorlegte. Grundsätzlich war es vor 1933 möglich, nach einem zwei- bis dreimaligen Aufenthalt in einem Stadtbezirk einen Paß zu erhalten. Meine Dokumente waren bereits Jahre im Verkehr, und deshalb holte ich mir am 7. Dezember 1932 auf diese Dokumente, die von der KPD gefälscht waren, einen echten Paß ab, der für hier und das Hinterland bis zum 7.12.1937 galt. Mit diesem Paß unternahm ich Reisen in die ČSR, das Saargebiet, nach Luxemburg und nach Holland. In diesen Ländern hielt ich mich auf Anweisung der Partei nur einige Tage auf. Ich benutzte gelegentlich auch einen Schweizer Paß, da ich Schweizer Mundart spreche. Auch diesen Paß habe ich vom ZK der KPD erhalten.

Im Sommer 1933 (Mai–Juni) wurden die zentralen Behörden der KPD von schweren Polizeimaßnahmen getroffen. Diese hatten deshalb einen solchen Erfolg, weil sich die Funktionäre nicht an die Grundsätze der Konspiration hielten, und jeder dieser Angriffe trieb sie aus ihrem Versteck, auch wenn der Angriff nicht auf sie gerichtet war, sondern dem Nachbarn galt. Sie flohen, anstelle Ruhe zu bewahren. Sie wurden in Scharen festgenommen. Ich und einige andere Leute blieben im Land, die anderen flohen. Der Mangel an Leuten führte dazu, daß ich selbst alle möglichen Funktionen ausübte. So gelangte ich gelegentlich mit der Parteipost für das ZK ins Ausland, das sich in AK (Auslandskomitee) umbenannt hatte. Ich brachte hohe Geldbeträge aus dem Ausland ins Reich, von denen die Leute bezahlt wurden, die für die Partei arbeiteten. Etwa im Juli 1933 wurde ich zum Nachfolger des Leiters jenes Apparates bestimmt, der sich mit der Anfertigung von falschen Dokumenten befaßte, und zwar infolge Freiwerdens dieses Postens. Dieser Apparat gewährleistete und ermöglichte den Reiseverkehr aus dem Binnenland ins Hinterland, wenn das vom Besitz falscher Ausweispapiere abhängig war. In dieser Abteilung lernte ich die Polizeianmeldung und Paßangelegenheiten so ausführlich kennen, daß ich sagen kann, daß nicht einmal ein deutscher Polizeirevierbeamter sich so auskannte. Diesen Apparat leitete ich 12 Monate lang, und zwar bis Juni 1934. Auf dem Gebiet der ČSR habe ich in dieser Angelegenheit nicht gearbeitet. Diese Arbeit war nur für das Reich. Im Januar 1934 begann ein Techniker dieser Abteilung die Nerven zu verlieren. Anstelle, daß er das ihm zugeteilte Büro nutzte, richtete

er sich selbst ein Büro ein, niemand wußte jedoch wo, und darin muß er wahrscheinlich festgenommen worden sein. Aus diesem Grunde und infolge finanzieller Schwierigkeiten mußte der gesamte Apparat umziehen. Das Auslandskomitee entschloß sich, ihn nach Saarbrücken zu verlegen. Den Transport organisierte ich teilweise selbst, teilweise tat dies ein Kamerad. Alle 8 Mitarbeiter einschließlich des Druckmaterials wurden nach Saarbrücken gebracht. An der Anfertigung von Dokumenten habe ich nicht gearbeitet, ich hatte nur für die Sicherheit zu sorgen. Im Juli 1934 wurde ich für eine andere Arbeit eingeteilt, ich fuhr von Paris nach Saarbrücken wegen politischen und organisatorischen Anweisungen ins Reich und arbeitete in Berlin und Hamburg, wo die Polizei die gesamte Leitung ausfindig gemacht und festgenommen hatte. Des weiteren habe ich Abwehrarbeit geleistet, die mir am besten von der Hand ging. Zwischendurch (Juni–Juli–August 1934) war ich in Kopenhagen und habe mit der dortigen Zentrale Gespräche geführt. Zu diesem Zweck war ich viele Male von Hamburg aus in Berlin.

Nur gelegentlich wohnte ich bei meiner Braut. Als ich 1934 einmal in Berlin war, wurde bei meiner Braut eine Haussuchung gemacht. Die Gründe, auf die sich die Polizei stützte, waren nicht klar. Allem Anschein hing das mit mir zusammen. Die Polizei hat jedoch meine Braut [nach] vergeblicher und ergebnisloser Vernehmung freigelassen und ihr zur Auflage gemacht, mitzuteilen, wenn ich auftauche. Entsprechend einer Vereinbarung, die schon lange zwischen uns bestand, suchte sie in der darauffolgenden Nacht die verlassene Stelle auf, wo ich sie in eine vorbereitete Wohnung brachte. Die in Berlin anwesenden Funktionäre hatte nicht ihre Emigration beschlossen, und so ging sie laut Befehl und meinen Ratschlägen zufolge in ihre ursprüngliche Wohnung zurück. Den Worten meiner Braut über die Haussuchung zufolge schlußfolgerte ich, daß die Polizei noch einmal wiederkommt. Das passierte auch, und sie erschien am Montag noch einmal und nahm einen Koffer mit, den sie am Samstag nur oberflächlich angesehen hatte. Nachdem die Polizei gegangen war[,] verschwand meine Braut sofort und verließ die Wohnung. Ein sich z. Z. in Berlin aufhaltender Funktionär, der mit einer Sonderaufgabe des ZK vertraut war und mit dem ich zusammenarbeitete, entschied, daß meine Braut einstweilen das Reich verlassen sollte. Unter Berücksichtigung von mir und der Gefahr, die damit verbunden war, wurde entschieden, daß ich aus der Arbeit im Reich ausscheide und der Partei in Prag zur Verfügung gestellt werde. Den Transport meiner Braut übernahm ich selbst. Im Oktober oder November überschritten wir die tschechoslowakische Grenze in der Gegend von Podmokel. Vor der Verbindungsaufnahme zur KPD stiegen wir in einem kleinen Hotel, dem „BAVARIA" in Porici, ab. Wir hatten noch etwas Geld, und außerdem sollte ich noch Geld für die Reisekosten, die ich im Reich ausgegeben hatte, erhalten. Meine Braut meldete sich als Emigrantin an. Ich wolle meine Dokumente, die auf den Namen EBEL lauteten, nicht kompromittieren, und meldete mich deshalb nur als Ausländer, der zu Besuch war, an.

Meine Braut heißt Elise BAUCH. Ich habe sie zur Prager Polizeidirektion begleitet, wo ich mich auch selbst ausgewiesen habe. Anschließend sind wir aus dem Hotel ausgezogen und in die Divadelni ul. zu Herrn ROSON gezogen (an die Hausnummer

erinnere ich mich nicht). Als dieser die Wohnung abmeldete, zogen wir in die Vitkovy ul. um, ich glaube, in die Nr. 6, und zwar zu Frau NEUMANNOVA. Die Miete bezahlte teilweise das SALDA-Komitee, teilweise meine Frau durch Nähen von Kleidern. Bei Frau NEUMANNOVA wohnten wir zuletzt.

Während des damaligen Aufenthaltes entstanden zwischen mir und einigen Leuten in der Leitung der Partei Differenzen bezüglich einiger politischer und organisatorischer Fragen. Es führte zu weit, wenn ich darüber ausführlich sprechen würde. Bald erkannte ich, welches unehrliches Spiel zwischen einzelnen Genossen gegenseitig gespielt wurde. Ich erkannte, daß jeder Emigrant für die Partei lästig, unangenehm und von Übel war, von dem sie sich lieber befreit hätte. Echtes Entsetzen löste bei mit die Feststellung aus, daß die Hauptfunktionen in der Emigrantenführung mit Leuten besetzt sind, die im Reich schon lange vor 1933 völlig zu Recht verdächtig waren und auch die Partei-Abwehr mächtig beschäftigten. Gegen 2 dieser Leute habe ich selbst gearbeitet. Davon haben diese selbstverständlich gewußt. Entsprechend ihrem Wesen und ihrer Anlage haben sie es mir, wie sie konnten, „gedankt". Ich habe zwar die entscheidenden Funktionäre auf diese Angelegenheit hingewiesen, wurde jedoch mit dem Hinweis abgewiesen, daß diese Leute erfahrene Funktionäre sind (heute ist vielleicht sicher, daß sie nicht so ganz einwandfrei sind). Als mich die Leitung der Partei nicht hören wollte, versuchte ich deren unsaubere Vergangenheit, von der hier so wenig bekannt war, zu erläutern und aufzudecken. Insgesamt ließen sie mich dann in Ruhe. Auf dem Gebiet der ČSR war ich politisch nicht tätig. Ich hielt mich abseits und verbrachte die meiste Zeit allein mit meiner Braut. Unser Kontakt zur Emigration kam gelegentlich beim Essen zustande, und lediglich in einem Falle nahmen wir an der Beerdigung eines hier verstorbenen Emigranten (SCHWARZ) teil. Wir hielten uns deshalb zurück, da die Verhältnisse in der Emigration unklar waren und wir außerdem nicht in das hier übliche Gerede hineingezogen werden wollten. Des weiteren wußte einer vom andern nicht, wer er ist und was Sache ist. Wenn der Verdacht der Spitzeltätigkeit (Zuträgertätigkeit) berechtigt war, ließ es sich nicht darüber sprechen. Hier herrschte eine solche Psychose, man kann sagen Hysterie. Ich habe mich manchmal gefragt, ob es bei einem solchen massenhaften Verdacht tatsächlich möglich ist, einen arbeitenden Menschen als „Spitzel" ausfindig zu machen. Und ich bin zu dem Schluß gekommen, daß das unmöglich ist. Jeder hatte sich schon vorher bewaffnet[225]

225 Die Überlieferung bricht an dieser Stelle ab. Auf der Seite 10 der Kopie des tschechischen Originals findet sich die handschriftliche Notiz: „Diese Aufzeichnung wurde (zusammen mit anderen Akten) ohne Fortsetzung auf Seite 11 usw. übernommen (10 Blatt)."

2. Sauter („Hugo") an Kippenberger („Adam"), 24. Oktober 1934
(SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/266, Bl. 5–8. Eingangsstempel 22. Oktober 1936)

24. Oktober 1934.

Werter Freund!
In Deinen, zum Teil mich betreffenden Brief habe ich inzwischen Einsicht genommen. Soweit in dem mir zugänglich gemachten Teil enthalten, sind mir Deine Forderungen bekannt. Insbesondere jene nach meiner Perspektive und dergleichen. Dazu folgendes: Ich habe, – so glaube ich, – bis heute nie und niemanden gegenüber erklärt, dass meine sportlichen Interessen erlahmt oder in einer Wandlung begriffen seien. Auch nach nochmaligem Nachdenken finde ich in beiden Richtungen nichts vor. Hingegen glaube ich, dass die Differenzen ganz anderer Natur sind, wenigstens im überwiegenden Teil aller Fälle. Bis jetzt hätte mir auch jeder ernsthafte Grund gefehlt, meine Auffassung zum Sport als verfehlt zu empfinden und entsprechend zu handeln. Ich würde auch keinen anderen, als einen Ueberzeugungsgrund dafür finden, dass ich meiner Sparte bisher treugeblieben bin. Alles auf dem weiteren Wege in dieser Richtung ist mir klar und selbstverständlich, einschliesslich der zukünftigen Arbeit in der Arena oder sonstwo. Wahrscheinlich gibt es darüber auch dort keinen erheblichen Zweifel über diesen Punkt, bezw. über meine Einstellung zu diesem Punkt. Es würde ja auch bislang an einem Beispiel dafür fehlen, dass ich irgendeine Nummer abgelehnt hätte mit der Begründung, dass mir das Kunststück zu halsbrecherisch ist. Nur böswillige Geister könnten andeuten oder gar behaupten, dass ich meinen Privatberuf gelegentlich oder dauernd mit meinem Sportinteresse mixe oder gar verwechsle. Vom Wetten auf Rennpferde verstehe ich nichts. Ich habe aber auch ebensowenig gesagt, dass ich mich von jeder sportlichen Tätigkeit zurückzöge, falls ich ständig ein derartiges Gehör finde für meine Beschwerden, wie dies zur Zeit und zuletzt der Fall war. Für diesen Fall hätte ich noch längst nicht eine derartige Konsequenz gezogen. Schliesslich würde sie für mich immerhin etwas bedeuten und ich weiss im Augenblick nicht, in welcher Weise und ob ich damit fertig würde. Gedanken in dieser Richtung habe ich bisher noch nicht herumgewälzt. Ich habe zwar schon mit der Möglichkeit gerechnet, dass man mir nahelegen könnte, mich um diese oder jene Sportart nicht mehr zu kümmern, sondern ganz allgemein eben Sport zu treiben. Das wäre kein Genickbruch, weil vielleicht doch einmal eine bessere Einsicht platzgreifen würde und für die Zwischenzeit würde mich eine allgemeine Gymnastik an jeder Verfettung behütet haben. Die Notwendigkeit irgendeiner sportlichen Tätigkeit im Interesse der Erhaltung der erreichten Körperbildung und seiner möglichen Fortentwicklung ist mir grundsätzlich klar. Mir ist auch die Methode klar. Hiergegen gibt es kein Wider. Wenn erfahrene Leute den Ringrichter machen, gibt es auch eine Verständigungsmöglichkeit. Man muss das Gefühl haben, dass es sich um Leute handelt, die wirklich, um es so zu sagen, „Hans auf allen Gassen" sind, Sportsleute von diesem Format sind für gewöhnlich, nebenher auch noch verständige *Menschen*.

Die „negativen Meinungen" und ihre Anzahl in Bezug auf mich sind mir nun andeutungsweise bekannt. Ich meine, durch Deinen eigenen Brief. Da von positiven

keine Rede ist, gibt es wohl auch keine solchen. Das zeigt deutlich meine Lage, deren kritischen Charakter ich durchaus erkenne und zwar seit einiger Zeit. Auf einer der beiden Seiten ist ein absolutes Nichtverstehen bestimmter Dinge zu verzeichnen, gewollt oder ungewollt. Vorläufig wird das Nichtverstehen ausschliesslich auf mein Konto verbucht. Wenn ich der Meinung bin, dass man nicht jeden Einspruch einfach als Meckerei oder sonst etwas deklarieren kann und auch nicht sollte, so ist das sicher nicht zu verwegen. Häufig handelt es sich um an sich kleine Ursachen, die leicht aus dem Wege zu räumen sind. Sie geflissentlich nicht zu sehen, hebt ihren Bestand nicht auf. Man kann auch nicht jeden Einspruch einfach abtun als „ein Bestreben nach Sonderbehandlung". Wenn dies gesagt wird von jemanden, so ist das jenem seine Sache. Ich habe über bestimmte Dinge Beschwerde geführt, die mir aus fremder und eigener Erfahrung und aus persönlichem Erleben bekannt sind. Wenn man die Berechtigung dazu heute bestreitet, wird man dies morgen nicht mehr können, weil die Tatsachen entsprechend sind. Ich bin und bleibe der Meinung, dass brauchbares Gut des entwicklungsfähigen Sportes hier vor die Hunde geht, das Gegenteil also von dem, was für den Sport wünschenswert ist. Wenn ich mich persönlich gegen diese Chance gleichzeitig mit auflehne (wenn man schon so sprechen will), so ist dies wohl nicht ganz unnatürlich. Das kann auch nur unbegreiflich sein jenem, der von gleichem nicht betroffen ist. Ich kann aber nicht und nie glauben, dass es im Interesse des Sportes liegt, darüber zu schweigen und auf eine solche Weise en masse die vorhandenen Energiereserven aufzureiben, die sicher besser mit lohnenderem Ziel verbraucht werden. Wenn Du jetzt wiederum sagst, dass ich ein Filou bin, das sich um weiss Gott was kümmert, so kannst Du das ruhig sagen. Du kannst, davon unabhängig, aber auch darüber nachdenken und darüber entscheiden, ob es gute oder schlechte Absicht ist, die mich aufmucken lässt. Bisher habe ich wissentlich nichts ausgefressen, was zum Schaden war. Vielleicht habe ich da und dort eine falsche Meinung gehabt. Ueber die weitverbreitete Krankheit von Fehlern und Mängeln aber lässt sich reden. Man kann auch über sie, neben dem Reden, nachdenken.

Aber auch, wenn man einer falschen Meinung überführt wird, kann man doch nicht daraus schlussfolgern, dass alles, was von da oder da kommt, vorweg falsch ist, also, auch nicht angehört zu werden braucht. Es bedeutet auch ebensowenig, dass man ständig aus reiner Böswilligkeit ein verkantetes Korn hat oder haben muss. Es sollte vernünftigerweise auch nicht aus einem oder mehreren Fehlern – wer hätte noch nie solche gemacht – abgeleitet werden, dass man künftighin vorschriftsmässig mit dem Schwanz zu wedeln hat, um nie wieder anzueggen. Das wäre mir jedenfalls sehr unsimpathisch, besonders da es gar keine Voraussetzung ist für die Bewältigung eines gemeinsamen Weges.

Du hast ganz recht, wenn Du an den guten F. appellierst und Du hast auch ganz recht, wenn Du eine kameradschaftliche Art, sich zu verständigen, empfiehlst. Gerade der Umstand, dass ich diese allermindestens seit meinem Hiersein völlig vermisse ist es mit, was mich bestimmte, einen zum Gegenteil passenden Standpunkt dann einzunehmen, wenn es mir nötig erschien. Ich kann und will nicht mit Kreuz und Fahnen gegen Kosaken demonstrieren, das scheint mir zu ungleich. Ich hoffe, dass Dein Rat

in dieser Richtung von Deinen Managern berücksichtigt wird und hoffe gleichzeitig auf eine nicht allzu plötzliche Umstellung um nicht zu allem noch den Eindruck zu bekommen, dass es sich nicht um ein Verständnis und eine tatsächliche Zusammengehörigkeit, sondern einen vorgeschriebenen Frack handelt.

Was erträglich ist, was möglich ist, was nötig ist, wird von mir immer noch ganz selbstverständlich gemacht. Auch alles andere, was nicht eine ständige moralische Belastung für mich im Gefolge hat. Ich meine, eine ganz unkameradschaftliche Handlungsweise ist für mich einfach undiskutabel. Für jeden Fall ist es wenig zweckmässig, wenn Herr Himmelstoss auf den Plan tritt, der schon durch seinen verrufenen Namen und andere Eigenschaften den Widerwillen der Menschheit mobil macht. Nicht nur, dass er mir sehr unsimpathisch ist, er besitzt auch keine Überzeugungskraft, weil, wenn man unter seine Weste sieht, dasselbe biedere Zeug darunter entdeckt, das man, nach ihm, auf den Gerümpelhaufen werfen soll. Die unwahre Uebermenschlichkeit eines Himmelstoss wirkt höchstens komisch und verträgt auch keine Vergleiche. Dafür, dass man ein gesundes Mitempfinden für seine Kameraden hat, braucht man sich nicht zu schämen. Dafür, dass man sich dies nicht abgewöhnen kann, auch nicht und auch dafür nicht, dass man sich zu ihm bekennt gegen den Himmelstoss. Man sollte m. E. auch bei uns nicht mit der alten Praxis ganz Schluß machen, das Fingerspitzengefühl zu gebrauchen. Du selbst hast immerhin in dem stillen Ruf gestanden, dass Du ein solches hast und ich glaube, dass ich nicht der einzige unter den Aposteln bin, der gerade von Dir Gehör und Abhilfe erwarte. Das dürfte heute schwerer sein, als früher, weil, so meine ich, die Leitung zu Dir um das respektable Gardemass des besagten Herrn Himmelstoss länger geworden ist. Ich habe offen gesprochen, weil ich es gewohnt bin und ich habe so gesprochen, weil ich mich ebenfalls von etwas überzeugen will, nämlich davon, ob man sich noch mit dem alten Zutrauen an Dich wenden kann oder nicht. Da ich es offen tu, ist es nichts weniger, als ein Rank gegen einen anderen. Ich hoffe, das ist auch auf der anderen Seite der Fall. Du kannst mich nun wissen lassen, ob Du Dir über mich klar bis, oder, ob das Gesagte ungenügend ist. Ich will nun zum Schluss nur noch eingehen auf den Punkt der etwaigen Nichtverfrachtung und etwaige Pensionshoffnungen meinerseits. Das erstere wirst Du mich ja nun wissen lassen, in bezug auf das Letztere kannst Du ganz beruhigt sein. Ich bin nicht das, was ich sein müsste, wenn man mir solche Absichten zuschieben könnte. Ich habe noch niemals bisher einen Versuch, auch nicht den leisesten, gemacht, meinem Alter nach, wirklich zu jung, womit Du Recht hast. Also, keine Unruhe, wie auch Deine Entscheidung ausfallen möge. Ich werde niemandem zur Last werden, falls Du mich ad acta legen solltest. Ich nehme das noch nicht an, denn schliesslich musst auch Du Dir sagen, dass es doch nicht einfach so sein kann, dass man sich bei aller Aufmerksamkeit ein paar Jahre hindurch in ein und demselben Gegenstand täuscht.

Weil Du mir verbietest, auch nur ein Wort von anderem Kram zu schreiben, widrigenfalls Du alles in die Ecke werfen wirst, wie die bisherigen Briefe, schreibe ich vom „Kram" eben auf einem Extrablatt und zwar deswegen, weil der Kram für mich nicht Kram ist[,] sondern weil er, trotz seiner verkannten Bedeutung, auf meine Lage von

Einfluss ist. Ich bitte dich daher, nun trotz Deines energischen Vorsatzes dazu, nicht sofort wütend zu werden.

Bis hierher mit Sportgruss

So zum Kleinkram:

Persönliches:

In Deinem Brief sagst Du, dass es damit schon angefangen habe. Was hat dort angefangen? Dort habe ich immer wieder darauf hingewiesen, dass ich mich verpflichtet fühle, mich, nachdem bestimmte Erschütterungen eingetreten waren, etwas um meine Haushälterin zu kümmern. Mit welchem Erfolg? Mit dem bedauerlichen Erfolg, eine nicht erwartete Antwort zu erhalten. Selbstverständlich habe ich meine Obsorge um diesem Punkt rein menschlich begründet, obwohl er sich ja auch, wenigstens zum Teil, sportlich begründen liesse. Es wurde auch, wie die Erfahrung lehrt, in nicht wenigen Fällen ausschliesslich so argumentiert. Ich glaubte, für mein Teil, dass eine menschlich gesehen, verfechtbare Begründung genüge.

Eine solche Ablehnung habe ich im Verlaufe der ganzen folgenden Zeit in diesem Punkte erfahren, sogar in einer immer mehr verbesserten Auflage. Herr Himmelstoss hat sogar geglaubt, mich eines Besseren zu belehren, wenn er mir sagte, dass es eine ganz falsche Sentimentalität sei, sich um seine Haushälterin zu kümmern. Er ahnt wahrscheinlich auch heute noch nicht, mit welchem Misstrauen er mich damit erfüllt hat, nämlich ihm und seinen Ratschlägen gegenüber. Um dieses Misstrauen zu rechtfertigen, ist [es] ganz unnötig, dass man nach der Stellungnahme in einer ganzen Reihe anderer Fälle sucht. – Es ist leider nicht möglich, dass ein Lebewesen aus seiner Haut schlupft bei lebendigem Leibe und es ist bedauerlich, dass sich niemand die Mühe macht, etwas von dieser Seite her anzusehen. Ich kann mir nicht denken, wohin es führen sollte, wenn man so einen Standpunkt zum Prinzip erheben würde. Jedenfalls würde es keinem mehr einfallen, mehr zu tun, als sich selbst zu helfen. Das anerkenne ich nicht, weil ich dann aufhören müsste, an eine bedingungslose Zusammengehörigkeit zu glauben. Ernste Gründe für eine Lösung derselben liegen hier absolut nicht vor. Schiesslich hat jeder Teil, auf seine Art und nach seinem Vermögen, alles getan, was er konnte. Das ist ein Punkt.

Nach meiner Ankunft hier habe ich gesellschaftlichen Anschluss gehabt zu einem Vereinsfreund. Ich habe, soviel ich stets bemüht war, ihm ein guter, hilfsbereiter Kamerad zu sein, von seiner Seite alles in gleicher Richtung vermisst. Seine Hinterlassenschaft besteht darin, dass sein Erbnachfolger, beeinflusst durch eine angesehene Behandlungsmethode, so weiter verfuhr. Nicht nur, dass man schon deutlich zu hören bekam, dass man nicht wisse, welche besondere Gründe bestehen, dass meine Haushälterin nach Hause verschickt werde, oder, dass man einfach bezweifelte, dass Gründe zu ihrer Abreise vorlagen, nein, man hat auch das Gefühl, als sei man hier in Empfang genommen worden, um seiner Aburteilung entgegenzusehen.

Schliesslich ist das, was dazwischen liegt, auch nicht einen Pappensdreck, nämlich das Erscheinen Deines Managers V. Wenn man auf der ganzen Linie eingebleut bekommt, dass man ein krumm getretener Gendarmenstiefel und nichts anderes ist,

so läuft der Topf über, was kein Wunder ist und es werden daraus solche Zusammenkünfte, wie sie Dir sicherlich berichtet wurden, mehr oder weniger objektiv. Ich stehe zu jedem meiner Worte und lehne eine solche Art, mit anderen zu verkehren, rundweg ab, auch dann, wenn man glaubt, dass man es kann.

Ich verliere kein weiteres Wort über die ganze sonstige Lage. Die mir von meinen Freunden erteilten Ratschläge in Bezug auf die Herbeischaffung von allerlei sonstigen Sachen, die noch rettbar waren, stehen alle im Gegensatz zu den praktischen Tatsachen. Man kann einen falschen, nachteiligen Rat erteilen, jawohl, aber soll es unterlassen, diktatorisch zu verlangen, dass man jeden, auch den aussichtsreichsten Versuch, unterlässt. Dies besonders, wenn die jetzt geltende Lebensweise sowieso dazu zwingt, von aller Etikette Abstand zu nehmen und offen herum zu jonglieren. Wenn dadurch, dass bestimmte Güter rettbar sind, im Moment geringe finanzielle Ausgaben entstehen, so stehen diese sicherlich in gar keinem Verhältnis zu einmal wieder unaufschiebbaren Ausgaben für den gleichen Zweck oder zum Zweck der Neubeschaffung.

Es ist unwahr des weiteren, wenn behauptet wird, ich beanspruche für mich und mein Gefolge Nicht gut zu heissendes. Ich vermag lediglich nicht, mich im Dreck zu wälzen und daraus noch Mut zu schöpfen. Ich habe mir 14 Tage hindurch Blutblasen an die Beine gelaufen, um allabendlich meinen Flohzirkus unter zu bringen. Das ist, meine ich, genug guten Willens, besonders, wenn man mit entsprechenden Tischverhältnissen Bekanntschaft machte und obendrein noch stetig empfinden musste, dass sich ein Kragen nur zweimal umdrehen lässt, ein Hemd gar nicht.

Das sind alles kleine Widerwärtigkeiten, die noch nie die Stimmung gehoben haben und die noch nie Elemente des Mutes waren.

Nachdem mir nun wochenlange selbst eine Behandlung widerfahren ist, wie jene, vermag ich mich umsoweniger zu entschliessen dazu, unbekümmert um das weitere Ergehen meines Kompagnons zu verreisen. Dieser hat längst nicht meine Ellenbogen und so weiter und es ist nicht leicht, sich vorzustellen, was da kommen würde. Ich habe mir die grösste Mühe gegeben, selbst etwas Abhilfe zu schaffen. Ich habe mich umgetan und erhielt das Angebot eines Freundes aus Sbn., doch meinen Kompagnon zu ihm zu schicken, womit ich der Sorge enthoben wäre. Indessen verhindert dies irgendein Paragraph, der mir unbekannt ist, nach welchem aber ein einmal gestellter Antrag in anderer Richtung erst entschieden werden muss, ehe ein neuer gestellt werden kann.

Nicht eine Sofortlösung, die auch für mich tragbar wäre, sondern ein totes Schema. Dabei würden die Reisekosten dorthin weit weniger Mittel in Anspruch nehmen, als an das ursprünglich gedachte Ziel.

Und zur Hauptsache:

Wenn mir von V. vorgehalten wird, ich hätte in H. so gut als nichts unternommen und hätte keinerlei Geschäftsbericht gemacht, so stimmt dies absolut nicht. Ich mache keine Geschäftsberichte, vor sich dazu Unterlagen finden und das Wegräumen der überflüssigen Dinge und Aussortieren wichtigerer ist nicht nichts. Was ich begonnen habe, habe ich fixiert hinterlassen. Wenn es erhebliche Zeit in Anspruch nahm, erst einmal aus all dem Wust herauszukommen, so war dies nicht nur vorweg zu sehen,

sondern, ich habe auch vorweg darauf hingewiesen. Wenn es von anderen rascheren zu machen ging, war es falsch, mich zu beauftragen. Keineswegs aber nehme ich die Behauptung hin, ich hätte lediglich manövriert, um in der dt. Manege zu bleiben. Bevor man sich über den Zeitverbrauch und über den Verbrauch jeder anderen Mittelart ein Urteil bildet, soll man sich von den Umständen überzeugen, die derartige Verzögerungen herbeiführten. Das ist sehr leicht und bei einiger Objektivität bei einer Feststellung in dieser Richtung wird sich schon der Grund finden lassen. Ich habe ihn Deinen Manager genannt und es wird schwer sein, das Gegenteil zu behaupten.

Wenn ich im Verlaufe der Dinge an Euch schrieb, wie man mir sagt, nur wegen Geld und nichts anderem, so ist das eine Meinung. Ich meine aber, dass aus solchen Meinungen Hemmungen eintreten können und ich meine und meinte, dass es ja darauf ankommt, so lange fortzufahren, bis man ein mögl. zutreffendes Bild bekommen hat. Ich hätte natürlich neben den Worten über die realen Bedürfnisse auch allerlei mehr oder wenig wertlose Philosophien mitschicken können, tue das aber nicht, weil ich sie nicht zu Recht an den Kopf geworfen bekommen will. Die Undankbarkeit der gestellten Aufgabe ist nicht meine Schuld, ebensowenig wie die Euere, sondern liegt eben im Fall begründet. Damit, dass es in solchen Fällen langsam, vielleicht gar nicht vorwärts geht, kann aber keiner krebsen gehen. Ich habe aus meinem Aufenthalt in B. und H. keine Vorteile gezogen, wünschte und suchte sie auch nicht, ebensowenig, als ich sie jetzt oder in Zukunft wünsche. Ohne die nötigen Voraussetzungen aber verlangsamt sich gelegentlich das Tempo. Für mich selbst habe ich nicht mehr verbraucht, als nötig war, um sich am Leben zu erhalten. Dies geht schon daraus hervor, dass ich im 4ten Monat keine Miete mehr bezahlt hatte. Das genügt wohl. Fortan lasse ich Dich mit diesen Dingen in Ruhe. Wenn man aus ihnen jetzt nichts ersehen kann, kann man es auch nachher nicht.

Trotz aller etwaigen Abneigung muss man doch sehen, dass ungerechtfertigte Vorhaltungen und eine daraus sich ergebende Behandlung durch andere Leute nicht den Boden für eine gesunde Verständigung abgeben.

Hg.

3. Sauter („Hugo") an Kippenberger („Adam"), 6. November 1934
(SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/266, Bl. 9–13. Eingangsstempel 21. Oktober 1936)

6. 11. [19]34.

Werter Freund Adam!
Deinen Brief v. 3. habe ich heute erhalten. Um es vorweg zu sagen: wenn meine Post zuletzt zum Kreuzworträtsel geworden ist, so deswegen, weil mir aus eigener Erfahrung seit längerem unbekannt ist, nach welchem Modus man sich garantiert verständigen kann.

Ich will mir nicht weiter den Kopf darüber zerbrechen, weshalb es heute möglich ist, über meine Beziehungen zu einem bestimmten Freundeskreis als von einer Affäre zu sprechen. Möglich, das Wort ist im französischen Sinne gemeint, bei uns war es

sonst sehr anrüchig. Ich bin mir auch im Klaren, dass dieses Papier hin und her allem möglichen die Tür öffnet. Dass ich hier und nicht dort bin, ist ein Pech und ich muss die Folgen etwaiger Missverständnisse in Kauf nehmen. Ich will auch, in Anbetracht der jetzt endlich verhältnismässig klaren Lage, nicht deswegen antworten, um mir Deine Denkweise *nach* Erhalt Seines Briefes zu vermitteln, sozusagen: damit Du es nicht nötig hast, Dir Berichte einzuholen, sondern *erst* von mir hörst, was mir zu tun bleibt. Ich hebe hervor, dass ich nicht die gekränkte Leberwurst bin – das ist mir zu langweilig – sondern, um Dich und mich allen weiteren Aergernissen zu entheben, entschliesse ich mich abzutreten. Ich stecke dabei den auf mich entfallenden Anteil an Schuld ein und sage zum anderen Teil nur folgendes: Ich fasse den Ausdruck „Produkt der Schule Reinhold" weder als Vorwurf, noch als sonst etwas auf. Zu jener Zeit, als ich durch diese Schule ging, war ich durch die allgegenwärtige Tatsache des Aufbaus des Vereins in der bekannten Art nicht veranlasst, darüber zu spintisieren, ob das so oder besser gemacht wäre. Ich kannte die Methode der Aufzucht der Mitarbeiter vom untersten Teil her schon. Sie war im Prinzip nicht anders unten als oben, nur die Aufgaben waren eben entsprechend grösser. Freilich – solange man unten war, – das weiss ich seit *einiger* Zeit – war doch manches anders. Vielleicht hat man gelegentlich unklar bemerkt, dass irgend etwas fehlt. Das war, meine ich heute, das Gefühl, dass man isolierter steht, da oben. Wenigstens war es mir für einen Moment klar und in diesem Moment habe ich ohne Ordre und wohl auch *gegen* das eben grade Zulässige, meinen Kontakt mit meinem UB fester geknüpft, war dort mehr zu finden, als vielleicht angebracht war, aber, ich fühlte mich wieder wie früher. Damit habe ich gesagt, dass ich *damals* etwas ahnte, was an mir als vorhanden später vermisst wird: dieser überwiegend politische Gesichtswinkel, und sei es im Zellenmasstabe. Wenn sich der angestrebte Kontakt mit der Einheit, aus der ich hervorging, wieder lockerte, so, weil das eben die Arbeit nach sich zog. Ich erinnere mich nur an ausgedehnte Fahrten in rein techn. Angelegenheiten auf einem Gebiet – das mir Spass machte – und das damals den Einsatz einer Person verlangte. (Recherchen). Diese öfter wiederkehrenden Ausflüge lockerten manches, ohne meine Schuld, denn *ich* bestimmte ja nicht den Einsatz. Nach Rückkehr in den eigentlichen Arbeitskreis standen die zu erledigenden Aufgaben dann in der Regel so massiert, dass nur zu dem Gedanken Zeit verblieb: „wie anpacken, wie zuende führen". Damit war man derart eingeklemmt, dass man auch nicht *einmal* mehr einen lichten Moment bekam und sich von seinem eigentlichen Herkommen immer mehr löste. Also, man wurde, wie man sagt, unpolitischer und entwickelte auf der anderen Seite eine Technik, einmal weil einem das bei der Arbeit dienlich war und zweitens weil es, wenigstens bei durchschnittlichem Hinsehen, üblich war. Ich habe das – ohne Gefühl dagegen – als richtig empfunden, war doch jeder Laden bei uns stolz auf seine Errungenschaften. Sichtbar und hörbar für die Grünschnäbel, d.h. für die Ladenschwengel war, soweit ich mich erinnere, kein Protest gegen die Tatsache, der Spezialisierung. Wenn es unter einigen Verantwortlichen schon Vorpostengefechte in der anderen Richtung gab, so entging das unsereinem aus mehreren Gründen: z. B. weil man nicht so schnell alles übersehen konnte, weil man ständig im Gange war, weil man viel zu früh und lediglich wegen einer vorhandenen oder

angenommenen Gelehrigkeit von der „Amme" nach und nach oben gezogen wurde. Als Neuling hätte man auch besseres zu tun gehabt, als sich in Dinge zu mischen, die vielleicht unter den Leitern Diskussionsstoff im bestimmten Rahmen waren. (Spezialismus oder ab vom Spez.) Es war schon sehr spät, als diese Frage, nicht zum Ueberhören deutlich gestellt wurde. Um jene Zeit entdeckten die einen, dass sie viel zu spät die Sturmglocke geläutet haben und die anderen, dass sie technisch zum Teil wahre Attraktionen waren. Allen anderen aber wurde es peinlich fühlbar, dass das nicht alles ist, was möglich ist und, ein jeder spürte bei der passendsten und unpassendsten Gelegenheit, dass er längst ein hinkendes Genie ist und dass es sich *so* eigentlich schlecht geht. Das machte uns allen und unseren und allen verwandten Ladengeschäften der Anbruch jener Zeit klar, die zum Prüfstein für die aufrichtige Anhänglichkeit für eine Sache wurde. Der Ausbruch dieser Zeit zeigte, wie mangelhaft jetzt oft Dinge und Methoden sind, die vorher absolut sicher waren. Der Aerger über die Tatsache, dass der politische Fuss zu kurz geraten ist, wurde nur vermindert durch das Gefühl, dass persönlich restlose Opferbereitschaft – als es auf sie oft ankam, auch etwas sei, und, dass man eben das kurze Bein beim ersten „Halt" in Ordnung bringen müsse. Dazu hagelte es Arbeit und es fand sich kaum Zeit zu anderm. Jeder musste da stehen, wo er die Hand am Ruder hatte, als es losging. Und so trottelte man weiter, recht und schlecht und immer mit dem Bewusstsein, daß man den Hammer mit und den Meissel vergessen hat. Und als man dann SOS – hier, SOS – dort, in einem Laden landete, in dem man von jeher *nur* mit dem Hammer arbeitete, entdeckte man, dass man früher doch anders wo war, wo man dennoch, wenn auch ein missratenes, meisselähnliches Utensil hatte und dann brachte einem der Zufall aus der Gemeinschaft der Hammerschmiede heraus. – Man kann anderswohin kommen, wo man früher war, wo man mittlerweile schon einige Leute fand, die brauchbares Werkzeug erstanden hatten, weil die Verhältnisse für sie über ein halbes oder ganzes Jahr dazu viel günstiger waren. Dann geriet man auch an solche, deren Meissel auch von ihnen selbst gerühmt wurden und bei jenen – die wohl alles mit in die Wiege bekamen – fand man die wenigste Geduld. Nicht nur das, noch schlimmeres – wenn ich Dir zu allem Ueberfluss meine Geschichte wiederholte, die in jedem Falle eine Parallele fand, an den die jeweilige Arbeit überwiegend technische Anforderungen stellte, – auch ausserhalb Deiner Firma, so deswegen, weil es Dir jetzt wohl klar ist, welcher Trugschluss darin liegt, wenn man „unkt", ich begreife einen Dreck. Ich weiss, was fehlt, um den „Kern" zu erfassen, und weiss es, weil ich das Manko aus der Praxis heraus empfunden habe. Der andere Teil der Schuld entfällt auf das Lehrpersonal. Ich selbst habe *nie* gedacht, dass ich den Erfordernissen der Zeit entspreche und das verschiedentliche Bestreben, dem irgendwie etwas bestimmtes entgegenzusetzen, wurde und wird – nach meinem Dafürhalten – reichlich dadurch erschwert, (und mehr), dass Deine Umgebung und andere Ratgeber, die eine für unsereinen Hinkemann ohnehin schweren Zeit unter besseren Himmeln zubrachten, Unkenrufe ausstossen, anstatt sich richtig klar zu sein, *warum* man hinkt und hinken *muss*. Und es gesellt sich zum Unwillen Geduld zu haben, noch hinzu, dass persönliche Anliegen als ekelhaft empfunden werden, wenn man ein Hinkemann ist und sie vorbringt. Vorgebracht von einem anderen, wäre es etwas anderes. Diesen

Hindertprozentigen – ich meine absolut nicht Dich – spreche ich ab, dass sie auch nur Stümper sind, wenn es darauf ankommt, einfache, natürliche Dinge, so einfach und natürlich zu erledigen, wie sie es erfordern, ohne viel Zeit, ohne Staub, ohne Federkrieg. Statt dessen: Erhabenheit, Schwerhörigkeit, Unfähigkeit, mit einem früheren Kamerad als mit einem solchen zu sprechen, Abfälligkeiten und Unkenrufe. Versteht sich, irgendwo aus dem Busch heraus. Und *das* sind die Gründe, des Haders und nicht der vermeintliche Mangel an Begriffsvermögen in der bewussten Richtung. Gar kein Korn – verkantetes Korn, jawohl, ohne jeden Zweifel, aber was man als falsch und mangelnd erkennt, kann man *sehr*, sehr leicht abstellen, falls ausreichende Umstände dazu geschaffen sind. Aber nicht persönlich, anderen vielleicht unangenehme, vielleicht auch langweilige Dinge verständnislos abtuen, oder gar sich in ihrem Auftauchen als Symptom sportlicher Zurückgebliebenheit hinstellen.

Leider – auch Dir unterläuft erstaunlicherweise der Fehler, dass Du in Deiner Sortiermaschine etwas durcheinanderbringst. Nämlich wirklichen Kleinkram mit üblichen Kram, Ich weiss nicht, ob Du das richtig machst. Das wird die Zukunft zeigen. Ich weiss nur, dass sich früher viele gefunden hätten, die für Dich durch dick und dünn gegangen wären, das weisst Du auch aus der Praxis. Man soll auch einen Dummen anhören und so sage ich Dir, dass kameradschaftliches Verständnis sehr viel sein kann und, dass nach meiner *persönlichen* Meinung für die Dauer eine brauchbare Methode ist, sich um die Not seiner Kameraden zu kümmern, als diese mit einer Handbewegung abzutun. *Dieses* Abtun tritt oft daneben – verkehrt sich in's Gegenteil von dem, was man erreichen will und entzieht einem klare Sicht. Ich wollte nicht in dem erforderlichen Nachholen dadurch gestört sein, indem ich an etwas herumzuwürgen habe, was mich innerlich belastet. Nenne mich einen simplen Bursch, oder was Du willst, aber ich kann und werde nichts tun, was *mir selbst* nur zum Nachteil werden muss. Mir kann bis jetzt niemand nachweisen, dass ich mich unkameradschaftlich benommen hätte, es sei denn, dass man mir so kam, und ich keinen Grund sah, im anderen den Kamerad zu sehen. Und ich sage Dir – und jetzt bin ich selbst die Unke, – dass, wenn ich auf ein solches Verlangen einginge, – mein Wert für Deine Firma wirklich keines weiteren Aufwandes lohnte. Man braucht heutzutage Leute, die um sich herum sauberen Tisch haben und nicht solche, die dauernd an Albdrücken leiden. Diese Krankheit befiele mich dann, wenn ich das täte, was mir verschiedentlich zugemutet wird. Wenn Du das Gleichnis des Herrn Heine bringst, dann hast Du hoffentlich streng darauf geachtet, dass alle anderen 11 Apostel ebenso „bibelfest" sind. Wo nicht, sieh Dich um und hau dazwischen. Wie kann man nur so unbelesen sein; und dann sage ich – Schwejk: „Mit arme Leut muss strenge sein, wo möchte man sonst hinkommen." So hat eben jeder seinen Schriftsteller und seine Vergleichsobjekte. Und die letzteren bestärken mich in der Richtigkeit meiner Meinung in Punkto Kleinkram so sehr, dass es, wenn nicht alles täuscht, und *Du* weiter nicht gewillt bist „den Kern der Sache" zu erfassen, wirklich eine Affäre Hugo gibt, wenigstens dergestalt, dass ich auf die Verlustliste gerate und im Lazarett abhanden gekommen bin.

Zur strittigen Sache ist damit nachher nichts mehr zu sagen. Ich werde die Sorge darum dann selbst übernehmen, nicht, ohne Dir zu sagen, dass es ganz falsch ist,

einfach eine Sucht nach Segelboot, Häuschen und Sparkassenbuch als Grund anzunehmen. Um das zu erreichen, musste vor langen Jahren anderer Kurs genommen werden und – soweit kenne ich mich mit einem Kompass aus, dass ich nicht derart lange besagte Gegenstände in der ganz falschen Wichtung gesucht hätte. Nun, vielleicht unterläuft Dir *nur* der kleine Fehler bei dieser These, der möglich ist: nicht zu wissen, dass ich mich um jene Zeit, da ich Sportler wurde, gerade da befand, wo Du mich in ausgewachsener Form hinlaufen siehst, mit dem kleinen Unterschied, dass es mir nicht so eilte damit. Ein „Beamter mit wohlerworbenen Rechten" will ich auch nicht sein. Man kann etwa dahinzielenden „Unkenrufen" leicht den Boden nehmen, mit einfachen, unleugbaren Tatsachen. Die Möbel machten mir und meiner Frau viel weniger Kopfschmerzen als anscheinend manch anderem das Suchen nach einem möglichst gegen den Wind stinkendem Topf. War es eine Selbstverständlichkeit auch – wenn nötig – das Letzte zu geben, so kann man von Möbeln kaum mehr sprechen, ausser man bezweifelt überhaupt alles. So ist es vielerorts, wie mir scheint. Vielleicht ist es schon viel zu viel, überhaupt zu sagen, dass man mit aller möglichen Konsequenz für alles eintrat – das kann man gut als Phrase anstreichen und hat es auch, was nichts daran ändert an der Tatsache, dass es im Lande erlebt, eben keine Phrase sein kann. Wenn mich etwas an dieses „irdische Tal" fesselt, sind es nicht Möbel. Ich hoffe, bei jedem sei es dasselbe, wie bei Dir.

Was meine Hilfe hier anbelangt, so hatte ich sie angeboten, als ich eben 25 Minuten Kontakt hier hatte. Sie wurde abgelehnt und dabei blieb es. Die Geschäfte wurden übernommen, die Arrestanten dito. Ich hatte mich anfangs gewundert, wie über vieles und dachte dann, dass man nicht drängeln soll.

Zu meinem Vorschlag, meine Frau in Sbn bei Freunden in Obhut zu geben, hast Du nichts zu sagen, ausser das vom Heine. So legst du mir das in den Weg, was Du wegnehmen solltest, damit die Stolperei zunächst aufhört. Nun, Du konntest entscheiden, wie Du wolltest und ich musste mich damit abfinden. Ich wollte, ich wäre ein besserer Stolperer – so wie es welche gibt – ein guter Stolperer fällt nie und das hätte mir genügt. Jetzt stolpere ich aber über anderes, besonders über Liesls Brief, der das Produkt eines abgefeimten Intriganten ist, der aus Grundsatz lügt. Ich verteidige mich dazu nicht, weil es der Verfasser nicht wert ist. Hier spricht jemand, mit dem ich nie zu tun hatte, und der eine Suppe am Kochen ist. Vielleicht lohnt es sich für Dich, nach der Herkunft der Wissenschaften zu forschen. Ich habe keinen Abschlussbericht verfasst, ich habe diese Angelegenheit nie als abgeschlossen erklärt, ja nicht einmal absorbiert. Ueber die Methode des Vorgehens zu reden, ist reichlich blöde, da es infolge der ständigen Unerreichbarkeit der Vermittlungsinstanz noch nicht einmal Kontakt gab. Befehlsweise musste aussen herum sondiert werden. Die Urlaubsperiode verlegte uns teilweise den Weg, zum Teil waren die zu teilenden Mittel erschöpft und dann: Auftritte usw. Nun, vielleicht tritt der Herr Verfasser mal etwas vor. – Wenn Du Dir keine Mühe machst, zu überlegen, was bei dem Wirrwarr in Hbg. an Zeit und Geld nötig war, um zunächst so zu sortieren, dass die Lumpen zusammenpassen, Gerüchte und Gegengerüchte von den Tatsachen zu scheiden, so kannst Du diesen Fetzen als Rüge über Deine Leute hinnehmen. Sonst aber? Nun ja, man hat gehört, es sei Conny

gewesen. Zum Teil sicher, aber, warum hat jener Mann, der das sagt, recht, wenn er nun alles auf diesen Nenner bringt. Ich denke anders und hoffe, dieser Irrtum widerlegt sich noch.

Für mich bedeutet diese in ihrer Verlogenheit nicht mehr zu überbietende Kritik einen wesentlichen Grund, mich von oben herum zu überduften. Dieses Genie von Liesl aber grüsse mir. Hoffentlich ist es nicht ein Mädchen, dass sich durch die „Methoden" geniert fühlt. Unzulässige Methode? Nanu, ich dachte mir, jeder Weg ist gut, um des Teufels habhaft zu werden.

Wegen mir selbst keine besondere Sorge. Ich wünsche nur, noch, dass sich die Einsicht Bahn bricht und dass sich einmal Leute, denen es ernst ist mit der Erhaltung der Sportmannschaften kümmern um die Not und das Elend, das hier alle erdrückt. Das ist nicht meine, das ist *unsere* Art. Langsam nehmen schon[,] man sollte meinen, weniger uninteressierte Kreise an diesem unerhörten Elend Anstoss. Das sage ich als letztes für's nächste. Was den Herrn Himmelstoss anbelangt, die Augen rechts. Was Reinhold betrifft, so gehört ihm meine Sympathie, trotzdem er in meinem Falle die richtige Geburt weggeschmissen und die Nachgeburt aufgezogen hat. Man konnte mit ihm reden, ohne ein sonderbares Gefühl zu haben, deutlicher, er war nicht aus der vorher beanstandeten Familie. Dich verstehe ich im übrigen und kann mir denken, dass dies und jenes nicht vorkommen sollte, so wie ich weiss, dass es Leute gibt, die mit Reinhold krebsen gehen, aber nicht, weil sie so etwas bei ihresgleichen nicht auch vorgekommen wäre, sondern weil´s ein gefundenes Fressen ist, was Dir nicht bekommt.
Es grüsst Dich

Hugo.

NB. Falls das Mädchen Liesl. Walles ist, so blieb sie nur ein Protokoll schuldig von ihrem Freund. Sonst gab es zwischen uns nichts.

Was die Anfrage anbelangt, ob ich aus dem Lager etwas entnommen habe: ich habe zwei Bücher an Kuli herausgegeben, den übrigen Teil holte er doch selbst ab. Ich hoffe, es gibt hier keine gesuchte Sache. Das fehlte mir. Möglich ist alles, doch was sollte ich mit solchen Dingen.

Was meine Weiterarbeit in Hbg. betrifft (sh. Brief Liesl) so scheint der Mann allenthalben auf Staatskosten zu reisen und zu leben. Aber: diese wurde von Erwin gefordert und geschah mit Wissen der LL. Ich wollte, ich wäre nie so dämlich gewesen, zu fahren. Übrigens war ich Euch schon zu lange im Dorf und Ihr habt mir ja auch das Wasser gründlich abgegraben. Vielleicht sagt jetzt eine Unke, ich sei aus Feigheit geflitzt.

4. Bericht über das Zusammentreffen mit Ferry (Hugo) am 23. März 1937
(SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/92, Bl. 167–169)

Schlüssel:

H/6 19. 4. [19]37.

1	–	Ferry (Hugo) [Adolf Sauter]
2	–	Saarbrücken
3	–	Metz
4	–	Berlin
5	–	Warner- Groter-Vertretung
6	–	Walter Ebel, Stettin, Laborant [Adolf Sauter]
7	–	Prag
8	–	Emigr.
9	–	Bilder
10	–	Saargebiet
11	–	Schubert
12	–	Reinhold [Hermann Dünow]
13	–	Kassiber-Verbindung
14	–	Erwin [Franz Schubert]
15	–	Prager Abw.-Mann
16	–	Kippenberger
17	–	Horn
18	–	Erich B.
19	–	Patent Koffer
20	–	Alfons
21	–	Wolf
22	–	KP.
23	–	Fritz.

(Hubert)

H/6 19. 4. 1937.
221-98-87
Bericht über das Zusammentreffen mit 1 am 23. 3. [19]37.
1 kam am 23. 3. in die Wohnung von meiner Frau. Mir kam es vor, als wenn er mich nicht dort vermutet hätte. Auf die Frage meiner Frau, wie er zu ihrer Adresse käme, erzählte er, dass er in 2 meine Eltern besucht hätte. Von dort hätte er aber nicht erfahren können, wo sie sei. Zuvor war er im Geschäft, wo sie gearbeitet hat und in ihrer früheren Wohnung und dort erfuhr er, dass eine Schwester in der Nähe von 3. wohnen würde. Diese Adresse erhielt er angeblich von meinen Eltern. Darauf sei [er] dort hingefahren. Ausserdem hätte er von dort Lebensmittel erhalten, um sie hier abzugeben. (Ein Brief, der einen Tag später am 24. 3. von meiner Schwägerin kam, schrieb diese, dass ein Herr sie besucht hätte, der angab[,] uns gut zu kennen und mit uns

befreundet zu sein und sich die Adresse von hier geben liess. Er käme von 4 und sei auf der Durchreise.) Meine Frau frug ihn nun, was er hier wolle und ob er hier seine Luftschutzartikel verkaufen wollte. Er sagte, er käme nach hier, um in der 5 sich einen Film anzusehen, der in D. eingeführt werden sollte. Ich zeigte mich etwas misstrauisch und verlangte sein Visum zu sehen. Sein Pass lautet: 6. Ausgestellt ist er Dez. 1932 und läuft bis 1937. Das franz. Visum ist für 14 Tage ausgestellt. Ich fragte ihn, warum er nach D. zurückgegangen sei. Er sagte, dass er in 7 in der 8 war und dass man dort Leute einfach verhungern liess und eine grenzenlose Rechtlosigkeit zwischen Leitung und 8 herrschen würde. Der Krach sei gekommen, dass er in 7 die Funktion hatte, die 9 auszuwechseln, und dass er mit 3.-Kc. den Pinsel vor Hunger und Kälte nicht mehr halten konnte. Ferner, dass man ihn durch die 8-Kom. über seine Arbeit in der Organisation vernehmen wollte und er aus konspirativen Gründen das verweigert hatte, weil er aus Erfahrung im 10 wusste, wenn E. ihre gesamte P.-Arbeiten fein säuberlich durch eine Kom. zu Papier gebracht haben und alles beieinander gepackt ist, einer darunter ist, der damit ins Reich abhaut. Auch sei es leicht, einen mit Dreck zu bewerfen, aber schwer denselben abzuwaschen. Aber es käme ja einzelnen Leuten in dieser Beziehung nicht so genau darauf an, hätte doch 11 in einer Sitzung mit ihm auf Beschwerden einiger Freunde aus dem Lande einfach gesagt, wenn sie den Mund aufmachen, schlagen wir sie einfach an die Wand. 11 hätte sich eingebildet, er hätte so ein Reservoir, wo er nur daraus schöpfen könnte, ohne daran zu denken, dass das mal alle wird. Man solle sich nichts einbilden über das Land, dort seien wir jetzt Parterre. Auf meine Frage, wie er sich halten könnte, sagte er: Ich wusste ja, dass die P. den Teufel an die Wand malt und im Land wäre die Gestapo gar nicht so, wie es gemacht würde. Hätten sie doch jetzt in B. eine Reihe von Gestapo-Beamten, die früher in der SPD. waren, abgesetzt, weil sie nicht mehr sauber waren. Ich fragte ihn, ob er noch in B. mit Leuten von uns Verbindung hätte. Er sagte: ich könnte mir doch denken, dass wo er in Berlin 10 Jahre gearbeitet hätte, auch noch Leute kennen würde, mit denen er auch noch Verbindung hätte. Sogar hätte er noch heute mit 12, der lebenslänglich Zuchthaus hat, 13 – genau wie 1934. Ich machte eine Auesserung, als wenn ich ihn nicht ganz sauber fände und er fortgehen sollte. Aber bevor ich nicht mit anderen Freunden gesprochen hatte, was in dieser Sache zu machen ist, liess ich mir die Tür offen und sagte, er müsste es verstehen, dass wenn er bei mir gesehen würde, könnte ich Unannehmlichkeiten haben und er könnte ja meine Lage verstehen. Er sagte, er verstehe das, wenn man wegen einer Unterstützung abhängig ist, aber man solle nicht so feig sein. Ich solle mich doch mal selbst betrachten, wie ich in den paar Jahren gealtert und schlecht aussehe. Er wäre in der Lage, mir hier in Pa. eine Stellung zu besorgen, ob ich hier gemeldet sei. Ich sagte ja und sagte, ich hätte die Identitätskarte. Ich fragte ihn, ob er viel ins Ausland käme. Er sagte, dass 14, der 15, er trägt eine Brille und hat eine Glatze, ihm einen Brief geschrieben habe, zu einer Besprechung zu kommen, zu der er im Okt. 35 wieder nach 7 gefahren sei. Ich wollte nun wissen, ob er hier jemanden trifft und sagte: Wenn Du hier jemanden von uns triffst, so sage nicht, dass Du bei mir warst. Drauf sagte er, Du weisst, dass ich kein Schwätzer bin, aber ich treffe niemand, aber es beruht dann auf Gegenseitigkeit, auch Du brauchst niemanden davon etwas zu sagen, wenn

Du jemanden treffen solltest. Nur mit einem würde ich gerne sprechen, weißt Du wo 16 ist, denn der würde sich noch bestimmt mit mir an einen Tisch setzen. Mit dem Bedauern, dass ich an ihm zweifelte und kein Vertrauen hatte, ging er los. Ich machte noch einen Treff um 3 Uhr aus für meine Frau, wo er ihr die Lebensmittel, die er von meiner Schwägerin brachte übergeben sollte.

Da ich nun im Moment keine andere Verbindung hatte, setzte ich mich mit 17 und 18 in Verbindung, um dagegen etwas zu tun. Die beiden meinten, man könne schlecht etwas tun, bevor man nicht mit einer andern Stelle gesprochen hätte. Meine Frau soll auf den Treff gehen und solle die Taktik verfolgen, für einen Tag später mit mir eine Zusammenkunft zu erhalten.

Treff mit meiner Frau. Meine Frau traf ihn an der festgelegten Stelle und er frug sie, ob sie keine Angst habe, mit ihm einen Kaffee trinken zu gehen, was sie bejahte. Er sagte, daß er sich freue, daß sie sich nicht fürchte mit ihm an einem Tisch zu sitzen, denn was die Partei von ihm vermuten würde, dass wüßte er, aber später würde es sich ja schon herausstellen, daß dies nicht der Fall ist.

Er kam dann wieder darauf zu sprechen, daß mir ja die 5.-fFrc-Unterstützung zum Halse mit der Zeit herauskommen müßte und eine Stellung das beste wäre. Auf die Frage, wie er denn zu Geld gekommen wäre, um von der 8 zu 7 in B. zu kommen, sagte er, daß er seinen 19 an 14 verkauft habe und mit diesem Geld fortgefahren sei. Sein anderes Zeug ließ er sich später durch einen Spediteur nachkommen. Auf die Frage, wo er sich denn in B. tarnen könne, sagte er: Der beste Schutz sei, man bringt ein großes Firmenschild an und da läuft alles vorbei. Und das habe ich getan. Er vertreibt den Artikel um Fenster und Lampen und Türen zu verdunkeln. Seine Aufträge erhält er nur von Block-und Amtswalter[n], sowie von großen Betrieben. Aus diesem Grunde reist er in D. um Betriebe zu besuchen. Bei dem Verdienst würde er nicht fest werden, aber er könne leben. Ferner frug er, ob 20, 21 und 11 hier wären. Auf die Frage, ob er sich am folgenden Tag mit mir treffen wollte, sagte er, ich hätte ja mit ihm sprechen können, er wäre ja da gewesen und er hätte keine Zeit, da er am folgenden Morgen abreisen müsse. Aber er käme wieder, und es wäre nicht das letzte Mal, daß er hier sei und dann könnte er ihn sprechen. Auf die Frage meiner Frau, ob er sich denn schon den Film angesehen hätte, wegen dem er doch hier wäre, meinte er, ob wir denn das nicht begreifen würden, daß sei doch nur der Vorwand zur Erhaltung des Visums gewesen. Die 22 hätte ja nicht allein das Recht zu reisen, es gäbe ja noch andere Gruppen Antifaschisten und das wäre der richtige Grund, warum er hier sei. Er hätte hier seine Freunde besucht. Seine Frau, die in 7 bei ihm war, arbeitet in B. in einer Schneiderei, von der die Besitzerin früher in unserer Org. war.

Mit Gruss

23

[Hubert]

5. Mitteilung des SALDA-Komitees an die Prager Polizei, 13. August 1938
(OZUS Praha, 202-46-49)

13. 8. [19]38.

Bei dem gestern Ihnen übergebenen Reichsdeutschen, der sich mit einem deutschen Reisepaß auf den Namen *Ebel* legitimierte, handelt es sich um einen dem Komitee bekannten Gestapoagenten, dessen richtiger Name Adolf *Sauter* aus *Berlin* lautet.

Sauter war bis 1934 ein sehr bekannter Funktionär der Berliner Arbeiterbewegung und lebte seit 1933 illegal in *Berlin*. Im September 1933 musste er gemeinsam mit seiner Freundin Deutschland verlassen und emigrierte nach Prag, weil er in *Berlin* und im gesamten Reich in verschiedenen grösseren, damals in Vorbereitung befindlichen Prozessen, aufs schwerste belastet war und von der Geheimen Staatspolizei fieberhaft gesucht wurde. Bei diesen Prozessen handelte es sich um sogenannte Terrorprozesse, die die deutschen Behörden nach der Machtergreifung Hitlers gegen die vordem legalen deutschen Arbeiterorganisationen inszenierten.

Sauter blieb mit seiner Freundin bis Frühjahr 1935 in *Prag* als Emigrant und kehrte am 14. 5. 35 aus eigenem Entschluß nach *Berlin* zurück. Es war ihm zu dieser Zeit gut bekannt, dass er von der Geheimen Staatspolizei in Deutschland steckbrieflich gesucht wurde.

Aus absolut zuverlässigen Informationen ist bekannt, dass *Sauter* bereits am Tage nach seiner Rückkehr, am 15. 5. 35, die Geheime Staatspolizei in *Berlin*, Columbiahaus, aufsuchte und sich nach einer längeren Aussprache mit leitenden Beamten verpflichtete, seine grossen Kenntnisse von der deutschen Arbeiterbewegung der Geheimen Staatspolizei zur Verfügung zu stellen. Seitdem wirkte *Sauter* in verschiedenen Prozessen, die seitdem stattfanden, immer im Hintergrund stehend, als Informator und Belastungszeuge.

Ausserdem wurde er als agent provocateur eingesetzt und versuchte wiederholt unter der Kontrolle der Geheimen Staatspolizei arbeitende illegale antifaschistische Organisationen aufzubauen und für diese Kontakt nach dem Auslande herzustellen.

Nach seinen eigenen Angaben, die er auf dem Komitee am 11. 8. 38 machte, hat er in den Jahren 1935/37 nach verschiedenen europäischen Ländern wiederholt Reisen unternommen, über deren Zweck er jede Aufklärung verweigerte. Diese Reisen unternahm er nach eigenen Angaben immer mit einem deutschen Reisepass auf denselben Namen Ebel, unter dem er jetzt diese Reise nach hier unternahm.

Der neue Pass ist am 8. 8. 38 mit 5 Jahre[n] Gültigkeitsdauer, als bis 1943 laufend, ausgestellt. Er enthält auf Seite 8 einen Nachtragsvermerk, der die Gültigkeit dieses Passes für Auslandsreisen bis 8. 10. 38 begrenzt. Dieser Vermerk ist typisch für Agentenpässe, die man kurzfristig ausstellt, um die Beauftragten fester an der Hand zu behalten. Ferner enthält der Pass auf Seite 4 einen Vermerk, der gar nicht üblich ist, in dem nämlich über die Unterschrift des ausstellenden Polizeirevier-Vorstehers mit Tinte der Zusatz „Im Auftrage" gemacht ist.

Am 9. 8. 38 kam *Sauter* nach *Prag* und stieg im Hotel „Axa" ab. Er versuchte mit Emigranten, die er zufällig am 10. 8. 38 auf dem Wenzelplatz in den Nachmittagsstunden

traf und die er von 1934 her kannte, in Verbindung zu treten und von ihnen Informationen über Person[en] und Verhältnisse innerhalb der Prager Emigration zu erhalten. Diese Emigranten erstatteten von der Anwesenheit des *Sauter* sofort dem Komitee Mitteilung und führten ihn am 11.8.38 dem Komitee zu. Seit dem 10.8.38, also nach *Sauters* Begegnung mit Emigranten, wurde er wiederholt gesehen und dabei zufällig festgestellt, dass er für einen Reisenden [in] ungewöhnlich freundschaftlichen Verkehr mit dem Portier des „Axa"-Hotels stand, in Formen, wie es nur mit einem guten Freund möglich ist.

Am 11.8.38 ging er etwa gegen ½1 Uhr Mittags auf das Hauptpostamt und gab dort einen Brief auf. Ausserdem wurde gesehen, dass er ebenfalls um die gleiche Zeit dort die Fernsprechstelle für Auslandsgespräche aufsuchte. Zu diesen beiden Punkten befragt erklärte er auf dem Komitee, dass er kein Gespräch geführt habe, gab aber nach einigem Zögern zu, dass er lediglich ins Telefonbuch geschaut habe, um einen Namen zu suchen, über den er [die] Auskunft verweigerte. Ausserdem erklärte er, dass er einen Brief nach Deutschland aufgegeben habe, der zwei antifaschistische Schriften – Deutsche Volkszeitung und Basler Rundschau – beinhaltete. Diese Handlungsweise ist für einen im Auslande lebenden bezw. befindlichen Reichsdeutschen ausserordentlich aufschlussreich. Bei der strengen systematischen Auslandspostkontrolle ist es unmöglich, auf diesem legalen Wege illegale antifaschistische Literatur in Deutschland zu erhalten, ohne verhaftet und zu längeren Freiheitsstrafen verurteilt zu werden.

Ueber den eigentlichen Zweck seiner Reise befragt, verweigerte [er] nähere Angaben mit der Begründung, dass er hier größere Devisentransaktionen getätigt habe, die er in nächster Zeit noch 2–3 Mal zu wiederholen gedenkt. Er lehnte es ab, nähere Angaben darüber zu machen.

6. GM „Fritz" über Aktivitäten Adolf Sauters

- Beschaffung von Materialien über die 4. Abteilung der Roten Armee[226] darunter über Personen, die früher in der Sowjetunion für diese Abteilung gearbeitet haben.
- Material aus dem DIA (Deutscher Innen- und Außenhandel) über Verbindungen mit Schweden, um diese Handelsgeschäfte auf eine schwarze Liste zu bringen,[227] mit dem Ziel der Zerschlagung aller illegalen und legalen Ost-Westhandelsgeschäfte nicht nur hinsichtlich der DDR, sondern auch der Volksdemokratien.[228]
- Pläne zum Eisenbahnwesen in der DDR: Unterbau, Schotteranlagen, Signalanlagen, anstehende Reparaturen usw.[229]

226 BStU, MfS, ZA, AOP 22/67, Bd. 1, Bl. 188.
227 Ebd., Bl. 190.
228 Ebd., Bd. 3, Bl. 18.
229 Ebd., Bd. 1, Bl. 190.

- Militärische Angelegenheiten (immer nach Frankfurt a. M. gemeldet).[230]
- Versendung von Literatur an Oppositionelle in der DDR.[231]
- Informationen über eine Ausbildungsschule des Staatssicherheitsdienstes.[232]
- Informationen über den Grenzabschnitt Wernigerode: Stärke der Volkspolizei und der Sowjetarmee,[233] Angehörige der Roten Armee, Fernsprechkabel.[234]
- Internationale Verbindungen in die Schweiz, Österreich, Schweden, Holland, Frankreich usw.[235]
- Sammlung von Informationen über Funktionäre in der DDR – z. B. Zaisser, Pieck und Ulbricht – und bei finanzieller Vergütung Weitergabe an die Presse und Organisationen.[236]
- Beschaffung von Zeichnungen über Kabelverbindungen Normannenstraße-Stalinallee durch eine Frau aus dem Telegrafenamt.[237] Versuch der Störung des Fernsprechkabels Stalinallee-Normannenstraße.[238]
- Beziehungen zum Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienst (ADN).[239]
- Einschleusung von Agenten in die Volkspolizei und gesellschaftliche Organisationen.[240]
- Herstellung von Verbindungen in das Ministerium für Landmaschinenbau („verkapptes Ministerium zur Wiederaufrüstung von Kriegsmaterial") - Weinberger.[241]
- Aufstellung einer Übersicht über sämtliche MTS (= Reparaturwerkstätten für Militärfahrzeuge) in der DDR.[242]
- Beschaffung von Informationen über die im Gußeisenwerk Blankenburg verwendeten Gußlegierungen, dortige Exporte nach China usw.,[243] Exportaufträge der Harzer Werke in Blankenburg.[244]
- Verbindung zu einer in der Kreisleitung Wittenberg der Liberaldemokratischen Partei Deutschlands (LDPD) tätigen Frau.[245]
- Herstellung von Verbindungen zur sowjetischer Dienststelle in Berlin-Karlshorst über einen Mitarbeiter der Abteilung Feinmechanik/Optik im Ministerium für Innen- und Außenhandel.[246]

230 Ebd..
231 Ebd., Bl. 192.
232 Ebd., Bl. 194.
233 Ebd.
234 Ebd., Bd. 2, Bl. 20.
235 Ebd., Bd. 1, Bl. 196.
236 Ebd.
237 Ebd.
238 Ebd., Bd. 3, Bl. 17.
239 Ebd., Bd. 1, Bl. 196.
240 Ebd., Bd. 2, Bl. 17.
241 Ebd., Bl. 19; vgl. auch ebd., Bl. 28.
242 Ebd., Bl. 19.
243 Ebd., Bl. 20.
244 Ebd., Bd. 4, Bl. 141.
245 Ebd., Bd. 6, Bl. 215.
246 Ebd., Bl. 295.

- Verbindung zur Justizverwaltung Leipzig (Vorbereitung von „Befreiungsaktionen von abgeurteilten Agenten").[247]
- Informationen über Inhaftierte in der DDR.[248]
- Einschleusung von Agenten in kommunistische Tarnorganisationen.[249]
- Beziehungen zum Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB).[250]
- Herstellung von Verbindungen zur Kaderabteilung des ZK der SED sowie zum MfS.[251]
- Anwerbung/Ausspionierung von Personen des sowjetischen Nachrichtendienstes.[252]

247 Ebd., Bd. 9, Bl. 182.
248 Ebd., Bd. 1, Bl. 175.
249 Ebd.
250 Ebd., Bd. 2, Bl. 24, 28.
251 Ebd., Bl. 135.
252 Ebd., Bd. 3, Bl. 202.

Kommunistische Politik an höheren Schulen

Der Sozialistische Schülerbund 1926–1932

Von Knud Andresen

Als überparteiliche Bündnisorganisation Ende 1926 offiziell gegründet, bot der Sozialistische Schülerbund (SSB) linkseingestellten Oberschülern ein politisches Betätigungsfeld. Eric Hobsbawm weist dem SSB jedoch nur einen „schattenhaften Platz in der Geschichte des deutschen oder des Kommunismus überhaupt" zu.[1] Hobsbawm, der dem SSB in seinem letzten Jahr in Berlin noch angehörte, urteilt von der hohen Warte des 20. Jahrhunderts. Trotz der quantitativ geringen Bedeutung des SSB – dem vermutlich nie mehr als einige hundert Schüler und Schülerinnen im gesamten Reich angehörten – war er politische Sozialisationsinstanz für eine Reihe bekannter Kommunisten, orthodoxer wie dissidenter Prägung: Wolfgang Abendroth, Heinz Brandt, Siggi Neumann, Emil Carlebach, Nathan Steinberger oder Stephan Hermlin gehörten dazu. Über diesen biographischen Zugriff hinaus lohnt sich der Blick auf den SSB, da zum Ende der Weimarer Republik sich eine Organisation für kritische Schüler höherer Schulen gebildet hatte, die auch gegen die rechte Hegemonie der höheren Schulen in der Weimarer Republik stand.

Literatur über den SSB gibt es außer einigen biographischen Rückblicken nicht,[2] nur wenig besser sieht es für die kommunistischen Studentenorganisationen aus,[3] die eng mit dem SSB zusammenarbeiteten. Im Nachschlagewerk zu den Jugendverbänden der Weimarer Republik wird der SSB zwar erwähnt, jedoch das Fehlen von genaueren Informationen hervorgehoben.[4]

Auch Klaus Michael Mallmann geht in seiner sozialgeschichtlichen Darstellung zur KPD in der Weimarer Republik nicht auf die kommunistische Arbeit an höheren

1 Eric Hobsbawm, Gefährliche Zeiten. Ein Leben im 20. Jahrhundert, München und Wien 2003, S 86.

2 Nathan Steinberger, Der Sozialistische Schülerbund im Spannungsfeld von Schulreform und Schulkampf – Bericht eines ehemaligen Schülers, in: Schulreform – Kontinuitäten und Brüche. Das Versuchsfeld Berlin-Neukölln. Hrsg. von Gerd Radde u. a., Bd. 1: 1912 bis 1945, Berlin 1993, S. 223–231; Felix Krolikowski, Kommunistische Schülerbewegung in der Weimarer Republik, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung* [künftig zitiert: *BzG*], Jg. 31 (1989), H. 1, S. 60–70; ders., Die Schulgemeinde der Aufbauschule des Kaiser-Friedrich-Realgymnasium, in: Schulreform (wie oben), S. 190–205.

3 Karl-Heinz Riemann, Der Kampf der revolutionären Studenten unter Führung der KPD gegen die Militarisierung und Faschisierung des deutschen Hochschulwesens in der Zeit der Weltwirtschaftskrise und in den ersten Jahren der faschistischen Diktatur, Dissertation A, Potsdam 1970; zusammengefaßt: ders., Der Reichsverband Freisozialistischer Studenten, in: *BzG*, Jg. 18 (1986), H. 5, S. 639–646; Waltraud Mehls, Angehörige der Berliner Universität im antifaschistischen Widerstandskampf, Dissertation A an der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 1987, S. 8–53, behandelt die Zeit vor 1933; um Objektivität bemüht sich: Carmen Winter, Rote Studenten. Zum Beispiel Franz Leschnitzer, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Reihe Gesellschaftswissenschaften*, Jg. 38 (1989), H. 6, S. 674–679.

4 Rudolf Kneip, Jugend der Weimarer Zeit. Handbuch der Jugendverbände 1919–1938, Frankfurt a. M. 1974, S. 226.

Schulen und Universitäten ein. Dennoch gibt es einige Quellen: Neben den erwähnten biographischen Rückblicken kann auf die Publikationen des SSB sowie einige Aktensplitter der preußischen Schul- und Polizeibehörden im Brandenburgischen Landeshauptarchiv zurückgegriffen werden. Hinweise finden sich auch in den Akten der Kommunistischen Studenten-Fraktion (Kostufra), die im Bundesarchiv Berlin aufbewahrt werden.

Der SSB war eine kommunistische Bündnisorganisation für die höheren Schulen, eng verbunden mit der Kostufra, die jedoch überwiegend in Verbindung mit Roten Studentengruppen oder dem Reichsverband Freisozialistischer Studenten (RFS) auftrat. Im vorliegenden Artikel sollen die Gründungsgeschichte des SSB, Aspekte seiner inhaltlichen Entwicklung sowie die Bedingungen für eine sozialistische Schülerorganisation in der Weimarer Republik diskutiert werden. Dabei können zwei Phasen unterschieden werden: Von der offiziellen Gründung 1926 bis Ende 1929 agierte der Bund relativ offen gegenüber allen sozialistischen Strömungen, in der zweiten Phase rückten eine strikte Ausrichtung auf die Sowjetunion und massive Angriffe auf die Sozialdemokratie in den Vordergrund. Der Aufsatz ist auch als Beitrag zu einer politischen Schülergeschichte der Weimarer Republik zu verstehen, die bis heute aussteht. Dieses wichtige politische Sozialisationsfeld scheint in der Forschung vernachlässigt.

Für das geringe Forschungsinteresse am SSB lassen sich zwei Gründe anführen. Zum einen hatte der SSB hinsichtlich seiner Mitgliedszahlen im Gesamtgefüge der kommunistischen Organisationen eine geringe Bedeutung, zum anderen scheint der Blick auf höhere Schüler und Studenten ob der wenigen an diesen Einrichtungen, die aus einer Arbeiterfamilie stammten, angesichts des proletarischen Charakters der KPD vernachlässigbar. 1927 hatten nur 0,9 Prozent der Parteimitglieder eine Hochschule, 2,4 Prozent eine Mittelschule besucht; 94,6 Prozent besaßen Volksschulbildung. Der Anteil von Intellektuellen in der Partei war nur in den großen Städten hoch, so in Berlin mit 6,4, in Hamburg mit 4,2 Prozent. Für das Reich liegen keine verläßlichen Angaben vor, aber es ist anzunehmen, daß in den kleinen Städten und auf dem Lande kaum Mitglieder eine höhere Schulbildung gehabt haben. Fast 80 Prozent der Mitglieder im Reich waren Arbeiter.[5] Allein bei dem Führungspersonal der KPD sah die Situation etwas anders aus, hier waren rund 18 Prozent Intellektuelle und 11 Prozent Angestellte, gegenüber der Parteibasis ein beachtlicher Unterschied. Dennoch waren auch hier Facharbeiter die größte soziale Herkunftsgruppe der leitenden Funktionäre.[6]

5 Verläßliche Angaben liegen nur für das Jahr 1927 vor. Zu den Zahlen vgl. Klaus-Michael Mallmann, Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung, Darmstadt 1996, S. 97, 102, sowie Siegfried Bahne, Die KPD und das Ende von Weimar. Das Scheitern einer Politik 1932–1935, Frankfurt a. M. und New York 1976, S. 15.

6 Vgl. Hermann Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik. 2 Bde., Frankfurt a. M. 1969, hier Bd. 2, S. 26–36; Mallmann, Kommunisten (Anm. 5), S. 142. Die Angaben beziehen sich auf 504 Spitzenfunktionäre in der Weimarer Zeit.

Zur Gründung und Mitgliederentwicklung des SSB

Nathan Steinberger, ehemaliges SSB-Mitglied, hat die erste Zeit des SSB aus eigener Erinnerung beschrieben. Seinen Angaben zufolge gab es 1924 in Berlin eine Kommunistische Pennäler-Fraktion (Kopefra), die sich dem Namen nach an die 1922 gegründete Kostufra anlehnte.[7] Die Gruppe bestand aus 15 Schülern in der Berliner Innenstadt, die offenbar dem Kommunistischen Jugendverband Deutschlands (KJVD) nahestanden oder ihm angehörten. In diesem Kreis sei der Gedanke entstanden, eine autonome Schülerorganisation ins Leben zu rufen, um nicht zu stark mit dem KJVD identifiziert zu werden und für mehr Schüler interessant zu sein. Als diese Organisation sei dann 1925 der SSB gegründet worden.[8] Steinberger gibt jedoch an, daß der SSB in den ersten Jahren nur eine sehr lose Organisationsform besaß. Es gab keine förmliche Mitgliedschaft, die geringen Ausgaben für Flugblätter und Schriften seien durch Geldsammlungen getragen worden.[9] Felix Krolikowski, ebenfalls ein ehemaliges SSB-Mitglied, widerspricht Steinberger im zeitlichen Ablauf. Zuerst seien vom KJVD 1925 Schülergruppen angeregt worden, die analog zum Betriebszellenkonzept der KPD organisiert werden sollten. Die Bezirksleitung des KJVD in Berlin habe dann Anfang 1926 vorgeschlagen, in Anlehnung an die Kostufra eine Kopefra zu gründen. Da bereits eine Zusammenarbeit mit der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) der SPD erfolgte – Krolikowski war zu der Zeit noch in der SAJ organisiert – wurde im Oktober 1926 der SSB als überparteiliche Organisation unter der Leitung von Bruno Krömke gegründet.[10] Für diesen Zeitpunkt sprechen auch zeitnahe Quellen.[11] Die unterschiedlichen Angaben bei Steinberger und Krolikowski zur Gründung des SSB lassen sich nicht befriedigend auflösen, da Quellen zur Gründung fehlen. Da Steinberger jedoch hervorhebt, es habe sich um lose Verbindungen von nur wenigen Personen gehandelt, ist anzunehmen, daß er die offizielle Gründung der Kopefra bzw. des SSB vordatiert und mit kommunistischen Schülern in Verbindung bringt, die vermutlich dem KJVD angehörten oder den Namen SSB bereits verwendeten. Krolikowski, dessen Text noch 1989 in der DDR erschien, könnte allerdings auch eine vorherige lose Formation aus Gründen der Parteiräson vernachlässigt haben, um die Rolle des KJVD bei der Entstehung stärker zu profilieren.[12]

Zumindest kann von einer festen Organisation des SSB erst ab Oktober 1926 ausgegangen werden. Krolikowski wie Steinberger stimmen in der Angabe überein, daß

7 Die Kostufra war 1922 gegründet worden. Riemann, Reichsverband (Anm. 3), S. 640.

8 Steinberger, Schülerbund (Anm. 2), S. 224 f.

9 Ebd., S. 225.

10 Krolikowski, Schülerbewegung (Anm. 2), S. 61 f.

11 Drei Jahre SSB – wir kämpfen weiter, in: *Der Schulkampf*, Jg. 1 (1929), H. 10, S. 1–3, hier S. 1; Polizeipräsident Berlin, Abt. I A an das Provinzial-Schulkollegium der Provinz Brandenburg und von Berlin, 28. 11. 1928, in: Brandenburgisches Landeshauptarchiv [künftig zitiert: BLHA], Rep 34, Provinzial-Schulkollegium, 3793, Bl. 6.

12 In einem späteren Text stellt Krolikowski die Gründung des SSB als gemeinsames Werk von SAJ und KJVD dar, ohne eine Anleitung der Kopefra zu erwähnen. Vgl. Felix Krolikowski, Die Schulgemeinde der Aufbauschule des Kaiser-Friedrich-Realgymnasium, in: Schulreform (Anm. 2), S. 190–205, hier S. 203.

die Anfänge des SSB in Neukölln und Berlin-Mitte lagen und ihren Ausgangspunkt in Aufbauschulen hatten. Neukölln war ein Stadtteil mit einem sehr hohen proletarischen Anteil,[13] und die größte höhere Schule in Neukölln, das Kaiser-Friedrich-Realgymnasium, wurde seit 1921 von Fritz Karsen geleitet, einem der engagiertesten Schulreformer der Weimarer Republik.[14] Der Neuköllner Schule war eine Aufbauschule angegliedert. Dieser Schultypus war neben der Deutschen Oberschule der zweite Reformschultypus der Weimarer Republik.[15] In Berlin war eine Aufbauschule bereits kurz vor Kriegsende eingeführt worden, in der Weimarer Republik existierten in Berlin insgesamt sechs Aufbauschulen, die bestehenden Schulen angeschlossen waren. In ihnen wurden begabte Schüler aus Gemeindeschulen finanziell gefördert, um so Kindern aus ärmeren Familien einen höheren Schulabschluß zu ermöglichen.[16] Karsen, Mitbegründer des Bundes entschiedener Schulreformer und Sozialdemokrat, erweiterte das Kaiser-Friedrich-Realgymnasium zum Neuköllner Schulkomplex. Neben der Aufbauschule wurden 1923 auch Arbeiter-Abiturienten-Kurse eingeführt, in denen junge Arbeiter, die nur die Volksschule besucht hatten und bereits im Berufsleben standen, in drei Jahren das Abitur machen konnten.[17] Aufbauschule und Arbeiter-Abiturientenkurse ermöglichten mehr Arbeiterkindern einen höheren Schulbesuch, was offensichtlich den Aufbau des SSB erleichterte.[18] Die Bedeutung des Kaiser-Friedrich-Realgymnasiums für den SSB wird auch daran deutlich, daß die Schuldruckerei in der ersten Zeit Flugblätter und Materialien für den SSB druckte.[19] Die Neuköllner Gruppe erfaßte im Mai 1932 mit 60 Personen noch gut die Hälfte aller Berliner Mitglieder.[20]

13 Mitte der zwanziger Jahre war gut die Hälfte der Bewohner Arbeiter, die drei Arbeiterparteien erhielten 1921 bei Bezirkswahlen 64 Prozent der Stimmen. Wilhelm Richter, Berliner Schulgeschichte, Berlin 1981, S. 140.

14 Biographische Skizze bei: Gerd Radde, Fritz Karsens Reformwerk in Berlin-Neukölln, in: Schulreform (Anm. 2), S. 175–187.

15 Aus konservativer Sicht wurde die Aufbauschule vor allem als Möglichkeit zur Förderung von ländlichen Schülern propagiert, weniger von Arbeiterkindern. Vgl. Gerhard Petrat, Die gezielte Öffnung der Hochschulreife für alle Volksschichten in der Weimarer Republik, in: Sozialisation und Bildungswesen in der Weimarer Republik. Hrsg. von Manfred Heinemann, Stuttgart 1976, S. 75–91, bes. S. 79 bis 86; Franz Hamburger, Lehrer zwischen Kaiser und Führer. Der Deutsche Philologenverband in der Weimarer Republik, Heidelberg 1974, S. 225–229.

16 Richter, Schulgeschichte (Anm. 13), S. 113 f.

17 Es waren die ersten Kurse dieser Art, die es sonst nur noch in Hamburg und Thüringen gab. Aber nur in Neukölln wurden sie bis 1933 kontinuierlich durchgeführt. Vgl. Werner Koorthaase, Die Neuköllner Arbeiter-Abiturienten-Kurse – Der Beginn des Zweiten Bildungsweges in Deutschland, in: Schulreform (Anm. 2), S. 161–171.

18 Krolikowski, der aus einer Arbeiterfamilie stammte, war 1923 über die Begabtenförderung an das Kaiser-Friedrich-Realgymnasium gekommen. Steinberger, der aus einer jüdisch-orthodoxen Familie stammte, gibt an, daß er von der Knabenschule der jüdischen Gemeinde bewußt mit zwei sozialistischen Freunden im Herbst 1925 an das Kaiser-Friedrich-Realgymnasium wechselte, da ihm das reformpädagogische Konzept am meisten zusagte. Krolikowski, Schülerbewegung (Anm. 2), S. 69; Steinberger, Schülerbund (Anm. 2), S. 226. Der Anteil von Arbeiterkindern an der Neuköllner Schule soll bei 44 Prozent gelegen haben. Vgl. Joachim Wendt, Die Lichtwarkschule in Hamburg (1921–1937). Eine Stätte der Reform des höheren Schulwesens, Hamburg 2000, S. 327, Anm. 1.

19 Vgl. Krolikowski, Schülerbewegung (Anm. 2), S. 64.

20 Polizeipräsident Berlin, Abt. I an den Minister des Innern, Berlin, 14. 5. 1932, in: BLHA, Rep 34, Provinzial-Schulkollegium, 3793, Bl. 60 f.

Exakte Zahlen über die Mitgliedschaft des SSB liegen allerdings nicht vor. In der ersten Zeit waren die Organisierungsansätze auf Berlin beschränkt. Steinberger nennt als größte Veranstaltung des SSB eine Kundgebung im Mai 1928 in Berlin, zu der rund 500 Schülern kamen. Allerdings dürften darunter noch nicht einmal unbedingt viele engere Sympathisanten des SSB gewesen sein. Das Thema der Veranstaltung war ein spektakulärer Selbstmord eines Schülers und ein anschließender Prozeß, Ereignisse, die für große Aufregung in der Stadt gesorgt hatten.[21] Beobachtungen der Polizei zufolge hatte der SSB im Mai 1928 sogar nur 30 Mitglieder in Berlin.[22] Am Reichsjugendtag des KJVD nahmen Ostern 1928 nur 23 Berliner Mitglieder des SSB teil,[23] was ebenfalls für eine zahlenmäßig geringe Mitgliedschaft spricht. Im Mai 1927 sollen an acht Berliner Schulen Kopefra-Gruppen bestanden haben. In Absprache mit der Bezirksleitung des KJVD sei zu dem Zeitpunkt beschlossen worden, die marxistische Schulungsarbeit im SSB zu verstärken, was die Kopefra zur politischen treibenden Kraft an den Schulen gemacht hätte, ohne daß sie allerdings selbst in Erscheinung getreten sei.[24] Diese wohl etwas übertriebene Mystifizierung eines verborgenen Wirkens läßt sich nicht mit einem Anstieg der Mitgliedschaft in Verbindung bringen. Im Januar 1928 existierten vier Stadtteilgruppen des SSB in Berlin (Neukölln, Wedding, Zentrum, Westen), die vermutlich aus mehreren Schulen ihre Mitglieder bezogen. Ende 1928 gab es nach Polizeibeobachtungen in fünf Städten Gruppen, neben Berlin auch in Essen und Danzig.[25] Offenbar erlebte der SSB Ende 1928 einen personellen Aufschwung, in Berlin soll er zum Ende des Jahres 270 Mitglieder umfaßt haben, Ende 1929 sogar allein in der Berliner Gruppe Schöneberg-Charlottenburg 300 Mitglieder.[26] Inwieweit diese Zahlenangaben der Polizei zutreffend sind, läßt sich nicht an organisationseigenen Material verifizieren. Zumindest kann von einem Anstieg der Mitgliederzahlen, auch durch die Ausweitung ins Reich, nach 1928 ausgegangen werden. Gegenüber der Gesamtzahl von Schülern an höheren Schulen in Berlin – 1926 waren es rund 85 000[27] – blieb der Bund jedoch klein.

Weitere Hinweise auf die Mitgliedszahlen lassen sich aus der Verbreitung der Zeitung des SSB, dem „Schulkampf", ablesen. Die Zeitung erschien erstmals im Februar 1928, seit 1929 monatlich, war graphisch professionell gestaltet und deckte ein breites Spektrum von Themen ab. Nach eigenen Angaben betrug die Auflage 1929 5000

21 Steinberger, Schülerbund, S. 230.

22 Polizeipräsident Berlin, Abt. I A an das Provinzial-Schulkollegium der Provinz Brandenburg und von Berlin, 28.11.1928, in: BLHA, Rep 34, Provinzial-Schulkollegium, 3793, Bl. 6.

23 Krolikowski, Schülerbewegung (Anm. 2), S. 65.

24 Ebd., S. 63. Krolikowski hatte nach Auseinandersetzungen den SAJ im Frühjahr 1927 verlassen und war zum KJVD gewechselt.

25 Polizeipräsident Berlin, Abt. I A an das Provinzial-Schulkollegium der Provinz Brandenburg und von Berlin, 28.11.1928, in: BLHA, Rep 34, Provinzial-Schulkollegium, 3793, Bl. 6.

26 Ebd., Bl. 7; Polizeipräsident Berlin Abt. I A an das Provinzial-Schulkollegium der Provinz Brandenburg und von Berlin, 29.10.1929, in: BLHA, Rep 34, Provinzial-Schulkollegium, 3793, Bl. 21.

27 Rita Meyhöfer, Gäste in Berlin? Jüdisches Schülerleben in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, Hamburg 1996, S. 65 – eigene Berechnungen. Krolikowski gibt an, daß an der Nachbarschule des Kaiser-Friedrich-Gymnasiums von 210 Schülern 130 dem deutschnationalen Verband für Deutschtum im Ausland angehörten. Krolikowski, Schulgemeinde (Anm. 12), S. 201.

Exemplare, wobei es zweifelhaft erscheint, ob eine solch hohe Zahl auch verkauft wurde.[28] Quellengesicherte Zahlen liegen nur für das Jahr 1931 vor. Bei einer Generalrevision des hochverschuldeten Schulkampfverlages im Dezember 1931 wurde festgestellt, daß von 3000 gedruckten Exemplaren nur rund 1000 Exemplare versandt, die zudem auch nicht alle bezahlt worden waren.[29] Die Zahl der versandten Exemplare variierte, überstieg aber 1400 nicht. Durch Abonnements und Verkauf im Berliner Buchhandel wurden weitere 550 Exemplare abgesetzt.[30] Der Versand erfolgte in 27 Städte. Allerdings wurden im „Schulkampf" Anfang 1931 nur die Adressen von Gruppen in elf Städten angegeben.[31] Offenbar erfolgte die Verbreitung des „Schulkampfes" nicht allein durch SSB-Gruppen, sondern auch durch die studentischen Gruppen oder den KJVD. Zu den Abnehmern der Zeitung gehörten auch sympathisierende Intellektuelle und interessierte Schüler. Es kann davon ausgegangen werden, daß der SSB im Reich nie mehr als einige hundert Mitglieder hatte. Im Mai 1932 soll es in Berlin noch 120, insgesamt jedoch nur 250 Mitglieder gegeben haben. Die Berliner Polizei konstatierte einen Bedeutungsverlust des Bundes.[32]

Zu den Bedingungen kommunistischer Arbeit an den höheren Schulen

Die sich an den höheren Schulen und den Universitäten organisierenden kommunistischen Schüler und Studierende standen vor einem doppelten Dilemma. Einerseits rechneten sie sich einer proletarisch-revolutionären Partei bzw. Bewegung zu, gleichzeitig bot der beschrittene Bildungsweg potentiell einen sozialen Aufstieg. Dies führte mit dazu, daß gegenüber Akademikern in der Arbeiterpartei ein gewisses Mißtrauen herrschte. August Bebel hatte 1903 auf einem Parteitag der SPD den häufig paraphrasierten Satz geprägt: „Seht Euch jeden Parteigenossen an, aber wenn es ein Akademiker ist oder ein Intellektueller, dann seht ihn Euch doppelt und dreifach an."[33] Daher war es offenbar erforderlich, das sozialistische Engagement der höheren Schüler besonders zu begründen und sich von einem Eliteverständnis abzusetzen. Dies prägte

28 Stärkt unsere Kampf- und Propagandakraft!, in: *Der Schulkampf*, Jg. 2 (1929), H. 5/6, S. 22.

29 Bericht der Reichsfraktionsleitung der Kostufra an das ZK, Berlin 15.12.1931, in: Bundesarchiv Berlin [künftig zitiert: BA], RY 1/I 4/16/Kostufra, Bl. 63–77, hier Bl. 72. Im Bericht wird eine schlechte Finanzpolitik beklagt. Der Schulkampfverlag war verschuldet, und die Reichsleitung der Kostufra bat das ZK um einen finanziellen Zuschuß. Da die Zeitschrift bald eingestellt wurde, scheint der SSB nicht mehr saniert worden sein.

30 Bericht der Reichsfraktionsleitung der Kostufra an das ZK, Berlin 15.12.1931, in: BA, RY 1/I 4/16/Kostufra, Bl. 63–77, hier Bl. 76 f.

31 Impressum, in: *Der Schulkampf*, Jg. 4 (1931), H. 2, Umschlagseite. Gruppen existierten in folgenden Städten: Berlin, Dresden, Grimma in Sachsen, Heidelberg, Köln, Leipzig, Mannheim, Stettin, Essen, Frankfurt a. M., Karlsruhe. Bei den SSB-Gruppen muß von einer häufig nur kurzen Lebensdauer ausgegangen werden. Zentrum war unbestritten Berlin.

32 Polizeipräsident Berlin, Abt. I an den Minister des Innern, Berlin, 14.5.1932, in: BLHA, Rep 34, Provinzial-Schulkollegium, 3793, Bl. 60 f.

33 Zitiert nach Dietz Bering, Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes, Stuttgart 1978, S. 73. Dort auch weitere Hinweise auf die Nachwirkung des Ausspruchs.

auch den SSB, wobei eine unterwürfige Haltung zu spüren war: „Wo es galt und gilt, sich einzuordnen in einen großen Kampf der proletarischen Bewegung, da haben wir uns eingeordnet und werden es weiter tun. Und man wird auch diese geringen Kräfte nehmen und sie nicht zurückweisen trotz allen – berechtigten – Mißtrauen gegen den intellektuellen Nachwuchs, unter dem leider manche glauben, das Vokabelbuch sei Berechtigung und Befähigung zum politischen Führer."[34] Eine weitere Schwierigkeit für die Arbeit des SSB war die Dominanz rechtskonservativer und deutschnationaler Strömungen an den Universitäten, die schließlich zu einer frühen Bastion des Nationalsozialismus wurden.[35] Bezüglich der höheren Schulen in der Weimarer Republik gibt es zwar keine zusammenfassende Studie, allerdings sprechen alle Hinweise dafür, daß auch dort deutschnationale und rechtsradikale Strömungen dominierten.[36] Der SSB stand insofern von zwei Seiten unter Druck: von rechts wurde er politisch bekämpft, von der eigenen Partei kritisch beäugt und unter Rechtfertigungszwang gestellt.

Organisatorisch war der SSB der Kostufra unterstellt. Das ZK der KPD hatte die Kostufra mit der Anleitung des SSB beauftragt.[37] Dies lag auch aus dem Grunde nahe, da der Besuch einer höheren Schule in der Regel der Aufnahme eines Studiums diente und die SSB-Mitglieder in die Kostufra übergehen konnten. So wurde Felix Krolikowski damit beauftragt, in Leipzig eine SSB-Gruppe aufzubauen, als er dort sein Studium aufnahm.[38] Heinz Brandt wurde von der Kostufra zur Arbeit im SSB abgestellt, um illegale Schulzellen zu organisieren, den Vertrieb des „Schulkampfes" und kleinerer Schulzeitungen durchzuführen oder die Ferienschulen des SSB anzuleiten.[39] Verantwortlich für die Herausgabe des „Schulkampfes" waren zumeist kommunistische Studenten.[40] Allerdings waren in führenden Positionen des Bundes in der Regel Schüler oder Studenten, die noch als Schüler dem SSB angehörten. Dazu zählte Alfred Hooge

34 Drei Jahre SSB – wir kämpfen weiter, in: *Der Schulkampf*, Jg. 2 (1929), H. 10, S. 1–3, hier S. 1. Die KPD hatte als politisches Ziel die Produktionseinheitsschule, die höheren Schulen war in ihren Augen eine Klassen- und Standesschule. Vgl. Proletarisches Schulprogramm, in: *Das proletarische Kind*, Jg. 9 (1929), H. 4. Abgedruckt in: Das proletarische Kind. Zur Schulpolitik und Pädagogik der KPD in der Weimarer Republik, Berlin 1974 (Nachdruck einer Ausgabe von 1958), S. 219–222.

35 Vgl. Michael H. Kater, Studentenschaft und Rechtsradikalismus in Deutschland 1918–1933. Eine sozialgeschichtliche Studie zur Bildungskrise in der Weimarer Republik, Hamburg 1975; Michael Grüttner, Studenten im Dritten Reich, Paderborn u. a. 1995, S. 19–61.

36 So die Vermutung bei Meyhöfer, Gäste (Anm. 27), S. 79, und Hans-Christoph Laubach, Die Politik des Philologenverbandes im Deutschen Reich und in Preußen während der Weimarer Republik. Die Lehrer an höheren Schulen mit Universitätsausbildung im politischen und gesellschaftlichen Spannungsfeld der Schulpolitik von 1918–1933, Frankfurt a. M., Bern und New York 1986, S. 171.

37 Ein genaues Datum hierzu ließ sich nicht ermitteln. Vgl. Bericht der Reichsfraktionsleitung der Kostufra an das ZK, 15. 12. 1931, in: BA, RY 1/I 4/16/Kostufra, Bl. 63–76, Bl. 69.

38 Steinberger gibt an, mit dem Abitur seine Mitarbeit beendet zu haben; Krolikowski hingegen baute in Leipzig, wohin er zum Studieren gegangen war, eine Gruppe des SSB auf; Max Kurz habe dies in Dresden getan. Steinberger, Schülerbund (Anm. 2), S. 231; Krolikowski, Schülerbewegung (Anm. 2), S. 66 f.

39 Lebenslauf Heinz Brandt, 12. 7. 1945, in: Landesarchiv Berlin [künftig zitiert: LAB], C Rep 118-01/A 1130, Bl. 4; Handschriftlicher Lebenslauf von Heinz Brandt (1951), in: LAB, C Rep 900 II OO IV/1.879.

40 Kolikowski, Schülerbewegung, S. 65; Polizeipräsident Berlin, Abt. I A an das Provinzial-Schulkollegium der Provinz Brandenburg und von Berlin, 28. 11. 1928, in: BLHA, Rep 34, Provinzial-Schulkollegium, 3793, Bl. 6 f.

oder Max Kurz.[41] Leiterin der Berliner Gruppen war 1928 die Neuköllner Schülerin Ruth Pewesin.[42]

Die KPD hatte für die höheren Schulen kein ausgeprägtes inhaltliches Konzept. Der führende Bildungspolitiker der KPD, Edwin Hoernle, hatte 1919 ein kommunistisches Schulprogramm entworfen, legte aber den Schwerpunkt auf die Volksschulen, an denen sich die Arbeiterkinder organisieren und den Kämpfen der Arbeiterklasse anschließen sollten. Die höheren Schulen zog er nicht in Betracht.[43] Die Haltung der KPD zu reformpädagogischen Experimenten war ambivalent. Nach 1920, als auf der Reichsschulkonferenz die weltliche Schule wie auch die Einheitsschule nicht durchgesetzt werden konnten, verurteilte die KPD einerseits Versuchsschulen wie in Neukölln als reformistisch, andererseits waren gerade in Städten mit politischen Mehrheiten der Arbeiterparteien eher Versuchsschulen angesiedelt. Trotz einer prinzipiell ablehnenden Haltung der KPD zu diesen Reformversuchen innerhalb des Kapitalismus boten sich mit den Versuchsschulen gerade auch für Arbeiter Bildungsmöglichkeiten, die nicht ungenutzt gelassen werden konnten.[44] Wesentliche Antriebskraft bei den Versuchsschulen war die Sozialdemokratie. Da die SPD die republikanische Staatsverfassung grundsätzlich bejahte, sollte durch die Eröffnung eines zweiten Bildungsweges und einer Förderung von Arbeiterkindern an höheren Schulen auch der Eintritt in den Staatsdienst ermöglicht werden, der in der Regel einen höheren Bildungsabschluß voraussetzte.[45]

Kampf für die Schulgemeinde

Der SSB ist bis 1929 als sozialistischer, nicht rein kommunistischer Verband anzusehen, der aktuelle Probleme des Schülerdaseins aufgriff und für die wenigen sozialistischen Oberschüler interessant war. Wichtiger politischer Agitationspunkt war die Initiierung und Nutzung der Schulgemeinde. Sie gehörte zu den signifikanten demokratischen

41 Krolikowski, Schülerbewegung (Anm. 2), S. 62 und 67.

42 Polizeipräsident Berlin, Abt. I A an das Provinzial-Schulkollegium der Provinz Brandenburg und von Berlin, 28.11.1928, in: BLHA, Rep 34, Provinzial-Schulkollegium, 3793, Bl. 6 f.

43 Steinberger, Schülerbund (Anm. 2), S. 228 f.

44 Hanno Schmitt, Topographie der Reformschulen in der Weimarer Republik. Perspektiven ihrer Erforschung, in: „Die alte Schule überwinden". Reformpädagogische Versuchsschulen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus. Hrsg. von Ulrich Amlung u.a., Frankfurt a.M. 1992, S. 9–31, hier S. 13–15. Beispielhaft für die widersprüchliche Haltung ist der Beschluß des 11. Parteitages der KPD von 1927, der sich gegen die Neugründung von weltlichen Schulen wandte, da die Mehrzahl der Schüler weiterhin religiös unterrichtet werde. Gleichzeitig sollten die bestehenden weltlichen Schulen zu Klassenkampfschulen umgestaltet werden. Vgl. Fritz Ausländer, Beschluß des XI. Parteitages der KPD über die weltlichen Sonderschulen, in: *Das proletarische Kind*, Jg. 7 (1927), H. 7. Abgedruckt in: Das proletarische Kind (Anm. 34), S. 192–193; Mallmann, Kommunisten (Anm. 5), S. 161 f., zu der nur halbherzigen Ablehnung der weltlichen Schulen durch die kommunistische Elternschaft.

45 Die Arbeiterkurse und Aufbauschulen bedeuteten einen Anstieg von Arbeitern in der sozialistischen Studentenschaft. Die Mehrzahl der sozialistischen Studenten strebte eine Laufbahn in der Verwaltung an. Vgl. Solidargemeinschaft und Milieu. Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisationen. Hrsg. und eingel. von Peter Lösche. 4 Bde., Bonn 1990–1993, hier Bd. 1: Franz Walter, Sozialistische Akademiker- und Intellektuellenorganisationen in der Weimarer Republik, Bonn 1990, S. 60, S. 46.

Neuerungen der Weimarer Republik im Schulwesen. Das preußische Kulturministerium unter dem Sozialdemokraten Konrad Haenisch hatte im November 1918 in einem Erlaß eine weitgehende Demokratisierung der Schulen angeordnet. Neben Lehrer- und Elternräten sollten Schülerräte eingerichtet werden, die von den Schülern gewählt und weitgehend unbeeinflußt durch Lehrer und Eltern an Entscheidungen beteiligt werden sollten. Nach scharfen Protesten aus der Eltern- und Lehrerschaft wurde dieser Erlaß wieder zurückgenommen. Im April 1920 wurde ein neuer „Schulgemeinde-Erlaß" in Preußen herausgegeben. Es sollten Klassensprecher von den Schülern gewählt werden, ab der Untersekunda ein Schülerausschuß aus den Klassensprechern zusammengesetzt werden. Sie sollten einen Vertrauenslehrer bestimmen und Unterrichtszeit für Zusammenkünfte erhalten.[46] Der SSB erhob 1928 die Einrichtung von Schulgemeinden zur zentralen Forderung. Zu diesem Zeitpunkt waren in Berlin nach Ansicht des SSB gerade an sechs Schulen Schulgemeinden wirklich arbeitsfähig gewesen, obwohl die rechtliche Lage anderes ermöglichte. Andere Schulgemeinden seien nur formale Akklamationsgremien für die Lehrerschaft.[47] In der Resolution einer Schülerversammlung des Köllnischen Gymnasium vom Oktober 1928, an dem eine Aufbauschule bestand, wurde die Forderung nach Einrichtung von Schulgemeinden präzisiert. Dazu gehörte die Teilnahme an Lehrerkonferenzen und die Wahl von Klassensprechern, die in einem Schülerausschuß weitgehende Befugnisse erhalten sollten. Die rechtlose Stellung des Schülers gegenüber der Straf- und Befehlsgewalt des Lehrers wurde als der prägende Gegensatz an den Schulen gesehen.[48] In der ersten Ausgabe des „Schulkampfes" vom Februar 1928 wurde auch der zurückgezogene Erlaß von Haenisch vom November 1918 abgedruckt, später auch der Erlaß von 1920. Dadurch sollte das rechtliche Hintergrundwissen vermittelt werden, um an den Schulen für eine aktive Schulgemeinde eintreten zu können.[49]

Einer der prägenden Personen für den SSB in der ersten Phase war der Pädagoge Siegfried Bernfeld mit seinem Buch „Die Schulgemeinde und ihre Funktion im Klassenkampf". Mit Bernfeld, der in Berlin als Psychoanalytiker arbeitete, standen SSB-Mitglieder in Kontakt, ebenso mit Edwin Hoernle oder Autoren wie Arnold Zweig und Erich Kästner.[50] Bernfeld analysierte in seinem Werk drei Formen der Schulgemeinde. Die erste Variante seien die Landschulheime, die aber nur von Kindern aus reichen Familien genutzt werden würden; die zweite Variante seien demokratische oder scheindemokratische Ergänzungen in der Schulverfassung, die nur die bürgerlichen Autoritäten stützen würden. Als dritte Variante – und damit zu forderndes Ziel – sei allein die „Vollschulgemeinde" sinnvoll, die nicht nur im alltäglichen Schulablauf,

46 Hellmut Becker und Gerhard Kluchert, Die Bildung der Nation. Schule, Gesellschaft und Politik vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, Stuttgart 1993, S. 220–225.

47 Ludwig [Pseudonym], Schulgemeinde, in: *Der Schulkampf*, Jg. 1 (1928), H. 3, ohne Paginierung.

48 Für Schülerrecht und Schülerselbstverwaltung, ebd.

49 Richtet Schulgemeinden ein!, ebd., Jg. 2 (1929), H. 1, S. 9 f.

50 Steinberger, Schülerbund (Anm. 2), S. 228–230. Dort auch das folgende. Das Buch von Bernfeld wurde im Schulkampf besprochen: Buchkritik von Erich, in: *Der Schulkampf*, Jg. 1 (1928), H. 3, ohne Paginierung.

sondern auf gleichberechtigter Basis bei Entscheidungen der Schulverwaltung eingreifen könne. Bernfeld schränkte ein, daß diese Forderung nur von wenigen sozialistischen Schülern erhoben werden würde, die sich daher an die Spitze setzen müßten. Da die höhere Schule reaktionär sei, würde in ihr nur der Schülertypus des „Rebellen" und des „Verbrechers" aus der Schulordnung ausbrechen; ohne deren Anbindung an das Proletariat seien ihre Aktionen jedoch leicht integrierbar.[51] Bernfeld schrieb im „Schulkampf" Anfang 1929 gewissermaßen ein Grundsatzprogramm zu den Aufgaben der sozialistischen Schülerschaft. Trotz der Zerrissenheit der Arbeiterklasse in zwei sich bekämpfende Arbeiterparteien müsse die sozialistische Schülerschaft zusammenarbeiten: „Einig in dem Willen: Das Bollwerk der Bourgeoisie, die höhere Schule, durch Studium, Arbeit und Kampf zu erobern, für das ewige Ziel der Menschheit: Den Sozialismus."[52]

Mit dem Hinweis auf die nicht geglückte Demokratisierung der Schule schloß der SSB an republikanische Traditionen an, denn hier wurde mit dem rechtlichen Gebot argumentiert und dessen Umsetzung eingefordert. Eine später unkritische Begeisterung für sowjetische Schulsysteme stand zu der Zeit noch nicht im Vordergrund. 1928 hieß es im „Schulkampf", man wisse nicht genau, ob die Schülermitverwaltung in der Sowjetunion richtig praktiziert werde, aber Hinweise sprächen dafür.[53] Diese insgesamt zurückhaltende Position entsprach der überparteilichen Außendarstellung. Politische Spannungen traten im SSB allerdings bereits 1928 auf, als der Bund die Forderung der KPD aufgriff, die republikanischen Verfassungsfeiern an den Schulen zu boykottieren. Im September 1928 spalteten sich Mitglieder der SAJ vom SSB ab und gründeten die Sozialistischen Schülergemeinschaften (SSG), angeblich auch auf Anregung von Fritz Karsen.[54] In der Literatur wird die Gründung einer sozialdemokratischen Schülerbewegung als Versuch gewertet, die Hegemonie nationalsozialistischer Schülergruppen an den höheren Schulen zu brechen. Diese seien von der SAJ und von der Sozialistischen Studentenschaft angeregt worden.[55] Es ist jedoch eher davon auszugehen, daß die SSG im Konflikt um eine kommunistische Dominanz im SSB gegründet worden sind. Die SAJ wurde vom KJVD „bearbeitet", das heißt, der KJVD versuchte, Konflikte in die SAJ hineinzutragen.[56] Nach Spannungen innerhalb des Verbandes traten einige

51 Siegfried Bernfeld, Die Schulgemeinde und ihre Funktion im Klassenkampf, Berlin 1928, S. 122, zur höheren Schule S. 63–124. Im Literaturverzeichnis nennt Bernfeld als wichtige Zeitung den „Schulkampf". Ebd., S. 146.

52 Ders., Über die Aufgaben der Sozialistischen Schülerschaft, in: *Der Schulkampf*, Jg. 2 (1929), H. 1, S. 2.

53 Für Schülerrecht und Schülerselbstverwaltung, ebd., Jg. 1 (1928), H. 3, ohne Paginierung.

54 Krolikowski, Schulgemeinde, S. 203 f; Krolikowski, Schülerbewegung S. 65 f. Er schätzt die Austritte aus dem SSB als eher gering ein.

55 Walter, Sozialistische Akademiker- und Intellektuellenorganisationen in der Weimarer Republik (Anm. 45), S. 65 f.

56 Hierfür wurden auch Kommunisten in den SAJ eingeschleust, um so die Konflikte zu forcieren. Vgl. den politischen Lebensbericht von Alfred Drögemüller, verfasst 1987. Drögemüller, der in Hamburg 1928 Kontakt mit einer SSB-Gruppe hatte, wurde, als er in den KJVD eintreten wollte, in die SAJ gesandt und arbeitete dort zwei Jahre unerkannt. Vgl. Alfred Drögemüller, Politischer Lebensbericht, in: Bibliothek und Archiv der Arbeiterbewegung, Kopenhagen, Archiv Hans Uwe Petersen. Für diesen Hinweis bin ich Peter Birke zu Dank verpflichtet.

SAJ-Mitglieder in den KJVD über. Auch Krolikowski kam so in den KJVD.[57] In Berlin blieb der SSB die führende sozialistische Schülergruppe. Zu berücksichtigen ist auch, daß bei höheren Schülern oft eine gewisse Skepsis bestand, für eine einzelne Partei einzustehen. An der Hamburger Lichtwarkschule – ebenfalls eine Reformschule – gründete sich im September 1929 die Sozialistische Schülerorganisation, deren Mitglieder aus dem SSB und einer sozialdemokratischen Schülerorganisation kamen und sich als eigenständige Gruppierung positionieren wollten.[58]

Kennzeichnend für den SSB bis 1929 war eine Vielfalt an Themen, die sich intensiv mit dem Schüleralltag beschäftigten. Fragen der Sexualität,[59] Schülerselbstmorde,[60] Fragen der Unterrichtsmethoden[61] und immer wieder Fragen der Schulgemeinde wurden im „Schulkampf" behandelt. Sprachlich und argumentativ erreichte die Zeitung ein hohes Niveau, wie mehrmals mit Stolz vermerkt wurde.[62] Öffentliches Aufsehen erregte die Rubrik „Aus den Schulen", in denen monatlich anonyme Zuschriften aus Schulen veröffentlicht wurden, die Mißstände und einzelne Übergriffe von Lehrern bekannt machten.[63] Berichte über Vorfälle an einzelnen Schulen führten auch zu einem Verkaufsverbot des „Schulkampfes" an den Schulen durch das preußische Provinzial-Schulkollegium im April 1929, da durch den „Schulkampf" ein „Giftstoff" in die Schulen getragen werde. Das Vertrauensverhältnis der Schüler zueinander und zu den Lehrern würde zerstört, da die Schüler zu „Spitzel- und Denunziantentum" angeleitet würden.[64] Die kritische, vermutlich teilweise auch überzogene Darstellung einzelner Vorfälle sowie Übergriffe einzelner Lehrer an den Schulen stellte Öffentlichkeit im abgeschotteten Schulalltag her und erzwang Reaktionen. Die Autorität der Lehrkräfte, dies war ja Ziel des SSB, sollte durch die Forderung nach Demokratisierung angegriffen werden. Der SSB orientierte sich dabei an dem Konzept einer autonomen Organisierung der Schülerschaft mittels der Schulgemeinde. Es ging vordergründig nicht um eine Unterordnung unter die Politik einer Partei. Die behauptete Überparteilichkeit wurde von staatlicher Seite zwar schon früh angezweifelt, war aber nicht zu widerlegen.[65] Für viele Mitglieder war die offene Konzeption attraktiv. Und das machte den Reiz des SSB aus.

57 Franz Walter, Nationale Romantik und revolutionärer Mythos. Politik und Lebensweisen im frühen Weimarer Jungsozialismus, Berlin 1986, S. 130–131; Krolikowski, Schülerbewegung (Anm. 2), S. 63.

58 Wendt, Lichtwarkschule, S. 315–319, wertete Material der Oberschulbehörde zu dieser Gruppe aus.

59 Robert Larsen, Der höhere Schüler als „Sexualverbrecher", in: *Der Schulkampf*, Jg. 2 (1929), H. 1, S. 5–9.

60 Non vitae, sed scholae – pauken wir!, ebd., H. 2, S. 1–3.

61 Berthold, Moderner Geschichtsunterricht, ebd., S. 3–5.

62 So in dem Artikel: Aldach [Pseudonym], Mitkämpfen, oder nur protestieren?, ebd., H. 7/8, S. 20–22.

63 Dieses Vorgehen fand auch Unterstützung in liberalen Zeitungen. Die Anonymität der Veröffentlichungen war in der Angst vor Repressionen begründet. Vgl. Ein einig Volk von Schulreaktionären, ebd., H. 5/6, S. 1–4, bes. S. 2 f.

64 Siehe den umfassenden Bericht des Provinzial-Schulkollegiums an den preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 10. 4. 1929, in: BLHA, Rep. 34 Provinzial-Schulkollegium, 3793, Bl. 10–19, Zitate Bl. 18 r und 19.

65 Provinzial-Schulkollegium der Provinz Brandenburg und von Berlin an den preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Bildung, 7. 3. 1929, ebd., Bl. 8–9r.

Ende der Offenheit – der ultralinke Kurs

Der politische Kurswechsel des SSB fällt mit der ultralinken Politik der KPD im Jahre 1929 zusammen. Die Abspaltung der SSG 1928 konnte als Ausbrechen aus einer überparteilichen Front der sozialistischen höheren Schüler dargestellt werden. Da der Verkauf des „Schulkampfes" in den Schulen im Sommer 1929 durch das preußische Provinzial-Schulkollegium verboten worden war, gerieten die Sozialdemokraten nun doppelt ins Visier des SSB. Als Verantwortliche in der obersten Schulbehörde würden sie den SSB verfolgen, mit der SSG betrieben sie eine Spaltung der sozialistischen Schülerschaft.[66] Dabei war es dem SSB wichtig, eine scheinbare Distanz zur KPD zu wahren. Den höheren Schülern wurde an den Universitäten der Beitritt zu den Roten Studenten Gruppen (RSG) empfohlen, da nur sie als überparteiliche sozialistische Gruppe anzusehen seien.[67] Die Anleitung der RSG durch die Kostufra wurde nicht erwähnt. Im „Schulkampf" verschärfte sich 1929 auch der Ton gegen das Kaiser-Friedrich-Realgymnasium, das im Herbst 1929 den programmatischen Namen „Karl-Marx-Schule" erhalten hatte. Anlaß war die Relegation des verantwortlichen Redakteurs des „Schulkampfes", Gert Schneider, der seit 1926 einen Arbeiter-Abiturientenkurs besucht hatte. Grund für die kurz vor dem Abitur erfolgte Entlassung war ein Konflikt um ein anonymes Flugblatt an der Karl-Marx-Schule, welches Schneider verteidigte. Er wurde daher vom Direktor Fritz Karsen von der Schule verwiesen.[68] Steinberger nennt die dann einsetzende Kampagne im SSB, die den „Schulkampf" und die Arbeit des SSB bestimmen sollte, eine „schmutzige Kampagne" gegen Karsen, mit der Gert Schneider und andere die ultralinke Linie der KPD umgesetzt hätten.[69] Allerdings liegen die Gründe für diesen Konflikt tiefer. Das Grunddilemma der Revolutionäre beschrieb Schneider 1929 selbst: „Von der reaktionären Schule, die gar nicht beansprucht, fortschrittlich zu werden, wissen wir, daß sie reaktionär ist. Von der fortschrittlichen Schule aber wissen wir noch nicht, wie und wo sich in ihr das gleiche Uebel verbirgt oder festsetzt."[70] Die Abgrenzung gegenüber einer Schule mit demokratischer Schulgemeinde diente zur Bestimmung der Fronten und Gegner in den Reihen der sozialistischen Schüler. Im November 1929 verkündete die Bundesleitung des SSB dann auch das „Ende der Schulreform".[71] Gerade die Schüler an den Reformschulen seien voll großer Erwartung gewesen, eine „ideale Schule" zu finden; diese gäbe es aber nicht, da die Reformschulen, trotz einiger Freiheiten, weiterhin auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft stehen würden. Angesichts der sich zuspitzenden Krise würde nun gerade dort die „Schulreaktion" besonders hart zuschlagen, um die revolutionären Schüler zu vertreiben. Als es

66 Mitkämpfen, oder nur protestieren?, in: *Der Schulkampf*, Jg. 2 (1929), H. 7/8, S. 20–22.
67 Walther Karsch, Der Sozialist auf der Hochschule, ebd., H. 3, S. 9–10.
68 Gert Schneider, Diktator Karsen, ebd., H. 10, S. 3–6.
69 Steinberger, Schülerbund (Anm. 2), S. 231. Er hätte sich bereits vorher aus der aktiven Arbeit zurückgezogen. Interessanterweise geht Krolikowski, Schülerbewegung (Anm. 2), auf diesen Konflikt gar nicht ein.
70 Gert Schneider, Diktator Karsen, in: *Der Schulkampf*, Jg. 2 (1929), H. 10, S. 3–6, hier S. 4.
71 Bundesleitung SSB, Das Ende der Schulreform, ebd., H. 11, S. 1–3. Dort auch das folgende.

dann im März 1930 bei einer Veranstaltung in der Karl-Marx-Schule zu Handgreiflichkeiten kam, urteilte der „Schulkampf": „Man [...] will uns mit den Fäusten einbläuen, daß sozialfaschistische und faschistische Methoden sich in Nichts unterscheiden."[72] Hier wird eine undifferenzierte Sicht deutlich, die an vorgeblich gleichen Methoden eine Gleichsetzung vornimmt. Die Distanz zur Sozialdemokratie wurde so vergrößert.

Die programmatische Bestätigung fand der ultralinke Kurs auf der zweiten Bundesdelegiertenkonferenz des SSB im Dezember 1929 in Berlin. Nicht mehr die autonome Organisierung der höheren Schüler stand nunmehr im Vordergrund, sondern die Unterstützung der „minderbemittelten" Schüler wurde zur neuen Hauptforderung erhoben.[73] Einige Delegierte, die angeblich zur KPD(O) tendierten, plädierten weiterhin für eine Orientierung an den allgemeinen Interessen von Schülern und gegen eine Fokussierung auf die soziale Frage.[74] Der Berliner Polizei fiel auf, daß der „Schulkampf" die Referate und Diskussionen der Konferenz nicht druckte, sondern nur kurz die Ergebnisse der „neuen Linie" propagierte. In der Folge der Konferenz waren auch SSB-Mitglieder ausgeschlossen worden, einige traten aus.[75] Ähnlich wie in der KPD bedeutete nun auch im SSB die Durchsetzung der ultralinken Linie Ausschluß und Ausgrenzung kritischer Kommunisten. Die Schulgemeinde wurde als Basis zur Propagierung revolutionärer Ideen verstanden und nicht als autonome Organisierung von Schülern.[76] Der 1928 vom SSB in Berlin initiierte Zentralausschuß der Berliner Schulgemeinden löste sich im Sommer 1930 auf, nachdem der SSB auf den Versammlungen des Zentralausschusses Beschlüsse gegen die Sparpolitik des Berliner Magistrats herbeigeführt hatte. Nach Ansicht des SSB waren hierfür Abweichler verantwortlich: „Ein Renegat des SSB, aus diesem längst ausgeschlossen, und Mitglied der berüchtigten Brandler-Organisation" habe die Selbstauflösung beantragt. Die schärfere Auseinandersetzung mit ehemaligen Verbündeten läßt sich auch daran ablesen, daß Siegfried Bernfeld im Sommer 1930 nicht mehr als Redner für den Zentralausschuß auftreten wollte.[77] Angesichts eines prognostizierten Anwachsens von Schülern aus dem verarmten Mittelstand sollte mit Forderungen nach einer umfassenden materiellen Versorgung versucht werden, aus diesem Personenkreis neue Anhänger für die kommunistische Bewegung zu gewinnen.[78] Damit verlor der SSB aber den Zugang zu Problemlagen von Schülern, die sich nicht allein aus der sozialen Situation ergaben.

72 Harald [Pseudonym], Mit politischer Hetze gegen „politische Verhetzung", ebd., Jg. 3 (1930), H. 4, S. 11–13, hier S. 13.

73 5 Jahre SSB, ebd., Jg. 5 (1932), H. 1, S. 3 f.

74 Krolikowski, Schülerbewegung (Anm. 2), S. 67. Daß es innerhalb des SSB bei dem Kurswechsel zu Auseinandersetzungen kam, belegt auch, das einer der Mitbegründer, Leo Dobriner, den SSB verließ und sich erst nach einiger Zeit der Kostufra anschloß. Vgl. Rudi, Nachruf, in: *Der Schulkampf*, Jg. 4 (1931), H. 8, S. 138 f.

75 Polizeipräsident Berlin, Abt. I A, an den Preußischen Minister des Innern, 4. 2. 1930, in: BLHA, Rep. 34 Provinzial-Schulkollegium, 3793, Bl. 23 f.

76 Krolikowski, Schülerbewegung (Anm. 2), S. 67.

77 Der Zentralausschuß der Berliner Schulgemeinden ist aufgelöst, in: *Der Schulkampf*, Jg. 3 (1930), H. 8, S. 14 f.

78 Die Forderungen waren zum Teil sehr praktischer Natur. So wurden im Dezember 1931 zwölf Forderungen der minderbemittelten Schüler aufgestellt. Dazu gehörten „genügend Licht und Heizung in

Schwerpunkt: der Kampf gegen rechts

Daneben bestand ein weiteres Problem an den höheren Schulen und an den Universitäten, das zum Scheitern der Politik beitrug: die Radikalisierung der höheren Schüler in die nationalsozialistische Richtung. Der Nationalsozialistische Schülerbund (NSSB), 1929 gegründet, umfaßte in der ersten Zeit rund 200 Schüler in Berlin.[79] Im April 1931 ging die Schulaufsichtsbehörde von nationalsozialistischen Zellen an rund 120 Berliner Schulen aus, die sich trotz mehrerer Verbote immer wieder neu konstituiert hätten.[80] Das Klima an den höheren Schulen der Weimarer Republik tendierte, ähnlich wie an den Universitäten, schon früher nach rechts als andere gesellschaftliche Bereiche. Die Lehrerschaft war in der Mehrzahl deutschnational und antirepublikanisch eingestellt. Der Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA) hatte an vielen Schulen den Charakter einer „halboffiziösen Zwangsmitgliedschaft" und dominierte das politische Klima.[81]

Der vom SSB ab Ende 1929 verwendete Begriff „Schulfaschismus" bezog sich allerdings weniger auf das Anwachsen rechter Bestrebungen oder einer deutschnationalen Lehrerschaft, sondern richtete sich vor allem gegen die mit der Krise 1929 einsetzenden Sparmaßnahmen und Einschränkungen, die vom sozialdemokratisch geführten Kultusministerium umgesetzt wurden. Die Verschlechterung der sozialen Bedingungen wurde als Ausschluß der „minderbemittelten" Schüler von höheren Bildungschancen interpretiert. Dies würde sich gegen die Arbeiter- und Mittelstandsjugend richten: „Als Söhne und Töchter der Angestellten, kleinen Beamten, Kleingewerbetreibenden und Arbeiter erleben sie die Vernichtung der Existenzmöglichkeiten ihrer Eltern."[82] Die daraus folgende Existenzangst hoffte der SSB in sozialistische Perspektiven lenken zu können. Der SSB propagierte, bei kostenloser Ausbildung für Begabte, die Planung nach Bedarf, wie sie in der Sowjetunion erfolge. Zum „Schulfaschismus" wurden 1930 auch die Reformschulen gezählt, die scharfen Angriffe vor allem auf Karsen wurden bis mindestens 1932 vom SSB fortgeführt.[83]

Die Ausweitung der Agitation auf die Mittelschichtjugend war auch strategischen Überlegungen geschuldet. Ernst Thälmann hatte auf dem Weddinger Parteitag der KPD im Juni 1929 gefordert, daß Teile „des Mittelstandes und der Intellektuellen" in den Kampf der Kommunisten eingebunden werden sollen.[84] Hiermit war nicht allein eine Gewinnung von Angehörigen dieser Schichten gemeint, um die kommunistischen

---

den Klassen", der Ausbau von Schulgebäuden, eine Klassenfrequenz von 25 Schülern ebenso wie die Aufhebung aller Erlasse gegen die „revolutionäre Tätigkeit von Schülern". Abgedruckt in: Schüler-Kampfprogramm, in: *Der Schulkampf*, Jg. 5 (1932), H. 1, S. 7–10.

79 Meyhöfer, Gäste (Anm. 27), S. 86.

80 Laubach, Politik (Anm. 36), S. 170 f.

81 Ebd., S. 173.

82 Schüler-Kampfprogramm, in: *Der Schulkampf*, Jg. 5 (1932), H. 1, S. 7–10, hier S. 7.

83 Sandor [Pseudonym], Revolutionärer Kampf dem Schulfaschismus. Der Terror an der Karl-Marx-Schule, ebd., Jg. 4 (1931), H. 12, S. 203–204. Anlaß war die erneute Relegation eines Schülers und die Strafversetzung von zwei Schülern, die alle dem SSB angehörten.

84 Riemann, Reichsverband (Anm. 3), S. 641.

Reihen zu stärken, sondern es sollte der Gefahr begegnet werden, daß an den höheren Schulen und den Universitäten Kader der nationalsozialistischen Bewegung erwachsen könnten. Im Juli 1930 stellte der „Schulkampf" fest, daß die „faschistische Ideologie" unter höheren Schülern sehr verbreitet sei. Dies erschien nach einer simplen klassentheoretischen Deduktion nicht überraschend, würden doch fast 90 Prozent der höheren Schüler aus dem Kleinbürgertum entstammen, welches sich, enttäuscht über den wirtschaftlichen Zusammenbruch, dem Nationalsozialismus zuwende. „Von uns nun, von unserer Energie, Entschlossenheit und unermüdlichen Arbeit hängt es ab, ob diese Schüler die qualifizierten Kader der Konterrevolution abgeben, oder im Bündnis mit dem Proletariat in Deutschland die Räterepublik und den Sozialismus aufbauen werden."[85] Auch die dritte – und letzte – Bundesdelegiertenkonferenz des SSB bestätigte im Dezember 1931 diese Linie: „Allen Gen[ossen], die dazu neigen, die Wichtigkeit der SSB Arbeit zu unterschätzen, wurde klar, daß gerade an der Schule ein wichtiges Kampffeld liegt, weil wir hier mit der kleinbürgerlichen Jugend in Berührung kommen, aus der die Faschisten ihre Kader holen."[86]

Hier wurde nicht nur die eigene Mitgliedschaft motiviert, sondern auch gegenüber der KPD begründet, warum die SSB-Arbeit eine besondere Bedeutung haben sollte. Der politischen Leitlinie entsprechend versuchte der SSB, zum einen mit dem NSSB Veranstaltungen zu organisieren, in denen gemeinsam auf dem Podium gestritten wurde, zum anderen in NSSB-Veranstaltungen offensiv aufzutreten.[87] Der „Schulkampf" rief explizit zur Diskussion mit Nazis auf. Im April 1931 erschien zum Beispiel der Beitrag eines ehemaligen NSSB-Funktionärs, der offenbar dem Strasser-Flügel angehörte bzw. mit ihm sympathisierte. Er ging von einem Konflikt innerhalb der NSDAP zwischen „Spießertum" und sozialistischen Kräften aus.[88] Der Autor rechtfertigte auch den Antisemitismus, da Juden führende Stellen in der Wirtschaft und Politik innehätten; dies würde auch die jahrhundertelange Verfolgung von Juden begründen. Als eigenes Volk – dazu zitierte er zionistische Stimmen – seien sie aber nicht Teil der nationalen Gemeinschaft. Die Redaktion des „Schulkampfes" kommentierte vor allem die Auslassungen über den Antisemitismus. Juden seien als Teil der Bourgeoisie zu bekämpfen; dagegen stehe aber eine große Zahl von jüdischen Proletariern. Die Scheidung in Bourgeoisie und Proletariat sei kennzeichnend für jede Gesellschaft. Das „jüdische Proletariat, im steigenden Maße auch die jüdischen Mittelschichten, sie wollen eine andere, eine sozialistische Kultur, die unter Beibehaltung aller nationalen Eigentümlichkeiten fern sein wird von jedem kleinlichen Völker- und Rassenhaß".[89] Hier wird der utopische Gehalt einer universalistischen Heilsversprechung deutlich, daß im Sozialismus die gesellschaftlichen Widersprüche aufgehoben seien. Gegen die

85 Warum antifaschistischer Kampf?, in: *Der Schulkampf*, Jg. 3 (1930), H. 7, S. 1 f., hier S. 1.
86 Verlauf der III. Bundesdelegiertenkonferenz des SSB, in: BA, RY 1/I 4/16/Kostufra, Bl. 3.
87 Die „Internationale" in der Nazi-Versammlung, in: *Der Schulkampf*, Jg. 3 (1930), H. 7, S. 4 f.
88 Unsere Diskussion über die Nazis, ebd., Jg. 4 (1931), H. 4, S. 66–70.
89 Ebd., S. 70. Vgl. auch den programmatischen Artikel Was ist Antisemitismus?, ebd., Jg. 3 (1930), H. 2/3, S. 20–22. Antisemitismus wird nach der Sündenbocktheorie analysiert, mit der das revolutionäre Proletariat vom Klassenkampf abgehalten werden soll.

antisemitische Agitation der Nationalsozialisten versuchte der SSB, die argumentative Grundfigur von jüdischen Kapitalisten versus jüdisches Proletariat zu setzen, wobei der Angriff auf jüdische Kapitalisten gewissermaßen nachvollziehbar wäre.[90]

Die Kostufra wurde von ihrer Reichsleitung 1931 dazu aufgefordert, Diskussionsredner in nationalsozialistische Veranstaltungen zu entsenden, ein Vorgehen, welches auch für den SSB galt.[91] Gerade der als links angesehene Strasserflügel der NSDAP galt als mögliches Reservoir für potentiell zu gewinnende Nationalsozialisten. Mit ihrem „Programm zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes" vom August 1930 hatte die KPD versucht, auf die nationale Karte zu setzen. Schwerpunkt war dabei die Absage an jegliche Reparationszahlungen und die Behauptung der nationalen Unterdrückung durch das internationale Finanzkapital mittels der Reparationszahlungen. Angesichts des großen Mobilisierungserfolges der Kampagne der rechten Parteien, unter Einschluß der NSDAP, gegen den Youngplan[92] schien der KPD eine mit Begriffen wie „nationale Befreiung" operierende Strategie erfolgversprechend. Strategisches Ziel der KPD war, in das nationalistische Kleinbürgertum einzubrechen, das nach Ansicht der KPD ins Proletariat herabsinke, aber rechts wählen würde. Diese Wendung zum Nationalen brachte jedoch keine größeren Wahlerfolge außerhalb der angestammten Klientel, Eintritte in die KPD aus dem nationalrevolutionären Spektrum erfolgten nur wenige.[93] Der spektakulärste Coup war der Übertritt des wegen nationalsozialistischer Zellenbildung in der Reichswehr verurteilten Leutnants Richard Scheringer, der im März 1931 im Reichstag von der KPD öffentlich bekannt gegeben wurde.[94] Die Reichsleitung der Kostufra hielt in einem Rundschreiben fest, die Erfolge der Nationalsozialisten hätten gezeigt, daß „wir es bei den faschistischen Studenten zum Teil mit kleinbürgerlichen Ideologen zu tun haben, die durch wirtschaftliche Interessenvertretung allein nicht zu gewinnen sind. Darum muß auch ein breiterer ideologischer Kampf als bisher geführt werden. Der Fall Scheringer zeigt deutlich, daß wir damit sogar Schichten gewinnen können, von denen wir es bisher weniger geglaubt haben als von den kleinbürgerlichen Studentenschichten. (Die RL [Reichsleitung] wird aus diesem Grunde das ZK ersuchen, uns den Gen.[ossen] Scheringer für eine Versammlungskampagne in allen Universitätsstädten zur Verfügung zu stellen.)"[95] Auch im „Schulkampf" erschien ein Artikel von Scheringer, in dem er die Angehörigen des

90 So heißt es über nationalsozialistische Gewalttaten: „Denn es kann ihnen [den Nationalsozialisten] durchaus nicht nachgewiesen werden, daß sich unter den Opfern der SA. auch nur ein Kapitalist befindet – nicht mal ein jüdischer!" Kultur – Krise – Kampf, in: *Der Schulkampf*, Jg. 4 (1931) H. 4, S. 61–62, hier S. 61.

91 Rundschreiben an alle Kostufren, ca. Sommer 1931, in: BA, RY 1/I 4/16/Kostufra, Bl. 58–61, hier Bl. 58.

92 Vgl. Peter Longerich, Deutschland 1918–1933. Die Weimarer Republik, Hannover 1995, S. 256–259.

93 Vgl. zur Entstehung und Wertung des Programmes Klaus Kinner, Der deutsche Kommunismus. Selbstverständnis und Realität, Band 1: Die Weimarer Zeit, Berlin 1999, S. 167–169.

94 Vgl. die Autobiographie: Richard Scheringer, Das große Los. Unter Soldaten, Bauern und Rebellen, München 1979, bes. S. 202–220.

95 1. Pol-Rundschreiben im S[ommer]-Semester 1931, Mai 1931, in: BA, RY 1/I 4/16/Kostufra, Bl. 46 f., hier Bl. 46.

Mittelstandes aufforderte, sich der revolutionären Bewegung anzuschließen, da nur mit der Hilfe der Sowjetunion die nationale Befreiung Deutschlands möglich sei. Der NSDAP warf er Opportunismus vor, da sie in Regierungsverantwortung und im Parlament Entscheidungen mittragen würde, die gegen ihr Programm verstoßen würden.[96] Eine Kritik an der in Regierungsverantwortung nicht eingehaltenen radikalen Strategie der NSDAP war eine der wichtigsten Argumentationsfiguren des SSB.[97] Damit sollte die Abhängigkeit vom Kapital demonstriert werden, als dessen Handlanger die NSDAP galt. Die Erfolge bei der Gewinnung ehemaliger Nationalsozialisten blieben jedoch insgesamt gering.

Neben der Überzeugungsarbeit stand auch die physische Auseinandersetzung mit den Nazis. Während einer Ferienschule des SSB in Kuhlmühle im Mai 1930 schützten SSB-Mitglieder eine kommunistische Veranstaltung in Wittstock vor einem Naziangriff.[98] Die Anwendung von Gewalt gegen Nazis mußte noch explizit begründet werden: „Hier war eine Diskussion mit den Nazis unmöglich, denn mit SA.s [sic!], die uns bewaffnet überfallen, diskutiert man nicht."[99] Vermutlich war für den SSB als Organisation diese körperliche Auseinandersetzung eine Ausnahme, sie wurde noch zwei Jahre später als einer der herausragenden Punkte der SSB-Geschichte hervorgehoben.[100] Der SSB glorifizierte die Ereignisse als „Bündnis des Proletariats mit uns Intellektuellen".[101] Hierin ist der Hinweis enthalten, daß vermutlich eine Reihe der Mitglieder des SSB keine proletarische Herkunft hatten, sondern aus bürgerlichen Elternhäusern kamen.[102]

Langsamer Tod: das Ende des SSB

Die Situation des SSB verschlechterte sich im Laufe des Jahres 1931. Im Dezember 1931 kritisierte die Kostufra die Leitung des Schulkampfverlages sehr scharf. Die Abonnentenliste und Abrechnungen seien nicht ordentlich geführt worden und der Verlag hochverschuldet.[103] Es gelang dem SSB und der Kostufra jedoch nicht, den Verkauf

96 Richard Scheringer, Mittelstand und Proletariat, in: *Der Schulkampf*, Jg. 4 (1931) H. 7, S. 110–112.

97 So im Schüler-Kampfprogramm proklamiert vom Sozialistischen Schülerbund (angenommen auf der III. Bundesdelegiertenkonferenz im Dezember 1931), in: BA, RY 1/I 4/16/Kostufra, Bl. 5–10, hier Bl. 7.

98 Berliner SSB und Wittstocker Antifa schlägt Naziüberfall ab, in: *Der Schulkampf*, Jg. 3 (1930), H. 7, S. 2–4.

99 Ebd., S. 4.

100 5 Jahre SSB, ebd., Jg. 5 (1932), H. 1, S. 3–4.

101 Berliner SSB und Wittstocker Antifa schlägt Naziüberfall ab, ebd., Jg. 3 (1930), H. 7, S. 2–4,

102 Franz Hammer, Traum und Wirklichkeit. Die Geschichte einer Jugend, Berlin 1982, S. 215, behauptet dies für den Roten Studentengruppen. Auch die Veröffentlichung zum Selbstmord von Leo Dobriner, Mitbegründer des SSB und von dort zur Kostufra gekommen, stützt dies. Seine Eltern hatten den Kontakt zu ihm abgebrochen, als er von der Universität relegiert werden sollte. Vgl. Rudi, Nachruf, in: *Der Schulkampf*, Jg. 4 (1931), H. 8, S. 138 f.

103 Bericht der Reichsfraktionsleitung der Kostufra an das ZK, Berlin 15.12.1931, in: BA, RY 1/I 4/16/Kostufra, Bl. 63–76, hier Bl. 71 f.

des „Schulkampfes" wieder zu steigern. Die Kostenfrage scheint im Frühjahr 1932 mit zu der Einstellung des „Schulkampfes" geführt zu haben. Auf der dritten Bundeskonferenz 1931 wurde eine Sackgasse bei der Konzentration auf die verelendende Mittelschicht festgestellt: „Dieses politische Interesse [der Mittelschichten] ist im überwiegenden Maße von den Nationalsozialisten eingefangen worden."[104] Es sollten neue Wege zur Ansprache der Schüler gefunden werden, um die radikalisierte Schülerschaft zu gewinnen. Wesentlicher Ansatzpunkt war der Kampf gegen Sparmaßnahmen im Schulbereich, die als Teil des „Schulfaschismus" verstanden wurden. Ein Kampfprogramm der „minderbemittelten Schüler" wurde beschlossen.[105] Die Konferenz wurde zwar als Erfolg gefeiert, da es im Reich nun mehr Gruppen gebe. Aber gegen die rechte Dominanz an den höheren Schulen gelang es nicht mehr, Mobilisierungserfolge zu setzen.

Trotz der verkündeten Erfolge ging der Einfluß des SSB, der in Berlin vermutlich noch 120 Mitglieder hatte, Anfang 1932 zurück. Angemietete Räume in Berlin mußten aufgrund von Mietrückständen aufgegeben werden.[106] Für das letzte Quartal 1933 erwähnte die Reichsleitung der RSG in einem Bericht an das ZK der KPD eine Schülerarbeit überhaupt nicht mehr.[107] Die Arbeit des SSB scheint 1932 sogar weitgehend eingestellt worden zu sein. Ein wichtiges Motiv war vermutlich, daß Ostern 1932 viele Aktivisten des SSB die Schule beendet hatten und nicht mehr an die Universitäten wechselten. Im Mai 1932 erschien die letzte Ausgabe des „Schulkampfes".[108] Eric Hobsbawm erwähnt in seiner Autobiographie, daß er noch im Herbst 1932 Mitglied im SSB wurde, der Bund aber damals bereits sehr geschwächt gewesen sei. Seine Schülerzelle in Wilmersdorf sei noch aktiv, der Bund aber vor allem in seinem alten Zentrum Neukölln und der Karl-Marx-Schule bereits zusammengebrochen gewesen.[109] Seine Zelle war weniger von Aspekten des Schulkampfes geprägt, womit Hobsbawm einen der Gründe für den Niedergang des SSB nannte: „[...] Ende 1932 war die Reichspolitik im Vergleich weitaus dringlicher als die Probleme beispielsweise mit einem reaktionären Lehrer in der Unterprima des Bismarck-Gymnasiums."[110]

104 III. Bundesdelegiertenkonferenz SSB an die Front!, in: *Der Schulkampf*, Jg. 4 (1931), H. 12, S. 201 f.
105 Dritte Bundeskonferenz des SSB, ebd., Jg. 5 (1932), H. 1, S. 1 f. Vgl. auch Krolikowski, Schülerbewegung (Anm. 2), S. 69.
106 Der Polizeipräsident Berlin, Abt. I A, an den Preußischen Minister des Innern, 14. 5. 1932, in: BLHA, Rep. 34 Provinzial-Schulkollegium, 3793, Bl. 60.
107 Bericht über die Arbeit der RSG September bis November 1933, in: BA, RY 1/I 4/16/Kostufra, Bl. 82–84.
108 Krolikowski, Schülerbewegung (Anm. 2), S. 69.
109 Hobsbawm, Zeiten (Anm. 1), S. 88.
110 Ebd., S. 89.

Fazit

Trotz seiner überparteilichen Bündniskonzeption war der SSB die kommunistische Schülerorganisation der Weimarer Republik. Angesichts der wenigen höheren Schüler, die unmittelbar für die KPD einstanden, schien eine rein kommunistische Organisation nicht zielführend. Merkmal des SSB in seiner ersten Phase bis 1929 war eine inhaltliche Offenheit gegenüber allen linken Schülern und eine auf aktuelle Probleme der Schülerschaft ausgerichtete Politik. Besonders mit dem Eintreten für die Schulgemeinde griff der SSB eine Chance zur Demokratisierung auf, welche die Weimarer Republik geschaffen hatte. Daß dieses demokratische Mittel nur sehr unzureichend genutzt wurde, ist dem SSB nicht anzulasten, da gegen die Dominanz rechtskonservativer und nationalistischer Einstellungen in weiten Teilen der Schüler- und Lehrerschaft nur wenig auszurichten war. Deutlich wird aber das Potential, das mit der Schulgemeinde und den Reformschulen entstanden war. Der SSB in seiner Bündnisphase gehörte zu den Triebkräften einer echten Demokratisierung.

Allerdings verspielte der SSB mit dem ultralinken Kurswechsel 1929 – darin der KPD folgend – die Chancen, die wenigen linken Oberschüler in Berlin und im Reich zu erreichen. Gerade die Angriffe auf Fritz Karsen und die Schulreformbewegung trugen dazu bei. Diese Haltung war aus der Logik der Revolutionserwartung zwar nachvollziehbar, verschärfte jedoch die Trennung innerhalb der sozialistischen Schülerschaft und führte so zur Schwächung des SSB. Denn trotz großer Anstrengungen gelang es nicht, größere Teile der nationalsozialistisch radikalisierten Schülerschaft für die kommunistische Bewegung zu gewinnen.

Nathan Steinberger würdigt die Leistungen des SSB angesichts der rechten Dominanz an den höheren Schulen emphatisch: „Auch in den folgenden Jahren der NS-Herrschaft haben sich die meisten der ehemaligen SSB-Kameraden – soweit aus den mir bekannt gewordenen Lebensläufen ersichtlich – als weitgehend immun gegenüber der Ideologie des Nazismus erwiesen. Viele von ihnen haben sich aktiv am Widerstand gegen das Dritte Reich beteiligt. So manche meiner Freunde aus dem SSB und der Kopefra haben dafür ihr Leben eingesetzt."[111]

111 Steinberger, Schülerbund (Anm. 2), S. 231.

Sozialdemokratische Aktivitäten unter den Deutschbalten in Lettland*

Von Nils Ferberg

In der umfangreichen Literatur zur Geschichte der deutschen Minderheit im Baltikum fehlt jeglicher Hinweis auf Tendenzen, die mit sozialdemokratischer oder gar marxistischer Ideologie und Organisationsform zu tun haben könnten. Im Jahre 1862 veröffentlichte Julius Eckardt im „Rigaschen Almanach" eine Charakteristik der Balten, unter denen er aber nur die Deutschstämmigen in den Provinzen Kurland, Livland und Estland verstand. Die anderen Bewohner dieser Region wurden in einer Randnotiz als „Undeutsche" qualifiziert.[1] Seine engeren Landsleute beschrieb Eckardt so: „Der Deutsche in den Ostseeprovinzen, mag er dem Adel oder dem Bürgerstande angehören, mag er ein eingewanderter Proletarier oder auch nur ein sogenannter Klein- oder Halbdeutscher sein, als ächter Colonist ist er zugleich geborener Aristokrat, der sich seiner Ueberlegenheit über die Eingeborenen, mag dieselbe eine reale, oder eine eingebildete sein, zu jeder Stunde bewußt ist."[2]

Bemerkenswert, daß hier der Proletarier nur ein Eingewanderter sein konnte. Innerhalb des Deutschtums war die Heranbildung einer solchen Klasse noch nicht erfolgt. Befriedigt stellte der Autor fest: „[...] ein Proletariat mit all' den Gefahren, die ein solches im Gefolge hat, besitzen wir noch nicht."[3] Obwohl Eckardt die Einwanderung deutscher Proletarier zwar registrierte, verkannte er dennoch völlig die Entwicklung bei den sogenannten Undeutschen, insbesondere bei den Letten.

Wilhelm Lenz sen. beschrieb die Situation der Stadt Riga am Ende des 19. Jahrhunderts: „Im Zuge der weitplanenden Wirtschaftspolitik [...] entstand seit 1894 in wenigen Jahren eine Großindustrie, welche [...] das ganze soziale Gefüge der Stadt entscheidend veränderte. [...] Die schnelle Heranbildung eines Fabrikarbeiterproletariats, in dem sich marxistische Strömungen ausbreiteten, stellte die Stadt vor bisher

* Angeregt zu dieser Arbeit wurde der Verfasser durch eine Bemerkung von Norbert Angermann (Hamburg) auf einer Tagung der Carl-Schirren-Gesellschaft in Lüneburg 1998, wonach es auch unter den Deutschbalten eine sozialdemokratische Bewegung gegeben haben soll. Wichtige Literaturhinweise gehen ebenfalls auf ihn zurück. Weitere Literaturhinweise verdankt der Verfasser Manfred Hagen (Göttingen), Renate Adolphi (Lüneburg), Horst-Peter Schulz (Bad Godesberg), Ginta Zalcmane (Riga) und Sigismund Lieven (Berlin). – Die Erstveröffentlichung dieses Aufsatzes erfolgte im „Jahrbuch des baltischen Deutschtums 2006", Lüneburg 2005, S. 177–199.

1 Julius Eckardt, Beiträge zur Charakteristik unserer Provincialen, in: Rigascher Almanach für 1863, Jg. 6 (1862), S. 31–49. Neu verlegt bei Harry von Hofmann unter dem Titel: Zur Charakteristik der Balten. Eine Analyse aus dem Jahre 1863 (= Kleine Baltica, Bd. 1), Hamburg-Rahlstedt 1962, Zitat S. 13. – Zum Begriff „Undeutsche" vgl. Paul Johansen und Heinz von zur Mühlen, Deutsch und Undeutsch im mittelalterlichen Reval (= Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 15), Köln und Wien 1973.

2 Eckardt, Zur Charakteristik (Anm. 1), S. 5.

3 Ebd., S. 18.

kaum gekannte soziale Probleme."[4] Innerhalb der deutschen Gesellschaft der Stadt gab es jedoch keinerlei Veränderungen. Sozialdemokratisch-marxistische Ideen blieben der Außenwelt der „Undeutschen" vorbehalten. Dabei gab es in der Stadt infolge der Bismarckschen Sozialistenverfolgung im Deutschen Reich eine nicht unerhebliche Anzahl von Facharbeitern und Werkmeistern in den von deutschem Kapital betriebenen Fabriken.

Der lettische Historiker Margers Vestermanis beschrieb das im Jahre 1965 so: „Die Verfolgung der revolutionären Arbeiter in Deutschland während des Sozialistengesetzes veranlaßte viele von ihnen, sich für einige Zeit in den Ostseegouvernements des zaristischen Rußlands aufzuhalten, wo weite Kreise der nichtdeutschen Bevölkerung in den Städten, so auch Arbeiter und Handwerker, die deutsche Sprache beherrschten."[5] Ein Kontakt der baltischen Gesellschaft mit diesen zugereisten Deutschen kam jedoch kaum zustande. Dies nicht nur wegen eines sozialen Gefälles, sondern schon aufgrund der Tatsache, daß es sich bei den einen um Reichsdeutsche, also um Ausländer handelte, die aus ihrer sozialdemokratischen Presse im Reich den Zaren nur als autoritären Tyrannen kannten. Hierzu wieder Vestermanis: „[...] und andere sozialdemokratische Zeitungen brachten regelmäßig Artikel, die [über] die Zwangsmaßnahmen des Zarismus und der Herrschaft der Barone unterrichteten."[6]

Die einheimischen Deutschen im Baltikum hingegen waren in ihrer Treue zum Zarenhause kaum zu überbieten. Daran hatte auch die Russifizierungspolitik nichts zu ändern vermocht. Die Revolution von 1905 traf die deutschen Gutsbesitzer in den baltischen Provinzen des russischen Reiches unvorbereitet, und die Brutalität und Radikalität der lettischen Revolutionäre löste bei ihnen geradezu traumatische Reaktionen aus.[7] Mitten in den Revolutionswirren erschien im Juli 1906 die erste Ausgabe einer „Baltische Volkszeitung", der noch zwei weitere folgten.[8] Abgesehen davon, daß der Begriff „baltisch" für die in den Ostseeprovinzen heimischen Deutschen ein Synonym war, wodurch sie sich von Letten, Esten und Russen, aber auch von den Reichsdeutschen unterschieden, eine Tatsache, die den Herausgebern des Blattes bewußt sein mußte, wurde mit dem Titel des Blattes suggeriert, daß (Deutsch-)Balten dieses Blatt für (Deutsch-)Balten produziert hätten. Hinzu kam die Bezeichnung „Volkszeitung" mit dem Anspruch, eine breite Schicht anzusprechen.

4 Wilhelm Lenz und George Armitstead, in: Baltische Köpfe. Hrsg. von Heinrich Bosse und Arved Freiherr von Taube, Bovenden bei Göttingen 1953, S. 116–122. Wiederabdruck auszugsweise unter dem Titel: An der Schwelle einer neuen Zeit, in: 800 Jahre – Unser gemeinsames Riga. Hrsg. von der Carl-Schirren-Gesellschaft, Lüneburg 2001, S. 17–19, hier S. 17.

5 Margers Vestermanis, Mit dem anderen Deutschland. Zur Geschichte der Beziehungen zwischen der lettischen und der deutschen Arbeiterbewegung, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, Jg. 7 (1965), H. 6, S. 991. – Dieser Artikel wurde dem Verfasser dank eines Hinweises von Norbert Angermann bekannt.

6 Ebd., S. 995.

7 Die Ereignisse der Jahre 1905/06 aus der Sicht des baltischen Adels werden am besten dargestellt bei [Astaf von Transehe], Die lettische Revolution. 2 Bde., Bd. 1, Berlin 1906, Bd. 2, Berlin 1907, wobei der Autor anonym bleibt, das Vorwort aber Theodor Schiemann überläßt.

8 Die Exemplare der „Baltischen Volkszeitung" sind in der Akademischen Bibliothek von Lettland in Riga vorhanden.

Manfred Hagen hat 1978 diese Zeitungen ausführlich analysiert und stellte u. a. fest: „Die Beiträge, sämtlich ungezeichnet, sind in tadellosem, z. T. anspruchsvollem Deutsch geschrieben."[9] Als Herausgeber zeichnete ein J. Ackermann, der aber ansonsten völlig unbekannt blieb. Die angegebene Druckerei Rosenthal könnte in jüdischem Besitz gewesen sein. An der Mitwirkung deutscher Muttersprachler kann es keinen Zweifel geben. Gebildete deutsche Arbeiter aus dem Reich gab es genügend. Zur politischen Richtung des Blattes bemerkte Hagen: „Die inhaltliche Analyse führt zu der Vermutung, daß es sich bei den Initiatoren um Vertreter der sozialdemokratischen Bewegung, und zwar ihres bolschewistischen Flügels, gehandelt hat."[10] Da es innerhalb der Schicht der Deutschbalten nicht die geringsten Ansätze für sozialdemokratische oder gar bolschewistische Tendenzen gab, konnten die Herausgeber nur in den Kreisen der Reichsdeutschen oder der Letten vermutet werden.

Astaf von Transehe, der die Ereignisse von 1905/06 aus der Sicht des baltischen Adels beschrieben hat und der die Letten für alle Schrecken und alles Leid verantwortlich machte, stellte lakonisch fest: „Die deutschen und die russischen Arbeiter hatten ohnehin wenig Sympathie für die revolutionäre Bewegung."[11] Damit dürfte er die Reichsdeutschen gemeint haben, denn ein proletarisches Potential innerhalb seiner Landsleute war kaum vorhanden. „Es bildete sich zwar eine fortschrittliche deutschbaltische Unternehmerschicht, die Industriearbeiterschaft rekrutierte sich jedoch fast ausschließlich aus den nichtdeutschen Nationalitäten. In der ständisch gegliederten, konservativen deutschbaltischen Gesellschaft fanden deshalb marxistisch-klassenkämpferische Ideen keinen Boden."[12]

Wer hat die Idee gehabt, die Deutschen der Ostseeprovinzen des russischen Reiches mit einer politisch linken Zeitung anzusprechen? Die Antwort findet sich in ebenjener 1965 in der DDR erschienenen Veröffentlichung, die Manfred Hagen bei seiner Analyse nicht zur Verfügung stand. Vestermanis untersuchte darin die Beziehungen zwischen den deutschen und den lettischen Sozialdemokraten, ihre gemeinsame klassenkämpferische Haltung gegenüber den deutschen Baronen im Baltikum. Unter der Überschrift „Mit dem anderen Deutschland" soll suggeriert werden, daß dem lettischen Proletariat stets bewußt gewesen sei, daß es nicht nur die Deutschen als Feudalherren und Unterdrücker gegeben habe, sondern daß auch eine „zweite" deutsche Nation bestand, die Nation der Werktätigen.[13] Damit wurde eine Traditionslinie zur DDR hergestellt.

Daß die Sozialstruktur des baltischen Deutschtums die marxistische Agitation innerhalb dieser Bevölkerungsschicht sehr erschwerte, wird in der Darstellung von Vestermanis deutlich: „Ebenso wie die deutschen Genossen hielten auch die revolutionären Arbeiter in Lettland das Banner des proletarischen Internationalismus hoch.

9 Manfred Hagen, Die „Baltische Volkszeitung" – Riga 1906. Eine deutsche Stimme in der ersten Russischen Revolution. in: *IWK*, Jg. 14 (1978), S. 333.

10 Ebd., S. 331.

11 Transehe, Die lettische Revolution (Anm. 7), Bd. 1, S. 207.

12 Arved Freiherr von Taube und Erik Thomson, Die Deutsch-Balten, Lüneburg 1973, S. 55 f.

13 Vestermanis, Mit dem anderen Deutschland (Anm. 5), S. 990.

Unter dem unaufhörlichen Terror und den Provokationen der deutschen Barone rangen die Lettische Sozialdemokratische Partei (LSDAP) und die lokalen Organisationen der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (SDAPR) um ihre Klassenbrüder unter den deutschbaltischen Arbeitern und Handwerkern. – Der Mensch beginnt erst beim Baron – pflegten die baltische Barone zu behaupten. Das brachte den proletarischen Schichten der deutschbaltischen Einwohnerschaft ein übriges Mal zum Bewußtsein, daß auch sie Entrechtete waren. Aber erst unter dem Einfluß der großen Kämpfe in den ersten Monaten des Jahres 1905 erweiterte sich die Kluft zwischen den Klassen im baltischen Deutschtum so stark, daß man mit dem Organisieren der einheimischen deutsche Bevölkerung beginnen konnte."[14]

Mit dieser Sicht steht Vestermanis im Widerspruch zu allen deutschbaltischen Historikern, die weder in der Stadt noch auf dem Lande eine Schicht definieren konnten, auf die die proletarisch-marxistische Sicht zutraf. Auf dem Lande gab es neben den deutschen Gutsbesitzern eine Personengruppe, die als „landischer deutscher Mittelstand" bezeichnet wurde. Es waren Handwerker, aber auch andere Mitarbeiter auf den Gütern, die im marxistischen Sinne als Proletarier hätten bezeichnet werden können, die aber durch die Zugehörigkeit zur deutschen Kulturgemeinschaft wieder aristokratische Züge bekamen.[15] Eine Tendenz zur Verproletarisierung dieses Personenkreises kann also erst nach der Unabhängigkeitserklärung Lettlands 1918 – und der folgenden Landreform – mit der Konsequenz des Umzuges in die Städte eingetreten sein.

Mit Bezug auf lettische Quellen behauptet Vestermanis, daß ungefähr 2000 deutsche Genossen 1905 den sozialdemokratischen Organisationen in Lettland angehörten.[16] Hier vermied er jedoch den vorher verwandten Begriff deutschbaltisch und berichtet lediglich von einer deutschen Gruppe innerhalb der Rigaer Organisation der Sozialdemokratie Lettlands: „Ihr Propagandist war ein hervorragender Revolutionär, der Schweizer Fritz Platten, der in den Jahren 1906 und 1907 in Riga tätig war."[17] Daraus läßt sich schlußfolgern, daß es keinen nennenswerten Deutschbalten in der Organisation gegeben hat, ebensowenig wie in der Redaktion der „Baltischen Volkszeitung". Wer die Zeitung zu verantworten hatte, weiß Vestermanis aber genau zu berichten: „[...] im Sommer 1906, bereiteten die führenden lettischen Funktionäre P. Dauge, Fr. Rozins und P. Stučka die Herausgabe einer legalen deutschen sozialdemokratischen Zeitung, der ‚Baltischen Volkszeitung', vor."[18]

Damit ist klargestellt, daß die fragliche Publikation zwar zur Agitation innerhalb der Deutschen und der Deutschbalten in Riga gedacht war, jedoch nicht von ihnen

14 Ebd., S. 996.

15 „Der Begriff ‚Landischer deutscher Mittelstand' wird für die Schicht der Deutschen auf dem Lande gebraucht, die in abhängiger Stellung in der Verwaltung der Güter oder in irgendeiner Weise die übrige ländliche Bevölkerung betreuten und nicht zu den im Lande Herrschenden – dem Adel und den Literaten, insbesondere zu den Pastoren – gehörten." Arthur Hoheisel, Der landische deutsche Mittelstand, in: Sozialgeschichte der baltischen Deutschen. Hrsg. von Wilfried Schlau, 2., verbesserte Aufl., Köln 2000, S. 211–232, hier S. 211.

16 Vestermanis, Mit dem anderen Deutschland (Anm. 5), S. 996.

17 Ebd., S. 997.

18 Ebd., S. 977.

initiiert wurde und kaum deren Haltung in gesellschaftlichen Fragen widerspiegeln konnte. Als Nachweis für sozialdemokratische Tendenzen innerhalb der deutschen Bevölkerung Rigas scheidet sie aus. Hagen schreibt in seiner Analyse der „Baltischen Volkszeitung": „Auf den ersten Blick irritiert beim Studium der Zeitung die völlige Vermeidung der so brennenden Nationalitätenproblematik. Weder von den Autonomiebestrebungen der Letten noch von den vielfältigen Beschwerden der jüdischen Bevölkerung ist irgendwo die Rede."[19]

Hagen folgert aus dem Fehlen des nationalen Aspekts und der Dominanz der sozioökonomischen Fragen eine Nähe zur russischen Sozialdemokratie. Diese Vermutung bestätigt sich nach Kenntnis der Herausgeberschaft von Peteris Stučka und Genossen. Die russischen Sozialdemokraten (RSDRP) standen 1905 bereits ganz unter dem Einfluß Lenins und der Bolschewisten. Nationale Konflikte verstand man hier als Teilkonflikte des Klassenkampfes, bei dem die Partei die Führungsrolle hatte und nicht nationale Bewegungen. Im letzteren Falle bestand die Gefahr des Abgleitens in den bürgerlichen Nationalismus. Im Rahmen einer einheitlichen Partei sollte die nationale Vielfalt gebündelt werden.

1905 gab es in Lettland neben der russischen Sozialdemokratischen Partei noch die lettische Sozialdemokratie, in der es im Gegensatz zu den Russen noch keine klare Trennung von den Menschewisten gab. Die Integration der lettischen Partei in die russische war also ein Mittel, diesen antibolschewistischen Faktor auszuschalten. Zu den führenden Delegierten, die auf dem Vereinigungsparteitag der SDAPR mit der LSDAP am 5. Juli 1906 auf der lettischen Seite die Bolschewisten unterstützten, gehörten die Herausgeber der „Baltischen Volkszeitung" Stučka, Rozins und Dauge. Alle drei waren auch nach der Oktoberrevolution 1917 in Rußland in führenden Positionen tätig. Unter den Aktivisten der ersten Stunde fällt ein deutscher Name auf, Luther; dieser kann aber auch Lette gewesen sein.

Auch wenn es nicht im Interesse der Leninisten war, nationale Untergruppierungen zu tolerieren, so waren sie aber stets bemüht, der Tatsache Rechnung zu tragen, daß ein Teil der Bevölkerung deutschsprachig war. So heißt es in der offiziellen Geschichte der KP Lettlands: „Sie [die SDAPR] organisierte nicht nur die Aktivitäten innerhalb der russischen Arbeiter, sondern begann auch die Agitation in die Reihen der lettischen, litauischen, deutschen und jüdischen Arbeiter zu tragen."[20] Das Vereinigungsmanifest beider Parteien 1906 mit der Überschrift: „An das gesamte Proletariat Lettlands" erschien auch in deutscher Sprache und war „ganz im bolschewistischen Geiste verfaßt".[21] Folgt man dieser Parteilinie, war es also kein Widerspruch, eine Zeitung in der Sprache einer Minderheit herauszugeben, ohne die Frage der Minderheiten an sich zu problematisieren.

19 Hagen, Die „Baltische Volkszeitung" (Anm. 9), S. 337.

20 Očerki istorii Kommunističeskoj Partii Latvii [Studien zur Geschichte der Kommunistischen Partei Lettlands]. Hrsg. vom Institut für die Geschichte der Partei beim ZK der KP Lettlands, Riga 1962, S. 108.

21 Ebd., S. 168.

Um das Kapitel der „Baltischen Volkszeitung" abzuschließen, läßt sich sagen, daß eine Beeinflussung des baltischen Deutschtums zwar intendiert war, aber nicht gelingen konnte, da innerhalb dieses Personenkreises keinerlei Neigung bestand, sich mit sozialistischen oder gar leninistischen Vorstellungen zu befassen. Soweit die Deutschbalten Verbindung zum Deutschen Reich hatten, so gewiß nicht über die Sozialdemokratie.

Die Abgehobenheit der Deutschen in den Ostseeprovinzen Rußlands von der autochthonen Bevölkerung wurde spätestens am Ende des Ersten Weltkrieges verhängnisvoll für diese Volksgruppe. Man hatte nicht nur das Anwachsen des Industrieproletariats mangels eigener Verwurzelung darin unterschätzt, sondern auch das Entstehen eines nationalen estnischen und lettischen Bürgertums ignoriert. Welche abstrusen Gedanken sogar bei denen vorherrschten, die der baltischen Überheblichkeit kritisch gegenüberstanden, sieht man in einem mit „Wir Balten" betiteltem Werk, das 1906 die Gründe der Radikalität bei den lettischen Revolutionären untersuchte. Valerian Tornius warf seinen Landsleuten vor, sie hätten durch ihre Arroganz den Letten höhere Bildungsmöglichkeiten vorenthalten. Eine gebildete Schicht bei den Letten hätte sich seiner Meinung nach in revolutionären Zeiten auf die Seite der Deutschen gestellt. Nicht die Anerkennung der Letten als eigene Nationalität wäre ein richtiger Weg gewesen, sondern deren Germanisierung.[22] Statt dessen, d.h. statt der Abwendung vom lettischen Nationalismus, habe der Stolz des deutschen Adels kleine Handwerker und Arbeiter in die Reihen des Lettentums abgedrängt.[23]

Als im Kriegsjahr 1918 das gesamte Baltikum von den Heeren des deutschen Kaiserreiches besetzt wurde, sahen die führenden deutschbaltischen Kreise die Chance, ihre privilegierte Stellung und ihre Vorrechte dadurch zu retten, daß sie die Provinzen Livland, Kurland und Estland als Herzogtum mit einem deutschen Fürsten an der Spitze an das Deutsche Reich anschließen wollten. Die Urbevölkerung des Landes, die Letten und die Esten, gedachte man zu germanisieren.

Die Unerfahrenheit im Umgang mit den Vertretern der Arbeiterbewegung im eigenen Lande hatte auch dazu geführt, daß eine völlige Fehleinschätzung des politischen Kräfteverhältnisses im Deutschen Reich vorlag. Um die Groteske auf die Spitze zu treiben, wählte ein von den Ritterschaften und dem Großbürgertum der Städte dominierter „Vereinigter Landesrat" am 7. November 1918 einen Regentschaftsrat, der einen „baltischen Staat", der die Gebiete Estlands und Lettlands umfaßte, repräsentieren sollte. Die Macht innerhalb dieses staatlichen Gebildes lag in der Hand des deutschen Militärs unter der Oberhoheit des Kaisers, der gerade im Begriff war, vor der Revolution in seinem Herrschaftsgebiet das Land zu verlassen. Die neuen Regierenden in Berlin wurden die Sozialdemokraten, deren Bild von den baltischen Provinzen Rußlands jahrelang von den lettischen Sozialdemokraten mitgeprägt war, die wiederum in der SPD ihr Vorbild gesehen hatten. Von dieser Seite hatten die „baltischen Barone" keine Unterstützung zu erwarten.

22 Egon Fr. Kirschstein und Valerian Tornius, Wir Balten! Keine unzeitgemäße Betrachtung über das Deutschtum in den Ostseeprovinzen, Leipzig 1906, S. 18 (Tornius).

23 Ebd., S. 28 (Kirschstein).

Die bürgerlichen Nationalisten in Lettland und in Estland, die spätestens nach der Februarrevolution 1917 in Rußland die Idee der Eigenstaatlichkeit verfolgten, waren durch die radikalen sozialistischen Forderungen der Bolschewisten nach der Oktoberrevolution 1917 und durch das Nachrücken der Roten Armee infolge des Abzuges der deutschen Truppen aus den baltischen Provinzen gezwungen, nicht nur eigene Streitkräfte aufzustellen, sondern auch eine Politik zu betreiben, die die landarme bzw. landlose bäuerliche Bevölkerung gegen die Agitation der Bolschewisten immunisierte. Zu diesem Zweck war eine Landreform, die sich natürlich gegen die deutschen Großgrundbesitzer richten mußte, zwingend erforderlich. Man hatte in der deutschen Besatzungszeit auch jede Gelegenheit genutzt, die althergebrachte, um nicht zu sagen über Jahrhunderte gewachsene Abneigung gegen die Herrschaft der „Barone" zu bestärken. Was beide Gruppen, die Deutschen und die Letten und Esten, zu einer zeitweiligen militärischen Zusammenarbeit brachte, war lediglich die Furcht vor den Bolschewisten, nicht die Solidarität der landsmannschaftlichen Verbundenheit. Der baltische Adel hat die fast entschädigungslose Enteignung seines jahrhundertealten Eigentums als grobe Ungerechtigkeit empfunden, und das bis zur Umsiedlung seiner letzten Vertreter 1941. – Erst in jüngster Zeit gab es das Zugeständnis der Einsicht in die Notwendigkeit der damaligen Reform. Im Jahre 2002 beging die Estländische Ritterschaft den 750. Jahrestag ihrer Gründung in der estnischen Hauptstadt Tallinn in Anwesenheit des Staatspräsidenten Rüütel. Hierbei erklärte für die Ritterschaft Jürgen Baron von Ungern-Sternberg: „Unvermeidlich war [auch] die Landreform, obwohl für die hiesige Generation der Väter und Großväter das ein schwerer Schlag war."[24]

In allen drei baltischen Staaten erfolgte nach der Erklärung der Unabhängigkeit die Ankündigung einer Agrarreform,[25] in Lettland noch am selben Tage, dem 18. November 1918: „Am 16. September 1920 wurde in der Verfassungsgebenden Versammlung [...] die Bodenreform in Gang gesetzt. Jedem Gutsbesitzer blieb ein Restgut mit einem Areal von 50 ha. Das war immer noch das Zweieinhalbfache eines Neubauernhofes [...] Eine Entschädigung wurde nicht gezahlt. Eine volle Entschädigung in Höhe des Verkehrswertes [...] hätte die finanziellen Möglichkeiten des Staates weit überstiegen. Außerdem hätte dies dem Sinn der Agrarreform widersprochen, die zwar auch als wirtschaftliche Maßnahme gedacht war, in erster Linie aber eine gesellschaftliche Reform darstellte. Etwa 1500 Güter und 170 Pfarreien fielen unter das Enteignungsgesetz."[26] Was die Gutsbesitzer besonders kränkte, war die Tatsache, daß die jahrhundertealte Kulturarbeit der Deutschen nicht gewürdigt wurde und sie bei der Gleichberechtigung der Bürger Lettlands keinerlei Bonus erhielten. Die Stimmung dieser

24 *Eesti Päevaleht*, 9. 9. 2002.

25 Alexander Schmidt, Geschichte des Baltikums, München 1992, S. 207. Zur Agrarreform vgl. auch Wilfried Schlau, Die Agrarreform in Lettland, in: ders., Gegen den Mahlstrom der Zeit, Stuttgart 1990, S. 279–300; Kirsten Zimmermann, Das Verhältnis zwischen den ehemaligen deutschen Gutsbesitzern und der estnischen Landbevölkerung, in: Die deutsche Volksgruppe in Estland während der Zwischenkriegszeit und aktuelle Fragen des deutsch-estnischen Verhältnisses. Hrsg. von Boris Meissner, Dietrich A. Loeber und Cornelius Haselblatt, 2. Aufl., Hamburg 1997, S. 94–107.

26 Schmidt, Geschichte des Baltikums (Anm. 25), S. 262.

Zeit wird verdeutlicht durch die Direktive des estnischen Oberbefehlshabers General Laidoner an seine Offiziere, der vor der Schlacht bei Wenden/Cēsis, der Schicksalsschlacht aus der Sicht der Esten und der Letten gegen die Baltische Landeswehr am 18/19. Juni 1919, klarstellte: „[...] vergessen sie nicht, daß die Landeswehr die baltischen Barone sind, unsere Todfeinde [...]."[27]

Mit der Landreform war dem Deutschtum im Baltikum nicht nur der politische Einfluß genommen, auch die wirtschaftliche Vormachtstellung, die einen Lebensstandard über dem Landesdurchschnitt sicherte, war dahin. Das alles in Verbindung mit einem öffentlichen Ressentiment gegen die Deutschen, was noch verstärkt wurde durch eine Klage der Gutsbesitzer vor dem Völkerbund gegen die nahezu entschädigungslose Enteignung ihres Grundbesitzes. Der Völkerbund lehnte jedoch die Klage im Jahre 1925 ab.

Ein neuer Begriff tauchte im Vokabular der Deutschen auf, der der „Verarmung". „Dann begannen die Deutschen sich umzusehen. Das Gros war ärmer geworden, viele ganz arm" – so erinnert sich ein führender Vertreter der deutschen Volksgruppe, Adolf von Mickwitz, an die Zeit der staatlichen Neuorientierung in Estland.[28] Für Lettland galt das gleichermaßen. So schreibt Josephine Kieseritzky über die Arbeit des Frauenbundes in Lettland: „Die 20 Jahre, die nun folgten, waren für die gesamte deutsche Arbeit eine Zeit mühsamen und langsamen Wachstums unter, im Vergleich zur Vorkriegszeit, völlig veränderten Verhältnissen. Wir hatten unsere führende Stellung verloren, wir waren arm geworden und gering an Zahl."[29]

Die Deutschbalten in der lettischen Zeit

Aus den oben skizzierten Umständen wird verständlich, daß unter den Deutschen im Industriezentrum und im Wirtschaftsraum Riga ein sozialer Differenzierungsprozeß einsetzte, etwas, worauf Peteris Stučka bereits im Revolutionsjahr 1905 vergeblich gewartet hatte. Die ständischen Strukturen aus der Vorkriegszeit waren zerbrochen. Man war jetzt nicht nur Deutscher, sondern in erster Linie Arbeiter bzw. Arbeitnehmer, der sein Deutschtum wahrzunehmen begann, wenn er von lettischen Arbeitgebern abgelehnt oder gar entlassen wurde. Deutschsein wurde plötzlich nicht mehr als Privileg, sondern auch als Benachteiligung empfunden.

Vor diesem Hintergrund ist es zu sehen, daß am 1. März 1932 im Rigaer Bezirksgericht ein Verband deutscher Arbeitnehmer und Angestellten in Lettland registriert wurde, der als Verbandsorgan ab Oktober 1932 die Publikation „Der deutsche

27 Vabadussöja Ajaloo Komitee [Das Komitee zur Geschichte des Freiheitskrieges], Eesti Vabadussöda [Der estnische Freiheitskrieg], Tallinn 1939. Neuauflage 1997, S. 157.

28 Adolf von Mickwitz, Erinnerungen an Walter v. Harpe und den Estländischen Landwirtschaftlichen Verein, in: Zwischen Reval und St. Petersburg. Hrsg. von Henning von Wistinghausen, Weissenhorn 1993, S. 373.

29 Josephine Kieseritzky, Der Deutsche Frauenbund zu Riga 1905–1939, in: *Jahrbuch des baltischen Deutschtums 1956*, Lüneburg 1955, S. 81–86. Zitiert nach: 800 Jahre (Anm. 4), S. 172.

Arbeitnehmer" herausgab.[30] Die Auswertung dieser Zeitschrift und ihrer Nachfolger gibt einen Einblick in die damalige Situation der deutschen Bevölkerung in der Stadt Riga zwischen nationalsozialistischer Beeinflussung aus dem Reich und dem Zwang zur Anpassung an den lettischen Nationalismus. Es ist ein Beispiel dafür, wie unter dem Einfluß der Ereignisse im Deutschen Reich eine anfänglich sozialdemokratisch orientierte Bewegung sich nationalsozialistische und später nationalistisch-faschistische Vorbilder zu eigen machte.

Die Positionen, die der neu gegründete Verband einnahm, waren eindeutig gewerkschaftlich und sozialdemokratisch bestimmt. So wurde im Leitartikel der ersten Nummer des Verbandsblattes die Zusammenführung der deutschen Angestellten und der deutschen Arbeiter als Aufgabe definiert. Vermerkt wurde, daß Deutsche auch in lettischen Gewerkschaften Aufnahme gefunden, sich dort aber zu passiv verhalten hätten. Der Verband kritisierte deutsche Unternehmen, ohne sie namentlich zu nennen, die lieber Letten als Deutsche einstellen würden, da man denen gegenüber als Herr auftreten könne. Am liebsten hätte man chinesische Kulis eingestellt. Ansonsten wird eine Diskriminierung deutscher Arbeitnehmer von staatlicher Seite vermerkt, da der Verband forderte, bei Notstandsarbeiten auch deutsche Arbeitnehmer zu berücksichtigen. Eine kritische Haltung gegenüber Letten oder dem lettischen Staat wurde nicht eingenommen. Man wollte mit den Letten und den lettischen Gewerkschaften kameradschaftlich zusammenarbeiten.

Das Problem der Arbeitslosigkeit lastete schwer auf der deutschen Volksgruppe, weshalb man auf die soziale Gesetzgebung im Parlament (Saeima) Einfluß zu nehmen beabsichtigte. Gezielt wurden angesprochen: Krankenkassen, Arbeitszeitregelung, Urlaub und die Arbeitslosenunterstützung. Die Gründung eines Fonds für Pensionäre, Sterbekassen und die Unterstützung bei der Stellenvermittlung wurden angeregt. Nationalistische Tendenzen lehnte man ab. Es hieß eindeutig, daß die deutschen Arbeitnehmer nicht den Konflikt zwischen der deutschen Oberschicht und den Letten vertiefen wollten. Ebenso wurde die Orientierung auf Adolf Hitlers Politik im Deutschen Reich mit der Begründung verurteilt, diese gebe den lettischen Chauvinisten nur ein Beispiel für die Forderung „Lettland den Letten". Daß man eine gewerkschaftlich orientierte Organisation sei, präzisierte ein von Max Schütz unterschriebener Artikel mit dem Titel „Unser Weg". Darin hieß es: „Wir Deutschen sind Vorkämpfer einer Kultur, die vom Westen kommt. Gewerkschaftliche Organisationen sind ein wichtiger Bestandteil dieser Kultur. Wir aber wollen Vertreter dieser Kultur in Lettland werden."[31]

Am 2. Oktober 1932 erfolgte die Aufnahme des Verbandes in das Zentralbüro der Gewerkschaften Lettlands. Die Positionierung des Verbandes innerhalb des lettischen Staates und innerhalb der deutschen Gesellschaft war kompliziert. Einmal verstand

30 Diese Publikation, die vom Oktober 1932 bis zum April 1934 erschien, sowie die Exemplare des anschließenden „Deutschen Blattes" sind in der Nationalbibliothek Lettlands in Riga vorhanden. – Hinweise auf die Existenz dieser Zeitschriften und den Fundort verdankt der Verfasser Herrn Norbert Angermann (Universität Hamburg) und Herrn Horst-Peter Schulz (Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn-Bad Godesberg).

31 *Der deutsche Arbeitnehmer* [künftig zitiert: *DdA*], Jg. 1 (1932/33), Nr. 1, S. 2.

man sich kompromißlos als Bürger Lettlands deutscher Nationalität, hatte aber die lettischen Chauvinisten gegen sich, die den nationalen Minderheiten keinerlei Sonderrechte zugestehen wollten. Innerhalb der deutschen Gesellschaft, die sich in Teilen mit der lettischen Eigenstaatlichkeit noch nicht abgefunden hatte und sie nur als soziale Katastrophe erlebte, war es „unwürdig", ein Sozialdemokrat zu sein.[32]

Einflüsse aus dem Reich erhielten durch die Aktivitäten der Nationalsozialisten Bedeutung, die wiederum die Volksgruppe in den Augen der Letten verdächtig machte. Es gelang nicht, alle deutschen Arbeitnehmer zu vereinigen, da der seit 1924 bestehende Verband der deutschen Angestellten weiter bestehenblieb. Dieser wollte mit den „Roten" nichts zu tun haben und warf ihnen Klassenkampf vor. Da der neugegründete Verband eine sozialdemokratische und antikapitalistische Richtung einschlug, war für die Organisation der deutschen Angestellten der Gedanke, alle in der Wirtschaft tätigen Deutschen sollten in einem Verband vereinigt sein, unakzeptabel. „Die Gewerkschaft ist die moderne Klassenorganisation", hieß es im Verbandsblatt.[33] Ein solcher Satz schreckte ab. Die Schlußzeile eines Gedichtes lautete: „Darum wollen wir die Organisation, wir heben den Menschen auf den Thron." Ein Pathos, das dem der SPD-Publikationen im Reich nahekam. Ansonsten wurde die Solidarität mit den Letten angestrebt, ebenso mit den anderen Minderheiten des Landes, nicht jedoch mit Deutschland.[34]

Am 14. September 1932 fand die erste Mitgliederversammlung der neugegründeten Organisation statt. Sie hatte zu dieser Zeit 177 Mitglieder und 182 Kandidaten. Letztere waren diejenigen, die nicht in der Lage waren, den Mitgliedsbeitrag zu bezahlen.[35] Vorsitzender wurde Erwin Lehmann, der in der Nummer 2 des Verbandsblattes im November 1932 den Konflikt mit der deutschen Gesellschaft in Lettland nicht scheute. Er sah sie in der Hand einer Kaste aus Adel, Kapitalisten, Pastoren und Standesherren, die der Meinung seien, es sei „unwürdig, Sozialdemokrat zu sein".[36] Damit hatte er auch seinen eigenen Standort offenbart.

Am 12. Februar 1933 kam es zur ersten Generalversammlung des Verbandes: Anwesend waren 82 Mitglieder. Die Anrede lautete: „Kollegen". Lehmann bedauerte, daß es nicht gelungen sei, alle deutschen Arbeitnehmer zu erfassen. Daß der Verband innerhalb der Volksgemeinschaft isoliert dastand, bewies die Abwesenheit der Vertreter der deutschen Parteien in Lettland bzw. die der deutschen Fraktion in der Saeima. Auch fehlten jegliche Vertreter der deutschen Volksgruppe. Der Gegensatz zur Politik der deutschen Fraktion wurde dadurch deutlich, daß die Parlamentsinitiative der lettischen Sozialdemokraten für eine Volksabstimmung über die Alters-, Invaliden und Arbeitslosenversicherung vom Verband begrüßt, von den deutschen Parlamentariern jedoch nicht unterstützt wurde. Die einzige deutsche Organisation, mit der man offensichtlich kooperierte, war die Deutsche Volkshilfe, deren Existenz den sozialen Abstieg

32 *DdA*, Jg. 2 (1933/34), Nr. 1, S. 2.
33 *DdA*, Jg. 1 (1932/33), Nr. 4, S. 3.
34 Ebd.
35 Ebd., Nr. 2, S. 6.
36 Ebd., S. 1 f.

der ehemaligen deutschen Oberschicht demonstrierte. Am 1. November 1932 suchten 2121 männliche und 1725 weibliche Arbeitskräfte aus der deutschen Volksgruppe, also insgesamt 3846 Personen aus einem Bevölkerungsanteil von 40 000, einen Arbeitsplatz und waren dementsprechend in einer prekären Lage.[37]

Der Verband führte einen Kampf nach mehreren Seiten. Einmal bemühte man sich, Deutschen Arbeit zu vermitteln, also im sozialen Bereich Härten zu mildern, zum anderen sah man mit Sorge, daß Teile der lettischen Öffentlichkeit sich an dem Vorbild der deutschen Nationalsozialisten orientierten, um Minderheiten auszugrenzen. Die Situation, ungeliebte Minderheit zu sein, förderte wiederum in den deutschbaltischen Kreisen den Trend zur Nostalgie an die Zeit, in der man Oberschicht war, und steigerte das Sendungsbewußtsein, das mit Hitler neu aufkam.

Der Verband hingegen sah darin eine Gefährdung der Existenz der Volksgruppe, sollte sie in der „Konservierung" einer historischen Vergangenheit verharren.[38] Arthur Möller polemisierte Ende 1932 gegen einen Beitrag in der Zeitung „Riga am Sonntag", in dem von einer „baltischen Sendung" die Rede war. Solche Formulierungen, so schrieb er, würden diejenigen Letten, die noch mit einer gewissen Kulanz die Balten als Fremdkörper „duldeten", endgültig gegen die Deutschen aufbringen. Schädlicher als der lettische Chauvinismus seien die deutsche „Eigenbrötlerei" und die „baltische Sendung": „Sendungs- und Vorpostenpolitik" würden die letzten Sargnägel für das deutsche Volkstum in Lettland werden. Auch das „Auf-die-Schulter-Klopfen" von reichsdeutscher Seite sei für die Balten nur schädlich.[39] In einer der folgenden Nummern schrieb Arthur Möller weiter: „[...] im Laufe der 14 Jahre haben wir schon alles verloren und sind im eigenen Land zu Bettlern geworden." Dadurch seien die Menschen zu einer willenlosen Gruppe geworden und unter eine Führung geraten, die nun die „baltische Sendung" anpreise.[40]

Auf Hitlers Machtergreifung am 30. Januar 1933 reagierte der Leitartikel des Verbandsblattes im April scharf ablehnend. Die Nationalsozialisten wurden als „Schwätzer" bezeichnet, und es wurde vorhergesagt, daß Hitler die Arbeitslosigkeit durch Krieg beenden wolle. Nationalsozialismus sei kein Sozialismus, hieß es klar ablehnend.[41] Die Verfolgung der Juden in Deutschland wurde, nicht frei von antisemitischen Emotionen, unter einem antikapitalistischen Aspekt betrachtet: „Die jüdischen Kapitalisten werden ihr Kapital schon zu retten wissen", hieß es in einem Beitrag.[42] Im Mai 1933 wurde unter der Überschrift „Die Judenverfolgung in Deutschland" berichtet, jüdische Geschäftsinhaber in Riga hätten deutsche Angestellte als Reaktion auf antijüdische Vorgänge in Deutschland entlassen. Trotz seiner antinationalsozialistischen Haltung beschloß der Verband, den Entlassenen Hilfe anzubieten.[43]

37 Ebd., Nr. 3, S. 6.
38 Ebd., S. 7.
39 Ebd., Nr. 4, S. 7.
40 Ebd., Jg. 2 (1933/34), Nr. 6, S. 2.
41 Ebd., Nr. 7, S. 1.
42 Ebd.
43 Ebd., Nr. 8, S. 3.

Positiv entwickelte sich das Verhältnis des Verbandes zur Lettischen Sozialdemokratischen Partei, insbesondere zu seiner deutschen Sektion, an deren Feier zum 1. Mai er 1933 teilnahm. Am 26. April hatte der Vorsitzende der lettischen Sozialdemokraten Bruno Kalniņš im Verein über die Lage in Deutschland referiert.[44] Anläßlich des 1. Jahrestages seines Bestehens am 21. September 1933 erhielt der Verband ein Glückwunschschreiben des lettischen Gewerkschaftsbundes, in dem es hieß: „Ihr habt Euch tapfer gegen das Übergreifen des Nationalsozialismus auf Eure Volksgruppe in Lettland gewehrt."[45] Das lettische Zentralbüro der Gewerkschaften versprach, sich mit aller Kraft dafür einzusetzen, daß die lettische Form des Faschismus, der Pērkonkrusts,[46] seine Drohungen gegen die deutschen Werktätigen nicht verwirklichen würde.

Die deutsche Volksgruppe war in der paradoxen Situation, daß, während in ihr das Interesse und die Sympathien gegenüber der Politik Hitlers im Deutschen Reich anstiegen, die lettischen Faschisten, ebenfalls vom deutschen Beispiel beflügelt, darangingen, die Existenz der Minderheiten im Staate (Deutsche, Russen, Juden und Polen) zugunsten einer Lettisierung in Frage zu stellen. Der Verband hatte frühzeitig erkannt, daß die nationalsozialistische Entwicklung in Deutschland zur Vernichtung des Deutschtums in Lettland führen würde, sollte es auch dort zu einer faschistischen Machtergreifung kommen. So hieß es in einem Artikel zum Jahrestag der Organisation: „Deshalb müssen die Nationalsozialisten wie Pestkranke aus den Reihen der nationalen Minderheit gejagt werden."[47] Und in einem Beitrag mit dem Titel „Gegen faschistische Illusionen" wurde gesagt: „Anti-Semitismus in Lettland wäre daher [wegen der vergleichbaren Minderheitenposition] von den Deutsch-Balten nationaler Selbstmord."[48]

Diese antifaschistische, antinationalsozialistische Haltung nahm der „Verband der deutschen Arbeitnehmer" seit seiner Gründung unter dem Vorsitz von Erwin Lehmann ein, der auch das Verbandsblatt verantwortlich gestaltete. Lehmann war beruflich Setzer bei der größten deutschsprachigen Zeitung in Lettland, der „Rigaschen Rundschau". Deren Hauptschriftleiter war Dr. Paul Schiemann, Mitglied der Saeima und Vorsitzender der deutschbaltischen Fraktion. Zeitweilig führte er sogar einen Block der nationalen Minderheiten an. Schiemann wurde in den zwanziger Jahren weit über

44 Ebd., S. 8.

45 *DdA*, Werbenummer, Nr. 1, Oktober 1933.

46 Pērkonkrusts [Donnerkreuz]: parteiähnliche Organisation ohne parlamentarische Vertretung. Gegründet 1930, seit 1932 unter Führung von Gustav Celmiņš. Vorbilder u. a. die italienischen Faschisten und die Eisernen Garden in Rumänien. Motto: „Lettland den Letten, Brot und Arbeit für die Letten". Die Organisation hatte einheitliche Kleidung und war militärisch gedrillt. Parteizeichen war ein Hakenkreuz. Celmiņš definierte sein Credo so: „Die souveränen Rechte in Lettland gehören nur den Letten und nicht den Völkern Lettlands." Juden, Deutsche und andere Minderheiten, mit Ausnahme der Litauer und der Esten, seien nur Bürger zweiter Klasse. § 9 des Parteiprogramms bezog sich besonders auf die Deutschen und die Juden: Ersteren wurde unterstellt, sie seien überheblich und würden auf ihren „Messias", Hitler, warten. Der Unterschied zwischen den Deutschen und den Juden sei, daß die einen offen für die Unterwerfung der Letten unter die Deutschen eintreten, dagegen die Juden sich nicht dem offenen Kampf stellten. Vgl. Andrew Ezergailis, The Holocaust in Latvia 1941–1944. The Missing Center, Rīga 1996, S. 8.

47 *DdA* (Anm. 45).

48 Ebd.

die Grenzen Lettlands bekannt als Verfechter der Integration von Minderheiten und einer Politik der Toleranz ihnen gegenüber bei gleichzeitiger Loyalität der Minderheit zum jeweiligen Staat. In diesem Zusammenhang kam Schiemann auch mit dem sozialistischen Gedankengut in Berührung, da die Austromarxisten als erste die Lösung völkischer Minderheitenfragen durch Aufgabe des Nationalstaatsgedankens theoretisch durchdacht hatten. Paul Schiemann war ein konsequenter Gegner der NS-Ideologie und später auch des NS-Staates.[49] Die Machtergreifung Hitlers führte bei der deutschen Volksgruppe Lettlands und bei der deutschen Parlamentsfraktion zu Überlegungen, ob ein Gegner des Regimes in Deutschland an der Spitze der Deutschen des Landes noch tragbar wäre. Zudem war die „Rigasche Rundschau" von den Subsidien des Reiches abhängig. Die Folge war, daß Schiemann seine berufliche Position aufgeben mußte. Bei der später folgenden Aufgabe des Parlamentsmandates spielten auch gesundheitliche Gründe eine Rolle.

Der Drucker Erwin Lehmann paßte sich dem neuen Trend an seinem Arbeitsplatz an und zog auch im Verband die Konsequenzen. Es kam zu einem Streit, in dem nun aus Lehmannscher Sicht „roten Vorstand". Daraufhin wurde Lehmann aus dem Verband ausgeschlossen. Unter dem neu gewählten Vorstand, mit Diplomingenieur L. Thiemann an der Spitze, wurde beschlossen, ein „von nationalsozialistischen Kreisen unabhängiger Berufsverband zu bleiben".[50] Die generelle Linie des Verbandes war, ein gemeinsames Bündnis mit den anderen Minderheiten und den lettischen antifaschistischen Kräften anzustreben, was ihn in Konflikt mit der Mehrheit der deutschen Volksgemeinschaft in Lettland brachte. Diese taktierte zwischen den einzelnen Gruppen und richtete ihren Kompaß nach den Vorgaben aus dem Deutschen Reich aus, was auf der lettischen Seite mit Mißtrauen gesehen wurde.

Ein wichtiges Gebiet war die Schulpolitik. Im September 1933 erschien im Verbandsblatt „Der deutsche Arbeitnehmer" ein mit „Lynx" gekennzeichneter Artikel unter dem Titel „Zum Schulbeginn". Darin hieß es, die deutsche Schule sei nicht loyal gegenüber dem Staat Lettland, sondern hitlertreu. Sie predige Haß gegen Letten, Juden, Polen und Franzosen, polemisiere gegen den Völkerbund und sei gegen Toleranz und gegen Humanismus. Leitbilder seien Pfadfinder und Korporationen.[51] So blieb es denn nicht aus, daß es die lettischen Sozialdemokraten waren, die zum Entsetzen ihrer deutschen Freunde einen Antrag im Parlament einbrachten, die selbständige Schulverwaltung der Deutschen zu beenden. Die Begründung deckte sich mit der von Lynx geäußerten Kritik. Den Schulen wurde eine nationalsozialistische Geisteshaltung vorgeworfen, besonders in den Fächern Geographie und Geschichte, und die Durchführung von Arbeitslagern und Wehrübungen. Letzteres bezog sich eindeutig auf die Deutschen

49 Zur Person Paul Schiemanns vgl. diverse Beiträge in: 800 Jahre (Anm. 4), besonders Dietrich A. Loeber, Paul Schiemann damals und heute, S. 304–306. Bemerkenswert ist, daß Schiemann nicht an der Umsiedlung 1939/41 teilnahm und auch die letzte Gelegenheit ausschlug, Anfang 1941 das sowjetisch gewordene Lettland zu verlassen. – Vgl. jüngst die Monographie von John Hiden, Defender of Minorities: Paul Schiemann, 1876–1944, London 2004.

50 *DdA*, Jg. 2 (1933/34), Nr. 1, S. 3.

51 Ebd., Nr. 11, S. 6.

Pfadfinder. Daß der sozialdemokratische Antrag abgelehnt wurde, war nur der Bauernpartei (unter Ulmanis) zu verdanken, die sich der Stimme enthielt, während die deutschbaltische Fraktion und die Juden dagegen stimmten.

Die Lage des Verbandes des deutschen Arbeitnehmer" wurde in dem Maße problematisch, wie die lettischen Sozialdemokraten deutschfeindlicher wurden. Während die anderen Minoritäten in der Saeima, die Russen, Juden, Polen und die (katholischen) Lettgaller[52] häufig mit den Sozialdemokraten gegen den von Ulmanis geführten Bauernbund stimmten, taktierte die deutsche Fraktion im Gegensatz dazu zugunsten des Bauernbundes. Dieser war zwar auch nicht deutschfreundlich, ebensowenig wie Ulmanis, vertrat aber Positionen, die nationalsozialistischen bzw. faschistischen Vorstellungen nahekamen und daher bei den Deutschen Sympathien erweckten. Auch vermied es Ulmanis, die Deutschen absichtlich zu verärgern.

Der Verband der deutschen Arbeitnehmer und Angestellten war unter den Deutschen Lettlands isoliert und verlor durch das Verhalten der deutschen Fraktion innerhalb der Saeima auch das Vertrauen der lettischen Sozialdemokraten. So hatte die deutsche Fraktion den Antrag der Sozialdemokraten, die faschistische Organisation des Pērkonkrusts zu verbieten, nicht unterstützt. Außerdem hatten die Mitglieder der deutschen Fraktion gemeinsam mit dem Bauernverband das von den Sozialdemokraten initiierte Altersversorgungsgesetz abgelehnt.

Das Abrücken der Sozialdemokraten vom Verband fiel zeitlich mit dem Ausscheiden Paul Schiemanns aus der aktiven Politik zusammen. Daß die Deutschen mehrheitlich und gefühlsmäßig den Sozialdemokraten ablehnend gegenüberstanden, wird in einem Nebensatz eines Rigaer Stadtverordneten deutlich, der in seinen Erinnerungen berichtet: „Solange Dr. Schiemann neben der deutschen Landtagsfraktion auch die Stadtfraktion führte, wurde häufig mit den Sozialdemokraten paktiert, die in allen nationalen Fragen duldsamer waren, als in ihrer überwiegenden Mehrheit die lettischen Bürgerlichen. Trotzdem standen wir diesen traditionsgemäß näher."[53]

Im Prinzip hatte man in den deutschen Kreisen Sympathien für die Demokratiekritik des faschistischen Pērkonkrusts. Dieses machte der Vizevorsitzende des Verbandes Schütz seinen deutschen Landsleuten zum Vorwurf, als er schrieb, daß sie die wahren Gefahren nicht erkennen würden. Der Zusammenbruch der Demokratie in Lettland würde auch zum Ende der Rechte der Minderheiten führen. Die alten Führer des Deutschtums brächten es wieder auf die „Schlachtbank von Wenden".[54] Dabei hatte kurz vor dem Machtantritt Hitlers der neugewählte Vorsitzende der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft, Rechtsanwalt Wilhelm von Rüdiger, am 24. Januar 1933 ähnlich argumentiert, indem er sagte, die Stellung der Volksgemeinschaft sei gefährdet. Es

52 Die katholischen Lettgaller verstanden sich als religiöse Minderheit innerhalb eines mehrheitlich protestantischen Landes.

53 Helmuth Stegmann, Aus meinen Erinnerungen – Stadtverordneter in Riga (1920–1933). in: 800 Jahre (Anm. 4), S. 41–46, hier S. 41.

54 Schütz, Pehrkonkrusts und baltisches Deutschtum, in: *DdA*, Jg. 2 (1933/34), Nr. 1, Oktober, S. 4. Zum Komplex der Schlacht bei Wenden/Cēsis vgl. Anm. 28.

sei ein Fehler, zu glauben, daß die Volksgemeinschaft die Aufgabe habe, eine Weltanschauung zu propagieren.[55] Mit der seit 1933 bei den Letten aufkommenden Forderung „Lettland den Letten" trat das ein, was Paul Schiemann 1930 schon vorhergesagt hatte: daß eine Forderung im Reich „Deutschland den Deutschen" sich in Lettland gegen die Deutschen richten müsse.

Am 11. Februar 1934 fand die letzte Generalversammlung des Verbandes der deutschen Arbeiter und Arbeitnehmer in Lettland statt. Von den registrierten 1134 Mitgliedern nahmen 445 daran teil. Außer der Anzahl der Teilnehmer wurde inhaltlich nichts von der Veranstaltung im letzten Verbandsblatt in der Aprilausgabe 1934 berichtet. Eine weitere Ausgabe der Zeitschrift ist nicht mehr archiviert. Dafür erschien im Dezember/Januar 1934 die Nr. 1 einer neuen Publikation, mit ähnlichem Layout, allerdings mit dem Titel „Das Deutsche Blatt". Als Herausgeber zeichnete der Verband der deutschen Arbeitnehmer in Lettland. Der Sitz der Redaktion war ein anderer als bei dem ursprünglichen Verband ähnlichen Namens, der noch die Angestellten gesondert im Titel hatte. Der Bezug zu dem erstgenannten Verband wurde durch den Verfasser des Leitartikels hergestellt. Es war Erwin Lehmann, der 1932 den sozialdemokratisch orientierten Verein initiiert hatte und auch die Richtung in der Publikation angab, dann jedoch ausgeschlossen wurde.

Lehmann beschrieb unter der Überschrift „Unsere Bestrebungen" die Ziele der neuen Bewegung. Dazu gehörten die Vertretung der Interessen der deutschen Arbeitnehmer bei enger Zusammenarbeit mit den lettischen Gewerkschaften und bei Bejahung des lettischen Staates als gemeinsamer Heimat für Deutsche und Letten. Kritik übte Lehmann an der Deutschen Volksgemeinschaft, in der Cliquenwirtschaft herrsche und die Posten weitergereicht würden. Damit handele man gegen die Interessen der Volksgemeinschaft. Ein bisher unbekannter Ton wurde durch den Beitrag „Arbeitnehmerstand" Richard Sidelskys eingebracht, der in der gleichen Nummer schrieb: „Es geht um die Formung eines Volkstumsbewußtseins und auf dem Boden eines nationalen Sozialismus stehenden Arbeiterstandes."[56] In einem anderen Artikel „Was ist aus den deutschen Gewerkschaften geworden" wurde die „Deutsche Arbeitsfront" im Deutschen Reich vorgestellt, und zwar in einer Form, als ob sich bei den deutschen Gewerkschaften nicht inhaltlich eine Veränderung vollzogen habe, sondern nur eine organisatorische.

Der Verbandsvorstand der Deutschen Arbeitnehmer in Lettland, dessen Vorsitzender Erwin Lehmann wurde, stellte den Antrag, in die Deutsche Volksgemeinschaft in Lettland aufgenommen zu werden. Dieser Antrag wurde mit der Begründung abgelehnt, das sei so lange nicht möglich, wie der Verband sich nicht darauf beschränke, nur Arbeiter und Handwerker zu vertreten. Nach Ansicht der Deutschen Volksgemeinschaft sollte der 1924 gegründete Verband der deutschen Angestellten die einzige Organisation der deutschen Angestellten sein und bleiben. Dieser Verband war Erwin

55 Ebd., S. 6.

56 Richard Sidelsky, Arbeitnehmerstand. in: *Das Deutsche Blatt* [künftig zitiert: *DDB*], Jg. 1 (1934), Nr. 1, S. 3. – Alle Ausgaben des Blattes befinden sich in der Nationalbibliothek in Riga.

Lehmann von Anfang an ein Dorn im Auge. Lehmann, mit dem Begriff Arbeitnehmer operierend, wollte auch die Angestellten in seine Reihen aufnehmen.

Zwar waren von 8500 deutschen Angestellten nur 1500 im Verband der deutschen Angestellten organisiert, dieser hatte jedoch erheblichen Einfluß innerhalb der Deutschen Volksgemeinschaft. Nicht zuletzt war hier das leitende Personal der deutschen Firmen in Lettland organisiert, wobei der Vorsitzende, Rechtsanwalt Lothar Schoeler, im Parlament der Deutschen Fraktion angehörte.[57] Der Verband der Angestellten betrachtete sich als reinen Berufsverband ohne politische Ambitionen, schon gar nicht sozialistischer Natur, und war eher konservativ. Sein Pendant im Reich sah er im Deutschen Handlungsgehilfenverband, dem DHV, der politisch rechts stand und mit dem er freundschaftlich verkehrte.[58] Die Ablehnung seines neuen Verbandes durch die Deutsche Volksgemeinschaft führte Erwin Lehmann auf den Einfluß jüdischer Emigranten unter den Angestellten zurück, die nach den antisemitischen Ausschreitungen im Reich auch den Aufruf zum Boykott deutscher Waren initiiert hätten.[59] Unter der Führung von Erwin Lehmann und Eugen Füß driftete der Verband eindeutig in die prohitlersche Richtung, vermied aber geschickt jede Konfrontation mit dem lettischen Staat.

Der Tenor des Verbandsblattes war antimarxistisch und antiliberalistisch. Die Niederschlagung der sozialistischen Unruhen in Wien im Februar 1934 wurde positiv vermerkt. Dem Leser bot man „interessante Aufklärung" über neue Begriffe. So wurde der Nationalsozialismus mit dem Slogan „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" erläutert und als Schöpfung von Adolf Hitler bezeichnet. Klassenkampf sei eine Irrlehre, und Liberalismus wurde definiert als eine Lehre, die zu völliger Hemmungs- und Rücksichtslosigkeit führe.

Zum 1. Mai 1934 machte Dr. Richard Sidelsky den Vorschlag, dieses Datum nicht mehr als internationalen Kampftag, sondern als Tag der lettischen Staatlichkeit zu begehen. Der Verband habe sein Selbstverständnis dahingehend verändert, daß aus einer Arbeitnehmerorganisation alter Art ein „Kulturorgan" geworden sei.[60] Es wurden ein Beerdigungsfond, eine Arbeitsvermittlung, eine Darlehenskasse und eine Bibliothek eingerichtet. Ferner gab es Hilfe bei Rechtsfragen. Ein Chor und eine Schach- und eine Sportgruppe sorgten für den geselligen Teil. Im Dezember 1934 trat der Chor mit 65 Sängern auf und sang deutsche Volkslieder, aber auch die lettische Nationalhymne. Die Anrede lautete „Kameradin" bzw. „Kamerad", und in den Betrieben sollte Kameradschaft statt eines Antreibersystems herrschen. Als besonderer Erfolg galt das Abkommen mit dem Deutschen Schauspielhaus in Riga zum Erwerb verbilligter Theaterkarten.[61] Schwülstig hieß es dazu: „In den strahlenden und sieghaften Helden

57 Ebd., Nr. 9, S. 2.

58 Der Verfasser hat an dieser Stelle Frau Renate Adolphi von der Carl-Schirren-Gesellschaft e. V. in Lüneburg zu danken für die Auswahl einer Anzahl von Artikeln aus den Jahrbüchern des baltischen Deutschtums (1927/31) zum Thema des Verbandes der deutschen Angestellten in Lettland.

59 Erwin Lehmann, Volksgemeinschaft und wir, in: *DDB*, Jg. 1 (1934), Nr. 4.

60 H. W., ebd., Nr. 10, S. 4.

61 H. W., Arbeitnehmer und Deutsches Schauspielhaus, ebd.

des Schauspiels erlebt eine ganze Volksgemeinschaft ihren Sieg und ihren Kampf." Kritisiert wurde die Situation in der Volksgemeinschaft. Das Mißtrauen zwischen den Standesgruppen sei nach wie vor vorhanden. Beispielhaft wurde über das Deutsche Reich berichtet, wo diese Schranken gefallen seien.[62]

Als der lettische Ministerpräsident Ulmanis am 15. Mai 1935 mit Hilfe des Militärs einen Staatsstreich durchführte und alle Parteien auflösen ließ, begrüßte die deutsche Volksgruppe diese Vorgehen als „tapfere und entschlossene Tat", in offensichtlicher Verkennung der Tatsache, daß Ulmanis ein Vertreter der Forderung „Lettland den Letten" war.[63] Der Gipfel der Anpassung war jedoch das Verhalten des Verbandes unter dem Vorsitz von Erwin Lehmann. Dieser war geradezu fasziniert von dem Vorbild der Deutschen Arbeitsfront im Deutschen Reich und versuchte, die Entwicklung dort mit den Tendenzen der Politik von Ulmanis als deckungsgleich erscheinen zu lassen.

Über die Zeit von 1934 bis Ende 1935 läßt sich nach Auswertung des Verbandsorgans „Das Deutsche Blatt" zusammenfassend folgendes feststellen: Die Deutschtümelei nahm groteske Formen an, nachdem die Monatsnamen im Impressum germanisiert worden waren. So wurde aus Januar – Hartung, aus Februar – Hornung, aus März – Lensing usw. Eine Zwischenüberschrift in der Ausgabe Nummer 3 (1934) lautete: „Deutsch sein, heißt diszipliniert sein".

Besuche von völkischen Schriftstellen wie Hans Friedrich Blunck und Edwin Erich Dwinger wurden gewürdigt, und am 1. Januar 1935 wurde aus der reichsdeutschen Zeitung „Der Textilarbeiter" der Artikel „Das Bekenntnis zur Rasse" eines Prof. Dr. Staemmler abgedruckt. Mit der sogenannte „Bewegung" der unter Führung von Erhard Kroeger agierenden Nationalsozialisten in Lettland wollte man aber nichts zu tun haben, denn das hätte das angestrebte gute Verhältnis zum lettischen Staat belastet.

Was letzteres anging, gab es zwischen dem Verband und der Deutschen Volksgemeinschaft einen erheblichen Unterschied. Über den NS-Repräsentanten Erhard Kroeger fällte Lehmann in einem Leitartikel „Taten und Worte müssen dieselben sein" ein vernichtendes Urteil. So berichtete er, ein Herr E. Kroeger habe sich eingefunden, habe von Arbeit und Sozialismus gesprochen, aber nichts getan, außer daß er wollte, daß man sich duze. Kroeger wolle führen, könne es aber nicht.[64]

Zu Beginn des Jahres 1935 vermeldete das „Das Deutsche Blatt" ohne Kommentierung, daß der Verband am 11. Januar einen neuen Vorstand gewählt habe.[65]

Erster Vorsitzender wurde der Seifensieder Ludwig Ungus und zweiter der Tischlermeister Ludwig Tiesenberg. Der Name Erwin Lehmanns erschien nicht mehr, was schon sehr verwundert, da es kaum vorstellbar ist, daß dieser seine Funktion freiwillig geräumt haben soll. Kurz darauf, am 16. März 1935, verfügte der lettische Innenminister

62 Ebd., Nr. 12.

63 Vgl. Michael Garleff, Die Deutschbalten als nationale Minderheit in den unabhängigen Staaten Estland und Lettland, in: Deutsche Geschichte im Osten Europas. Baltische Länder. Hrsg. von Gert von Pistohlkors, Berlin 1994, 2. Aufl. 2002, S. 526 f.

64 *DDB*, Jg. 2 (1935), Nr. 17.

65 Ebd., Nr. 15, S. 1.

Bērziņš die Einsetzung eines neuen Vorstandes, wobei Erwin Lehmann wieder den Vorsitz des Verbandes erhielt.[66]

Am 15. Mai 1935 hatte die Regierung auch die bestehenden Gewerkschaften aufgelöst und eine Gewerkschaftsorganisation neuen Typs eingerichtet, in der alle Gruppen und Richtungen aufgingen. Der Verband hatte diese Entscheidung mit der Begründung begrüßt, daß die bisherigen Gewerkschaften ein Werkzeug der linken Parteien gewesen seien, die die roten Fahnen geschwenkt und Klassenhaß gepredigt hätten.[67] Am 15. Mai 1935, dem ersten Jahrestag der Auflösung der alten Gewerkschaften schickte der Verband der Regierung einen Glückwunsch, in dem es hieß: „Morsch und faul fiel damals die Herrschaft der Sozialdemokratie ohne jeden Widerstand in sich zusammen, und der Neubau unseres Staates begann."[68]

Als die Regierung 1935 ankündigte, im Herbst eine Arbeitskammer einzurichten, die Unternehmer und Arbeiter zusammenfassen würde, schrieb Lehmann wieder einen Leitartikel, in dem er sich begeistert darüber äußerte, daß „vom größten Unternehmer und Generaldirektor bis zum letzten Hilfsarbeiter [alle] in einer einzigen Organisation vereinigt werden". Lehmann zeigte sich davon überzeugt, daß die „autoritäre Regierung" zum Nutzen und Segen des ganzen lettländischen Volkes handeln werde.[69] Zu verstehen ist das auf dem Hintergrund der ständigen Bemühungen Lehmanns, dem Verband der deutschen Angestellten das Wasser abzugraben, den er als arrogant und standesbetont ansah und der in der Deutschen Volksgemeinschaft Ansehen hatte und von ihr Förderung erfuhr, im Gegensatz zum eher plebejischen Verein, dem er vorstand.

Die Anerkennung, die Erwin Lehmann und seinem Verband von seiten der Deutschen Volksgemeinschaft verwehrt blieb, wurde ihm durch das Ulmanis-Regime zuteil, weshalb seit seinem erneuten Vorsitz die Darstellung der Vorbildfunktion des NS-Regimes im Verbandsblatt fortfiel und durch die Bejahung eines lettländischen (nicht lettischen) Nationalismus ersetzt wurde. Dem entsprach die Haltung zum „Tag des lettländischen Arbeiters" am 28. August 1935, von dem Lehmann in der Augustausgabe enthusiastisch berichtete. Staatspräsident Ulmanis hatte am Jugala See die Gewerkschaften und ihren neuen Leiter W. Feldmanis begrüßt und ihnen in einer Fahnenweihe die neuen Fahnen überreicht. Auch die deutsche Sektion innerhalb der lettischen Gewerkschaften erhielt ein solches Tuch – nach Lehmann die „erste deutsche Arbeitnehmerfahne des Baltikums". Damit hätten die Deutschen Anschluß an die lettische Gewerkschaftsbewegung gefunden.[70] In der Septemberausgabe der Verbandszeitschrift bekannte sich Lehmann zur „Volksgemeinschaft der Tat" und zur Politik der „autoritären Regierung" unter Ulmanis. Die letzte archivierte Ausgabe des „Deutschen Blattes" erschien als Dezember/Januar-Ausgabe 1935/36. Jegliche Bezüge politischer Art waren darin entfallen. In Stil und Inhalt entsprach sie nunmehr der

66 Ebd., Nr. 17.
67 Ebd.
68 Ebd., Nr. 18, S. 4 (Leitartikel).
69 Erwin Lehmann, Eine organisierte Volksgemeinschaft, ebd., Nr. 19.
70 Ebd., Nr. 20.

„Gartenlaube". Über die weitere Existenz des Verbandes über das Jahr 1935 hinaus waren keine Angaben zu erhalten. In der deutschbaltischen Literatur gibt es nicht die geringsten Hinweise auf die Person Erwin Lehmanns. Von den vom Verfasser befragten Personen konnte sich auch niemand an ihn erinnern.[71]

Im Gesamtzusammenhang mit der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft in Lettland kann die untersuchte Organisation als skurriles Element angesehen werden. Ausgehend von den eindeutig sozialdemokratischen Ansätzen des ersten Verbandes, dem Erwin Lehmann vorstand und der zum 50. Todestag von Karl Marx am 14. März 1933 diesen noch als „Wegweiser des gewerkschaftlichen Klassenkampfes" in der Aprilausgabe seiner Zeitschrift feierte, segelte man zunächst mit antinationalsozialistischen Vorzeichen im Windschatten von Paul Schiemann. Später, über die Annäherung zur nationalsozialistischen Ideologie bei Abwendung von sozialdemokratischem Gedankengut, führte Lehmann eine deutsche Splittergruppe in die Strukturen des lettischen autoritären Systems unter Ulmanis. Der Beginn war atypisch für die deutsche Volksgruppe in Lettland, und der Schlußakkord war es ebenfalls.

Dennoch beweist die Aktivität dieser kleinen Minderheit innerhalb einer nationalen Minderheit, daß das Deutschtum in Lettland differenzierter gewesen ist, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Resümierend kann man vereinfacht sagen, daß das Verhältnis der Deutschbalten zum lettischen Staat schlecht war, ausgehend von der Entstehungsgeschichte des Staates 1918, über die Enteignung des den Deutschen gehörenden Vermögens auf dem Lande und der als ungerecht empfundenen Behandlung allgemeiner Art. Umgekehrt mißtrauten die lettischen Nationalisten den Deutschen. Insbesondere sah auch der Staatschef Kārlis Ulmanis in den Deutschen die Repräsentanten einer 700jährigen Unterdrückung. Aus dieser Sicht war Erwin Lehmanns Verhalten und das seiner Gruppe bemerkenswert. Lehmann setzt sich ab von der nationalen und sozialen Arroganz seiner Landsleute, weil diese z. T. schon die Beherrschung der Landessprache verweigerten. Sein Verband bot hingegen lettische Sprachkurse an.

Das Deutschtum innerhalb des untersuchten Verbandes war nicht so in der Tradition verhaftet, wie es bei der Mehrheit der Deutschbalten der Fall war, was zwangsläufig zu einer konservativen Grundhaltung führen mußte, sondern zielte auf ein lettländisches Deutschtum ab, das sich nicht von der Staatsidee abhob, sondern als integrativer Teil derselben verstanden sein wollte.

71 Erwin W. K. Lehmann (Lemanis in lettischer Umschreibung). Geboren 1890 in Riga, 1939 ins Deutsche Reich umgesiedelt, 1951 verstorben (Angaben laut Carl-Schirren-Gesellschaft Lüneburg und Kirchlicher Suchdienst Stuttgart).

Nationalsozialismus im Unterricht

Befunde und Überlegungen zum Geschichtsunterricht in der Einwanderungsgesellschaft

Von Dieter Nelles

„Die Forderung, daß Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung."[1] Mit diesen Worten begann Theodor W. Adorno 1966 seine Rundfunkansprache über „Erziehung nach Auschwitz". Adornos Vortrag prägte Generationen von Pädagogen nach 1968 und hat mittlerweile Eingang in öffentliche Debatten und Schulbücher gefunden. Aus ihm werden sowohl Reflexionen zum pädagogischen Umgang mit der NS-Zeit abgeleitet „als auch Erziehungsprogramme [...] begründet, durch die Menschen moralisch verbessert und zu Toleranz, Frieden und Humanität erzogen werden sollen".[2] Jedoch hat sich der politische und gesellschaftliche Kontext seit Adornos Vortrag verändert und damit auch die Frage, wie heute eine „Erziehung nach Auschwitz" aussehen kann und soll.

Im Unterschied zu den 1960er Jahren ist die Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen in der Bundesrepublik Deutschland heute eine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit geworden. In den letzten dreißig Jahren hat sich in den geschichtspolitischen Debatten der Grundkonsens herausgebildet, daß von 1933 bis 1945 in staatlichem Auftrag und im Namen des deutschen Volkes Verbrechen unerhörten Ausmaßes begangen worden sind. Und seit dem Ende der 1960er Jahre ist der Unterricht über Nationalsozialismus und Holocaust fester Bestandteil des Geschichts- und Politikunterrichts in den Schulen aller Bundesländer. Heute steht nicht mehr das Problem von Anerkennung und Verleugnung der Verbrechen zur Disposition. Vielmehr stellt sich die Frage, wie die Erinnerung an den Nationalsozialismus und den Holocaust in der Zukunft gestaltet werden soll.[3]

Folgt man der These der Soziologen Daniel Levy und Nathan Sznaider, dann wandeln sich im Zuge der Globalisierung die Erinnerungen an den Holocaust von „natio-

1 Theodor W. Adorno, Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Helmut Becker 1959 bis 1960, Frankfurt a. M. 1970, S. 88.

2 Wolfgang Meseth, Theodor W. Adornos „Erziehung nach Auschwitz". Ein pädagogisches Programm und seine Wirkung, in: „Erziehung nach Auschwitz" in der multikulturellen Gesellschaft. Pädagogische und soziologische Annäherungen. Hrsg. von Bernd Fechler, Gottfried Kößler und Till Lieberz-Groß, Weinheim und München 2000, S. 19–30, hier S. 19.

3 Vgl. Annegret Ehmann, Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust in der historisch-politischen Bildung. Wo stehen wir – was bleibt – was ändert sich?, ebd., S. 175–192; Norbert Frei, Deutsche Lernprozesse. NS-Vergangenheit und Generationenfolge seit 1945, in: Schule und Nationalsozialismus. Ansprüche und Grenzen des Geschichtsunterrichts. Hrsg. von Wolfgang Meseth, Matthias Proske und Frank-Olaf Radtke, Frankfurt a. M. 2004, S. 33–48; Ute Frevert, Geschichtsversessenheit und Geschichtsvergessenheit revisited. Der jüngste Erinnerungsboom in der Kritik, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 2003, B 40–41, S. 6–13.

nalen zu kosmopolitischen Erinnerungskulturen".[4] Aufgrund gemeinsam erinnerter Barbarei erlaube „dieser neue Kosmopolitismus der Erinnerung" die „Formierung nationenübergreifender Gedächtniskulturen, die wiederum zur Grundlage für globale Menschenrechtspolitik werden".[5] In Zeiten ideologischer Ungewißheit sei „der Holocaust (bzw. seine Assoziation mit dem Genozid) [...] in vielen westlichen Gesellschaft zum moralischen Maßstab der Unterscheidung zwischen gut und böse geworden, ein Maßstab, an welchem humanistische und universalistische Ansprüche gemessen werden".[6]

Für Levy und Sznaider stellte der Kosovokrieg ein wesentliches Moment in der Universalisierung des Holocausts dar. Die Konflikte im Jugoslawien der 1990er Jahre wurden nicht mehr, was grundsätzlich möglich gewesen wären, mit den Balkankonflikten des Ersten und Zweiten Weltkrieges verglichen, sondern die Verurteilung der „ethnischen Säuberungen" erfolgte vor dem „Hintergrund der Holocausterinnerungen".[7] Das staatsoffizielle Verständnis des Holocausts wandelte sich während des Kosovokrieges in Deutschland radikal. Das Motto „Nie wieder Auschwitz" bezog sich nun nicht mehr auf die Verbrechen der Deutschen, sondern diente der Legitimation der Bundesregierung für den Einsatz der Bundeswehr. „Bis dahin gehörte Auschwitz den Deutschen und den Juden", schreiben Levy und Sznaider, nun „wurde der Holocaust auch für Deutsche (und von Deutschen) zu einer universalen Metapher umgedeutet."[8]

Auf der Konferenz „Stockholm International Forum on the Holocaust" vom Januar 2000, an der hochrangige Politiker aus mehr als 40 Staaten teilnahmen, wurde der Holocaust in einer Deklaration offiziell im europäischen Gedächtnis verankert. Der 27. Januar – Tag der Befreiung von Auschwitz – wurde in allen beteiligten Ländern zum Holocaust-Gedenktag erklärt, und die beteiligten Staaten verpflichteten sich, die Erinnerung an den Holocaust zu einem integralen Bestandteil des Schulunterrichts zu machen.[9] Die Generalversammlung der Vereinten Nationen beschloß am 1. November 2005 ebenfalls, den 27. Januar jährlich als „Internationalen Gedenktag für die Opfer des Holocaust" zu begehen, und forderte „die Mitgliedsstaaten *nachdrücklich*

4 Daniel Levy und Nathan Sznaider, Erinnerung im globalen Zeitalter. Der Holocaust, Frankfurt a. M. 2001, S. 9.

5 Ebd., S. 10.

6 Ebd., S. 15.

7 Ebd., S. 210.

8 Ebd., S. 190 f.

9 Die Stockholmer Konferenz war das Ergebnis einer „Task Force for International Cooperation in Holocaust Education, Remembrance and Research" (Task Force), die 1998 auf Inititative des schwedischen Ministerpräsidenten Göran Persson eingerichtet wurde. Der Task Force gehören mittlerweile 24 Länder an. Die Mitgliedschaft in der Task Force steht jedem interessierten Land offen, das sich auf die Stockholmer Deklaration und deren politische Umsetzung verpflichtet. Die Task Force hat Richtlinien zum Unterricht über den Holocaust ausgearbeitet, die an drei grundlegenden Fragen orientiert sind: Warum soll über den Holocaust unterrichtet werden, was soll über den Holocaust unterrichtet werden, und wie soll über den Holocaust unterrichtet werden? Die Task Force betont, daß die Beschäftigung mit dem Holocaust in den Kontext einer gesamteuropäischen Geschichte gestellt werden müsse. Siehe hierzu http://taskforce.ushmm.org/ – 10. 4. 2006. Zur Konferenz vgl. auch Levy und Sznaider (Anm. 4), S. 210–214.

auf, Erziehungsprogramme zu erarbeiten, die die Lehren des Holocaust im Bewusstsein künftiger Generationen verankern werden, um verhindern zu helfen, dass es in Zukunft wieder zu Völkermordhandlungen kommt".[10]

Unabhängig davon, wie man diese Entwicklungen im einzelnen bewertet, stellen sie auch für den schulischen Unterricht eine besondere Herausforderung dar. Welche Inhalte und Formen soll im 21. Jahrhundert eine „Erziehung nach Auschwitz" haben? Aus welcher Perspektive sollen Schüler die Geschichte des Nationalsozialismus und des Holocausts „lernen" und moralisch bewerten? Aus einer Perspektive, in dem der Holocaust als universale Katastrophe, als ein Zivilisationsbruch der Moderne interpretiert wird? Oder aus einer partikularen Perspektive, in dem der Holocaust als ein spezifisch deutsches Verbrechen gedeutet wird? Beide Sichtweisen, dies zeigten die öffentlichen Debatten zum Kosovokrieg, lassen offen, welche politischen und individuellen Konsequenzen aus der moralischen Bewertung des Nationalsozialismus zu ziehen sind.[11]

Diese inhaltliche Herausforderung korrespondiert mit dem Aussterben der Zeitzeugen, insbesondere unter den überlebenden Opfern, und mit der wachsenden biographischen Distanz der jüngeren Generationen zum Nationalsozialismus. Zum einen haben die heutigen Jugendlichen – im Unterschied zu ihren Eltern und Lehrern – nur noch einen abgeschwächten biographischen Zugang zur Generation der Täter und Opfer. Zum anderen verfügt durch die migrationsbedingte Veränderung der deutschen Bevölkerung eine wachsende Minderheit der Schüler über Familien und Kollektivgeschichten, die sich von ihren „deutschen" Altersgenossen unterscheiden.

Die Frage, wie vor dem Hintergrund der veränderten Erinnerung an den Nationalsozialismus mit dem demographischen Wandel (Generationenfolge und Einwanderung) im historisch-politischen Unterricht in der Schule über Nationalsozialismus umzugehen ist, ist das Thema meiner Arbeit. Die Diskussion über diese Frage steckt noch in den Anfängen und wird bislang eher von Wissenschaftlern (Erziehungs- und Sozialwissenschaftlern, Geschichts- und Politikdidaktikern) und Mitarbeitern außerschulischer Bildungseinrichtungen denn von schulischen Praktikern geführt.[12]

10 Vgl. Resolution der Generalversammlung: http://www.un.org/Depts/german/gv-60/band1/ar60007.pdf – 26. 4. 2006.

11 Vgl. Oliver Hollstein, Wolfgang Meseth, Christine Müller-Mahnkopp, Matthias Proske und Frank-Olaf Radtke, Nationalsozialismus im Geschichtsunterricht. Beobachtungen unterrichtlicher Kommunikation. Bericht zu einer Pilotstudie, Frankfurt a. M. 2002, S. 13 f.

12 Zum Stand der Diskussion vgl. „Erziehung nach Ausschwitz" in der multikulturellen Gesellschaft (Anm. 2); recht extrem.de. Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Rechtsextremismus – Konzepte und Projekte der politischen und historischen Bildung. Hrsg. von Bernd Kammerer und Anja Prölß-Kammerer, Nürnberg 2002; Schule und Nationalsozialismus (Anm. 3); Erinnern ist mehr als Informiertsein. Aus der Geschichte lernen (2). Hrsg. von Wilhelm Schwendemann und Georg Wagensommer, Münster 2004; Bevor Vergangenheit vergeht. Für einen zeitgemäßen Politik- und Geschichtsunterricht über Nationalsozialismus und Rechtsextremismus. Hrsg. von Thomas Schlag und Michael Scherrmann, Schwalbach/Ts. 2005; Wie sagen wir es unseren Kindern? Die Behandlung der Shoah im schulischen Unterricht. epd-Dokumentation 2006, Nr. 4/5.

In der vorliegenden Arbeite thematisiere ich die Fragestellung auf drei Ebenen:

1. Aus welcher bildungstheoretischen Perspektive soll der Nationalsozialismus vermittelt werden? Was bedeutet dies für die methodisch-didaktische Umsetzung im Unterricht? (Lehrerfunktion: Unterrichten).

2. Wie soll der Nationalsozialismus pädagogisch bearbeitet werden? Was sollen die Schüler aus der Geschichte lernen? Was sind die moralischen Lernziele? (Lehrerfunktion: Erziehen).

3. Welche fachlichen Anforderungen verlangt dies von den Lehrenden? (Lehrerfunktion: Innovieren).

Ausgangspunkt meiner Überlegungen bilden meine Erfahrungen aus einer Unterrichtsreihe – „Gewalt im 20. Jahrhundert am Beispiel des Ersten und Zweiten Weltkrieges" –, die ich in einer Klasse 9 b der Gesamtschule Else Lasker-Schüler (GELS) im Fach Gesellschaftslehre (GL) durchgeführt habe.

Ausgehend von diesen Erfahrungen betrachte ich zunächst die Bedingungen, die für heutige Jugendliche in Deutschland bei der schulischen Vermittlung des Themas Nationalsozialismus und Holocaust bestehen. In einem zweiten Schritt fasse ich dann wesentliche Aspekte der Diskussionen der letzten Jahre zu diesem Thema zusammen.

Auf dieser Basis entwickele ich im dritten Schritt Vorschläge, wie eine „Erziehung nach Auschwitz" umgesetzt werden könnte, auf der Ebene der Lerninhalte und des unterrichtlichen Zugangs, auf der pädagogischen Ebene und auf der Ebene der Lehrenden.

Unterrichtsreihe „Gewalt im 20. Jahrhundert"

Im Rahmen des Ausbildungsunterrichts führte ich in der Klasse 9 b vom 1. Februar bis zum 15. März 2006 eine Unterrichtsreihe zum Thema „Gewalt im 20. Jahrhundert am Beispiel des Ersten und Zweiten Weltkrieges" durch, die insgesamt 16 Stunden umfaßte.

Das Fach GL, das Lehrinhalte der Fächer Erdkunde, Geschichte und Politik umfaßt, wird in der GELS I dreistündig unterrichtet. Bisher gibt es für das Fach an den Gesamtschulen in Nordrhein-Westfalen noch keine Richtlinien. Jede Schule arbeitet nach eigenen, schulinternen Curricula. Als Orientierung dienen die Lehrpläne für die jeweiligen Fächer der Sekundarstufe I für das gegliederte Schulsystem. Das GL-Curriculum der GELS orientiert sich – ohne dies explizit zu thematisieren – an Wolfgang Klafkis Konzept der Allgemeinbildung, in dessen Zentrum die thematische Orientierung an Schlüsselproblemen der Gegenwart und der absehbaren Zukunft steht.[13]

13 Im Unterschied zu Wolfgang Klafki, Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik, 5. Aufl., Weinheim und Basel 1996, S. 56–60, der sechs epochaltypische Schlüsselprobleme nennt, orientiert sich das GL-Curriculum der GELS an zehn Schlüsselproblemen. Zum Lehrplan des Faches GL in Rheinland-Pfalz vgl. Hans Berkessel, Gesellschaftslehre – eine Chance zur Fächer übergreifenden politischen Bildung, in: *GEW-Zeitung Rheinland-Pfalz*, 2005, Nr. 6. Zu den Diskussionen um das Fach GL Wolfgang Sander, Gesellschaftslehre eine Chance für vernetzendes Denken, in: *Praxis Schule 5–10*, 1998, H. 6, S. 6–8.

Im schuleigenen Curriculum sind für die Themen „Weimarer Republik" und „Nationalsozialismus" als Richtwert jeweils sechs Wochen vorgesehen. Der Erste Weltkrieg ist als eigenes Thema nicht explizit benannt. Die Entscheidung, ihn in der Unterrichtsreihe dennoch ausführlich zu thematisieren, basierte auf der in jüngster Zeit von vielen Historikern vertretenen Auffassung, daß ohne die Kenntnis von dessen Geschichte, das „kurze 20. Jahrhundert" und insbesondere der Nationalsozialismus nicht zu verstehen seien.[14] Der Erste Weltkrieg war der erste totale Krieg in der Geschichte der Menschheit. Das massenhafte Sterben in einem industrialisierten Krieg und die damit verbundene Entmenschlichung des Feindes, die tendenzielle Auflösung der Unterscheidung zwischen Militärs und Zivilisten in den besetzten Gebieten, der Völkermord an den Armeniern, die Konzentration der Propaganda auf Rassenstereotype, „die Verschmelzung aller dieser Aspekte in der Erfahrung des Großen Krieges", schreibt der italienische Politikwissenschafter Enzo Traverso, machte „aus ihm einen Bruchpunkt in der Geschichte Europas und ein Vorzimmer zum Nationalsozialismus".[15]

Lerngruppe und Unterrichtsverlauf

Außer wenigen Hospitationsstunden waren mir die Schüler der Klasse 9 b nicht bekannt. Die Klasse besuchen 30 Schüler, von denen 16 migrantischer Herkunft sind: Türkei (sechs), Ukraine (drei), Rußland (zwei), Eritrea, Marokko, Serbien, Sri Lanka, Tunesien (je ein Schüler). Die Schüler hatten mit Ausnahme einer Doppelstunde anläßlich des Jahrestages der Reichspogromnacht das Thema Nationalsozialismus im schulischen Unterricht noch nicht behandelt.

Als Einstieg in die Unterrichtsreihe wählte ich Bilder des durch Bombenangriffe zerstörten Elberfelder Rathauses und des Hauptbahnhofs und verband dies mit der Frage, was die Schüler über diese Bilder wissen und was sie beim Anblick solcher Bilder denken und fühlen. Die Beantwortung dieser und der Frage, was sie sonst noch über die Zeit von 1914 bis 1945 wissen, zeigte, daß fast alle Schüler, wenn auch nicht detailliert, etwas über den Zweiten Weltkrieg wußten. In Absprache mit den Schülern, die Fragen zur Unterrichtsreihe aufschreiben sollten, wurden folgende Leitfragen für die Unterrichtsreihe formuliert: In welchem Land lebten unsere Vorfahren vor dem Ersten Weltkrieg? Warum brach der Erste Weltkrieg aus? Wer kämpfte gegen wen? Wie wurde gekämpft? Wie ging die Kaiserzeit zu Ende? Wie entstand die NSDAP? Warum haßten die Nazis die Juden? Wie kam es zum Rassismus? Wie kam Hitler zur Macht? Wie kam es zum Zweiten Weltkrieg?

Als Einstieg in das Thema Erster Weltkrieg sollten die Schüler ihre Eltern fragen, wo ihre Groß- und Urgroßeltern von 1914 bis 1945 gelebt hatten. Die Besprechung des Themas zeigte, daß der Erste Weltkrieg im familiären Gedächtnis kaum noch präsent

14 Vgl. u. a. Eric Hobsbawm, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München und Wien 1995, S. 38.

15 Enzo Traverso, Moderne und Gewalt. Eine europäische Genealogie des NS-Terrors, Köln 2003, S. 103.

ist, da nur ganz wenige Schüler wußten, in welcher Armee ihre männlichen Vorfahren gekämpft hatten. Auch die Staatenwelt vor 1914 war fast allen Schülern unbekannt. Zur Bearbeitung der Fragen hinsichtlich des Ersten Weltkrieges fertigten die Schüler in Gruppenarbeit politische Landkarten von Europa an, auf denen später die militärischen Bündnisse sowie der Frontverlauf eingetragen wurden. Diese Karten ermöglichten im Unterricht einerseits die Veranschaulichung der Kriegsziele der einzelnen Staaten als auch den Vergleich zur europäischen Staatenwelt in der Zwischenkriegszeit, der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und der Veränderung der politischen Geographie Europas nach dem Zusammenbruch der realsozialistischen Staaten 1989.

Das massenhafte Sterben in einem industrialisierten Krieg und die damit verbundene Entwertung menschlichen Lebens problematisierte ich über Bilder von Otto Dix, die von den Schülern interpretiert wurden. Ferner zeigte ich den Film „Im Westen nichts Neues" von Lewis Milestone von 1930 nach dem Roman von Erich Maria Remarque. Der Film hatte bei einigen Schülern eine andere Wirkung als von mir erwartet. Während ich als Jugendlicher die Darstellung des massenhaften Sterbens durch Gas und Stellungskrieg als sehr abschreckend empfand, bemerkte dazu ein Schüler, im Vergleich zu Schindlers Liste sei der Film „harmlos". Was die Schüler am meisten bewegte, waren die Szenen zu Anfang und Ende des Films, in denen der Lehrer Kantorek die jungen Gymnasiasten aufforderte, sich freiwillig an die Front zu melden und davon sprach, wie süß und ehrenvoll es sei, für das Vaterland zu sterben.[16]

Der Film diente gleichzeitig als Übergang zur Weimarer Republik. Nach einer Kampagne der Nationalsozialisten, die den Film als Machwerk der „jüdisch-bolschewistischen Unterwelt" diffamierten und die Premiere in einem Berliner Kino massiv störten, verbot die Filmoberprüfstelle die weitere Aufführung des Films wegen „Gefährdung des deutschen Ansehens im Auslande".[17] Anhand von zwei zeitgenössischen Zeitungsartikeln wollte ich den Schülern exemplarisch die Wirkung der „Dolchstoßlegende" nahebringen, die wie kaum eine andere Parole der Deutschnationalen und Nationalsozialisten zur Zerstörung der Weimarer Republik und zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges beigetragen hat.

Zeitgleich zur Unterrichtsreihe wurde in der Begegnungsstätte Alte Synagoge in Wuppertal die Ausstellung „Vor aller Augen" gezeigt. Auf 120 Fotos dokumentiert sie den Terror der Nationalsozialisten in der Provinz. Die Fotos zeigen den Terror der SA und SS gegen Angehörige der Arbeiterbewegung in der Frühphase der NS-Diktatur, die Deportation deutscher Juden vor den Augen von Schulkindern und Passanten, das Anprangern und Kahlscheren von Frauen auf öffentlichen Plätzen, Propaganda- und Boykottaktionen von SA und SS gegen jüdische Geschäfte und viele andere Szenen, in denen Menschen vor aller Augen bloßgestellt und gedemütigt, bedroht, verhaftet und abtransportiert wurden.[18]

16 Das Drehbuch des Films ist abgedruckt in: Der Fall Remarque. Im Westen nichts Neues. Eine Dokumentation. Hrsg. von Bärbel Schrader, Leipzig 1992, S. 291–409.

17 Vgl. ebd., S. 134 f., 154 f.

18 Vgl. den Ausstellungskatalog von Klaus Hesse und Philipp Springer, Vor aller Augen. Fotodokumente des nationalsozialistischen Terrors in der Provinz, Essen 2002.

Als Hausaufgabe sollten die Schüler ein Foto beschreiben und ihre Eindrücke schildern. An die Inhalte der Ausstellung anknüpfend, bearbeitete ich mit den Schülern die Frage, gegen wen sich die Gewalt der Nationalsozialisten richtete: zunächst nach „innen", d. h. gegen die politischen Gegner (Sozialdemokraten, Kommunisten usw.) und gegen die ihrer Ansicht nach „rassisch Minderwertigen" (Juden, Behinderte, Sinti und Roma), und dann, mit der Entfesselung des Zweiten Weltkrieges, nach „außen". Den zentralen Zusammenhang zwischen Rassismus einerseits und Gewalt andererseits behandelte ich exemplarisch am Krieg gegen die Sowjetunion. Anhand von mehreren Quellentexten erarbeiteten die Schüler die wesentlichen Aspekte des Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion unter der Leitfrage: Was unterschied den Ersten vom Zweiten Weltkrieg?

Es blieb keine Zeit mehr, auf den Zusammenhang zwischen Vernichtungskrieg und Holocaust einzugehen, da die Schüler ein Praktikum antraten. Dies sollte von der verantwortlichen Kollegin zu einem späteren Zeitpunkt nachgeholt werden.

Reflexion

Zum Abschluß der Unterrichtsreihe stellte ich den Schüler drei Fragen, die sie schriftlich beantworten sollten: 1. Was hat dir an der Unterrichtsreihe gut gefallen? 2. Was hätte deiner Meinung nach anders bearbeitet werden können? 3. Findest du, daß das Thema Nationalsozialismus auch noch für die heutige Zeit von Bedeutung ist?

Viele Schüler äußerten sich positiv zum Film „Im Westen nichts Neues" und zum Besuch der Ausstellung sowie allgemein dazu, etwas über Hitler und den Ersten und Zweiter Weltkrieg gelernt zu haben. Die meisten Schüler hätten sich eine detaillierte Darstellung des Nationalsozialismus, der Person Hitlers, des Zweiten Weltkrieges und der Judenverfolgung gewünscht.

Eine Minderheit vertrat die Auffassung, das Thema habe heutzutage keine große Relevanz. Die anderen Schüler äußerten sich folgendermaßen: Das Thema sei relevant, weil Kinder und Jugendliche lernen sollten, wie grausam Kriege sind; es auch heute noch Rassisten und Nazis gebe; man wissen müsse, was die „Vorfahren" anderen Menschen angetan hätten; man die Vergangenheit seines Landes nicht vergessen sollte; der Zweite Weltkrieg die Welt verändert habe und in Reaktion darauf die Vereinten Nationen gegründet worden seien.

Die Antworten der Schüler – soweit sie verallgemeinerbar sind – zeigen, daß fast allen die öffentliche Bedeutung der NS-Geschichte durch Massenmedien bekannt ist. Gleichzeitig spiegeln die Antworten sowohl ihre Auseinandersetzung mit dem Thema als auch die Pluralität ihrer Geschichtsbezüge wider. Im Vergleich zu anderen historischen Themen waren die Motivation und die Mitarbeit der Schüler im Unterricht relativ hoch, wenn auch bei einigen nur punktuell in einzelnen Stunden. Das größte Interesse fand bei den Schülern der Besuch der Ausstellung. Dies dokumentieren ihre schriftlichen Ausarbeitungen, in denen sie ein Foto beschreiben und ihre Eindrücke schildern sollten.

Die öffentliche Demütigung von „Rasseschändern" hinterließ bei vielen Schülern den größten Eindruck.[19] Dies hätte ich im Unterricht vertiefen sollen, um auf Basis der Fotos und schriftlichen Ausarbeitungen der Schüler exemplarisch die Täter-, Mitläufer- und Opferperspektive zu thematisieren und die nationalsozialistische Rassenpolitik zu vertiefen. Jedoch wäre dann die Behandlung des Zweiten Weltkrieges nicht mehr möglich gewesen. Daß ich mich für die letztere Variante entschieden habe, sehe ich rückblickend kritisch.

Bei der Bearbeitung der Quellentexte hatte ein großer Teil der Schüler Schwierigkeiten. Dies lag zum einen daran, daß ich ihre Lesefähigkeit überschätzt hatte, zum anderen daran, daß der Einsatz von Quellen, so wichtig er im historischen Unterricht ist, viele Schüler überfordert, da die Quelleninterpretation sehr viel Einüben verlangt.

Hinsichtlich des Gegenwartsbezugs des Themas für die Schüler stellte ich eine Diskrepanz zwischen ihren schriftlichen und ihren mündlichen Äußerungen fest. Mein Eindruck war, daß die meisten Schüler ihre Gedanken dazu nicht vor der Klasse äußern und diskutieren wollten. Als ein Schüler bemerkte, er sei schon mehrere Male bei Konflikten mit Gleichaltrigen anderer ethnischer Herkunft als „Nazi" beschimpft worden, entstand auf meine Frage an die Klasse, ob sie ähnliche Situationen kennen würden, keine Diskussion. Nur ein Schüler ukrainischer Herkunft bemerkte zaghaft, er werde bei Besuchen in der Ukraine öfter gefragt, wie es ihm im „Faschistenland" ergehe. Es bleibt im höchsten Maße spekulativ, dieses Verhalten der Schüler zu interpretieren, wenn man sie erst einige Wochen kennt. Aus pädagogischem Takt hielt ich es in diesem Fall für geboten, nicht näher auf der Frage zu insistieren.

Insgesamt betrachtet, habe ich die Unterrichtsreihe zu „groß" dimensioniert. Ich hätte mich stärker auf einzelne Aspekte konzentrieren müssen, um den Lernvoraussetzungen der einzelnen Schüler gerecht zu werden. Leistungsstärkere Schüler hätten in Referaten weitergehende Aspekte bearbeiten können. Als inhaltlicher Zugang hätte eine stärker biographische Orientierung den Interessen der meisten Schüler entsprochen.

Schule und Nationalsozialismus

Bedingungen (I): Nationalsozialismus und Familiengedächtnis

In einer viel beachteten qualitativen Mehrgenerationenstudie hat eine Forschergruppe um den Essener Sozialpsychologen Harald Welzer festgestellt, daß in Deutschland heutzutage eine große Diskrepanz zwischen dem Familiengedächtnis (dem kom-

19 Im Deutschen Reich war „Rassenschande" seit dem September 1935 ein Straftatbestand. Das Delikt bezog sich zunächst auf Eheschließungen und außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Nichtjuden und wurde in der Kriegszeit auf Kontakte zwischen Kriegsgefangenen bzw. Zwangsarbeitern und Deutschen ausgeweitet. Während polnische und sowjetische Kriegsgefangene exekutiert wurden, wurden die Frauen bei öffentlichen Veranstaltungen gedemütigt. Sie wurden kahlgeschoren und mit einem umgehängten Schild durch die jeweiligen Orte geführt (vgl. ebd., S. 118 f.)

munikativen Gedächtnis) und der offiziellen Erinnerungskultur (dem kulturellen Gedächtnis) über den Nationalsozialismus bestehe.[20] Während die offizielle Erinnerung weitgehend von den Verbrechen und dem Holocaust bestimmt sei, habe diese im Familiengedächtnis nur eine marginale Bedeutung. Besonders die Enkelgeneration neige dazu, die in der Familie erzählten Geschichten zu Erzählungen von widerständigem Verhalten umzudeuten. Nazis seien dabei immer die anderen, aber nicht die Mitglieder der eigenen Familie. Diese Tendenz der „kumulativen Heroisierung" der eigenen Familienmitglieder ist, wie eine repräsentative Bevölkerungsumfrage bestätigt, am stärksten bei den Befragten mit den höchsten Bildungsabschlüssen ausgeprägt, d. h. bei denjenigen, die eigentlich am besten über die NS-Verbrechen aufgeklärt sein müßten.

Dieser paradoxe Effekt zeigt, daß auf der Ebene des kommunikativen Gedächtnisses eine andere Sicht auf die Geschichte besteht als auf der des kulturellen Gedächtnisses. Kommunikativ tradierte Gewißheiten und kognitiv repräsentiertes Wissen stellen unterschiedliche Bereiche des Geschichtsbewußtseins dar, die unverbunden nebeneinanderexistieren können, aber auch Verbindungen eingehen, wie die kumulative Heroisierung. Der Holocaust, faßt Welzer seine Forschungen zusammen, habe „seinen Ort in dem kognitiven Universum dessen, was man über Geschichte weiß, nicht in Familiengeschichten". Er habe keinen „systematischen Platz im deutschen Familiengedächtnis", das, so seine These „die primäre Quelle für das Geschichtsbewusstsein ist".[21]

Ob man diese Befunde, wie Welzer, als „Kollateralschaden der Geschichtsaufklärung" deutet oder wie andere Autoren als Erfolg einer Pädagogik, bei der die Identifikation mit den Opfern und das Vorbild des Widerstands im Vordergrund stehe und auf diesem Hintergrund die Geschichtsverfertigung der Jugendlichen „auch als Bewältigung einer kognitiven Dissonanz" interpretiert, ist eine offene Frage.[22] Fest steht aber, daß die emotionalen Dimensionen der Vergangenheitsvorstellungen, die außerhalb des schulischen Unterrichts erzeugt werden, bislang stark unterschätzt worden sind und die Ergebnisse Welzers eine große Herausforderung für die Geschichts- und Politikdidaktik bilden.

20 Die Unterscheidung zwischen kulturellem und kommunikativem Gedächtnis geht auf den Ägyptologen Jan Assmann zurück. Er definiert das kulturelle Gedächtnis als „Sammelbegriff für alles Wissen, das im spezifischen Interaktionsrahmen einer Gesellschaft Handeln und Erleben steuert und von Generation zu Generation zur wiederholten Einübung und Einweisung ansteht" (zitiert nach: Harald Welzer, Sabine Moller und Karoline Tschugnall, „Opa war kein Nazi". Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt a. M. 2002, S. 12). Dagegen ist das kommunikative Gedächtnis unmittelbar an das individuelle Gedächtnis einzelnen Personen gebunden und steht für die zeitlich und sozial begrenzten Erinnerungsformen. Das kommunikative Gedächtnis kann man auch als „Kurzzeitgedächtnis" einer Gesellschaft bezeichnen. Es umfaßt ca. 80 Jahre. Das Familiengedächtnis ist ein Teilbereich des kommunikativen Gedächtnisses (vgl. ebd., 12 f.).

21 Harald Welzer, „Ach Opa!". Einige Bemerkungen zum Verhältnis von Tradierung und Aufklärung, in: Schule und Nationalsozialismus (Anm. 3), S. 49–64, hier S. 60.

22 Wolfgang Meseth, Matthias Proske und Frank-Olaf Radtke, Schule und Nationalsozialismus. Ansprüche und Grenzen des Geschichtsunterrichts, in: Schule und Nationalsozialismus (Anm. 3), S. 9–30, hier S. 22.

Auch dann, wenn man einschränkend bemerken muß, daß die Schüler, die gegenwärtig in der Sekundarstufe I mit dem Thema Nationalsozialismus konfrontiert werden, nur noch in den wenigsten Fällen zur „Enkelgeneration" – gezählt nach den Tätern – gehören. Eine persönliche oder affektive Beziehung zu den Urgroßeltern dürfte nur in den seltensten Fällen bestehen, und dies macht einen beträchtlichen Unterschied zu den vorhergehenden Generationen aus. Nach neueren Untersuchungen des Hamburger Geschichtsdidaktikers Bodo von Borries reagieren immer mehr Jugendliche zunehmend aggressiv „gegen die Feststellung der eigenen Abstammung aus der ‚Tätergesellschaft'".[23] Er rechnet mit einer Umkehrung der Argumentation aus den 1960er und 1970er Jahren: „Während damals Verstrickungen der eigenen Familie tendenziell akzeptiert und zur Waffe im Generationenkonflikt wurden, wird heute eine solche unmittelbare Verantwortlichkeit zunehmend geleugnet."[24]

Bedingungen (II): Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland

Macht schon die Generationenfolge einen neuen didaktischen Zugriff nötig, so gilt dies erst recht für die zunehmend größer werdende Zahl von Lernenden mit Migrationshintergrund, deren Vorfahren größtenteils weder Opfer des NS-Regimes noch Täter, Mitläufer oder Zuschauer waren. Bislang wissen wir nur wenig darüber, wie sich junge Migranten die Geschichte des Nationalsozialismus und des Holocausts aneignen. Die Studie der Erziehungswissenschaftlerin Viola Georgi, die Interviews mit 32 Jugendlichen aus den unterschiedlichsten Herkunftsländern durchgeführt hat, eröffnet uns erste Einblicke.

Georgi betont, daß bei der überwiegenden Zahl der befragten Jugendlichen weniger die national-kulturelle Herkunft ihre Umgangsweise mit der NS-Vergangenheit prägt, sondern vielmehr ihre Selbst- und Fremdpositionierungen als Angehörige einer Minderheit in der deutschen Gesellschaft, d. h., ihr Wissen über den Nationalsozialismus dient den Jugendlichen als Deutungshintergrund für ihre eigene Lebenssituation in Deutschland. Sie hat vier Typen von Geschichtsbildern junger Migranten herausgearbeitet: Der erste Typ identifiziert sich vor allem mit den Opfern des Nationalsozialismus und stellt Beziehungen zur selbst empfundenen Diskriminierung in Deutschland her. Der zweite Typ übernimmt aus Anerkennungs- und Zugehörigkeitsbedürfnissen die Perspektive der deutschen Mehrheitsgesellschaft auf die Zuschauer, Mitläufer und Täter des Nationalsozialismus mit oft rechtfertigenden Motiven. Der dritte Typus identifiziert sich sehr stark mit der eigenen ethnischen oder religiösen Gemeinschaft und verknüpft deren Verfolgungsgeschichte argumentativ mit dem Holocaust. Der vierte Typus beurteilt den Holocaust aus einer postnationalen und universalistischen

23 Bodo von Borries, Aus Geschichte lernen im Just-in-time-Zeitalter? – Zu erhofften Zukunfts-Leistungen des Faches Geschichte, in: Bevor Vergangenheit vergeht (Anm. 12), S. 42–63, hier S. 45.

24 Ders., „Was geht uns eure Geschichte an?". Geschichtsunterricht in einer Einwanderungsgesellschaft, in: *Sozialwissenschaftliche Informationen*, Jg. 33 (2004), H. 2, S. 62–73, hier S. 68.

Perspektive, für den weder die eigene ethnische Herkunft noch die Herkunft der Opfer, Täter oder Mitläufer nationalsozialistischer Verbrechen eine Rolle spielen. Der historische Bezugspunkt ist für diesen Typ die gesamte Menschheit.[25]

Georgis qualitative Studie erlaubt keine Aussagen über die quantitative Verteilung der verschiedenen Typen. Bemerkenswert an ihren Ergebnissen ist, daß junge Migranten mehrere und widersprüchliche Optionen „historisch-politischer Selbstpositionierung für sich beanspruchen".[26]

Nationalsozialismus im Unterricht

Eine Frankfurter Forschergruppe hat den Geschichtsunterricht über das Thema „Nationalsozialismus und Holocaust" in zwei Klassen der gymnasialen Oberstufe erstmals empirisch untersucht.[27] Den Forschern ging es dabei nicht um die Qualität einzelner Unterrichtsstunden, sondern um die Frage nach der spezifischen Leistungsfähigkeit des Unterrichts für die Behandlung eines Themas, das den besonderen Anspruch hat, neben dem Lernen historischer Faktoren auch moralische Haltungen zu vermitteln.

Aus systemtheoretischer Perspektive betrachten die Autoren Unterricht als eine Form „pädagogischer Kommunikation", in der eine besondere Interaktionsdynamik entsteht, die durch Anwesenheitspflicht, Leistungsbewertung und Selektion sowie durch ein asymmetrisches Rollenverhältnis zwischen Lehrern und Schülern erzeugt wird. Die Autoren formulieren die Hypothese, daß Lehrer und Schüler gleichermaßen Interesse daran haben, die Form Unterricht aufrechtzuerhalten. Nur in einer der von ihnen analysierten Stunden sei die übliche Grundform unterrichtlicher Kommunikation aufgehoben worden, d. h., Lehrer und Schüler diskutierten ein offenes Problem.

Die Schüler würden bezogen auf das Thema Nationalsozialismus in reflexiver Weise reagieren, d. h., ihr Wissen um die hohe moralische Bedeutsamkeit des Themas schränke sie ein, sich sowohl zu den Inhalten als auch zu den Erziehungsabsichten ablehnend zu verhalten. Das reflexive Wissen über die Form Unterricht und die Besonderheit des Themas ermögliche es den Beteiligten in der Regel, „die Unterrichtskommunikation der Form nach aufrechtzuerhalten". Widerständigkeit der Schüler, die sich als „Überdruss am Thema" oder „provokativer Umgang mit Inhalten" zeige, werde in „den Bereich der inoffiziellen Kommunikation" abgedrängt „die neben und nach dem Unterricht" ablaufe.[28] Die thematische Reflexivität der Schüler resultiere nicht aus detailliertem Faktenwissen oder moralisch gefestigten Haltungen, sondern aus

25 Vgl. Viola Georgi, Entliehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland, Hamburg 2003, S. 299–308.

26 Ebd., S. 309.

27 Vgl. Hollstein u. a. (Anm. 11); Wolfgang Meseth, Matthias Proske und Frank-Olaf Radtke, Nationalsozialismus und Holocaust im Geschichtsunterricht. Erste empirische Befunde und theoretische Schlussfolgerungen, in: Schule und Nationalsozialimus (Anm. 3), S. 95–157.

28 Meseth, Proske und Radtke (Anm. 27), S. 138.

einer Sensibilität für die gesellschaftliche Bedeutung des Themas, das auf einem durch „mitlaufende Sozialisation" erzeugten „impliziten Metawissen" beruhe und nicht auf durch Unterricht und Erziehung vermitteltem „explizitem Wissen".[29]

Die Unterrichtsbeobachtung zeige, so die Autoren, daß die Beteiligten zwischen einer „Hauptbühne" für die „gesellschaftlich zulässigen Formen der Thematisierung" und einer Nebenbühne", zu der „die Zwischenrufe und Metakommunikationen" gehören, unterscheiden. Auf dieser Basis formulieren sie die Hypothese, daß der Unterricht über den Nationalsozialismus und den Holocaust nur stattfinden kann, wenn „der institutionalisierte Konsens über den Gegenstand bereits vorgängig von allen Beteiligten weitestgehend beachtet" wird. Dies bedeutet, daß eine moralische Verurteilung des Nationalsozialismus, die als zentrales Lernziel formuliert wird, für ein Gelingen des Unterrichts bei den Schülern bereits vorhanden sein muß. Die Kommunikation im Unterricht ermögliche es den Schülern, Informationen über den NS-Staat und dessen unterschiedliche Bewertungen kennenzulernen. Dies erhöhe „die Optionen für Dispositionsänderungen". Ob aber Erziehung im eigentlichen Sinne des Wortes stattgefunden hat, d. h., ob die Schüler Bewertungen übernommen haben und potentiell auf ihr Verhalten anwenden oder ob sie mit dem erworbenen Wissen „nur situativ, taktisch und opportunistisch umgehen", könne „die pädagogische Kommunikation nicht kontrollieren".[30]

Die Grenzen des moralisch erziehenden Unterrichts sind nach Meinung der Autoren eng gezogen. Sie plädieren dafür, „überhöhte Erziehungsansprüche" zurückzunehmen. Erziehender Unterricht zum Holocaust könne kein Ersatz für Geschichtspolitik sein, sondern nur Resonanzkörper für das, was in Gesellschaft und Politik geschehe. Es sei schon viel erreicht, „wenn Schule und Unterricht reflexiv Anschluss an das Niveau der öffentlichen intellektuellen und wissenschaftlichen Diskussion hielten und es den Schülern ermöglichten, an diesen Debatten kompetent teilzunehmen". Im Hinblick auf das Thema Nationalsozialismus und Holocaust besäßen Schüler und Lehrer ein erhebliches Maß an „awareness". Dies ermögliche seitens der Erwachsenen mehr Gelassenheit gegenüber Wissensdefiziten, ironischen Kommentaren und Provokationen. Deshalb sei es weniger wichtig, bei den Einstellungen und Kompetenzen der Schüler anzusetzen, als vielmehr dafür zu sorgen, daß der „Unterricht in seiner Programmatik wie in seiner Konzeption" „mit den öffentlichen und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen über Nationalsozialismus und Holocaust" Schritt halte.[31] Zu ändern seien jedoch nicht die grundlegenden Paradoxien erziehenden Unterrichts.

29 Ebd., S. 139.
30 Ebd., S. 141.
31 Ebd., S. 143.

Schulischer Unterricht und Nationalsozialismus

Perspektiven zum Unterricht über Nationalsozialismus

Anläßlich des zehnten nationalen Tages des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2006 bemerkte die Präsidentin der Kultusministerkonferenz (KMK), die schleswig-holsteinische Kultusministerin Ute Erdsiek-Rave: „Die zahlreichen Projekte, die am 27. Januar in den Schulen durchgeführt werden, stellen keine punktuellen Initiativen dar, sondern sind in einen Unterricht eingebettet, der der Behandlung des Nationalsozialismus und Holocaust breiten Raum schenkt." Da die „heterogene und sich häufig aus verschiedenen Kulturkreisen zusammensetzende Schülerschaft ganz unterschiedliche Voraussetzungen für das Thema mitbringe", werde „vielfach auch nach neuen Wegen in der Vermittlung dieses schwierigen Themas gesucht".[32]

Die Pressemitteilung Erdsiek-Raves dokumentiert, daß der Unterricht über den Nationalsozialismus und den Holocaust fester Bestandteil des Geschichts- und Politikunterrichts in den Schuler aller Bundesländer geworden ist. Sie zeigt ebenfalls, daß die von von Borries geforderte Debatte über die Frage, „welche Geschichte welchen Lernenden beizubringen ist", nun auch von der KMK aufgegriffen worden ist. Bei dieser „pädagogische[n] und politische[n] Entscheidungsfrage", so von Borries, bestänen „beachtliche Spielräume", und weder die Geschichtsdidaktik noch die verantwortlichen Kultusminister besäßen darauf ein Monopol.[33]

Er schlägt vor, vier unterschiedliche Konzepte für das „Geschichtslernen in der Einwanderungsgesellschaft" zu diskutieren (vgl. Tabelle 1, S. 288).[34]

Nach dem Konzept 1 (Nationalgeschichte) und dem Konzept 2 (Menschenrechtsgeschichte) kommt dem Nationalsozialismus und dem Holocaust beim Geschichtslernen in Deutschland eine sehr große Bedeutung zu. Dies könnte aber auch, wie Georgis Untersuchung über die Geschichtsbilder junger Migranten zeigt, bei den Konzepten 3 und 4 der Fall sein. Jedoch sieht Georgi im Typ „Menschheitsperspektive" die „richtungweisende Tendenz" im Hinblick auf eine Annäherung an die Geschichte des Holocausts und des Nationalsozialismus, weil die mit ihm verbundene „post-nationale" oder „post-ethnische" Orientierung die deutsche Gesellschaft in zweifacher Hinsicht herausfordere: Erstens könne dieser Typus einen möglichen Weg hinausweisen „aus einer exklusiven Erinnerungsgemeinschaft, die sich immer noch maßgeblich über ethnische Abstammung" definiere und damit „unweigerlich die Züge einer deutschen ‚Schicksalsgemeinschaft'" trage. Zweitens korrespondiere dieser Typus „Menschheitsperspektive" mit den „neueren gesellschaftspolitischen, historischen und pädagogischen über eine zeitgemäße Auseinandersetzung und Einordnung der

32 *KMK-Pressemitteilung*, 26. 1. 2006, in: http://www.kml.org/aktuell/pm060126.htm – 26. 4. 2006.
33 Bodo von Borries, „Was geht uns eure Geschichte an?" (Anm. 24), S. 73.
34 Vgl. ebd., S. 75–83.

Tabelle 1: Konzepte der Inhaltsauswahl für Geschichtslernen in der „Einwanderungsgesellschaft"

Auswahlkriterium	*Leistung/Chance*	*Defizit/Risiko*
Nationalgeschichte als Eintrittsbillet	– Neues „nation building" – Einbürgerungs- und Integrationsangebot	– Soziozentrismus (wenn nicht Ethnozentrismus) – Ab- statt Ausgrenzung, – Desinteresse und Assimilationssorge der Betroffenen
Menschenrechtsgeschichte als Zivilreligion	– Orientierung auf „Verfassungspatriotismus" – Universalismus – Demokratie- und Humanitätsbeitrag	– Normativität – Abstraktheit/Blutleere (Lebensweltferne) – Versuch der Identitätsstiftung
Nahweltgeschichte als Orientierungshilfe	– Lebenswelt- und Adressatennähe – manifeste „Betroffenheit" – Verwendbarkeit für Lernende	– Ferne von „sekundären Systemen" – Zersplitterung – Auslieferung an Partikulares – Desinteresse bloß zukunftsbezogener Lernender
Mentalitätsgeschichte als Identitätserweiterung	– „Fremdverstehen" (Empathie) und Selbstreflexion – Angebot/Beitrag zur Identitätsbildung – Erfahrung radikaler „Alterität"	– Kognitive und emotionale Überforderung – Schwierigkeit von Mentalitätsgeschichte – Verunsicherung/Entfremdung statt Hilfe zur Selbstdefinition

Tabelle aus: Bodo von Borries, „Was geht uns eure Geschichte an?". Geschichtsunterricht in einer Einwanderungsgesellschaft, in: *Sozialwissenschaftliche Informationen*, Jg. 33 (2004), H. 2, S. 62–73, hier S. 71.

NS-Geschichte". Der Holocaust, so Georgi mit Bezug auf Levy und Sznaider, könne in dieser universalisierenden Perspektive als „‚institutioneller Rahmen' für Erinnerungen an unterschiedliche Opfergruppen" dienen.[35]

Georgis Plädoyer für eine historisch orientierte Menschenrechtsbildung erscheint auch mir als eine richtungweisende Tendenz für eine zeitgemäße „Erziehung nach Auschwitz", gleichwohl mit der Einschränkung, daß es sich dabei um keinen Königsweg handelt und die von von Borries eingeforderte Debatte über zaghafte Anfänge noch nicht hinausgekommen ist. Denn ob dieser Weg der Geschichtsvermittlung den Orientierungsbedürfnissen junger Menschen in Deutschland entspricht, ist nicht allein eine Frage des „richtigen" pädagogischen Konzepts, sondern hängt entscheidend von den sozialen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ab.

Der Frankfurter Erziehungswissenschaftler Micha Brumlik hat in mehreren Veröffentlichungen Überlegungen zu einer historisch orientierten Menschenrechtsbildung entwickelt. Brumlik spannt zur Beantwortung seiner Frage, ob man aus Katastrophen lernen kann, einen weiten Bogen, indem er neuere Erkenntnisse der Geschichsdidaktik und Geschichtswissenschaft, der Philosophie, der Psychologie, der Pädagogik und der Soziologie verarbeitet, auf die an dieser Stelle detailliert nicht eingegangen werden kann. Angesichts der Globalisierung der Erinnerung und des politischen Weltsystems werde es in Zukunft darauf ankommen, so Brumlik, „auf und aus der Erziehung über Auschwitz eine Bildung zu den Menschenrechten zu entwickeln", deren motivationale und kognitive Grundlage die „Einsicht in das Leiden der Fernsten" sei. Eine solche Einsicht sei deshalb besonders zu fördern, da „altruistische Haltungen im Sinne der Fernstenliebe" eine Voraussetzung für eine „Demokratie im Zeitalter der Globalisierung" seien.[36]

Adornos Postulat, daß Auschwitz sich nicht wiederhole, heiße heute, „dass sowohl die politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen, die zu Entwürdigung, Ausgrenzung und Entrechtung, zu Diktatur, Maßnahmestaat, zu Massaker und Genozid führen, als auch die motivationalen Faktoren, die einem angemessenen Verständnis der Menschenrechte im Weg stehen, pädagogisch zu bearbeiten sind". In dieser Sichtweise, so Brumlik, stelle „‚Auschwitz' den seither nicht mehr erreichten Idealtyp eines politischen Systems dar, das in striktem Gegensatz zu allen moralischen Intuitionen und zu den in der Weltgesellschaft mindestens oberflächlich anerkannten Menschenrechtsstruktur" stehe, und sei „gleichsam der Ausgangspunkt einer Skala, anhand der[en] Menschenrechtsverletzungen in all ihren Dimension gemessen werden können".[37] Brumlik verweist darauf, daß „die Problematik der historischen Erinnerung an die Opfer der nationalsozialistischen Massenvernichtung" – Juden, Sinti und Roma,

35 Georgi (Anm. 25), S. 310–313.

36 Micha Brumlik, Aus Katastrophen lernen. Grundlagen zeitgeschichtlicher Bildung in menschenrechtlicher Absicht, Berlin 2004, S. 27 f.

37 Ders., Generation und Geschichtsvermittlung der NS-Erfahrung. Einleitende Überlegungen zu einer künftigen Didaktik der Menschenrechte am Beispiel ihrer Verletzung, in: *Zeitschrift für Genozidforschung*, 2003, H. 1, S. 64–79, hier S. 69.

Geisteskranke, sowjetische Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter, Widerstandskämpfer, Zeugen Jehovas und „Asoziale" – in der Frage kulminiere, was „Auschwitz" war.[38]

Unter diesem Wort versteht Brumlik den Endpunkt eines Prozesses, der mit dem Terror 1933 in Deutschland begann und in der industriellen Massenvernichtung in den Vernichtungslagern endete. Nicht zuletzt die Debatte um die Wehrmachtsausstellung zeigte, wie problematisch diese Erinnerung ist. Denn im „Dritten Reich" standen den Opfern sowohl von staatlicher Seite (Verwaltung, Justiz, Wehrmacht etc.) als auch von den politischen Organisationen (NSDAP, SA, SS etc.) sehr viele Täter und noch mehr Mitläufer unterschiedlichster Art gegenüber, die arbeitsteilig in die Mordmaschinerie eingebunden waren. Die Frage nach den mentalen Dispositionen jener, die an der Massenvernichtung aktiv, als Helfer oder als Zuschauer beteiligt waren, ist nicht abschließend geklärt und bleibt nicht nur eine Aufgabe der Geschichtswissenschaften. Ihre Beantwortung könnte auch Erkenntnisse für andere Massenverbrechen des 20. und des 21. Jahrhunderts liefern.[39]

Hinsichtlich der seit dem „Historikerstreit" in der Geschichtswissenschaft und der politischen Bildung umstrittenen Frage, ob Massenverbrechen wie der Genozid an den Armeniern, die ethnischen Säuberungen im ehemaligen Jugoslawien, die Massaker an den Tutsi in Ruanda etc. in einem Atemzug mit dem Holocaust genannt werden dürfen, plädiert Brumlik angesichts struktureller Übereinstimmungen ausdrücklich für einen Vergleich, nicht jedoch für eine Gleichsetzung.[40]

Adornos Maxime, daß „Auschwitz" sich nicht wiederholen solle, impliziere, daß eine solche Wiederholung für möglich gehalten werde, und beinhalte, die gesellschaftlichen Verhältnisse dahingehend zu analysieren, ob sie Tendenzen zu einer genozidalen Entwicklung erkennen lassen. Dabei könne der Blick „nicht starr auf die deutsche Geschichte gerichtet bleiben".[41]

38 Ebd., S. 66.

39 Vgl. dazu Harald Welzer unter Mitarbeit von Michaela Christ, Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder wurden, Frankfurt a. M. 2005. Zwischen 1939 und 1945 haben neueren Forschungen zufolge knapp 750 000 deutsche Männer eigenhändig gemordet. Als Angehörige der Wehrmacht, der Waffen-SS, der Einsatzgruppen des Sicherheitsdienstes und regulärer Polizeieinheiten exekutierten sie unzählige Juden sowie vermeintliche Partisanen und deren Helfer (vgl. Armin Nolzen, Rezension zu Harald Welzer, „Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder wurden", in: *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau*, Jg. 28 [2005], H. 51, S. 97–98, hier S. 97).

40 Brumlik knüpft an Überlegungen des israelischen Historikers Yehuda Bauer, Die dunkle Seite der Geschichte. Die Shoah in historischer Sicht. Interpretationen und Re-Interpretationen, Frankfurt a. M. 2001, an, der ausdrücklich für einen Vergleich des Holocausts mit anderen Formen des Genozids plädiert. Jeder Genozid, so Bauer, sei verschieden, aber es gebe Gemeinsamkeiten: erstens die Leiden der Opfer und zweitens die Unfähigkeit der zivilisierten Welt, Genozide zu verhindern. Die entscheidenden Unterschiede zwischen dem Holocaust und anderen Formen des Genozids sieht Bauer in drei Elementen: erstens dem ideologischen Charakter des Rassenantisemitismus (andere Völkermorde basierten immer auf wirtschaftlichen, politischen und militärischen Interessen), zweitens dem globalen Charakter des Holocausts (die anderen Völkermorde waren geographisch begrenzt) und drittens der angestrebten Totalität der Vernichtung (die Nazis wollten alle Juden vernichten). Deshalb, so Bauer, sei der Holocaust die extremste Form des Genozids, und dies mache seine Präzedenzlosigkeit aus (ebd., S. 62–94). Zur Vergleichbarkeit des Holocausts auch Traverso (Anm. 15).

41 Brumlik, Aus Katastrophen lernen (Anm. 36), S. 157.

Für eine menschenrechtliche Bildung in einer multikulturellen Einwanderungsgesellschaft sei ein erweitertes und differenziertes Verständnis von Völkermord von zentraler Bedeutung. Während es für die jüngeren Angehörigen der deutschen Nation, die ethnische Deutsche sind, von entscheidender Bedeutung sei, ein reflektiertes Verhältnis zu den Verbrechen der Generation ihrer Groß- und Urgroßväter zu entwickeln, sei es für die Jugendlichen aus Immigrantenfamilien erforderlich, sich mit den Genoziden ihres Herkunftskollektivs auseinanderzusetzen. Der Genozid an den Armeniern, prognostiziert Brumlik, werde in der bundesrepublikanischen Einwanderungsgesellschaft „zu einer Schlüsselfrage werden".[42] Zwar erscheine es verständlich, daß viele türkische Jugendliche angesichts der diskriminatorischen deutschen Politik mental und emotional überfordert seien, anzuerkennen, daß der Mord an den Armeniern von den Mitbegründern der türkischen Nation begangen worden ist. Gleichwohl komme es aber darauf an, dieses Ziel mittelfristig zu erreichen, denn grundsätzlich gelte, daß derjenige, der nicht bereit sei, die Verbrechen, die von Angehörigen des eigenen Herkunftskollektivs begangen wurden, anzuerkennen, auch nicht in der Lage sein werde, die Dimension des Holocausts zu ermessen. Es gehe darum, „die faktische Erfahrung der Haftung in ein Gefühl der Verantwortung bzw. eine Einsicht in die Notwendigkeit der politischen Verantwortungsübernahme zu verwandeln".[43]

Brumliks Programm einer zeitgeschichtlichen Bildung im Horizont menschenrechtlicher Sensibilisierung weist noch keine didaktischen Konkretionen auf und ist voller Paradoxien.[44] Der Begriff der Scham und der Begriff der Menschenrechte sollten die didaktische Analyse leiten – die Scham bezüglich der Handlungen der Täter und der Leiden der Opfer als ein „bedeutsames moralisches Gefühl mit Tendenz zu universalistischer Weiterung" und die Menschenrechte „als voraussetzungsvolle, kognitiv einsichtige Institution, die sich erst einer postkonventionellen Moral mit all ihren Schwierigkeiten ganz erschließt".[45]

Brumliks Überlegungen zu einer Didaktik zeitgeschichtlicher Bildung stellen in doppelter Hinsicht eine Herausforderung für den politisch-historischen Unterricht dar. Erstens berühren sie die Frage, ob moralische Gefühle durch zeitgeschichtlichen Unterricht beeinflußt werden können. Aus einer Perspektive der praktischen Unterrichtserfahrung und der Lehrerfortbildung kritisiert Gottfried Kößler den „unerreichbar hohen Anspruch" sowie die nicht auflösbare Vermischung „von eindeutig politischen Desideraten mit hoch komplexen Zielvorstellungen für die moralische Bildung"

42 Ebd., S. 146.

43 Ebd., S. 157.

44 Brumlik benennt drei Paradoxien der Erinnerungskultur: das Darstellungsparadox, d. h., das Unvorstellbare der Massenvernichtung öffentlich und ästhetisch angemessen zu repräsentieren, das Vergleichbarkeitsparadox, d. h., daß für die Feststellung der Singularität des Holocausts der Vergleich mit anderen Massenverbrechung Voraussetzung ist, und das Aktualisierungsparadox, d. h., daß einerseits die Vergangenheit der Massenvernichtung behauptet wird, andererseits aber diese Geschichtlichkeit mit politischen Zielsetzungen der Gegenwart verbunden wird und damit Gefahr läuft, „den Selbstzweck der Erinnerung" zu instrumentalisieren (ebd., S. 171–183).

45 Ebd., S. 160.

einer solchen Konzeption. Er bezweifelt, daß historisches Lernen das angemessene Mittel zur Herausbildung einer „moralischen Persönlichkeit" ist.[46]

Zweitens ziehen Brumliks Überlegungen aber auch die Frage nach sich, ob eine zeitgemäße politische Bildung, die Menschenrechte und Demokratielernen zum Ziel hat, überhaupt des historischen Beispiels bedarf. Der Politikdidaktiker Peter Massing hat einen an einem komplexen Demokratiebegriff orientierten Rechtsextremismusbegriff entwickelt, dessen Vorteil darin bestehe, „dass man ohne einen Rückgriff auf den Nationalsozialismus bzw. auf den historischen Faschismus auskommt".[47]

Didaktische Zugriffe

„Der Holocaust ist und bleibt die größte Herausforderung für den Geschichtsunterricht: Wie lässt sich Schülerinnen und Schüler der millionenfache Mord, begangen von einem ‚Kulturvolk' darstellen und erklären?" So leitete die Redaktion der für schulische Praktiker gedachten Zeitschrift „Geschichte lernen" ihr Themenheft ein.[48] Von Borries hat zu dieser Frage wichtige Aufsätze publiziert, insbesondere vor dem Hintergrund des demographischen Wandels. Der Nationalsozialismus bleibe als Thema wichtig, sei aber neu anzugehen. Alle Massenverbrechen des Nationalsozialismus und nicht nur der Holocaust sollten im Unterricht gründlich behandelt werden, aber „von der einsamen ersten Stelle, die sie in der Geschichtskultur", nicht jedoch in der Unterrichtspraxis einnähmen, entfernt werden. Als Mittel gegen die „bisher vielfach verursachte ‚De-Realisierung' und ‚Metaphysierung' gegen oft angestrebte ‚Überwältigungs-Rituale' und häufig bewirkte ‚Denklähmungen' "[49] unterbreitet er folgende Vorschläge für einen anderen Unterricht zum Nationalsozialismus:

Erstens „Ehrlichkeit" statt „Volkspädagogik": Im gegenwärtigen Unterricht über den Nationalsozialismus und den Holocaust werde der Anspruch auf Multiperspektivität der Wahrnehmungen, der Kontroversität von Deutung und der Pluralität von Orientierungsangeboten von Geschichte außer Kraft gesetzt. Die moralische Eindeutigkeit sei beim Thema Nationalsozialismus besonders groß. Dadurch werde Problemorientierung durch Moralisierung unterlaufen. Für Jugendliche sei es nicht überzeugend, wenn die Unterstützer des Nationalsozialismus „als wahnsinnige Verbrecher oder schwachsinnige Dummköpfe" erschienen.[50] Geschichtslernen dürfe nicht instrumentalisiert

46 Gottfried Kößler, Menschenrechtsbildung, moralische Erziehung und historisches Lernen. Erfahrungen mit dem Projekt „Konfrontationen", in: Schule und Nationalsozialismus (Anm. 3), S. 237–251, hier S. 239.

47 Peter Massing, „Demokratie lernen" in Zeiten politischer Simplifizierung und Radikalisierung? – Zukunfts-Ansprüche des Unterrichtsfaches Politik/Gemeinschaftskunde, in: Bevor Vergangenheit vergeht (Anm. 12), S. 24–36, hier S. 31.

48 Geschichte lernen, H. 69 (1999), S. 3.

49 Bodo von Borries, Aus Geschichte lernen im Just-in-time-Zeitalter? (Anm. 23), S. 60.

50 Ders., Lernen und Lehren zum Nationalsozialismus, in: Erinnern ist mehr als Informiertsein (Anm. 12), S. 48–74, hier S. 65.

werden. Es gehe in erster Linie nicht um moralische Grundsätze, sondern um historische Einsichten, die Gegenwartsbezüge nicht aus- sondern einschlössen.

Zweitens Empathie und Täter- und Gaffersicht: Geschichte werde als Orientierung für die Gegenwart geschrieben bzw. gelernt, aber man könne den Zeitgenossen nur gerecht werden, wenn man sich experimentell-hypothetisch-analytisch in ihre Lage versetze. Diese „Empathie" dürfe nicht mit „Identifikation" verwechselt werden. Sich auf die „Logik des zeitgenössischen Denkens einzulassen, sei mit folgenden Fragen verbunden: Was bedeutet es, die Niederlage im Weltkrieg, den Schock der verspielten Weltgeltung, der eigenen Nation nicht anerkennen zu können? [...] Wieso fühlt man sich besser, wenn man einen Sündenbock für eigenes Versagen oder Unglück gefunden hat (Sozialisten, Juden), dem man die – zutiefst erahnte eigene Schuld zuschieben kann [...]? Wozu wird man bereit, wenn große Teile der Bevölkerung jahrelang arbeitslos/einkommenslos sind, die TBC-Quoten steigen und die Proletarierkinder hungern [...]? Wie weit ist man bereit, sich durch rhetorische und ästhetische Inszenierungen der eigenen (‚nationalen', ‚kulturellen', ‚rassischen') Größe, Überlegenheit und Allmacht ‚besoffen' machen zu lassen [...]? Wie schafft man sich selbst einzureden, man sei der Angegriffene und habe keine Wahl [...]? Wie weit ist die Haltung geistlicher und weltlicher, intellektueller und wirtschaftlicher Eliten entscheidend und wird von breiten Bevölkerungskreisen als Legitimation empfunden [...]? Welche Denklogik, welcher Pflichtenkanon, welche Traditionsverhaftung, welche Wertehierachie gilt in einer obrigkeitlichen und zugleich staatskirchlichen (nicht säkularisierten) Welt [...]? Welche Kräfte zum Durchhalten entwickelt man, wenn man – durch Propaganda verhetzt, bestärkt und geschreckt – die Rache der Angegriffenen (Unterdrückten, Ausgemordeten) fürchtet und zutiefst unterschwellig das Ausmaß der eigenen Verbrechen vermutet, also ‚weiß', dass eine ‚Bestrafung' verdient wäre [...]? Welche Rechtfertigung sind aus den Kolonialideologien aller europäischen Länder – insbesondere auch der deutschen vor 1914 – ohnehin selbstverständlich und werden auch nur auf innereuropäische Kolonien (‚Ukraine als deutsches Indien!') übertragen [...]?"[51]

Mit diesen Fragen ist auch eine Reihe von Neuinterpretationen des Nationalsozialismus verbunden, die neue Sichtweisen erlauben, aber gleichzeitig mit dem Risiko der „Relativierung, Aufrechnung und Größenordnungsverwechslung" verbunden sind: „Nationalsozialismus als ‚innereuropäische Kolonialgeschichte in der Tradition des Imperialismus' [...]. Nationalsozialismus als ‚terroristische Heilserwartungsbewegung' [...]. Nationalsozialismus als ‚gesamtkunstwerkartige aufgeführte Götterdämmerung' [...]. Nationalsozialismus als ‚Ideologie-Konglomerat' [...]. Nationalsozialismus als – wenn auch recht partielle – ‚Modernisierungsvariante' – und ‚Mobilitätsexplosion' mit mentaler Abfederung der Verlusterfahrungen durch ‚Volksgemeinschaft' [...]. Nationalsozialismus als ‚Revolte des Unterbewussten'."[52]

51 Ebd., S. 66 f.
52 Ebd., S. 68.

Aus diesen Überlegungen folgerte von Borries für den Unterricht: Die Regeln historischer Erkenntnis sollten uneingeschränkt auf den Nationalsozialismus angewandt werden. Das bedeute im einzelnen:

1. Der Geschichtsunterricht über den Nationalsozialismus solle frühzeitig schon in der 6. Klasse beginnen, da später die Interpretation schon durch Familie, *peer-group* und Medien im Kern festgelegt und nicht mehr revidierbar sei.

2. Ein „ernsthaftes (wenn auch riskantes) Sicheinlassen auf die damalige Täter- und Mitläufersicht" sei notwendig. Dies solle aber keine Identifikation mit den Tätern beinhalten, und es sollten auch keine Rollenspiele angeordnet werden, die diese Distanz mindern könnten.

3. Ebenfalls unerläßlich seien „intensive Empathieversuche aus der Situation der – hypothetisch rekonstruierten – Gleichzeitigkeit neben (nicht statt) dem retrospektiven Urteil". Dies ermögliche die Erkenntnis der Offenheit und der Ambivalenz von Situationen und auch von Handlungsspielraum. Eine „realistische Immunisierung" anstatt „illusionistischen Überlegenheitsdünkel[s]" sei vermutlich nur über diesen Weg möglich.

4. Die „Nahwelt und die lokale Umwelt" sollten konsequent mit Hilfe von historischen Quellen und Besuchen von Gedenkstätten und Museen in den Unterricht zurückgeholt werden.

5. Die Beschäftigung und der Umgang mit dem Nationalsozialismus in beiden deutschen Staaten sowie die Debatte über Deutschland als „Tätergesellschaft", über „Zweite Schuld", „Kalte Amnestie" und „Kontinuitätsthese".

6. Die Einbeziehung von kontroversen Interpretationen über zentrale Aspekte des Nationalsozialismus und des Holocausts.[53]

Die Vorschläge von Borries' enthalten eine Fülle von Anregungen. Jedoch verlangen sie eine hohe fachliche Kompetenz des Lehrenden. Denn sie erfordern nicht nur einen Überblick über die grundlegenden wissenschaftlichen Interpretationen des Nationalsozialismus, sondern weit darüber hinaus eine fundierte Kenntnisse der Weltgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Vor allem auch deshalb, weil einige der Vorschläge, wie von Borries auch betont, mit einer Gefahr der „Relativierung, Aufrechnung und Größenordnungsverwechslung" verbunden sind.[54] Allerdings muß einschränkend bemerkt werden, daß manche der Vorschläge zu anspruchsvoll für den Unterricht in der Sekundarstufe I sind.

53 Ebd.
54 Ebd., S. 67.

Vorschläge für die Praxis

Der Nationalsozialismus und der Holocaust sind als Unterrichtsgegenstand in den Schulen der Bundesrepublik Deutschland fest verankert. Beide Themen werden nicht nur im Geschichtsunterricht behandelt, sondern auch in den Fächern Deutsch, Politik und Religion.

Vermutlich gibt es zu keinem anderen historischen Thema so viel Literatur und Unterrichtsmaterialien. Das Problem der Lehrenden ist in diesem Fall nicht der Mangel an Material, sondern die Auswahl. Im proportional umgekehrten Verhältnis zu den schulischen Aufklärungsbemühungen über die NS-Diktatur steht die wachsende Zahl von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die einen Schlußstrich unter die NS-Vergangenheit ziehen wollen, und das Ansteigen rechtsextremistischer Einstellungen und Gewalttaten. Bei der letzten Bundestagswahl wählten bundesweit fünf Prozent und in den neuen Bundesländern fast zehn Prozent der männlichen Jungwähler die NPD.

Diese aktuellen Formen von Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus sind nicht mit einem Rückgriff auf historische Vorbilder zu erklären. Sie sind Ausdruck sozialer Desintegration, die sich nach der Analyse des Bielefelder Soziologen Wilhelm Heitmeyer in „gruppenbezogene[r] Menschenfeindlichkeit" äußert, die nicht nur an den Rändern, sondern vor allem in der „Mitte" der deutschen Gesellschaft zunehme.[55] Gleichwohl gibt es Kontinuitäten zwischen aktuellen Feindbildern und ihren historischen Vorbildern. Und man kann diese Kontinuitäten mit Adorno als ein „Nachleben des Nationalsozialismus" in der Demokratie begreifen, da die „objektiven gesellschaftlichen Voraussetzungen fortbestehen, die den Faschismus zeitigten", der „nicht wesentlich aus subjektiven Dimensionen abgeleitet werden" kann.[56] Und dieses „objektive Potential eines Nachlebens", so Adorno, setze der „aufklärerischen Pädagogik ihre Grenzen".[57]

Ich möchte an dieser Stelle nicht näher auf die Frage eingehen, inwieweit schulischer Unterricht über Nationalsozialismus gegen „gruppenbezogene Menschenfeindschaft" immunisieren kann. Die empirischen Untersuchungen deuten darauf hin, daß der Einfluß begrenzt ist. Und aus meiner bisherigen Erfahrung in Schule und Universität neige ich zu der Auffassung, daß die historische Aufklärung vor allem diejenigen erreicht, die dafür offen und darum ohnehin kaum anfällig für rassistisches Gedankengut sind. Die kritische Analyse der Möglichkeiten muß einem praktischen pädagogischen Optimismus aber nicht widersprechen.

Vielmehr sollte der Anspruch bestehen, mit dem schulischen Unterricht über Nationalsozialismus und Holocaust nicht nur historisches Wissen zu vermitteln, sondern ihn auch als einen Beitrag zur „Erziehung nach Auschwitz" zu begreifen und zu versuchen, möglichst alle Lernenden zu erreichen. Wie dieser Anspruch praktisch

55 Vgl. Wilhelm Heitmeyer, Die verstörte Gesellschaft. In weiten Teilen der Bevölkerung wächst die Orientierungslosigkeit und mit ihr der Druck auf Minderheiten, in: *Die Zeit*, Nr. 51, 15.12.2005.

56 Adorno (Anm. 1), S. 22.

57 Ebd., S. 24.

umzusetzen ist, möchte ich auf drei Ebenen diskutieren: erstens auf der Ebene der Lerninhalte und des unterrichtlichen Zugangs, zweitens auf der pädagogischen Ebene und drittens auf der Ebene der Lehrenden.

Unterricht

Der Unterricht über den Nationalsozialismus und den Holocaust ist mit einem grundsätzlichen Problem konfrontiert: dem der didaktischen Reduktion. Es kommt einer Quadratur des Kreises gleich, das Thema in circa 20 Unterrichtsstunden differenziert zu behandeln, wie es die meisten Lehrpläne vorsehen. Zwar besteht dieses Dilemma auch bei anderen Themen, jedoch sollte der Holocaust ausführlich behandelt werden. Ich teile die Auffassung des amerikanische Intelligenzforschers Howard Gardner, daß „die Welt der Menschen nicht ohne Auseinandersetzung mit dem Holocaust zu verstehen"[58] und dies ein Thema ist, mit dem „jeder gebildete Mensch unserer Zeit sich auseinanderzusetzen hat".[59]

Aus dieser Perspektive erscheint es bedenklich, wenn von Borries den Holocaust als „ungeheuerliches und unappetitliches Thema" bezeichnet, das nicht besonders geeignet sei, „persönliche Konsequenzen aus dem Durchdringen von Geschichte zu ziehen".[60] Die „Fixierung auf ‚den Nationalsozialismus'" habe „für das Geschichtslernen in Deutschland möglicherweise verheerende Konsequenzen",[61] da sie den Anspruch auf „Multiperspektivität", „Kontroversität" und „Pluralität" von Geschichte unglaubwürdig mache. Die Argumentation basiert auf der empirisch nicht verifizierten Annahme, daß „ein Lernen zum Holocaust elementaren Bedürfnissen und Interessen junger Leute" widerspreche, die er selbst mit der Feststellung, daß das Thema zu den motivierendsten unter Jugendlichen gehöre, in Frage stellt.[62] Mit derart zugespitzten Thesen produziert er die „Denkblockaden", die er sonst am öffentlichen Umgang mit dem Nationalsozialismus kritisiert.[63]

Jenseits dieser Kritik bleibt festzuhalten, daß von Borries wie kaum ein anderer Geschichtsdidaktiker wichtige Beiträge zum Lehren und Lernen des Nationalsozialismus unter veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geleistet hat. Die von ihm – wie auch von Brumlik – geforderte Historisierung des Nationalsozialismus und seiner Nachwirkungen, d. h. seine Einordnung in den Rahmen einer langfristigen

58 Howard Gardner, Intelligenzen. Die Vielfalt des menschlichen Geistes, Stuttgart 2002, S. 191.

59 Ebd., S. 201. Vom theoretischen Ansatz der vielfachen Intelligenz ausgehend, hat Gardner drei Formen der Annäherung an den Holocaust für den schulischen Unterricht entwickelt: Einstieg, Arbeit mit Analogien, multiples Erfassen des Themenkerns (ebd., S. 201–214).

60 Bodo von Borries, Moralische Aneignung und emotionale Identifikation im Geschichtsunterricht. Empirische Befunde und theoretische Erwägungen, in: Schule und Nationalsozialismus (Anm. 3), S. 268–297, S. 271.

61 Ebd., S. 294.

62 Ders., Lernen und Lehren zum Holocaust. Konventionen, Irritationen, Provokationen, in: epd-Dokumentation (Anm. 12), S. 48–65, hier S. 55 f.

63 Ders., Lernen und Lehren zum Nationalsozialismus (Anm. 50), S. 49.

Entwicklung der deutschen und europäischen Geschichte, sowie die damit für den schulischen Unterricht verbundenen Fragestellungen eröffnen neue Perspektiven. Eine solche Historisierung impliziert den Vergleich mit anderen Völkermorden des 20. Jahrhunderts. Neben der langfristigen Entwicklung, schreibt Traverso, ist aber auch die „Bedeutung von Phänomenen der ‚kurzen Zeiträume'" in den Blick zu nehmen. Innerhalb weniger Jahre löschten die Nationalsozialisten eine Gemeinschaft aus, die seit zweitausend Jahren Bestandteil der Geschichte Europas war. Jeder Versuch, den Holocaust zu verstehen, müsse „sowohl die nicht reduzierbare Einzigartigkeit des Ereignisses wie auch seine Zugehörigkeit zur ‚langfristigen' Entwicklung der Geschichte berücksichtigen".[64]

Mit einem problemorientierten Zugang, der diese Aspekte berücksichtigt, könnten die Schüler lernen, daß Deportationen, ethnische Säuberungen und Genozide kein Problem der Vergangenheit, sondern eines der Gegenwart ist. Und am Beispiel der deutschen Gesellschaft von 1933 bis 1945 läßt sich zeigen, wie schnell sich Gesellschaften verändern können und wie aus ganz „normalen" Menschen Massenmörder werden können. Harald Welzer hat zu dieser Frage ein wichtiges Buch veröffentlicht. „Das Bedürfnis nach kollektivem Aufgehobensein und nach Verantwortungslosigkeit" enthält seiner Meinung nach „das größte Potential zur Unmenschlichkeit; aus ihm resultiert die gefühlte Attraktivität einer klaren Aufteilung der Welt in Gut und Böse, Freund und Feind, zugehörig und nicht-zugehörig. Hier hat auf Seiten der Individuen die Eskalation der Vernichtungsgewalt ihren Anfang. Und am Ende bedarf es nicht viel, um aus ganz normalen Menschen Massenmörder zu machen."[65]

Mit einem solchen Zugang könnte die Geschichte etwas näher an die Gegenwart der Schüler heranrücken und den Holocaust zu aktuellen Konflikten in der Welt in Beziehung setzen. Insbesondere Migranten könnte dies möglicherweise einen sinnhafteren Bezugspunkt zur Behandlung des Themas ermöglichen. So wichtig es ist, den Schülern zu vermitteln, daß es sich bei den nationalsozialistischen Tätern nicht um einige wenige Kriminelle und Sadisten handelte, sondern viele ganz „normale" Deutsche ihren Beitrag zu den nationalsozialistischen Verbrechen geleistet haben, so wichtig ist es umgekehrt, daß die Opfer nicht nur als Objekte des Massenmordes betrachtet werden, sondern als Subjekte, die vor ihrer Ermordung arbeiteten, liebten, haßten und träumten. Denn sie haben ein Anrecht darauf, in ihrer Individualität und Verschiedenheit erinnert zu werden.

Dabei ist die immer noch weit verbreitete Auffassung zu revidieren, die Juden seien nur wehrlose Opfer gewesen und hätten sich ohne Gegenwehr in ihr Schicksal gefügt. Sowohl in Deutschland[66] als auch in den besetzten Ländern hatten Juden einen bedeutenden Platz im Widerstand.[67] Der Widerstand fand überall dort statt, wo sich

64 Traverso (Anm. 15), S. 10.

65 Welzer, Täter (Anm. 39), S. 268.

66 Vgl. Arnold Paucker, Deutsche Juden im Kamf um Recht und Freiheit. Studien zu Abwehr, Selbstbehauptung und Widerstandt deutscher Juden seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, 2. Aufl., Berlin 2004.

67 Vgl. Bauer (Anm. 40), S. 153–207.

eine Chance dafür bot, was der Aufstand im Warschauer Getto (1943), die Aufstände in den Konzentrationslagern Sobibor (1943) und Treblinka (1943) und der Aufstand des „Sonderkommandos" (der Häftlinge, die unter Zwang in den Krematorien und Gaskammern arbeiteten) in Auschwitz-Birkenau (1944) eindrucksvoll belegen. Die Aufstände in den Gettos und Konzentrationslagern sind in ihrer Nachwirkung nicht hoch genug einzuschätzen. Sie hinterlassen eine universale Botschaft der Hoffnung und Menschlichkeit, da sie zeigen, daß selbst in der Hölle der Gettos und Konzentrationslager Menschen die Kraft fanden zu revoltieren.

Bei der Vermittlung des Widerstandes sollten sowohl die Ängste, Hoffnungen, Motive und Widersprüche der Menschen thematisiert werden, die sich gegen die NS-Herrschaft wandten, als auch deren Handlungs- und Entscheidungsspielräume. Zwar war der Entschluß, Widerstand zu leisten, konkret immer eine individuelle Entscheidung, aber gleichzeitig gesellschaftlich nicht voraussetzungslos, sondern von kollektiv vermittelten Einstellungen und Werthaltungen geprägt, die in spezifischen sozialen Milieus herausgebildet worden waren. Als Widerstand bezeichne ich nicht nur den im engeren Sinne politischen Widerstand, sondern beziehe darin auch die sogenannten Retter und Retterinnen mit ein, d. h. die Menschen, die unter hohem persönlichem Risiko versuchten, aus rassistischen Gründen verfolgte Menschen zu schützen.[68]

Bei der Vermittlung des Widerstandes bietet sich ein biographischer und lokaler Zugang an, d. h., am Beispiel von Lebensgeschichten aus dem lokalen Umfeld der Lernenden werden die oben erwähnten Fragestellungen thematisiert. Leider leben nur noch sehr wenige Zeitzeugen, die aus eigener Erfahrung berichten können. Soweit ich meine langjährigen Erfahrungen in der Durchführung und Organisation von Zeitzeugengesprächen in Schulen, Universitäten und der außerschulischen Bildungsarbeit verallgemeinern kann, ist der lebendige Dialog mit Zeitzeugen für die Lernenden meist sehr motivierend, sich vertiefend mit der Geschichte auseinanderzusetzen.

Auch wenn schriftliche Überlieferungen und Filme den lebendigen Kontakt nicht ersetzen können, so gibt es mittlerweile eine Vielzahl von schriftlichen Erinnerungen, die im Unterricht eingesetzt werden. Für die Stadt Wuppertal existieren zwei Websites, „Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse" und „Verfolgte des Nationalsozialismus in Wuppertal",[69] die sich für die Vermittlung des Widerstandes besonders eignen. Auf

68 Als Folge des Films „Schindlers Liste" von Steven Spielberg rückten die Retter ins Zentrum der historischen Forschung. Ein großangelegtes Forschungsprojekt am Zentrum für Antisemitismusforschung beschäftigte sich von 1997 bis 2002 speziell mit der „Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1945". Aus dem Projekt sind Materialien für den Unterricht publiziert worden, die eine CD mit 85 Audiostellen aus den Interviews mit Retterinnen und Rettern enthalten (vgl. Beate Kosmala und Revitatl Ludewig-Kedmi, Verbotene Hilfe. Deutsche Retterinnen und Retter während des Holocaust. Mit einem Geleitwort von Emil Walter-Buch, Donauwörth 2003).

69 Rund 1200 Menschen – Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschafter oder Parteilose – wurden von Januar 1935 bis Juli 1936 festgenommen und inhaftiert. Dabei ging die Gestapo mit brutaler Gewalt vor: mindestens 17 Menschen starben bei den Verhören. Bis 1937 wurden über 600 Menschen wegen Hochverrats zu zum Teil langjährigen Haftstrafen verurteilt. Die Prozesse fanden ein breites internationales Echo und gingen als Gewerkschaftsprozesse in die Geschichte ein. Die Website enthält viele Texte, Originaldokumente, Bilder sowie Biographien der Opfer und der Täter (Gestapobeamte) und wird noch durch Ton- und Filmdokumente ergänzt werden. Darüber hinaus enthält sie eine

Basis von Datenbankrecherchen könnten die Schüler selbst in lokalen Archiven forschen und Kurzbiographien erstellen. Zwar ist diese Form des forschenden Lernens vornehmlich für Projektarbeit geeignet, kann aber bei entsprechender Vorbereitung durch den Lehrer auch in den normalen Unterricht integriert werden.

Die Vermittlung von Verfolgung und Widerstand sollte aber nicht nur aus einer lokalen Perspektive, sondern auch in einer vergleichenden europäischen Perspektive angegangen werden. So könnte zum Beispiel als Leitfrage formuliert werden: Warum halfen in Deutschland nur wenige Menschen den verfolgten Juden, während in Dänemark 1943 über 7000 der 8000 Juden, von denen viele keine dänischen Staatsbürger waren, versteckt und durch dänische Fischer ins sichere Schweden gebracht wurden? Die Erörterung dieser Frage evoziert geradezu die weitergehende Frage, auf welcher moralischen Basis demokratische Gesellschaften aufbauen müssen, damit ihre Bürger massenhaft gegen Menschenrechtsrechtsverletzungen protestieren und handeln.

Die hier beschriebenen Zugänge verstehe ich als Vorschläge, als eine Möglichkeit unter vielen. Beim Unterricht über Nationalsozialismus und Holocaust geht es nicht darum, daß Rad neu zu erfinden, sondern die unterschiedlichen Erfahrungen und Geschichtsbezüge der heutigen Schülerinnen und Schüler zu berücksichtigen und immer wieder zu prüfen, welche Lernformen und Lerninhalte ihnen eine konstruktive Auseinandersetzung mit dem Thema ermöglichen können.

Das Fach Gesellschaftslehre an Gesamtschulen ist dazu besonders geeignet, weil es historisches Lernen und politisches Lernen miteinander verbindet, was zunehmend auch von Geschichts- und Politikdidaktikern gefordert wird.[70] Zentrale politische Gegenwartsfragen wie „Demokratie", „Europa" und „Rassismus" lassen sich meiner Ansicht nach nicht ohne einen konkreten historischen Bezug angemessen vermitteln. So wird die deutsche Diskussion über Rassismus noch weitgehend ahistorisch geführt, d. h. ohne Bezug zum deutschen Kolonialismus und zur nationalsozialistischen Rassenpolitik. Deshalb, so Schäuble, beschränken sich „die Konzepte einer antirassistischen Pädagogik weitgehend auf individuelle Einstellungen, Vorurteile und Handlungen".[71] Der Rassismus wird nur selten als ein „spezifisches Ungleichheitsverhältnis"

Datenbank mit über 1000 biographischen Daten von Verfahrensbeteiligten, in der interaktiv recherchiert werden kann. Vgl. http://www.gewerkschaftsprozesse.de/. Die Website „Verfolgte des Nationalsozialismus in Wuppertal" enthält zwei Datenbanken, die aus zwei umfangreichen Projekten an der Universität Wuppertal entstanden sind: „Politisch Verfolgte in Wuppertal" (mit 2229 Datensätzen) und „Jüdische Verfolgte in Wuppertal" (mit 1106 Datensätzen). Vgl. http://www.ns-verfolgung.uni-wuppertal.de/.

70 Vgl. u. a. Reinhold Hedtke, Historisch-politische Bildung – ein Exempel für das überholte Selbstverständnis der Fachdidaktiken, in: *Politisches Lernen*, Jg. 21 (2003), H. 1–2, S. 112–122; und Barbara Völkel, „Was hat das mit mir zu tun?" – Die Bedeutung des Konstruktivismus für das historisch-politische Lernen in der Schule, in: *Onlinejournal für Sozialwissenschaften und ihre Didaktik*, 2-2004, http://www.sowi-online.de/journal/2004-2/konstruktivismus_voelkel.htm, Veröffentlichungsdatum: 24. 2. 2005; Abrufdatum: 21. 4. 2006.

71 Barbara Schäuble, Hat Rassismus keine Geschichte? – Plädoyer für eine geschichtsbewusste Pädagogik gegen Rassismus, in: Bevor Vergangenheit vergeht (Anm. 12), S. 212–221, hier S. 216.

begriffen,[72] das in eine „konkret historische Verfolgungs- und Diskriminierungsgeschichte" eingebettet ist, die selbst rassistische Einstellungen erzeugt.[73]

Pädagogische Bearbeitung

Die Frage nach der pädagogischen Bearbeitung des Nationalsozialismus ist ungleich schwieriger zu beantworten als die Frage nach den Unterrichtsinhalten. Im Unterschied zu anderen Fächern, wie beispielsweise Mathematik, soll ja nicht nur ein kognitives, sondern auch ein moralisches Lernziel erreicht werden. Welche engen Grenzen diesem Ziel gesetzt sind, zeigen die wenigen empirischen Untersuchungen zum Geschichtsunterricht. Die Beurteilung relevanter moralischer Probleme wie „Schlußstrich" und „Erwiesenheit der Existenz von KZs" ist unabhängig davon, ob die Lernenden den Nationalsozialismus im Unterricht behandelt haben oder ob dies noch nicht der Fall ist.[74] Und auch die Ergebnisse der Frankfurter Forschergruppe machen die Grenzen eines moralisch erziehenden Unterrichts deutlich, auch wenn man berücksichtigt, daß sie nur eine schmale empirische Basis haben.

In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu betonen, daß historisch-politisches Bewußtsein in erster Linie nicht durch schulischen Unterricht beeinflußt, sondern hauptsächlich durch die wahrgenommene eigene Lebenssituation bestimmt wird. Die politische Sozialisationsforschung zeigt, daß politische Einstellungen eine tiefe lebensgeschichtliche Verankerung haben, daß sie Folgen eines langen Sozialisations- und Erziehungsprozesses und deshalb durch historisch-politische Bildung nicht einfach zu verändern sind.[75]

72 Mark Terkissidis, Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine Perspektive, Bielefeld 2004.

73 Schäuble (Anm. 71), S. 216. Vgl. auch Fatima El-Tayeb, Der Diskurs um „Rasse" und nationale Identität 1890–1933, Frankfurt a. M. 2001.

74 Vgl. Bodo von Borries, Moralische Aneignung und Identifikation im Geschichtsunterricht (Anm. 60), S. 271.

75 Vgl. Klaus Allheim und Bardo Heger, Die unbequeme Vergangenheit. NS-Vergangenheit, Holocaust und die Schwierigkeiten des Erinnerns, Schwalbach i. Ts. 2002, S. 111. Allheim und Heger haben Studierende der Universität Essen nach ihren Einstellungen zum Nationalsozialismus, zum Holocaust und zur Erinnerungskultur befragt. Sie kommen zu dem vorläufigen Ergebnis, daß die Neigung zu rassistischen und antisemitischen Vorurteilen durch einen autoritären Erziehungsstil begünstigt wird und daß 41 Prozent der autoritär erzogenen Studenten einen Schlußstrich unter die nationalsozialistische Vergangenheit fordern. Die Schlußstrichmentalität ist besonders weit verbreitet unter Studierenden, die aus materiell besser gestellten Elternhäusern stammen. Die Autoren betonen aber, daß „die familiale Erziehung nur ein Sozialisationsfaktor unter vielen ist" und man deshalb nicht dem Mißverständnis erliegen solle, deterministisch von einem Erziehungsstil auf ein bestimmtes Ergebnis zu schließen (ebd., S. 124). Aus pädagogischer Perspektive ist das wichtigste Resultat ihrer Studie, daß bei Studierenden mit „bearbeitet-autoritärer" Erziehungserfahrung – Studierende, die autoritär erzogen wurden und sich kritisch mit ihren Eltern auseinandergesetzt und von deren Erziehungsstil distanziert haben – sich besonders selten „Schlussstrich-Mentalität, Verharmlosung der NS-Zeit und Antisemitismus" finden lassen (ebd.).

Aber soll man aus dieser Feststellung die Schlußfolgerung ziehen, im Unterricht über Nationalsozialismus und Holocaust die moralischen Lernziele aufzugeben? Und sich darauf beschränken, wie die Frankfurter Erziehungswissenschaftler fordern, die Schüler zu befähigen, über das Thema Nationalsozialismus auf dem Niveau des gesellschaftlichen Diskurses reden zu können?[76] Ich denke, dieses Ziel sollte nicht aufgegeben werden, stimme den Autoren aber in ihrer Forderung nach mehr Gelassenheit der Lehrenden gegenüber ironischen Kommentaren und Provokationen der Schüler zu. Diese sollten nicht vorschnell als moralische Gefährdung des Schülers bewertet, sondern auch als Versuch gedeutet werden, sich unabhängig vom Inhalt den Erziehungsbemühungen der Erwachsenen zu entziehen.

Wie soll nun dieser Anspruch einer moralischen Erziehung konkret umgesetzt werden? Die im Projekt „Konfrontationen" entwickelten Vorschläge bieten dazu Anregungen.[77] Wichtig erscheint mir der Gedanke, daß die Beschäftigung mit Geschichte nicht bei Institutionen, sondern bei den Individuen beginnt. Weiterhin ist zu betonen, die Emotionen der Schüler nicht als Hindernis, sondern als Chance für den Lernprozeß zu betrachten. Die Verständigung über gemeinsame Interessen der Schüler soll an der gemeinsamen Bearbeitung historischer Themen deutlich werden. Dies soll nicht durch vorab definierte moralische Ziele erreicht werden, sondern die Schüler sollen durch Wechsel der Perspektiven üben, die eigene Sicht auf ein politisches Ereignisse zu thematisieren und in Frage zu stellen. Entscheidend ist bei dieser Konzeption, daß die Schüler nicht unter dem Zwang stehen, ihre eigene Position „als die der ‚eigenen ethnischen Gruppe' zu anderen Gruppenidentitäten zu legitimieren oder zu verwerfen".[78] Das Lernen selbst zu einem „identitätsstiftenden Prozeß" zu machen ist eines der Lernziele eines solchen Unterrichts.

Besonders im Hinblick auf multikulturelle Klassen halte ich die Forderung nach einem nicht ethnisierenden Unterricht für sehr wichtig.[79] Dies bedeutet, eine Perspektive einzunehmen, die nicht von einem deterministischen Verhältnis zwischen ethnischen Herkünften und Geschichtsbildern ausgeht, um durchaus gut gemeinten „Ethnisierungsfallen" zu entgehen, in dem Beiträge von Lernenden auf Motive hin befragt werden, die mit ihrem Herkunftsstatus zu tun haben. Bei Ethnizität handelt es sich um keine anthropologische Eigenschaft, die automatisch Überzeugungen und Deutungsmuster generiert. Gerade Georgis Untersuchung macht deutlich, daß ethnische

76 Vgl. Meseth, Proske und Radtke (Anm. 27), S. 143.

77 Das Projekt „Konfrontationen" wurde von der pädagogischen Abteilung des Fritz-Bauer-Instituts in Frankfurt am Main entwickelt. „Konfrontationen" ist ein pädagogisches Konzept, daß vor allem für Multiplikatoren in der schulischen und außerschulischen Bildung entwickelt worden ist. Von „Konfrontationen" sind sechs „Bausteine" zu den wesentlichen Aspekten des Holocausts erschienen, die im Unterricht und in Projektwochen eingesetzt werden können (vgl. http://www.fritz-bauer-institut.de/publikationen/konfrontationen.htm – 9.4.2006).

78 Vgl. Kößler (Anm. 46), S. 243 f.

79 Vgl. auch Kuno Rinke, Historisch-politische Bildung in der Einwanderungsgesellschaft. Ist nicht ethnisierender Unterricht möglich?, in: Tagungsdokumentation. Erinnerung in der Einwanderungsgesellschaft, 30. November 2005, Köln-Deutz. Hrsg. vom Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusarbeit in Nordrhein-Westfalen (IDA-NRW), Düsseldorf 2005, S. 18–27.

Herkunft an sich für die Geschichtsbilder von Migrantenjugendlichen kaum eine Rolle spielen, sondern der Bezug zur NS-Geschichte erst innerhalb unterschiedlich situierter und kontextuell bedingter Selbstpositionierung in der Einwanderungsgesellschaft identitätsstiftend wird.

Hinsichtlich der pädagogischen Bearbeitung des Themas Nationalsozialismus möchte ich abschließend noch einmal den Gedanken von Brumlik aufgreifen, die didaktische Analyse einer zeitgeschichtlichen Menschenrechtsbildung solle neben dem Begriff der Menschenrechte vom Begriff der Scham geleitet werden. Er konkretisiert diesen Gedanken nur kurz im Hinblick darauf, die faktische Erfahrung der Haftung für die Verbrechen des Herkunftskollektivs in ein Gefühl der Verantwortung zu verwandeln. Diese Verantwortungsübernahme, so Brumlik, werde „nicht anders möglich sein als durch eine sehr weitgehende Einfühlung im Sinne einer aufgeklärten Scham: sowohl hinsichtlich der Handlungen der Täter als auch des Leidens der Opfer".[80]

Die Übernahme des Gefühls der Scham halte ich für ein sehr wichtiges moralisches Lernziel im Unterricht über den Nationalsozialismus. Ich möchte an dieser Stelle auf weitergehende Gedanken der Philosophin Hannah Arendt eingehen, die meiner Ansicht zu diesem Problem eine wichtige Diskussionsgrundlage bieten. In dem Aufsatz „Organisierte Schuld", den sie im November 1944 verfaßte, beschäftigte sich Arendt mit der Frage nach der kollektiven Schuld der Deutschen für die Verbrechen des Nationalsozialismus. „Ich habe mich immer versucht gefühlt", schreibt Hannah Arendt, Deutschen, die sich schämten, Deutsche zu sein, „zu antworten, daß ich mich schäme, ein Mensch zu sein." Diese grundsätzliche Scham, die heute viele Menschen der verschiedensten Nationalitäten miteinander teilen, ist das einzige, was uns gefühlsmäßig von der Solidarität der Internationalen geblieben ist; und „sie ist bislang politisch in keinster Weise produktiv geworden". Die Scham ein Mensch zu sein, so Arendt, sei „der noch ganz individuelle und unpolitische Ausdruck" der Einsicht, daß die „Idee der Menschheit, gereinigt von aller Sentimentalität [...] politisch die sehr schwerwiegende Konsequenz" habe, „daß wir in dieser oder jener Weise die Verantwortung für alle von Menschen begangenen Verbrechen, daß die Völker für alle von Völkern begangenen Untaten die Verantwortung auf sich nehmen müssen".

„Politisch gesprochen", sei „die Idee der Menschheit, von der man kein Volk ausschließen und innerhalb deren man kein Monopol des Lasters zubilligen kann, die einzige Garantie dafür, daß nicht eine ‚höhere Rasse' nach der anderen sich verpflichtet glauben wird, dem Naturgesetz vom ‚Recht des Starken' zu folgen und die ‚niederen lebensunfähigen Rassen' auszurotten". Es werde immer schwerer, sich „eine nichtrassische Gesinnung" zu bewahren, „weil täglich klarer wird, was für eine Last die Menschheit für den Menschen wird". Diejenigen, die in moderner Form bereit seien, diese Last auf sich zu nehmen, hätten sich vermutlich nicht pharisäisch „über die ungeahnten Möglichkeiten des ‚deutschen Nationalcharakters' entsetzt", sondern begriffen, „wessen alles der Mensch fähig ist", und dies sei „eine Vorbedingung modernen politischen Denkens". Nur auf sie, „die eine genuine Angst vor der notwendigen

80 Brumlik, Aus Katastrophen lernen (Anm. 36), S. 156.

Verantwortung des Menschengeschlechts haben", werde man sich verlassen können, wenn es darum gehe, „gegen das ungeheure Übel, das Menschen anrichten können, furchtlos und kompromißlos und überall zu kämpfen".[81]

Hannah Arendts Gedanken eignen sich meiner Ansicht nach in besonderer Weise sowohl für die Vermittlung als auch für die pädagogische Bearbeitung des Nationalsozialismus. Denn sie ermöglichen einen aufklärerischen Umgang mit den Emotionen der Lernenden, die sich in Schuld, Scham und Erschrecken äußern können.[82] Diese Emotionen können auch heute noch bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen deutscher Herkunft stark ausgeprägt sein. Daß immer mehr Jugendliche einen Schlußstrich unter die nationalsozialistische Vergangenheit fordern, kann auch als Abwehr von Scham- und Schuldgefühlen interpretiert werden. Diese Gefühle der Scham im Sinne Hannah Arendts aufzuklären könnte es den Jugendlichen erleichtern, die Erfahrung der Haftung für die Verbrechen des eigenen Herkunftskollektivs in ein Gefühl der politischen Verantwortung zu verwandeln. Und dies gilt ebenso für jugendliche Migranten, wenn genozidale Erfahrungen ihrer Herkunftsgruppe im Unterricht thematisiert werden. Daß letzteres in Deutschland kein einfaches Unterfangen ist, weil leicht der Verdacht entstehen kann, die nationalsozialistischen Verbrechen zu relativieren, ist an dieser Stelle nur festzustellen, aber nicht weiter auszuführen.

Lehrende

Die hier diskutierten Vorschläge stellen sowohl auf der fachlichen als auch auf der pädagogischen Ebene eine große Herausforderung für die Lehrenden dar. Zwar fehlt es nicht an Literatur und Unterrichtsmaterialien. Aber für Lehrende, die nicht Geschichte studiert haben oder fachfremd Gesellschaftslehre unterrichten, was häufig der Fall ist, bedarf es einiger Anstrengung, um über den Nationalsozialismus auf der Höhe des wissenschaftlichen Diskurses zu reden. Neben Fortbildungen erscheint mir vor allem der kollegiale Austausch über das Thema als sehr wichtig. Zwar habe ich in dieser Arbeit das Konzept einer historisch orientierten Menschenrechtsbildung favorisiert, aber für wichtiger als die vorschnelle Festlegung auf ein Konzept halte ich die Diskussion über die generelle Frage, wie der historisch-politische Unterricht in der deutschen Einwanderungsgesellschaft gestaltet werden soll. Diese Frage ist weder bei den Geschichts- noch bei den Politikdidaktikern konzeptionell geklärt, geschweige denn die im pädagogischen Alltag damit verbundenen Probleme.[83] Die Lehrenden haben in dieser Frage immer noch einen großen Gestaltungsspielraum, insbesondere im Fach Gesellschaftslehre in Nordrhein-Westfalen, da es bislang keine Richtlinien gibt.

81 Hannah Arendt, In der Gegenwart. Übung im politischen Denken II, München 2000, S. 36 f.

82 Bodo von Borries, Aus Geschichte lernen im Just-in-Time-Zeitalter? (Anm. 23), S. 46.

83 Vgl. Albert Scherr, Fremdheitskonstruktionen und politische Bildung in Einwanderungsgesellschaften, in: *Journal für politische Bildung*, 2005, Nr. 4, S. 14–21.

Die Antwort auf diese Frage ist nicht generell zu beantworten, weil sie auch von lokalen Bedingungen abhängig ist. In Regionen Ostdeutschlands, wo über 20 Prozent der Jungwähler NPD wählen, muß der historisch-politische Unterricht eine andere Nuancierung haben als in westdeutschen Großstädten mit einem hohen Migrantenanteil.

In Hinblick auf den Nationalsozialismus ist auch eine kritische Reflexion der Rolle der Lehrenden von Bedeutung. Wenn in der Fachdidaktik die Bedeutung der Zulassung von Emotionen betont wird, sind auch die Lehrenden herausgefordert, sich mit ihren eigenen Emotionen und Erfahrungen zum Nationalsozialismus auseinanderzusetzen. Die Ergebnisse von Welzers sozialpsychologischer Studie sind für die Lehrenden von größerer Relevanz als für die Lernenden. In universitären Seminaren, die ich mit Lehramtsstudierenden durchgeführt habe, aber auch in zufälligen Gesprächen mit Kollegen habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Thematisierung von Welzers Studie zu offenen und sehr interessanten Diskussionen führt.[84]

Wenn der Lehrende seine Erfahrungen in den Unterricht einbringt, könnte dies auch auf der Seite der Lernenden zu einem offeneren Umgang mit dem Thema führen. Ich schließe mit einem Zitat des amerikanischen Psychologen Jerome Bruner, das diese Frage berührt: „Ganz und gar unsinnig ist die Vorstellung, man könne jedes geisteswissenschaftliche Fach unterrichten, ohne dabei seine Einstellung gegenüber den bedeutsamen und substanziellen menschlichen Angelegenheiten offen zu legen, die in diesen Fächern berührt werden. [...] Denn wir benötigen eine Grundlage, um nicht bloß den Inhalt dessen zu diskutieren, was wir gegenständlich vor uns haben, sondern die möglichen Einstellungen, die man hierzu einnehmen kann. Aus dem Gesagten folgt [...], dass die Sprache der Erziehung, wenn sie eine Einladung zur Reflexion und zur Hervorbringung von Kultur sein soll, nicht die so genannte ‚reine' Sprache der Faktizität und ‚Objektivität' sein kann. Sie muss Stellung nehmen und das Gegenüber dazu einladen, dies ebenfalls zu tun, und im Prozess muss Raum bleiben, für metakognitive Akte."[85]

84 Stellvertretend dazu möchte ich aus einer Seminararbeit von Jennifer Grunberg zitieren, die mit einer Kommilitonin marokkanischer Herkunft die Unterschiede der familiären Vermittlung des Nationalsozialismus bearbeitet hat: „Anfangs waren wir skeptisch, was bei uns beiden denn dabei herauskommen würde. Wir erwarteten eigentlich kaum Unterschiede, jedenfalls fielen uns spontan keine ein. Ich habe N. auch nicht wirklich als Immigrantin gesehen, schließlich wurde sie in Deutschland geboren und bezeichnet Deutschland als auch ihre Heimat. Doch es stellte sich heraus, dass es einige gravierende Unterschiede gab, so zum Beispiel der Fakt, dass N.s Vater seinen Kindern das Geschehen sehr gezielt vermittelte, um sie zu warnen und zu schützen, und meine Eltern die Vermittlung der Schule überließen." Jennifer Grunberg, Unterschiede bei der Vermittlung des Nationalsozialismus in einer deutschen und marokkanischen Familie, unveröffentliche Seminararbeit, WS 2004/05, Bergische Universität Wuppertal, Fachbereich Bildungswissenschaften, Wuppertal 2005, S. 2.

85 Jerome Bruner, Die Sprache der Erziehung, in: *Zeitschrift für Pädagogik*, Jg. 48 (2003), H. 4, S. 485 bis 498, hier S. 493.

Die Deutschen in der UdSSR – eine „fünfte Kolonne"?

Die sowjetisch-deutschen Beziehungen Mitte der 1920er Jahre aus der Sicht der OGPU

Von Wladislaw Hedeler und Andrej Savin

Im Februar 1922 erfolgte die Reorganisation der sowjetischen Geheimpolizei – der Gesamtrussischen Außerordentlichen Kommission (VČK) – zur Staatlichen Politischen Verwaltung (GPU) beim NKVD der RSFSR. Im Mai 1922 entstand innerhalb der GPU eine für Spionageabwehr zuständige Abteilung, die Kontrrazvedyvatel'nyj otdel (KRO). Sie stand unter der Leitung von Artur Artuzov.[1] Unter seiner Führung entfalteten die Mitarbeiter der Abteilung eine rege Tätigkeit im Kampf gegen die Geheimdienste der baltischen Staaten, Polens und Finnlands sowie gegen die Zentren der weißen Emigranten und „belieferten" die Stäbe der zur Entente gehörenden Staaten mit Desinformationen über die Rote Armee. Alle in der UdSSR lebenden Ausländer sowie jene Personen, die Verwandte oder Angehörige im Ausland hatten, ferner politische Emigranten und Vertreter der deutschen, polnischen, estnischen, litauischen und lettischen Diaspora – sie alle gerieten ins Blickfeld der KRO.

Das im Ergebnis des Ersten Weltkrieges geschwächte Deutschland lag Anfang der 1920er Jahre gewissermaßen an der Peripherie der Interessensphäre der sowjetischen Spionageabwehr. Diese Tendenz nahm nach der Unterzeichnung des Rapallovertrages im April 1922 zu. Deutschland wurde für ein Jahrzehnt zum wichtigsten strategischen Partner der UdSSR in Europa, die Reichswehr erhielt die Möglichkeit, in Rußland (in Kazan und Lipeck) Ausbildungslager zu unterhalten und neue Waffensysteme, vor allem Flugzeuge und Kampfwagen, zu testen. Der Entfaltung der sowjetisch-deutschen Beziehungen Rechnung tragend, betrachteten die Organe der KRO Deutschland zunächst als ein „befreundetes Land, das keiner Spionage- und konterrevolutionärer Tätigkeit" in Rußland nachgehe.[2]

Im Jahr 1924 änderte sich die Situation; dazu trugen zweifellos sowohl das Scheitern des abenteuerlichen Versuchs, die Revolution im Herbst 1923 nach Deutschland zu „exportieren",[3] als auch der Schwenk der deutschen Diplomatie in Richtung Westen bei, der im August 1924 zur Annahme des Dawesplans führte. Die sich abzeichnende Stabilisierung in Europa und die Möglichkeit der Wiedererrichtung einer „Einheitsfront"

1 Artur Christianovič Artuzov [Frauči] (1891–1937). Von 1922 bis 1927 Leiter der Spionageabwehr der OGPU der UdSSR, seit 1931 Leiter der Auslandsabteilung (INO) der OGPU bzw. Hauptverwaltung Staatssicherheit des NKVD der UdSSR. 1934 bis 1937 Erster Stellvertretender des Leiters der 4. Verwaltung (Aufklärung) im Generalstab der Roten Arbeiter- und Bauernarmee. Am 13. Mai 1937 verhaftet und zum Tode verurteilt. Am 21. August 1937 erschossen.

2 Vgl. Dokument 3.

3 Vgl. Deutscher Oktober 1923. Ein Revolutionsplan und sein Scheitern. Herausgegeben von Bernhard H. Bayerlein, Leonid G. Babičenko, Fridrich I. Firsov und Aleksandr Ju. Vatlin, Berlin 2003.

der kapitalistischen Staaten riefen unter den Bolschewki ernsthafte Besorgnis hervor. Auch die Spionageabwehr der Vereinigten Staatlichen Politischen Verwaltung (OGPU) änderte daraufhin ihre Haltung gegenüber Deutschland von Grund auf; der Einschnitt war gravierender als der von seiten der Führungen der KPR(B) und der Roten Armee. Am 9. Juli 1924 unterzeichneten Genrich Grigor'evič Jagoda und Artuzov das Rundschreiben der OGPU Nr. 7/37 „Über die deutsche Spionage und den Kampf gegen sie". Ein Jahr später schickte Artuzov an den Leiter der OGPU Feliks Ėdmundovič Dzierżyński eine Sammlung von fünf analytischen Berichten „Über die Tätigkeit der Deutschen in der UdSSR".

Der Grundtenor dieser Dokumente war folgender: Unter dem Deckmantel von Rapallo hat der deutsche Geheimdienst unter Mitwirkung und Unterstützung durch deutsche nationalistische Organisationen mit der Spionage- und Wühltätigkeit auf dem Territorium der UdSSR begonnen. Alles das geschieht unter dem Schutz der diplomatischen Vertretungen, unter Mitwirkung von humanitären Organisationen und unter Ausnutzung von Konzessionen. Die eigentliche Basis der Spionage und eine wichtige Informationsquelle ist die zahlreiche nationalistisch und profaschistisch eingestellte deutsche Bevölkerung der UdSSR, in erster Linie die Wolgadeutschen, die deutschen Siedler in der Ukraine und in Sibirien und deren Wirtschafts- und religiöse Vereinigungen. Als eine besondere Gefahr im Falle eines Krieges empfanden die Geheimdienstler die dichte Besiedlung der Grenz- und Industriegebiete sowie der „wohlbestellten" landwirtschaftschaftlichen Zentren durch die Deutschen. Es war Dzierżyński, der diese Auffassung den Politbüromitgliedern unterbreitete, die 1925 mehrfach „deutsche" Fragen auf der Tagesordnung der Politbürositzungen hatten.[4]

Somit hatte die OGPU der UdSSR, lange bevor die Nationalsozialisten an die Macht kamen, die Theorie einer deutschen „fünften Kolonne" aufgestellt, die in der Zeit des „großen Terrors" 1937 bis 1938 zur Anwendung kam.[5] Die Bedeutung dieser Dokumente besteht darin, daß es sich bei ihnen gewissermaßen um den Startschuß für die landesweite operative Tätigkeit der Geheimdienste der UdSSR gegen die Sowjetdeutschen handelte.

Diese Dokumente werden im Russischen Staatsarchiv für sozialpolitische Geschichte (RGASPI) im Bestand Feliks Dzierżyński (Dzeržinskij) – f. 76, op. 3, d. 317 – aufbewahrt. Sie wurden bisher nicht veröffentlicht, ein Hinweis auf sie findet sich bei V. S. Izmozik.[6] Für die vorliegende Publikation wurden das Rundschreiben der OGPU

4 Vgl. Politbjuro CK RKP(b)-VKP(b). Povestki dnja zasedanij 1919–1952. Katalog. Tom 1: 1919–1929, Moskau 2000, S. 350–426.

5 Vgl. Nikita Ochotin und Arseni Roginski, Zur Geschichte der „Deutschen Operation" des NKWD 1937–1938, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2000/2001*, S. 89–125; Direktivbrief der Hauptverwaltung Staatssicherheit des NKWD. Über die terroristische, Diversions- und Spionagetätigkeit der deutschen Trotzkisten im Auftrag der Gestapo auf dem Territorium der UdSSR, 14. 2. 1937, in: Reinhard Müller, Herbert Wehner. Moskau 1937, Hamburg 2004, S. 362–397.

6 V. S. Izmozik, Glaza i uši režima. Gosudarstvennyj političeskij kontrol' za naseleniem Sovetskoj Rossii 1918–1928 [Augen und Ohren des Regimes. Staatliche politische Kontrolle der Bevölkerung Sowjetrußlands 1918–1928], St. Petersburg 1995, S. 129.

vom 9. Juli 1924, der Bericht „Die deutsche konterrevolutionäre Tätigkeit in der UdSSR"[7] und das Begleitschreiben von Artuzov ausgewählt.

Dokument 1
Begleitschreiben des Leiters der KRO der OGPU der UdSSR, Artur Artuzov, zu den Berichten über die Tätigkeit der Deutschen in der UdSSR,[8] Moskau, den 14. Juli 1925

(Quelle: RGASPI, f. 76, op. 3, d. 317, l. 11. Handschriftliches Original.)

Für Gen.[enossen] Dzeržinskij. Anbei fünf Berichte[9] über die Aktivitäten der Deutschen in der UdSSR und eines unserer Rundschreiben.[10] Die allgemeine Schlußfolgerung: Unbestreitbar ist, daß die deutschen Nationalisten beträchtliche Aktivitäten in jeder Richtung unternehmen und in den deutschen Siedlungen[11] in der UdSSR inzwischen mehr Einfluß haben als wir. Letzterer (unser Einfluß) geht offensichtlich gegen Null. „Junkers"[12] und „GEFU"[13] müßten meines Erachtens liquidiert werden.

Artuzov.

7 Zur Geschichte der sowjetisch-deutschen Zusammenarbeit auf militärtechnischem Gebiet Anfang der 1920er Jahre siehe z. B.: S. A. Gorlov, Soveršenno sekretno. Al'jans Moskva–Berlin, 1920–1933 [Streng geheim. Die Allianz Moskau–Berlin 1920–1933], Moskau 2001. – Im Buch wird ohne Quellenverweis auf das Archiv aus der Notiz von Artuzov zitiert.

8 Bei den Berichten über die Tätigkeit der Deutschen in der UdSSR handelt es sich um eine Antwort auf die Anfrage von Feliks Ėdmundovič Dzierżyński vom 6. 7. 1925 an den stellvertretenden Vorsitzenden der OGPU, Genrich Grigor'evič Jagoda, und den Leiter der Auslandsabteilung der OGPU, Mejer Abramovič Trilisser. Dzierżyński erkundigte sich u. a., „ob die deutsche Regierung sowie monarchistische und nationalistische Kreise auf den Sturz des Bolschewismus in der UdSSR hinarbeiten". Als Vorsitzender des Obersten Volkswirtschaftsrates der UdSSR interessierte sich Dzierżyński auch für Fragen der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit der Gewährung von Konzessionen für deutsche Firmen. Vgl. Rasporjaženie F. Ė. Dzeržinskogo G. G. Jagode i M. A. Trillisseru sobrat' material o politike germanskogo pravitel'stva, 6. 8. 1925 [Weisung von F. Ė. Dzeržinskij an G. G. Jagoda und M. A. Trillisser, Material über die Politik der deutschen Regierung zu sammeln, 6. 8. 1925], in: A. M. Plechanov, VČK-OGPU v gody novoj ėkonomičeskoj politiki 1921–1928, Moskau 2006, S. 624.

9 Die Berichte in d. 317, l. 21–41, sind in folgender Reihenfolge abgelegt: 1. Verallgemeinernder Bericht „Die deutsche konterrevolutionäre Arbeit in der UdSSR"; 2. Über die Tätigkeit der Konzessionsfirma „Junkers" in der UdSSR. 3. Über die GEFU; 4. Über die Tätigkeit des Rates der Abteilungen Kultur und Wirtschaft der Deutschen Botschaft Gustav Hilger; 5. Über die deutsche Konzessionsfirma „Mologoles" [Mologa ist ein Nebenfluß der Wolga, an dem die Waldungen der Konzessionen lagen; „les" ist das russische Wort für Wald sowie Holz]. Das Dokument ist von Artuzov korrigiert, seine Unterschrift steht auch unter dem Dokument über Gustav Hilger. Den fünften Bericht unterzeichneten der Leiter der Ökonomischen Verwaltung der OGPU Georgij Ivanovič Blagonravov und der Leiter der 1. Abteilung der ĖKU der OGPU Moločnikov.

10 Siehe Dokument 2.

11 Im Original steht „kolonii" = „Kolonien", hier immer mit „Siedlungen" übersetzt. Ebenso wurden – wenn es sich nicht um Eigennamen handelte – „kolonisty" = „die Kolonisten" mit „die Siedler" übersetzt.

12 Bereits Ende 1919 plante die Firmenleitung von Junkers, in Rußland ein Flugzeugwerk zu errichten und die vorhandenen Fluglinien zu unterhalten. Ein Vertrag mit Junkers über die Produktion von

Dokument 2
Rundschreiben der OGPU Nr. 7/37 „Über die deutsche Spionage und den Kampf gegen sie" (auf der Grundlage von Materialien der KRO OGPU),[14] Moskau, den 9. Juli 1924

(Quelle: RGASPI, f. 76, op. 3, d. 317, l. 42–45. Gedruckter Text. Veröffentlichung in Auszügen.)

Nach Abschluß des Rapallovertrages hatten die deutsche Wirtschaft und der deutsche Handel die Möglichkeit, ihre Tätigkeit auf dem Territorium unserer Republik zu entfalten. Von diesem Moment an ist ein gewaltiger Ansturm von seiten deutscher Konzessionäre, Industrieller und Geschäftemacher zu beobachten, die Industrie- und Handelsunternehmen, Transportgesellschaften, Reisebüros und Konzessionsbetriebe gründen. Die überwiegende Mehrheit dieser Unternehmen hat mit Spionage zu tun. Häufig erwiesen sich diese Unternehmen und Kontore aller Art ausschließlich als Spionagebüros, für die ihr Aushängeschild und die aufgebauschten kommerziellen Geschäfte die notwendige Tarnung darstellen. Durch uns ist festgestellt, daß es sich bei den Mitarbeitern dieser Unternehmen größtenteils um ehemalige Offiziere des deutschen Geheimdienstes, zum Teil um ehemalige Offiziere des deutschen Generalstabes handelt, die heute Mitglieder verschiedener faschistischer Organisationen sind. Nur die Minderheit von ihnen sind Kommersantenund Industrielle. An der Spitze dieser Unternehmen begegnen wir oft Personen, die früher in Rußland lebten und die während der Revolution wegen Verdachts auf Spionage zur Rechenschaft gezogen worden sind.

Metallflugzeugen und Flugzeugmotoren wurde am 26. November 1922 in Moskau unterzeichnet. Die weitere Tätigkeit von Junkers in Sowjetrußland war von Mißerfolgen gekennzeichnet. Am 4. März 1926 faßte das Politbüro des ZK der KPR(B) den Beschluß über die Aufkündigung des Vertrages mit Junkers (vgl. Politbjuro CK RKP[b]-VKP[b] [Anm. 4], S. 442; vgl. Gorlov [Anm. 7]). Die objektiven Schwierigkeiten bei der Umsetzung des Vertrages wurden im Bericht der OGPU als Folge der Spionage und Sabotage von Firmenmitarbeitern hingestellt. Ihnen wurden die Einfuhr von starkwirkenden Gasen und Giften zu Spionagezwecken und die finanzielle Unterstützung der protestantischen Kirchen, den Mitarbeitern der Junkers-Fluggesellschaft Kontakte zu den konterrevolutionären Organisationen der deutschen Siedler vorgeworfen. Ein weiterer gegen Junkers erhobener Vorwurf betraf den Tod des Kandidaten des ZK der KPR(B) Aleksandr Fedorovič Mjasnikov (Mjasnikjan), geboren am 28. Januar 1886, des Vorsitzenden der Transkaukasischen Tscheka Solomon Grigor'evič Mogilevskij, geboren 1885, und des Volkskommissars für Post und Fernmeldewesen in Transkaukasien Georgij Aleksandrovič Atarbekov (Atarbekjan), geboren am 2. Dezember 1892, am 22. März 1925 (siehe d. 317, l. 25–26). Nach diesem Unglücksfall verbot Stalin führenden Funktionären, Flugzeuge als Verkehrsmittel zu benutzen.

13 Gesellschaft zur Förderung gewerblicher Unternehmungen – im August 1923 auf Initiative des Kriegsministerium mit Sitz in Moskau und Berlin mit dem Ziel, die sowjetisch-deutsche Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Rüstungsindustrie zu finanzieren und zu koordinieren, gegründet. Die Gesellschaft wurde im April 1926 von deutscher Seite aufgelöst. Graf Ulrich von Brockdorff-Rantzau schätzte die Zahl ihrer Informanten auf ca. 5000 (vgl. Plechanov [Anm. 88], S. 66).

14 In einer Auflage von 150 Exemplaren gedruckt, das von uns verwendete Exemplar trägt die Nummer 104 und wurde dem Leiter der 2. Abteilung der KRO der OGPU ausgestellt.

Nach uns vorliegenden und von uns überprüften Berichten aus dem Ausland verfügt der Stab der faschistischen Organisationen in Deutschland über genaue Angaben über den Zustand, die Standortverteilung und das Stimmungsbild unserer Roten Armee.

Diese Unternehmen betreiben Militärspionage, indem ihre Mitarbeiter, ehemalige Offiziere, Aufträge des Kriegsministeriums ausführen und sich als treue Kader des deutschen Geheimdienstes erweisen. Außerdem betreiben sie Spionage auf unserem Territorium in den Bereichen Diplomatie und Wirtschaft (für die führenden deutschen Spezialisten, deren Interessen sie vertreten).

In Anbetracht dessen, daß alle diese Gesellschaften fast unbegrenzte Möglichkeiten haben, auf ökonomischer Grundlage nicht nur mit Deutschen, sondern auch mit der russischen Bevölkerung und staatlichen Einrichtungen Kontakte zu pflegen, stellt ihre Tätigkeit eine besondere Gefahr dar, um so mehr, als die für das deutsche Großkapital ermittelten Informationen über die UdSSR von dessen Vertretern an die Ententemächte weitergegeben werden können – insbesondere an Frankreich und an die sich um die Kleine Entente gruppierenden Staaten. Diese Unternehmen verfügen über organisch enge Beziehungen zu diplomatischen Vertretungen und Konsulaten[15] auf unserem Territorium, in denen das gesammelte Material konzentriert und weitergeleitet wird.

Den Nährboden für den deutschen Geheimdienst in Rußland stellt die viele Millionen zählende Bevölkerung deutscher Herkunft und Abstammung dar (kulakische und „intelligenzlerische" Elemente aus deutschen Siedlungen in Dörfern und Städten). Sie stellen die Hauptquelle für die durch den deutschen Geheimdienst gesammelten und diesem übergebenen Informationen dar, worauf von seiten der Deutschen besonderes Augenmerk gelegt wird.[16] Die Verbindung der deutschen Vertretungen und Konsulate zur Bevölkerung deutscher Herkunft und Abstammung ist sehr eng und wird im wesentlichen durch die Zweite Abteilung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten aufrechterhalten,[17] durch die Abteilung Propaganda und Schutz/Verteidigung der Deutschen im Ausland, der die Anleitung der Auslandsorganisationen der Auslanddeutschen obliegt und deren ausführendes Organ in Rußland das Deutsche Rote Kreuz ist.[18]

Das Deutsche Rote Kreuz verfügt in Rußland über ein breites Netz seiner Organisation, insbesondere in der Ukraine, im Südosten, im Wolgagebiet, in Leningrad sowie im Leningrader Gouvernement und in Sibirien, d.h. an genau jenen Orten, wo die Deutschen das Gros der Bevölkerung bilden, nämlich die Siedler. Durch den Erhalt von Konzessionen bringt das Deutsche Rote Kreuz unter dem Aushängeschild verschiedener wohltätiger Organisationen und Gesellschaften seine Vertreter unter,

15 Von 1923 bis 1937 gab es auf dem Territorium der UdSSR sieben deutsche Konsulate: Generalkonsulate in Leningrad, Char'kov und Tiflis sowie Konsulate in Odessa, Kiev, Novosibirsk und Vladivostok.

16 Nach Angaben der Volkszählung von 1926 lebten in der UdSSR 1 238 468 Deutsche.

17 Offensichtlich war die Ostabteilung des deutschen Auswärtigen Amtes unter Leitung von Herbert von Dirksen (2. April 1882 – 19. Dezember 1955) gemeint.

18 1921 faßte die Regierung Deutschlands als erste den Beschluß, 50 Millionen Mark für den Kauf von Medikamenten für die Hungernden in Rußland zu bewilligen. Diese Mittel wurden dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt, das den Ankauf der Medikamente übernahm.

richtet Krankenhäuser, Schulen, Klubs, Erste-Hilfe-Stationen usw. ein, hegt und kultiviert unter dem Aushängeschild national-aufklärerischer Arbeit den nationalen Geist und die bäuerlich-kulakische Ideologie der deutschen Siedler, wodurch letztere zu natürlichen kostenlosen Quellen des deutschen Geheimdienstes werden, der aus ihnen genaue Informationen über den Zustand unserer Wirtschaft, unserer Armee und der politischen Situation im Land schöpft. Durch uns ist festgestellt worden, daß die deutsche Regierung durch ihre diplomatischen Vertretungen und über das Rote Kreuz die antikommunistische Presse der Siedler, deutsche Schulen und Gewerkschaften finanziert und in diesen antisowjetische Propaganda betreibt.[19]

Die deutsche Regierung gibt in Berlin speziell folgende Zeitungen heraus: „Der Wolgadeutsche"[20] und „Heimkehr",[21] sie werden über das Rote Kreuz per Post aus Deutschland und im Direktversand in Rußland ausgeliefert. Die Post des Deutschen Roten Kreuzes wird mit der Diplomatenpost der deutschen Botschaft befördert. [...][22]

Als besonders gefährlich und besondere Aufmerksamkeit erfordernde Einrichtungen sind die Vereinigungen der Siedler, die sogenannten „Kulturvereine", einzuschätzen, die unter dem Deckmantel kulturerzieherischer Arbeit unter ihren Mitgliedern, deren materielle und wirtschaftliche Interessen sie bedienen und die als solche Organisationen darstellen, die den Einfluß der deutschen Regierung unter den deutschen Siedlern und, was häufig ist, konterrevolutionäres Gedankengut verbreiten. Diese Organisationen sind durch die Bank mit den deutschen diplomatischen Einrichtungen verbunden und werden von diesen angeleitet. Die Vertreter der Organisationen der Siedler reisen oft ins Ausland. Die deutschen Siedler sind die Basis nicht nur für die Wirtschafts-, sondern auch für die Militärspionage im Interesse Deutschlands. In der letzten Zeit waren wir gezwungen, einigen Vertretern des Deutschen Roten Kreuzes aus Zentren der deutschen Siedlungen in der UdSSR wegen staatsfeindlicher Tätigkeit und Spionage die Einreisevisa zu verweigern. [...][23]

Die oben angeführten Angaben decken das Netz, die Organisation und die Arbeitsmethoden des deutschen Geheimdienstes in Rußland auf und vermitteln reiche Erfahrungen im Hinblick auf die Führung des Kampfes gegen diesen. Diese Erfahrungen sind zu berücksichtigen, es sind die entsprechenden Schlußfolgerungen zu ziehen und die Methoden sowie die Art und Weise unseres Kampfes gegen den deutschen

19 In dem bereits erwähnten Bericht über Hilger, den ehemaligen Vorsitzenden des Deutschen Roten Kreuzes in Rußland, wurde darauf hingewiesen, „daß das Deutsche Rote Kreuz unter Leitung von Herrn Hilger eine Filiale ‚des ZK der Auslandsdeutschen war' und unter dem Deckmantel wohltätiger Arbeit Spionage und nationalistische Propagandatätigkeit betrieb. Mitglieder eines vom Roten Kreuz unterstützten Hehlerringes wurden verhaftet und des Landes verwiesen" (vgl. l. 35–36).

20 *Der Wolgadeutsche. Unabhängige Wochenschrift für die kulturelle und wirtschaftliche Förderung des Wolgadeutschtums,* Berlin: Wolgadeutsche An- und Verkaufsgenossenschaft, 1922–1925.

21 *Heimkehr. Kriegszeitschrift des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer* [ab 1921:] *Halbmonatsschrift für die deutschen Kolonisten im Osten und ihre Landsleute in Deutschland und Amerika.* Hrsg. von Alfred Borchardt, Berlin 1916–1923.

22 In der ausgelassenen Passage ist die Rede von der Tätigkeit von Junkers, von „Deruluft" (einer gemischten deutsch-russischen Lufttransportgesellschaft) und der Firma Krupp in Rußland.

23 Dasselbe.

Geheimdienst zu systematisieren. Diese Aufgabe ist außerordentlich schwer, um so mehr, als vor Ort gesammelte und systematisierte Erfahrungen uns äußerst selten erreichen und es um die Kontakte zu einigen Orten mehr schlecht als recht bestellt ist. Folglich kann man einen tatsächlichen Kampf nur dann führen, wenn die Information zwischen der Zentrale im Zentrum und den Regionen regelmäßig ausgetauscht wird, wenn die Verbindungen gut funktionieren, die vorliegenden Erfahrungen kollektiv ausgewertet und die Weisungen der Zentrale widerspruchslos und unverzüglich ausgeführt werden.

Die vor uns stehenden Aufgaben auf dem Gebiet des Kampfes gegen den deutschen Geheimdienst sind komplizierter und gewaltiger als die Methoden des Kampfes, deren wir uns gegen die Spionage von seiten jener Staaten und ihrer Staatsbürger bedienen, die uns nicht anerkennen.[24]

Ausgehend von diesen Überlegungen sind wir gezwungen, gegenüber den deutschen Staatsbürgern auf Repressivmaßnahmen zu verzichten, wenn diese nicht zwangsläufig erforderlich sind, um so mehr, als das diplomatische Verwicklungen nach sich ziehen kann. Repressivmaßnahmen können selbstverständlich als im Strafgesetzbuch der UdSSR[25] verankerte Antwort auf ungesetzliche Aktivitäten erfolgen, aber auch das nur dann, wenn die Beschuldigung juristisch vollkommen bewiesen ist. Doch auch in diesem Falle ist es angebracht, sich vorab mit der KRO der OGPU im Hinblick auf den Erhalt eines Haftbefehls in Verbindung zu setzen; eine Ausnahme bilden nur außerordentlich wichtige Fälle, wenn das Verbrechen bewiesen und ein Hinauszögern der Operation aufgrund der Umstände unmöglich ist. Doch auch in diesem Falle muß die KRO der OGPU unverzüglich über die Operation informiert werden. Diplomaten, Personen, die Immunität genießen, zur Verantwortung ziehen können wir überhaupt nicht. Wenn kompromittierendes Material vorliegt, können wir das nur über das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten vorbringen. Den Antrag auf Abberufung kann nur das KRO der OGPU stellen.

Konkret muß unsere Arbeit das folgende Niveau erreichen:

1. Die Aufklärung[26] in allen deutschen diplomatischen Vertretungen, Konsulaten, Unternehmen, Kontoren, Konzessionsunternehmen usw. sowie die unter den deutschen Korrespondenten muß auf das nötige Niveau gebracht werden. Sehr wünschenswert, wenn sich die Möglichkeit hierzu ergibt, ist die Anwerbung von Korrespondenten, denn eine uns genehme Berichterstattung in der ausländischen Presse ist sehr wichtig. Dabei muß man sich in erster Linie jener Korrespondenten bedienen, die ständig in Rußland leben, und erst dann jener, die nur für kurze Zeit hierhergekommen sind. Wir lenken Ihre Aufmerksamkeit auf das Rundschreiben der KRO der OGPU Nr. 4, in dem die Methode der Anwerbung von Mitarbeitern ausländischer Pressemissionen ausführlich ausgeführt ist.

24 Vgl. die von Plechanov (Anm. 8), S. 310, im Kapitel 6 „Über die Grundrichtungen der operativen Arbeit der VČK-OGPU" seines Buches angeführten Beispiele.

25 Gemeint ist das Strafgesetzbuch der RSFSR.

26 Im Original: osvedomlenie = Information.

2. Eine genaue Erfassung aller aus dem Ausland eintreffenden Deutschen ist zu organisieren. Die Verbindung zwischen der KRO und den administrativen Abteilungen der örtlichen Exekutivkomitees ist auf den erforderlichen Stand zu bringen und zu erreichen, daß kein einziger Paß an Deutsche ohne vorherige Abstimmung mit der Gouvernementsabteilung der OGPU ausgestellt wird.

Die Paßbestimmungen für Ausländer sind jetzt in Arbeit und werden bald verschickt. Bei der Ausstellung und Verlängerung von Auslandspässen[27] muß man sich streng an diese Regeln halten. Dabei ist darauf zu achten, daß diese Paßmaßnahmen reibungslos, auf für die Deutschen unerkennbare Weise verlaufen. Vor allem die überflüssige Beschneidung von Rechten und Krittelei sind zu vermeiden, ein direkter Kontakt zu den Auslandsabteilungen der Exekutivkomitees ist herzustellen. Diesbezügliche Entscheidungen müssen sofort getroffen werden. In diesem Zusammenhang muß die Kontrolle der Reisetätigkeit der deutschen Bürger, vor allem jener, die aus dem Ausland anreisen und mit deutschen Einrichtungen in Verbindung stehen, auf dem erforderlichen Niveau sein. Über die Abreise einzelner, der Spionage verdächtigter Personen ist die KRO oder die Geheime Operative Abteilung der OGPU[28] vor Ort zu informieren.

3. Eine strenge Registrierung und Kontrolle der in unseren staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen beschäftigten Deutschen und der Personen deutscher Abstammung ist zu gewährleisten. Entlassungen sind dann vorzunehmen, wenn Verbindungen zwischen diesen Bürgern und deutschen Vertretungen oder Unternehmen bestehen, und insbesondere dann, wenn die betreffende Person aufgrund ihrer Dienststellung den Deutschen sie interessierende Informationen geben kann. Die Entlassung ist in diesen Fällen immer mit Personalabbau zu begründen, auf keinen Fall unter Hinweis auf die ausländische Abstammung. Hierbei muß man sich vom Rundschreiben der OGPU Nr. 135192 vom 9. Januar 1924 leiten lassen.

27 Gemeint sind die für Ausländer ausgestellten Aufenthaltsgenehmigungen. Vgl. Larissa und Sergej Belkowez, Gescheiterte Hoffnungen. Das deutsche Konsulat in Sibirien 1923–1938. Hrsg. von Bernd Bonwetsch, Essen 2004, S. 48–52. „Im Jahre 1924 begann der Sowjetstaat, den Aufenthalt ausländischer Staatsbürger auf seinem Territorium rechtlich zu regeln. Gemäß der Verordnung über die Unionsbürgerschaft vom 29. Oktober 1924 erhielten alle Ausländer, die auf dem Territorium der Sowjetunion ‚zur Ausübung werktätiger Beschäftigungen' lebten [...], dieselben politischen Rechte wie die Staatsbürger der UdSSR. Sie mußten allerdings ihre rechtmäßige ausländische Staatsbürgerschaft nachweisen. Artikel 3 des Gesetzes bestimmte, daß ‚jeder, der sich auf dem Territorium der UdSSR aufhält, als Unionsbürger gilt, solange er nicht nachweisen kann, daß er ausländischer Staatsbürger ist'. Die Anerkennung der ausländischen Staatsbürgerschaft erfolgte durch Erteilung einer Aufenthaltsgenehmigung [...] Die Kreisverwaltungsabteilungen waren beauftragt, die im Land lebenden Ausländer regelmäßig zu registrieren und ihnen die Aufenthaltsgenehmigungen auszustellen [...] Sie waren mit einer Fotografie oder den Fingerabdrücken ihrer Inhaber zu versehen [...] Es gab zwei Kategorien von Aufenthaltsgenehmigungen: für anerkannte Ausländer, die sich durch Reisepaß mit Visum und Einreisestempel ausweisen konnten, und für diejenigen, die über keine von der Staatsmacht als eindeutig akzeptierten Nachweise verfügten und als ‚sich als Ausländer erklärt Habende' galten. Wer sich nicht um eine Aufenthaltsgenehmigung bemühte bzw. keine erhielt, sollte als sowjetischer Staatsangehöriger gelten."

28 Sekretno-operativnaja čast' OGPU.

4. Eine Registrierung und Kontrolle aller Personen, die Verbindungen zu deutschen Vertretungen, Industrie- und Handelsunternehmen haben, ist zu gewährleisten, der Charakter dieser Kontakte usw. ist zu ermitteln. Russische und deutsche Staatsbürger, die mit der sowjetischen Staatsordnung sympathisieren, sind auf geschickte Weise anzuwerben und zur Durchleuchtung der Tätigkeit der deutschen Bürger einzusetzen, die in den oben genannten Spionageorganisationen tätig sind.

Besondere Aufmerksamkeit ist dabei der Registrierung und Kontrolle der in Rußland verbliebenen Angehörigen der ins Ausland geflohenen weißgardistischen Emigration entgegenzubringen. Ihre Kontakte zu hiesigen Vertretungen und sonstigen deutschen Einrichtungen, die von diesen aus dem Ausland bezogenen Zahlungen, Pakete und die Korrespondenz, die Versendung solcher in das Ausland, die aus Deutschland erhaltene Einreiseerlaubnis nach Deutschland usw. sind in der Regel Hinweise auf tatsächliche Verbindungen eines Emigranten zum deutschen Geheimdienst und eine bewußte oder unbewußte Spionagetätigkeit für die Deutschen von seiten der Angehörigen dieses Emigranten.[29] In den Gebieten, die während des Krieges von den Deutschen besetzt waren oder als Kriegsschauplätze galten, ist besonderes Augenmerk jenen deutschen Bürgern und den mit diesen verbundenen Personen entgegenzubringen, die nach dem Abzug der Deutschen im Gebiet verblieben sind, denn uns liegen Informationen darüber vor, daß die Deutschen nach dem Abzug aus den okkupierten Gebieten zahlreiche Geheimdienstoffiziere, die ihrer Geheimdienstätigkeit nachgehen, zurückgelassen haben.

5. Die Arbeit der Firmen, die mit der Luftfahrt zu tun haben, ist zu überprüfen.

6. Eine sorgfältige Beobachtung aller Vereinigungen, Schulen, Klubs und wohltätigen Organisationen usw. der deutschen Siedler ist zu organisieren, um über ihre Arbeit, ihre Verbindung mit den Vertretungen im Ausland und dem Deutschen Roten Kreuz usw. im Bilde zu sein. Auf diesem Gebiet stellt die interne Beobachtung kein besonderes Problem dar, denn die Vereinigungen sind zugänglich, diese Informationen sind von großer Bedeutung, denn ein beachtlicher Teil der Arbeit des deutschen Geheimdienstes erfolgt gerade unter den deutschen Siedlern.

7. Zu intensivieren ist die Filtration der Überläufer und Politemigranten aus Deutschland, die angeben, der Kommunistischen Partei Deutschlands anzugehören und als deren Mitglied von der deutschen Polizei verfolgt worden zu sein. Bei diesen Überläufern handelt es sich häufig um Parteilose, die aus materiellen Überlegungen aus Deutschland geflohen sind, oft mit der Absicht, hier zu spionieren. Alle Überläufer, die sich als Mitglieder der KPD ausgeben, aber ohne Auftrag oder Genehmigung des

29 Der Briefzensur maß die Führung der sowjetischen Geheimpolizei stets große Bedeutung bei. Für die Briefzensur gab es innerhalb der GPU-OGPU eine eigene Unterabteilung. Anfang der 1920er Jahre hieß sie Politkontrolle (Politkontrol'). In seinem Bericht an V. R. Menžinskij über die operative Analyse des aus dem Ausland eintreffenden Materials bemerkte F. Ė. Dzierżyński am 30. März 1924: „Sogar die unschuldigsten Briefe können einen Hinweis enthalten. Die Politkontrolle könnte diesbezüglich viel leisten." Vgl. RGASPI, f. 76, op. 3, d. 331, l. 2.; vgl. auch die Angaben über die Postkontrolle bei Plechanov (Anm. 8), S. 288. Die für Politkontrolle zuständige Abteilung der GPU auf der Krim überprüfte vom 15. Dezember 1921 bis zum 1. Januar 1922 insgesamt 92 221 Briefe und 25 117 Telegramme.

ZK der KPD eingereist sind, sind im Anschluß an die sofortige Überprüfung ihrer Personalien durch die zuständigen Parteiorganisationen der KPD und ihrer Vertretungen gemäß Artikel 66[30] und 98[31] des Strafgesetzbuches zu verurteilen, wenn es sich herausstellt, daß sie nicht der KPD angehören.

8. Besondere Aufmerksamkeit ist bei Kontakten von Mitgliedern der KPR(B) zu deutschen Vertretungen angebracht. Es gibt Beispiele, daß Mitglieder der KPR(B), vor allem ehemalige Emigranten unter ihnen, die deutsche Staatsbürgerschaft behalten wollen und deshalb Kontakte zu deutschen Vertretungen pflegen, um einen nationalen Paß zu erhalten.[32] Diesem muß ein Ende gemacht werden, denn die Deutschen können sich durch die Parteimitglieder problemlos ein Bild von den geheimsten Angelegenheiten der staatlichen und Parteipolitik machen. Auf diesem Gebiet muß man Hand in Hand mit den Parteiorganisationen zusammenarbeiten. Insbesondere muß man sich vor dem Eindringen von Agenten des deutschen Geheimdienstes in unsere Partei- und Bildungseinrichtungen schützen.

9. Zu verstärken ist die Zusammenarbeit zwischen der Wirtschaftsabteilung[33] und der KRO auf dem Gebiet der Kontrolle der deutschen Unternehmen. Der Erfolg der Arbeit einer Firma, die auf wirtschaftlichem Gebiet erzielten Ergebnisse, ein Vergleich mit den tatsächlichen Ausgaben, die Lebensbedingungen von Mitarbeitern unterschiedlicher Firmen gestatten es, zu beurteilen, wie es um die kommerzielle und Wirtschaftstätigkeit bestellt ist und ob diese weiter zu gestatten ist oder nicht. Eine erfolgreiche Beobachtung auf diesem Gebiet kann zur Ermittlung jener Personen beitragen, die in der jeweiligen Firma Spionage unter dem Deckmantel von Handelstätigkeit betreiben.

10. Es ist erforderlich, gemeinsam mit der Wirtschaftsabteilung eine Beobachtung der örtlichen Wirtschaftsorgane zu organisieren, denn es war bei uns gang und gäbe, daß örtliche Organe Ausländern nicht nur Auskünfte über den Zustand unserer Wirtschaft erteilten, sondern auch ohne jegliche Kontrolle durch die Zentrale und ohne eine Genehmigung dazu zu haben, Material zur Veröffentlichung im Ausland zur Verfügung stellten, z. B. für die Publikation im von der Berliner Handelsvertretung herausgegebenen „Spravočnik", was den Deutschen die Wirtschaftsspionage

30 Artikel 66 des Strafgesetzbuches der RSFSR aus dem Jahr 1922 definierte den Straftatbestand der Spionage und entsprach dem Artikel 58-6 in der Fassung des Strafgesetzbuches von 1926. Die Strafen bewegten sich zwischen drei und fünf Jahren bzw. der Todesstrafe.

31 Artikel 98 des Strafgesetzbuches der RSFSR aus dem Jahr 1922 definierte den Straftatbestand der Ein- bzw. Ausreise ohne gültigen Paß (illegaler Grenzübertritt) und der Hilfeleistung beim illegalen Grenzübertritt und entsprach den Artikeln 84 und 59-10 in der Fassung des Strafgesetzbuches von 1926. Die Strafen bewegten sich zwischen 500 Rubel Geldstrafe und einem Jahr Haft.

32 „Voraussetzung für die Anerkennung [der ausländischen Staatsbürgerschaft] war, daß der Betreffende nicht Bürger einer der Sowjetrepubliken war und über den erforderlichen ausländischen Paß verfügte. Als Pässe wurden im Ausland ausgegebene Pässe anerkannt, in denen das sowjetische Visum und der Einreisestempel vermerkt waren, sowie solche, die durch ausländische Vertretungen in der Sowjetunion ausgestellt waren, deren Recht auf Vergabe von Pässen die Sowjetunion anerkannt hatte. Über ein solches Recht verfügten die deutschen Konsulate gemäß dem Konsularvertrag vom 12. Oktober 1925." Vgl. Belkowez (Anm. 27), S. 48.

33 Gemeint ist die Verwaltung Wirtschaft der OGPU – Ėkonomičeskoe upravlenie OGPU (ĖKU).

außerordentlich erleichtert. Wir müssen unbedingt erreichen, daß die örtlichen Wirtschaftsorgane Kontakte zum Ausland, wenn dies erforderlich ist, ausschließlich über das Volkskommissariat für Außenhandel und seine Vertreter unterhalten. Die Auskünfte, die die Wirtschaftsorgane zur Veröffentlichung in örtlichen und ausländischen Publikationen erteilen, müssen genau überprüft worden sein, damit sie keine Informationen enthalten, die für die ausländische Wirtschaftsspionage von Interesse sind. Wir bitten darum, daß man sich auf diesem Gebiet von den Rundschreiben der Verwaltung Wirtschaft (ĖKU) der OGPU leiten läßt.

11. Schließlich, und darauf ist bereits hingewiesen worden, ist die Intensivierung der Kontakte zu den örtlichen Stellen, die Anleitung ihrer Arbeit, notwendig. Die nächste Aufgabe der Organe der OGPU im Zentrum und vor Ort ist die Verstärkung der Arbeit bezüglich der deutschen Spionage und deren Unterbindung mittels der oben genannten Methoden.

Mit der Versendung des vorliegenden Rundschreibens verbindet die KRO der OGPU den Vorschlag, einen ausführlichen Bericht über die die deutsche Spionage betreffende Arbeit im gesamten Zeitraum bis August 1924 zu erarbeiten. Dieser Bericht ist bis zum 1. November 1924 zusammen mit dem Monatsbericht an die KRO der OGPU zu schicken. Diesbezügliche Monatsberichte sind in Zukunft entsprechend der geltenden Ordnung vorzulegen.

Stellvertretender Vorsitzender der OGPU
G. Jagoda

Leiter der KRO der OGPU
Artuzov

Dokument 3
Bericht der KRO der OGPU „Die deutsche konterrevolutionäre Arbeit in der UdSSR", Moskau [vor dem 14. Juli 1925]

(Quelle: RGASPI, f. 76, op. 3, d. 317, l. 12–20. Schreibmaschinentext mit handschriftlichen Einträgen.)

Nach letzten, der Zentrale vorliegenden Berichten aus dem Ausland sowie nach den örtlichen Berichten ist zu beobachten, daß einerseits eine verstärkte Versendung konterrevolutionärer Literatur aus Deutschland erfolgt, eine zunehmende Ausrichtung Deutschlands auf England, eine Zunahme der Reaktion in Deutschland und eine Annäherung der russischen Emigration an den deutschen Faschismus zu beobachten sind sowie andererseits eine außerordentliche Zunahme der Aktivitäten der Organisation „Auslanddeutsche", die nach dem Sieg Hindenburgs reorganisiert worden ist.[34]

34 Gemeint ist der Wahlsieg Paul von Hindenburgs in den Präsidentschaftswahlen im April 1925.

„Auslanddeutsche" ist eine Organisation, die unter direkter Anleitung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten mit dem Ziel arbeitet, einerseits nationale Propaganda unter den Deutschen im Ausland zu treiben, andererseits ein umfangreiches Spionagenetz überall dort auf der Welt zu knüpfen, wo sich Deutsche aufhalten. Sie gewährt ihnen allseitige Unterstützung und ersetzt fast völlig den deutschen Geheimdienst, der offiziell nicht existiert. Die Organisation „Auslandsdeutsche" ist ihrer Zusammensetzung nach eine rein weißgardistische Organisation, die viele deutsche Emigranten einschließt, die aus Rußland geflohen sind, und die einen beachtlichen Einfluß auf die Außenpolitik der deutschen Regierung ausübt.[35]

Der Sieg Hindenburgs führte bei den letzten Wahlen zum Sieg der Kriegspartei, die sich um General von der Goltz,[36] den ehemaligen Chef der sogenannten Eisernen Division im Baltikum, schart. Als Vorsitzender der Organisation „Auslanddeutsche" wurde Admiral Hintze gewählt,[37] als Mitglieder Geheimrat Kühnemann, Oberst Schalle, Pastor von Hoboken, Geheimrat Grosser, kooptiert wurden außerdem Vertreter des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten sowie der Minister für Volkswirtschaft und Finanzen. Admiral Hintze ist Mitglied der Deutschen Nationalen Partei[38] und steht Admiral Tirpitz[39] nahe, der der „Junkers"-Gruppe nahesteht.

Mit der Wahl des neuen Vorstandes ging die Revision der Tätigkeit der Abteilung Rußland der Organisation „Auslanddeutsche", des sogenannten „ZK der in Rußland lebenden Deutschen"[40], einher. Die Organisation „Auslanddeutsche" gründet überall dort, wo es Deutsche gibt, Vereine, angeblich, um deren wirtschaftlichen Schutz zu übernehmen, doch die eigentliche Aufgabe besteht in der Verbreitung nationaler Propaganda und in der Spionage für den deutschen Generalstab und das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten. Diese Organisationen unterhalten, entsprechend ihrem vom Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten bestätigten Statut, enge Kontakte zu den örtlichen deutschen Konsulaten und erfüllen in jeder Beziehung deren Aufträge. Die Organisation „Auslanddeutsche" verfügt über ein breites Netz von Druckerzeugnissen, die auf unterschiedliche Weise, im wesentlichen aber über die diplomatischen Vertretungen, verbreitet werden.

35 Offensichtlich ist die Rede vom Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA). Der VDA wurde 1881 als Allgemeiner Deutscher Schulverein gegründet und war seit 1908 unter dem neuen Namen tätig. 1933 verfügte die Organisation über 3000 Filialen und über 5000 Gruppen in Schulen.

36 Rüdiger Graf von der Goltz (8. Dezember 1865 – 4. November 1946), Generalmajor, seit Januar 1919 Befehlshaber der deutschen Truppen im Baltikum, zu denen auch die „Eiserne Division" gehörte. Im September 1919 vereinigte er seine Truppen mit der Nord-West-Armee der Weißen, im Oktober 1919 von der deutschen Regierung abberufen. Von 1924 bis 1933 Erster Stellvertreter des Vereins für das Deutschtum im Ausland, seit 1934 Vorsitzender des Deutschen Reichsbundes ehemaliger Offiziere.

37 Paul von Hintze (13. Februar 1864 – 19. August 1941), Vizeadmiral, vor dem Ersten Weltkrieg Militärbevollmächtigter des deutschen Kaisers beim russischen Zaren, 1918 Staatssekretär des Äußeren. Ein überzeugter Anhänger enger deutsch-russischer Zusammenarbeit.

38 Gemeint ist die Deutschnationale Volkspartei (DNVP).

39 Alfred von Tirpitz (19. März 1849 – 6. März 1930), Großadmiral. 1924 bis 1928 Reichstagsabgeordneter der DNVP.

40 Die offizielle Bezeichnung dieser Organisation der rußlanddeutschen Emigranten in Deutschland war: Zentralkomitee der Deutschen aus Rußland.

Im Zusammenhang mit der Verurteilung von drei deutschen Faschisten und Terroristen[41] begann die Organisation „Auslanddeutsche" mit einer wütenden Kampagne gegen die UdSSR, forderte die unverzügliche Entlassung der Faschisten, attackierte die Regierung und den deutschen Botschafter in Moskau, nannte sie ein Spielzeug in den Händen Moskaus und verlangte die Abberufung von Brockdorff-Rantzaus[42] aus Moskau. Diese Kampagne wird im Namen des Prestiges von Deutschland und gegen die „Einschränkung der Rechte" der deutschen Bürger in der UdSSR geführt. Hilger[43] nimmt regen Anteil an dieser Kampagne.

Die Organisation „Auslanddeutsche" widmet der Arbeit in der UdSSR, wo einige Millionen deutsche Siedler leben, besondere Aufmerksamkeit. Das „ZK der in Rußland lebenden Deutschen" hat in allen von den Siedlern bewohnten Gebieten ihre konspirativen Vertreter. Das ZK ist untergliedert in: 1. den Bund der Wolgadeutschen; 2. den Bund der Deutschen im Süden Rußlands; 3. den Bund der Wolyniendeutschen; 4. den Bund der Deutschen im Kaukasus;[44] 5. den Bund der deutschen Siedler im Norden Rußlands; 6. die Vereinigung der Sibiriendeutschen; 7. die Vereinigung der ehemaligen Schüler der deutschen Schulen in Moskau und Leningrad. Das ZK der in Rußland lebenden Deutschen besteht aus drei Abteilungen: 1. Abteilung Propaganda und Presse; 2. Abteilung Wirtschaft; 3. Abteilung Emigration. Die vom ZK herausgegebenen Publikationen sind: Der Auslanddeutsche[45]; Deutsches Leben in Rußland[46]; Wolgadeutsche Monatshefte[47]; Der deutsche Kolonist[48]. Alle diese Zeitschriften

41 Gemeint ist der Schauprozeß, der vom 24. Juni bis 3. Juli 1925 in Moskau gegen die im Oktober 1924 von der GPU verhafteten Studenten der Berliner Universität Karl Kindermann, T. Wolscht und M. von Dittmar stattfand. Die Studenten wurden beschuldigt, in die Sowjetunion eingereist zu sein, um Iosif Stalin und Lev Trockij mit Zyankali zu vergiften. Das Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR unter Vorsitz von Emel'jan Jaroslavskij verurteilte die drei Angeklagten zum Tode. Das offizielle Berlin hielt sich, was die Verteidigung seiner Staatsbürger betraf, sehr zurück. Im Herbst 1926 wurden Kindermann und Wolscht zusammen mit anderen Deutschen gegen den Mitarbeiter der OGPU Pjotr Aleksandrovič Skobolevskij und eine Reihe deutscher Kommunisten ausgetauscht, die im April 1925 in Leipzig im sogenannten „Tscheka-Prozeß" wegen Vorbereitung zum bewaffneten Aufstand angeklagt worden waren. M. von Dittmar ist angeblich in der Haft verstorben. Vgl. Gustav Hilger, Wir und der Kreml. Deutsch-sowjetische Beziehungen 1918–1941, Frankfurt a. M. 1955, S. 140–147; vgl. Iz protokola Nr 51 (Osobyj Nr 38) zasedanij Politbjuro CK RKP(b), 5 marta 1925 g.; in: Politbjuro CK RKP(b)-VKP(b) i Komintern 1919–1943. Dokumenty, Moskau 2004, S. 305 f. Das ZK der KPD wurde über die Angelegenheit informiert, da Kindermann als Mitglied der KPD und in ihrem Auftrag in die UdSSR eingereist war.

42 Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau (29. Mai 1869 – 8. September 1928), seit November 1922 deutscher Botschafter in Moskau.

43 Gustav Hilger, Anfang 1920 Leiter der deutschen Mission für Angelegenheiten der deutschen Kriegsgefangenen in Rußland. Mitarbeiter der Deutschen Botschaft in Moskau von 1920 bis 1930. Seit 1923 Leiter der Wirtschaftsabteilung der Botschaft.

44 Gemeint ist der Verein der Kaukasusdeutschen.

45 *Der Auslanddeutsche. Halbmonatsschrift für Auslanddeutschtum und Auslandkunde. Mitteilungen des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart,* Stuttgart 1918–1937. Das Deutsche Auslandinstitut existierte von 1917 bis 1933.

46 *Deutsches Leben in Rußland. Zeitschrift für die Kultur und Wirtschaft der Deutschen in Rußland.* Hrsg. vom Zentralkomitee der Deutschen aus Rußland, Berlin 1923–1935.

47 *Wolgadeutsche Monatshefte. Monatsschrift für Kultur und Wirtschaft der Wolgadeutschen.* Hrsg. vom Verein der Wolgadeutschen in Berlin, Berlin 1922–1925.

48 *Der deutsche Kolonist.* Hrsg. von Friedrich W. Brepohl, Neuhof bei Berlin 1924.

verfolgen eine konterrevolutionäre Ausrichtung und sind Propagandisten bürgerlich-pangermanischen nationalen Gedankengutes und verfügen über ihre Informanten und Korrespondenten in allen Winkeln unserer Union.

Die Abteilung Wirtschaft beschäftigt sich mit der Unterstützung bedürftiger Siedler, verfügt über beträchtliche Mittel, die sie für rein konterrevolutionäre Ziele einsetzt.

Die Abteilung Emigration beschäftigt sich mit der Emigration der Deutschen in verschiedene Länder, mit ihrer Remigration, mit ihrer Übersiedlung von einem Land in ein anderes usw. usf. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt läßt sie keine Emigration in die UdSSR zu und befördert die Remigration aus der UdSSR.

Außer speziellen Emissären trat das von uns wegen konterrevolutionärer Spionagetätigkeit verbotene Deutsche Rote Kreuz unter Vorsitz von Herrn Hilger als Vermittler des ZK der in Rußland lebenden Deutschen in der UdSSR in Erscheinung. Nach der Liquidierung des Roten Kreuzes Anfang 1924 übernahm diese Arbeit nach uns vorliegenden Informationen die Genossenschaft „Concordia",[49] die ihren Stützpunkt in den deutschen Siedlungen im Kaukasus hatte und über ein umfassendes Netz in Form der über die gesamte UdSSR verteilten „Weinläden" verfügte. Über die „Concordia" liegen uns bisher folgende Informationen vor: 1. Enge Verbindungen zu deutschen Konsulaten. 2. Der Auslandsvertreter der „Concordia" ist einer der führenden Funktionäre des ZK der in Rußland lebenden Deutschen.[50] 3. Die „Concordia" beschäftigt sich mit nationaler Propaganda. 4. In der „Concordia"-Filiale in Samara wurde ein konterrevolutionärer deutscher Aufruf abgefangen. 5. Enge Verbindungen und Zusammenarbeit der Führer der „Concordia" mit Weißgardisten. 6. Mitarbeit der Führer der „Concordia" im von der OGPU ermittelten faschistischen Bund im Kaukasus.[51] 7. Materielle Unterstützung von deutschen nationalen Schulen, die konterrevolutionäre Arbeit betreiben, durch die „Concordia". 8. Die Spionagetätigkeit der „Concordia", die der verstärkten Beobachtung und operativen Bearbeitung durch die OGPU unterliegt.[52]

Die deutschen Konsulate kümmern sich zunehmend um die Siedler.[53] Die deutschen Siedlungen in Rußland stellen sowohl ihrer Anzahl als auch ihrer sozialen

49 Die Winzergenossenschaft „Concordia" wurde 1920 von deutschen Unternehmern in Aserbaidschan gegründet. In den Jahren der NÖP hatte sie an der Weinproduktion einen Anteil von über 50 Prozent. In Georgien, Rußland, Usbekistan und in der Ukraine verfügte „Concordia" über ca. 200 spezialisierte Geschäfte. Der Gewinn wurde auch für die Finanzierung von Bildung, Kultur und Bauwesen in den deutschen Siedlungsgebieten verwandt. Vgl. M. Džafarli, Političeskij terror i sud'by azerbajdžanskich nemcev [Politischer Terror und das Schicksal der Deutschen in Azerbajdžan), Baku 1998.

50 Es kann Theodor Hummel, Gründer der „Concordia" gemeint sein. Anfang der 1920er Jahre war Hummel Vertreter der „Concordia" in Berlin. Džafarli bezeichnet ihn als eines der Führungsmitglieder des „Vereins der Kaukasusdeutschen".

51 Es handelt sich um eine operative Maßnahme der OGPU.

52 1925 wurde G. Hummel von der OGPU verhaftet. Während des Prozesses in Baku wurden Hummel und andere Führungsmitglieder der antisowjetischen Tätigkeit beschuldigt. Ihnen wurde vorgeworfen, „Kulakenkapital unter dem Deckmantel von Genossenschaften zu bewahren und die deutsche Jugend im deutschen Geist zu erziehen".

53 1925 bis 1926 wurden folgende Personen in der UdSSR verhaftet bzw. verurteilt: zwei Studenten, zwölf deutsche Staatsbürger, u. a. in Batum, Poti und in Baku. K. Cornehlsen, die Eheleute A. und K. Schmitz, K. und M. Vogel und der Kaufmann T. Eck wurden der Wirtschafts- und Militärspionage beschuldigt. Anna Auch, die im Frühjahr 1924 wegen Hilfeleistung für einen weißgardistischen

Zusammensetzung (Kulaken) und den politischen Bestrebungen (faschistisch-national) nach die größte Gefahr als gegenüber dem Kommunismus und der UdSSR feindlich eingestellte Schichten der Bevölkerung einerseits und als Gruppen, die bestrebt sind, die nationalen Interessen Deutschlands unter den nationalen Minderheiten zu festigen, andererseits, dar.

Die deutschen Siedlungen stellen Herde und Basen für Konterrevolution und Spionage dar und können als monarchistische Keimzellen innerhalb der UdSSR angesehen werden, auf die sich die antisowjetische Politik (Sturz von innen heraus) deutscher nationaler Kreise weitgehend stützt. Die wirtschaftliche Überlegenheit, die nationalen, kulturellen und religiösen Besonderheiten erleichtern die Arbeit des „ZK der in Rußland lebenden Deutschen" und der deutschen Konsulate mit den Siedlern in bedeutendem Maße. Außerdem ermöglichte die Tatsache, daß unsere Einrichtungen vor Ort vor dem Erhalt unseres Rundschreibens Nr. 7/37 Deutschland als befreundetes Land ansahen, das keine Spionage und keine konterrevolutionäre Arbeit gegen uns betreibt, den Deutschen, Fuß zu fassen und die o. g. Arbeit zu entfalten.

Eine von der KRO der OGPU Ende 1924 in der Ukraine, im Südosten und im Wolgagebiet durchgeführte Untersuchung erbrachte folgende Ergebnisse: In der Ukraine gibt es über 300 deutsche Siedlungen mit über 100 000 Seelen, die in unterschiedlichen Siedlervereinigungen organisiert sind.[54] Die Registrierung der Deutschen in der Stadt Char'kov ergab, daß es unter den 300 Deutschen nicht einen einzigen Arbeitslosen gibt, alle haben eine gute Anstellung. Sie haben in unserer Industrie so gut Fuß gefaßt, daß sie in einigen Zweigen sogar die Leitung in ihren Händen haben. Die Deutschen bilden eine besondere nationale Gruppe, die mit den Siedlern unmittelbar verbunden ist.

Ungefähr die Hälfte der deutschen Siedlungen in der Ukraine befinden sich im Gouvernement Ekaterinoslav.[55] Diese Siedlungen sind typisch. Auf dem Gebiet dieses Gouvernements gibt es drei Arten der Organisationen von Siedlern: 1. Den Bund der deutschen Kolonisten „Kolonist", eine sowjetische Organisation, die unter Führung des Gouvernementskomitees der KPR arbeitet, jedoch keinen Einfluß auf die deutschen Siedler und keine Autorität unter ihnen genießt. 2. Den „Bund der südrussischen Kolonisten und Bürger germanischer Rasse".[56] Das offizielle Ziel des Bundes: Vereinigung der südrussischen Siedler deutscher Herkunft mit dem Ziel der Erleichterung ihrer wirtschaftlichen Situation. Die Zusammensetzung ist eine rein kulakische, er steht unter der Leitung ehemaliger Gutsbesitzer, Offiziere der weißen Armee,

Offizier nach Sibirien verbannt wurde, die drei Kaufleute aus Leningrad L. Baier, Arndt und G. Müller sowie der Vertreter von Junkers in Moskau, Scholl, wurden der Bestechung von Amtspersonen beschuldigt. Im September 1926 wurden sie gegen Sowjetbürger ausgetauscht. Vgl. Gorlov (Anm. 7); Hilger (Anm. 41), S. 150 ff.

54 Nach der Bevölkerungszählung von 1926 lebten in der Ukraine (einschließlich der Moldauischen ASSR) 393 924 Deutsche.

55 Heute das Gebiet Dnepropetrovsk in der Ukraine.

56 Auch unter dem Namen „Sojuz germanskich ras" in Rostov und in Krasnodar. Den Beschluß über den Auflösung faßte das Zentralbüro der deutschen Sektionen beim ZK der KPR(B) bereits im Frühjahr 1924.

Pastoren und antisowjetisch eingestellter Lehrer. 3. Der Bund der ausgewanderten holländischen Mennoniten;[57] er zählt 15 000 Mitglieder, die alle der Sekte der Mennoniten angehören.[58] In wirtschaftlicher Hinsicht ist ihre Lage weitaus stabiler als die der Russen in ihrer Umgebung.

In politischer Hinsicht sind sie zu einem nationalen Ganzen vereint, das in der politischen Arena mit Forderungen auftritt, die den Grundlagen des Kommunismus und der Sowjetmacht widersprechen. *Der Bund stellt zum Beispiel*[59] solche Forderungen auf: Gewährung des Wahlrechts für alle Schichten der Siedlerbevölkerung einschließlich der Kulaken usw. Schaffung besonderer Gebiete für die holländischen Auswanderer mit entsprechenden, national zusammengesetzten Leitungsorganen. Wiedereinführung religiöser pädagogischer Kurse.[60] Übergabe sämtlicher gesellschaftlicher und schulischer Einrichtungen an von den Siedlern gewählte Verantwortliche. Die Gewährung des Erbrechts entsprechend den Gebräuchen der Mennoniten. Freistellung von der Pflicht der staatlichen Versicherung. Rückgabe des nationalisierten und konfiszierten Eigentums an die ehemaligen Besitzer. Genehmigung jeglicher religiöser Versammlungen – sowohl in Bethäusern als auch in Privathäusern, für Kinder wie für Erwachsene. Die Erlaubnis, den Kindern das Gesetz Gottes und den Glauben zu lehren. Einrichtung von Kindergärten mit christlicher Erziehung. Befreiung der Bethäuser von der Steuerpflicht. Befriedigung aller Bedürfnisse der Gemeinde nach Druckerzeugnissen und die Organisation von Bibelkursen. Die Schule sei als neutrales Territorium anzuerkennen, die sich mit Wissenschaften beschäftige und weder religiös noch antireligiös sei. Freistellung der Mennoniten von der Wehrpflicht.[61]

Dieser Punkt spiegelt das Streben der Vereinigung [der Mennoniten] besonders deutlich wider; es ist festgestellt, daß die Führer überwiegend in verschiedene Armeen der Weißen gedient und aktiv an der Entwaffnung und Verfolgung sowjetischer Funktionäre und Kommunisten mitgewirkt haben. *Alle* diese *Forderungen* sind typisch *für die Stimmungen*[62] in sämtlichen deutschen Siedlungen. Die deutsche Bevölkerung beteiligte sich aktiv an der deutschen Okkupation in der Ukraine, führte während der abenteuerlichen weißen Aktionen einen aktiven Kampf gegen die Sowjetmacht, hatte stets eine privilegierte Stellung inne und zeichnete sich durch ihre wirtschaftliche Stärke aus.

57 Die offizielle Bezeichnung lautete: „Sojuz gollandskich vychodcev na Ukraine" (Bund der Nachkommen holländischer Auswanderer in der Ukraine), gegründet im April 1922. Die Bolschewiki betrachteten den Bund als eine feindlich eingestellte Organisation. Er wurde 1926 auf Beschluß des Politbüros des ZK der KP(B) der Ukraine aufgelöst.

58 1925 lebten in der Ukraine ca. 57 000 Mennoniten, 14 511 gehörten Anfang 1925 dem Bund der Nachkommen holländischer Auswanderer in der Ukraine an.

59 Handschriftlich eingefügt.

60 Gemeint sind Bibelstunden und Kurse zur Ausbildung von Predigern.

61 Diese Forderungen waren in der Erklärung der Bevollmächtigten der Mennonitengemeinden der UdSSR Ja. A. Rempel', Ja. G. Jancen (Janzen) und I. I. Vibe (Wiebe) an das Gesamtrussische ZEK vom 23. Mai 1924 enthalten und wurden im Januar 1925 auf dem Allunionskongreß der Delegierten der Mennonitengemeinden in der UdSSR wiederholt.

62 Handschriftlich korrigiert. Ursprünglich: „Diese Erscheinungen sind typische Erscheinungen."

Die Billigung einiger politischer und wirtschaftlicher Forderungen der deutschen Siedler durch das ZEK der Ukraine[63] wird von den rückständigen Bevölkerungsschichten dahingehend ausgelegt, daß die Sowjetmacht die Kulaken unterstützt, was sich negativ und desorganisierend auf die Dorfarmut auswirkt.[64]

Die Aufspaltung der deutschen Siedler in soziale Gruppen[65] geht außerordentlich langsam vor sich. 40 bis 50 Prozent von ihnen sind wohlhabende Kulaken und ehemalige Gutsbesitzer sowie Vertreter der ländlichen Intelligencija. Die übrigen sind begüterte Mittelbauern und nur fünf bis sechs Prozent Armbauern. Doch auch sie stehen völlig unter dem Einfluß der Kulaken. Man kann z. B. auf das Gebiet Melitopol' verweisen, wo es in den 70 Siedlungen mit über 30 000 Einwohnern keinen einzigen Kommunisten, keinen einzigen Komsomolzen gibt.

Die Aktivität der Siedlungen und das Bestreben, selbständige nationale Gebiete zu schaffen, nimmt zu und wird sogar von der deutschen Sektion beim ZK der KPR(B) unterstützt.[66] Die Organe der Sowjetmacht in den deutschen Siedlungen setzen sich durch die Bank aus Kulaken und antisowjetischen Elementen zusammen.

Festgestellt ist die Verbindung der Siedlungen mit dem Ausland und mit den deutschen Konsulaten, die Belieferung mit Literatur, eine systematische Übermittlung von Informationen ins Ausland, die Aktivität inoffizieller Vertreter der deutschen Konsulate in den Siedlungsgebieten, eine systematische antisowjetische Agitation und Organisation, offene konterrevolutionäre Aktionen usw.

Ein zweites stark von deutschen Kolonisten besiedeltes Gouvernement ist das Gouvernement Odessa. Die deutschen Siedler leben auf dem gesamten Territorium des Gouvernements, insbesondere entlang der Grenze zu Rumänien. Ihre Zahl übersteigt die der Siedler im Gouvernement Ekaterinoslav um ein vielfaches. Das deutsche Konsulat in Odessa ist ein geistiges Zentrum der nationalen und antisowjetischen Arbeit unter den Deutschen. Es wirkt bis in das Gouvernement Ekaterinoslav, bis an die Südküste des Schwarzen Meeres, bis hin nach Novorossijsk, einschließlich der Krim. Auf Initiative des Konsulates wurde ein „Kulturverein" gegründet, der erfolgreich mit der Arbeit der deutschen Sektion des Gouvernementskomitees konkurrierte. Die Leiterin des „Kulturvereins" war die Gattin des deutschen Konsuls – die Monarchistin Wassel. Über diesen „Kulturverein" erreichte das deutsche Konsultat einen bestimmten Einfluß auf die deutsche Sektion des Gouvernementskomitees der KPR. Unter großen Mühen gelang es, Neuwahlen der Leitung des „Kulturvereins" durchzusetzen, die Schwarzhunderter zu verdrängen und den „Kulturverein" in eine Kulturorganisation mit sowjetischer Ausrichtung umzugestalten.

63 Vseukrainskij central'nyj ispolnitel'nyj komitet sovetov.

64 Offensichtlich ist der Beschluß des ZEK der Ukraine vom 16. Juli 1924 gemeint, der eine zusätzliche Bereitstellung von Grund und Boden für Mennonitenwirtschaften vorsah. Dieser Beschluß wurde gefaßt, um die Abwanderung der ukrainischen Mennoniten aus der UdSSR zu stoppen.

65 Im Original „rassloenie".

66 Die deutsche Gruppe beim ZK der KPR(B) wurde im April 1918 gegründet. Dann wurde sie in Zentralbüro der deutschen Sektionen beim ZK der KPR(B)-KPdSU(B) umbenannt. In den 1920er Jahren leitete es die Tätigkeit der deutschen Sektionen in den örtlichen Organisationen. Die Hauptaufgabe der deutschen Sektionen war die Sowjetisierung der deutschen nationalen Minderheit.

In den im letzten Jahr liquidierten monarchistischen Organisationen wirkten aktiv deutsche Kulaken mit, es gab Keimzellen faschistischer Organisationen, es existiert eine enge Beziehung zu den deutschen Siedlungen in Bessarabien. Es ist festgestellt worden, daß das deutsche Konsulat in Odessa aktiv antisowjetische Literatur verbreitet.

Die Autonome Sowjetrepublik der Wolgadeutschen vereint die deutsche Bevölkerung in einer Größenordnung von über 500 000 Personen. Ihrer Klassenzugehörigkeit nach sind ca. 50 Prozent Kleinbauern, 30 Prozent Mittelbauern und 20 Prozent Kulaken. Doch das entspricht nicht der realen Schichtung der Bevölkerung, denn die Mehrheit ist infolge des Hungers und der Mißernten verarmt,[67] was dazu führte, daß die Mehrheit ihrer ideologischen Einstellung nach antisowjetisch ist, enge Kontakte zu ausländischen Siedlerorganisationen pflegt, die Politik des „ZK der in Rußland lebenden Deutschen" betreibt und zu dessen Informanten zählt. Unsere Arbeit im Siedlungsgebiet der Wolgadeutschen ist *unzureichend*.[68]

Im Kaukasus ist die Existenz deutscher faschistischer Vereinigungen festgestellt worden, die unter Beobachtung sind. Im Kaukasus ist die Zahl der Siedler beachtlich. Der Kaukasus ist ein Hort der deutschen Spionage, nicht nur im Hinblick auf den Kaukasus selbst, sondern auch im Hinblick auf den Nahen Osten.

Über die Aktivitäten der deutschen Konsulate hinsichtlich der Siedler liegen viele dokumentarische Belege und Agenturmeldungen[69] vor. Zur Kennzeichnung der Haltung der deutschen Diplomaten gegenüber der Sowjetordnung führen wir einen Auszug aus dem Bericht des deutschen Konsuls in Odessa, Wassel, für den deutschen Botschafter beim Vatikan, Berger, vom 11. Mai 1925 an. „Am 9. März d. J. besuchte mich der mir bekannte und im Hinblick auf seine Kirche zuverlässige deutsche Geistliche Kanonikus Iosif Nejgum[70] und wandte sich [mit der Bitte] an mich, ihm 600[71] Dollar zu leihen. Er benötigt diese, um aus der [mißlichen] Lage herauszukommen, in der er sich im Hinblick auf die Staatsmacht befindet. Einzelheiten möchte ich im Brief nicht mitteilen. Wenn Sie sich für diese interessieren, kann ich sie Ihnen über Moskau und chiffriert zukommen lassen, doch auch davon würde ich abraten. Ich denke, daß der Hinweis genügt, daß mir bekannt ist, daß es um eine lange Gefängnishaft und wahrscheinlich auch um Leben und Tod des Geistlichen ging. Ich gehe davon aus, daß Eure Exzellenz aus meinen vorhergehenden Berichten über mein Bemühen im Bilde sind,

67 Vgl. die Berichte über die Situation auf dem Lande in: Sovetskaja derevnja glazami VČK-OGPU-NKVD. Dokumenty i materialy. 1918–1939. Dokumenty i materialy v 4 tomach. Pod red. A. Berelovič a i V. Danilova. Tom 2: 1923–1929, Moskau 2000, S. 207 f. Gosinformsvodka Nr. 146 / Nr. 3 oblastnogo otdela OGPU ASSR Nemcev Povolž'ja [Informationsbericht Nr. 146 / Nr. 3 der Gebietsabteilung der OGPU der ASSR der Wolgadeutschen].

68 Handschriftliche Korrektur. Anstelle von „nedostatočna" (= unzureichend) stand ursprünglich „daleka ot soveršenstva" (= weit davon entfernt, vollkommen zu sein).

69 Agenturnye dannye = gemeint sind Berichte von Informanten, Spitzelberichte.

70 Im Buch von A. Venger, Rim i Moskva 1900–1950 [Übers. aus dem Französischen, mit einem Vorwort von N. Struve], Moskau 2000, gibt es den Hinweis auf die katholischen Geistlichen Loran, Vardt, Štaub, Nojgum und Jakob, die in den Jahren des Zweiten Weltkrieges nach Kasachstan verbannt wurden. Bei Nojgum kann es sich um Iosif Nejgum handeln.

71 Unleserlich, es kann auch „60" heißen.

als Protestant katholischen Geistlichen gegen das allgemeine Übel, gegen den Bolschewismus, beizustehen, da diese keinerlei politische Unterstützung erhalten. Er wird, ebenso wie ich, mit politischen Methoden gegen den Kommunismus kämpfen, doch weitaus mehr als ich wird er wegen seiner Haltung im Bürgerkrieg verdächtigt und angegriffen. Doch gerade auf den Schultern der Geistlichen dieser zwei Konfessionen liegt die moralische Unterstützung für die vierhunderttausend Deutschen, die eine starke Stütze unseres Einflusses und unserer Ideen in Südrußland sind."

Schlußfolgerungen:

1. Die Deutschen besiedeln bedeutende Industriegebiete, Grenzgebiete, strategisch wichtige Gebiete und für die Landwirtschaft besonders geeignete Gebiete.

2. Die deutschen Siedler stellen eine nationalistische Einheit dar, die ihrer sozialen Zusammensetzung nach kulakisch und ihrem politischen Charakter nach monarchistisch-faschistisch ist. Ihre religiösen und kulturellen Besonderheiten verstärken noch ihre feindliche Einstellung gegenüber dem Kommunismus und der Sowjetmacht. Die deutschen Siedlungen sind die Basis der antisowjetischen Politik der Deutschen und der Politik der Unterwanderung von innen her.

3. Die Leitung der gesamten konterrevolutionären Arbeit der Deutschen hat das „ZK der in Rußland lebenden Deutschen" in Berlin inne und führt diese unmittelbar über das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten und die deutschen Konsulate durch. Den Hauptanteil dieser Arbeit tragen aus Rußland geflohene Deutsche und Emigranten.

4. Früher führte diese Arbeit das Deutsche Rote Kreuz durch, heute die „Concordia" und konspirativ tätige Vertreter.

5. Es wird eine systematische Pressekampagne durchgeführt sowie Zeitungen und Zeitschriften antisowjetischen Inhalts herausgegeben.

6. Alle deutschen Siedlungen und ihre Vorsteher werden umfassend als Informanten genutzt und bilden – im Falle des Krieges – die Basis für Schädlingstätigkeit.

7. Die Deutschen sind tief in unsere Armee, in die Wirtschaft, in den Staatsapparat eingedrungen und halten in einigen Gebieten ganze Wirtschaftszweige in ihren Händen.

8. Zu beobachten ist das Bestreben, autonome deutsche administrative Gebiete zu schaffen. Solange der Anteil des armen Elementes fünf bis zehn Prozent beträgt, ist das verfrüht und unzulässig.[72]

9. Es ist notwendig, durch Intensivierung der Parteiarbeit und der Unterstützung der Armen sowie durch die Ausnutzung von religiösen Antagonismen den Prozeß der Schichtung innerhalb der Siedlungen zu beschleunigen.

10. Die Linie muß sein, die deutschen Siedlungen nicht durch politische Zugeständnisse zu stärken.

72 Diese Empfehlung widersprach voll und ganz der grundlegenden Tendenz in der sowjetischen Nationalitätenpolitik, die auf die Schaffung nationaler administrativ-territorialer Einheiten ausgerichtet war. Die Aufteilung nationaler Minderheiten auf einzelne administrative „Wohnungen" verfolgte vor allem das Ziel, die Sowjetisierung gestützt auf Vertreter der nationalen staatlichen und Parteieliten voranzutreiben.

11. Anstelle der verschiedenen Siedlerorganisationen ist eine über Autorität verfügende sowjetische Siedlerorganisation zu schaffen.

12. Bei der Rayonierung sind die Siedlergebiete unter Ausnutzung bestehender nationaler und religiöser Zwistigkeiten zwischen den Siedlern aufzulösen.[73]

13. Organisation der armen Elemente und des Komsomols, Führung des Klassenkampfes in der Siedlung.

14. Die Emigration von kulakischen antisowjetischen Elementen aus dem Siedlermilieu nicht unterbinden, um so mehr, als die Siedlerwirtschaften ihren Vorzeigecharakter eingebüßt haben.

[Artuzov]

73 Im Dokument steht „raspylit" = zu Staub zermahlen. Die Einteilung in Rayons betraf den Übergang von der Unterteilung in Gouvernements zur Unterteilung in Gebiete *(okruga)*, die 1925 einsetzte. Die *uezdy* wurden durch *rajony* ersetzt. Im Zuge der administrativen Reform sollten die von Deutschen besiedelten Territorien nicht zu einer administrativ-territorialen Einheit zusammengefaßt, sondern verschiedenen Rayons zugeordnet werden.

Die deutschen Gewerkschaften zwischen 1933 und 1945: Kapitulation und Anpassung – Wartestand und Widerstand

Ein Tagungsbericht

Von Christopher Schmidt

Eine „Historikertagung" sollte es eigentlich nicht sein, wie die Zwischenüberschrift eines von Christian Semler in der TAZ zur Tagung veröffentlichen Artikels nahelegte – im übrigen scheinbar das einzig wahrnehmbare mediale Echo, das die Tagung vom 29. Juni bis zum 1. Juli 2007 in der Gedenkstätte Sachsenhausen auslöste.[1] Denn die Initiative zu dieser Tagung ging von der Gedenkstätte Sachsenhausen sowie der Hans-Böckler-Stiftung und ihren Stipendiaten, namentlich von Sven Schneider, der sie auch konzeptualisierte, aus. Anvisierte Adressaten waren in erster Linie andere Glückliche der sogenannten Hochbegabtenförderung sowie Kollegen und Kolleginnen aus den Betrieben.

Auffälligerweise wird im DGB sowie selbst in seiner Denkfabrik und Nachwuchsschmiede, der Hans-Böckler-Stiftung, wenig Erinnerungsarbeit und Geschichtspolitik betrieben.[2] Die Tagung besaß also theoretisch das Potential, den Hausfrieden zu stören, indem zur Disposition gestellt wurde, ob und wie der eigenen Geschichte gedacht wird. Die zentrale Frage des Wochenendes verhieß auch keinesfalls zu wenig intellektuelle und politische Brisanz: Wie konnte die einstmals so stolze und mitgliederstarke Gewerkschaftsbewegung in Deutschland innerhalb kürzester Zeit, das heißt von der Machtübernahme der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 bis zur Besetzung der Gewerkschaftshäuser ausgerechnet am 2. Mai 1933, so sang- und klanglos verenden? Ferner: War die Gewerkschaftsbewegung Opfer der NS-Diktatur, und kann sie heute auf eine Tradition des Widerstandes zurückblicken, oder fiel sie dem neuen Regime beinahe bereitwillig in die Arme? Der Untertitel der Tagung steckte bereits das Spektrum der Antworten ab, unterteilt nach der legalen und der illegalen Epoche, mit den Eckpfeilern „Kapitulation und Anpassung" sowie „Wartestand und Widerstand". Zur Erinnerung: Die Anpassungsbereitschaft der „freien", also nicht liberalen und

1 Christian Semler, Woran anknüpfen?, in: *Die Tageszeitung* v. 3.7.2007, S. 17.

2 Im DGB liegen die Höhepunkte der eigenen wissenschaftlichen Geschichtsschreibung lange zurück. Zu seinem dreißigjährigen Bestehen wurde auf einer Konferenz ein intensiver Streit um eine vom Institut für Politikwissenschaft in Marburg herausgegebene Schrift zur „Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung" geführt (vgl. dazu Georg Fülberth und Jürgen Harrer, Operative Geschichtsschreibung. Literatur zur Geschichte der Arbeiterbewegung aus dem Marburger Institut für Politikwissenschaft, in: Fluchtpunkte. Das soziale Gedächtnis der Arbeiterbewegung. Hrsg. von Arno Klönne, Karl A. Otto und Karl Heinz Roth, Hamburg 2003, S. 236). Eine weitere Konferenz des DGB zur Hausgeschichtsschreibung fand 1983 in Dortmund statt. Vgl. dazu Aufstieg des Nationalsozialismus. Untergang der Republik. Zerschlagung der Gewerkschaften. Dokumentation der historisch-politischen Konferenz des DGB im Mai '83 in Dortmund. Hrsg. von Ernst Breit, Köln 1984.

christlichen Gewerkschaften, reichte bereits im Frühjahr 1933 fast bis zur Selbstaufgabe, als sie ihre eigene Rolle als Tarifpartner beinahe ganz dem Staat überlassen wollten und der Aufruf zur Bewahrung der Ruhe zur leitenden Maxime wurde. Erstes Ziel der Führungsspitzen war es, zu überwintern und die Organisation zu retten.[3]

Erste inhaltliche Akzente setzte Günter Morsch (Berlin und Oranienburg), seines Zeichens Leiter der Gedenkstätte Sachsenhausen und Direktor der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, in der Eröffnungsrunde am Freitagnachmittag. Er wies darauf hin, daß Gewerkschafter als Gruppe in der heutigen Erinnerungskultur fast gar nicht vertreten sind – die Gedenkstätte in Sachsenhausen bildet dabei keine Ausnahme. Weitergedacht führt dieser Befund zu der methodisch zentralen, aber unbeantworteten Frage, inwieweit Verfolgung einerseits und Widerstand andererseits (sowie das vielfältige Spektrum dazwischen) nicht viel mehr auf Basis des Parteibuches denn aufgrund der Gewerkschaftszugehörigkeit erfolgten. Morsch versuchte sich neben einer Historiographie der Gewerkschaftsgeschichtsschreibung zudem an einer Periodisierung der Verfolgung von Gewerkschaftern: Die erste begann unmittelbar mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten und führte zu einer ersten Verhaftungswelle von Betriebs- und Gewerkschaftsfunktionären. Die zweite setzte nach dem 2. Mai 1933 ein und reichte bis 1939, als auf Basis der sogenannten A-Kartei der Gestapo für den Kriegsfall alle Multiplikatoren der Arbeiterbewegung verhaftet werden sollten. Die vierte Etappe schließlich fällt unter das Stichwort „Aktion Gewitter", als nach dem Attentat auf Hitler vom 20. Juni 1944 vorbeugend gegen weiterer Putschbestrebungen Gewerkschafter teilweise zum wiederholten Male inhaftiert wurden. Morsch endete lose mit der Bemerkung, daß es zwar viel Anpassungsbereitschaft, aber auch Widerstand in den Reihen der Gewerkschafter gegeben habe.

Fundierter wurde es bei Karl Lauschke (Berlin und Bochum), der mit der Lage der Gewerkschaften in der Endphase Weimarer Republik den historischen Ausgangspunkt für das Thema der Tagung markierte. Eingangs hielt er dem Verdikt der Niederlage und des Versagens der Gewerkschaften im Nationalsozialismus die Frage entgegen, ob die Erwartungen an sie nicht zu hoch gestellt waren. Seiner These nach hätte die politische und soziale Krise der Weimarer Republik nur politisch gelöst werden können, was die sich auf die betriebliche Politik konzentrierenden freien Gewerkschaften aus der Verantwortung entläßt. Zudem waren die Gewerkschaften durch die Krise von 1923 und die Weltwirtschaftskrise 1929 aufgrund von Massenarbeitslosigkeit und Inflation nicht nur finanziell stark in Bedrängnis – der Massenexodus aus den Arbeiterorganisationen ließ ihre Verhandlungsmacht stark Schaden nehmen. Als Ausdruck ihrer damaligen Kampfschwäche kann gelten, daß Tarifauseinandersetzungen um den Grad der Lohnsenkung geführt wurden. Lauschke behauptete im Einklang damit, daß die Erstreitung politischer Löhne die Kapazität der Gewerkschaften überfordert hätte. Kam es allerdings mal zu größeren betrieblichen Kämpfen wie im Jahre 1930 (Berliner Metallarbeiterstreik, Streiks der Ruhrbergarbeiter u. a.), setzten die

3 Vgl. Michael Schneider, Kleine Geschichte der Gewerkschaften. Ihre Entwicklung in Deutschland von den Anfängen bis heute, Bonn 2000, S. 223 ff.

freien Gewerkschaften auf den staatlichen Schlichterspruch, dies nach Lauschke aus der Einsicht heraus, daß der gewerkschaftliche Organisationsgrad unter den Arbeitern zu niedrig war, um eine aktionsfähige gewerkschaftliche Kampffront gewährleisten zu können. Der Revolutionären Gewerkschaftsopposition (RGO) sowie der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation (NSBO) hielt der Historiker gleichermaßen entgegen, daß sie „Stimmungsstreiks" betrieben hätten, die die vorhandene Unzufriedenheit in den Belegschaften instrumentalisierten, aber nicht einem Sachinteresse folgten. Ein auch auf der Tagung viel diskutiertes „Beispiel" dafür war der von beiden Gewerkschaften unterstützte wilde Streik der Beschäftigten der Berliner Verkehrsbetriebe im Jahre 1932.

Der folgende Referent, Peter Jahn (Berlin), Historiker und ehemaliger Leiter des Deutsch-Russischen Museums in Berlin-Karlshorst, formulierte die provokanteste und zugleich politisch traurigste These des Abends, ja vielleicht der ganzen Tagung. Seiner Meinung nach war die Zerschlagung der Gewerkschaften das geringste Übel, was ihnen angesichts ihres vorherigen Anpassungskurses widerfahren konnte. Insofern haben das Verbot und die Beschlagnahme ihres Eigentums einer freiwilligen Selbstgleichschaltung Einhalt geboten. Nachdem man also zum volksgemeinschaftlich gewendeten 1. Mai mit aufgerufen hatte, war es demnach ein Segen, daß die SA- und SS-Trupps tags darauf dem Spuk ein Ende bereiteten – so gewann man nunmehr in der Verfolgungssituation zwangsläufig seine Identität zurück, und es verblieb eine Tradition zum Anknüpfen nach 1945. Die Wiederentdeckung der Kampfbereitschaft geschah allerdings zu einer Zeit, als es laut Jahn schon zu spät war. Zuvor hatten die freien Gewerkschaften sich, selbst eingedenk der schon erwähnten organisatorischen Baisse, psychologisch gesehen „eingeigelt". Der Refrain der Gewerkschaftsführung ließ die Mahnung zur Disziplin verlauten, mit dem Ziel der Beruhigung und der Festigung der eigenen Reihen. Die traditionelle Staatsorientierung der freien Gewerkschaften, ihr Nationalismus, hat nach Aussage des Referenten mit dazu beigetragen, daß die freien Gewerkschaften ihre eigenen Einflußmöglichkeiten verkannten und sich selbst noch zu Zeiten der bereits eingetretenen Niederlage in bescheidener Autosuggestion übten. Selbstevident war dieses Verhalten nicht: in den Betriebsratswahlen schnitt der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund (ADGB) selbst gegenüber der NSBO kontinuierlich gut ab, während die KPD hingegen die Forderung nach dem Generalstreik erhob. Dieser wurde von den freien Gewerkschaften als Auslöser einer unkontrollierbaren Radikalisierung gefürchtet, bei dessen Mißerfolg eine Demobilisierung der Mitglieder eingetreten wäre.

In dem den ersten Tag abschließenden Biographieforum, das die Vita von Gewerkschafterinnen und Gewerkschaftern in den Konzentrationslagern Oranienburg und Sachsenhausen zurückverfolgte, wurde u. a. der Haken des dialektischen Winkelzuges des Vorredners deutlich: der nicht zu vernachlässigende Terror der Nationalsozialisten gegenüber Angehörigen der Arbeiterbewegung. Stefan Heinz (Berlin) und Marion Goers (Berlin) stellten drei Gewerkschafter und eine Gewerkschafterin vor, an denen inhaltliche Eckpfeiler der Tagung, Verfolgung und Widerstand, exemplifiziert werden sollten. Es handelte sich um Hermann Harnisch (Deutscher Holzarbeiterverband),

Max Urich (Deutscher Metallarbeiterverband), Rudolf Lentzsch (RGO, Einheitsverband der Metallarbeiter Berlin) sowie um Ella Trebe (RGO).

Der nächste Tag setzte dann mit Willy Buschak (Dublin) ein, der zum Charakter des gewerkschaftlichen Widerstandes referierte, vor dem geschichtlichen Hintergrund, daß die Zentralen der Gewerkschaft okkupiert, ihr Eigentum konfisziert und ihre Funktionäre in Konzentrationslager gepfercht waren. Wartestand und Widerstand, so eine These des Referenten, deckt nicht die ganze Bandbreite dessen ab, was nach 1933 passierte. Gewerkschaftlicher Widerstand heißt nach Buschak vor allen Dingen, im Betrieb weiterhin zu versuchen, Funktionen zu erfüllen sowie die Organisationsstrukturen zu wahren. Die Träger des Widerstandes waren oftmals neue Mitglieder in der Gewerkschaft, die vor 1933 keine Funktion innegehabt hatten, wobei dieses Bild wieder nach der jeweiligen Einzelgewerkschaft stark variiert. Heraus stach dabei die Internationale Transportarbeiterföderation. Sowieso waren die Kontakte zu den internationalen Berufssekretariaten von hoher Bedeutung, weil sie die deutschen Gewerkschafter anspornten, zu zeigen, daß sie noch da seien. Die Maulwurfsarbeit fand, für auf Öffentlichkeit dringende Massenorganisationen ungewohnt, im kleinsten Zirkel statt und überwand bisweilen zumindest parteipolitische Grenzen. Kurz vor Kriegsbeginn waren die gewerkschaftlichen Zirkel von der Gestapo weitgehend zerschlagen, Sabotageaktivitäten während des Zweiten Weltkrieges, die dem Namen Widerstand gerecht geworden wären, fielen äußerst gering aus. Der Kontakt zum nationalkonservativen Widerstand von einzelnen wie Wilhelm Leuschner und Jakob Kaiser ist zu erwähnen. Sinn und Zweck des gewerkschaftlichen Widerstandes war, so resümierte Buschak politisch erstaunlich defensiv, die kollektive Identität und die Strukturen zu wahren – um nach dem Überwintern in der Lage zu sein, die angestammte Arbeit wieder aufzunehmen.

Siegfried Mielke (Berlin), Politikwissenschaftler am Otto-Suhr-Institut der FU Berlin und Initiator eines Biographieprojekts zu Gewerkschaftern in den KZ Oranienburg und Sachsenhausen,[4] stellte anfangs gleich klar, was dem Beitrag vor ihm gefehlt habe: die an sich naheliegende Differenzierung zwischen gewerkschaftlichem Widerstand und Gewerkschaftern im Widerstand. Ersterer war nach dem Verbot ihrer Organisationen fast ausgeschlossen, und bei letzteren stellte er auf der Tagung auch explizit in Frage, ob anstelle der Gruppenidentität als Gewerkschafter nicht viel eher die (partei)politische Zugehörigkeit zählte. Indirekt bestätigt wird diese Vermutung dadurch, daß die Verfolgungspraxis der Nationalsozialisten sich mehr auf die Parteizugehörigkeit stützte. Mielkes auf eigenen biographischen Untersuchungen basierende Hauptthese, der zufolge der gewerkschaftliche Widerstand wesentlich breiter als bisher bekannt war, fehlte leider ein qualitativer Maßstab, der diesen Befund irgendwie nutzbar machte. Seiner Dramaturgie des gewerkschaftlichen Widerstandes nach versuchten die Gewerkschaften, im Nationalsozialismus ihre Schutz- und Ordnungsfunktion

4 Gewerkschafter in den Konzentrationslagern Oranienburg und Sachsenhausen. Biografisches Handbuch. 3 Bde. Hrsg. von Siegfried Mielke [ab Bd. 2:] in Verbindung mit Günter Morsch, Berlin 2002, 2003 und 2005.

zunächst zu wahren. Als sie merkten, daß eine unpolitische Gewerkschaftsarbeit unter extrem repressiven Bedingungen unnütz, wenn nicht unmöglich war, kehrten sie sich folglich von ihrer Anpassungspolitik und ihrem legalistischen Kurs ab. Diese defensive Strategie wird, so Mielke, von der Forschung einhellig negativ bewertet. Widerspruch regte sich indessen im Hinblick auf die Umstände und Bedingungen des Widerstandes, also der Frage nach realistischen Widerstandsmöglichkeiten. Mielke gebührt schließlich das Verdienst, in Zweifel gezogen zu haben – wie rhetorisch, sei dahingestellt –, daß der politische Streik unter der NS-Herrschaft notwendig hätte scheitern müssen. Ob es eine Verrücktheit ist, ökonomische Prozesse zu politisieren, so wie Morsch dann in einem Diskussionsbeitrag antwortete, konnte auf der Tagung nicht endgültig geklärt werden.

Der folgende Referent, Theo Bergman (Stuttgart), seinerzeit Aktivist der Kommunistischen Partei Opposition (KPO) und später (bis 1981) Professor für international vergleichende Agrarpolitik, trat bewußt und flott der von ihm schon antizipierten Rollenzuschreibung als Zeitzeuge, den man sogleich gewohnt quellenkritisch nur zur Hälfte beim Wort nimmt, entgegen und wollte sich seinerseits, wie die anderen Diskutanten, zunächst als Wissenschaftler verstanden wissen. An seiner immer wieder durchschimmernden eigenwilligen Biographie und an einem der ersten Sätze, daß er keine Vernunft angenommen habe und kritischer Kommunist geblieben sei, führte allerdings auch kein Weg vorbei. Aufgewachsen in einer Rabbinerfamilie, politisch geprägt von dem KPD-Dissidenten August Thalheimer und engagiert in einer linksradikalen Schülergruppe, führte ihn eine Odyssee über Palästina, die Tschechoslowakei und Schweden im ersten Nachkriegsjahr 1946 zurück nach (West-)Deutschland. Leider, gemessen an seiner Lust zum gepflegten Streit, fiel die anschließende Diskussion viel zu gering aus, als daß man davon ausgehen kann, daß der eigenwillige Marxist ernst genommen wurde. Seine wesentliche Aussage war, daß Charakter und Funktion des Nationalsozialismus durchaus hätte antizipiert werden können, doch hätten die Organisationen und Parteien der Arbeiterbewegung, allen voran die Sozialdemokratie, angesichts dessen auf die falsche politische Strategie gesetzt. Hart ins Gericht ging er in der Folge mit fast allen Fraktionen der damaligen Arbeiterbewegung: Die Idee der freien Gewerkschaften sei es irrigerweise gewesen, die Deutsche Arbeitsfront (DAF) zu übernehmen und die Arbeiter in diesem Rahmen wieder zu Demokraten umzuerziehen. Die KPD habe geglaubt, die SA und ihre Mannen, die allesamt fehlgeleitete Revolutionäre seien, durch ideologisches Geschwätz umkrempeln zu müssen, nachdem die organisierte Sozialdemokratie als erster Feind von den Nazis besiegt worden wäre. Die Aufrufe der KPO und von Betriebsräten zur Einheitsfront gegen die Nationalsozialisten schon Ende 1932 und Anfang 1933 verhallten dagegen ungehört. Bergmanns Fazit lautete, daß die Gewerkschaften insgesamt keine soziale und ökonomische Alternative zu den Nationalsozialisten zu bieten hatten, der Terror schließlich zu stark war und es ein Irrtum gewesen war, zu meinen, den Nationalsozialismus durch gegengerichtete Kräfte im Inneren zerschlagen zu können.

Der Ambivalenz der Rolle der Arbeiter im Nationalsozialismus, die sie zuweilen als ideologisch umgarnte und materiell aufgewertete, andererseits aber auch als

verfolgte und im Zuge der Kriegswirtschaft verschärft ausgebeutete Bevölkerungsschicht erscheinen ließ, ging Josef Mooser (Basel) nach. Als in den Köpfen anwesender Pappkamerad war die sogenannte Gefälligkeitsdiktatur aus „Hitlers Volksstaat" von Götz Aly aufgestellt. In seinem Buch fordert der Autor nicht wenig trickreich, „die NS-Herrschaft als nationalen Sozialismus in den Blick zu nehmen".[5] Der Referent verneinte jedenfalls die Hypothese, daß die Arbeiterschaft hauptsächlich Profiteur der „Volksgemeinschaft" war, stellte seine folgenden informationsgesättigten Ausführungen aber dennoch unter ein gedachtes „Aber". Seiner Ansicht nach war die „Volksgemeinschaft" weniger wirksam als integrative Ideologie, die die Überwindung der Klassengegensätze propagierte, sondern als bei Bedarf auch restriktiv durchgesetztes Programm, das die Herstellung einer kriegsfähigen Gesellschaft als Nahziel verfolgte. Die Welt der Arbeit wartete somit auch mit folgenreichen Änderungen auf: Im Rahmen des Arbeitsordnungsgesetzes wurde das Führerprinzip auf die Betriebe übertragen, die Betriebsverfassung demnach entmodernisiert. Die DAF reihte mit Ausnahme der Beschäftigten in der Landwirtschaft alle Erwerbstätigen in ihre Reihen ein, so daß sie 1939 zwanzig Millionen pflichtmäßige Beitragszahler zählte. Zusammen mit dem von den Gewerkschaften geraubten Vermögen hatte sie so die Mittel, um nach italienischem Vorbild ihren totalen Anspruch umzusetzen – nicht nur das Arbeits-, sondern das gesamte Leben in Beschlag zu nehmen. Die DAF war nicht befugt, sich in Tarifangelegenheiten einzumischen, geschweige denn die Interessen von Arbeitern und Angestellten in arbeitsrechtlichen oder wirtschafts- und sozialpolitischen Fragen wahrzunehmen. Dafür trat sie aber um so mehr in der außerbetrieblichen Betreuung in Erscheinung. Sport, Theater und einst bürgerliche Konsumgüter standen dem Proleten nun zur Auswahl. Mag zwar die Formung eines neuen Menschentypus dabei als leitendes Ideologem gedient haben, brachte Mooser das Verhältnis zwischen Nationalsozialismus und Arbeiterschaft auf eine bekannte Formel: „Kraft durch Freude". Im Sinne der Ausgangsthese zählten einzig die Leistungssteigerung und nur der dazu Willige bzw. Fähige; der Schwache hatte in diesem sozialdarwinistischen System seine subjektive Existenzberechtigung verloren. Laut Mooser verfehlt Aly diesen Aspekt, wenn er im Nationalsozialismus nur die Bereitschaft zum Massenmord mit Schnäppchenjagdinstinkt erblickt. Anerkennung für das Regime („Die tun etwas") war durchaus innerhalb der Arbeiterschaft vorhanden. Relative Löhne, Arbeitszeiten und Unfälle am Arbeitsplatz entwickelten sich trotz oder wegen der Kriegswirtschaft aber deutlich zum Schlechteren. Wie fiel also abschließend aus der Sicht Moosers die Balance zwischen Herrschaft und Hinnahmebereitschaft im Hinblick auf die Arbeiter aus? Der Nationalsozialismus „bestach" durch die Raffinesse des Terrors und verbuchte einen Legitimationsgewinn, in dem er durch forcierte Rüstungsanstrengungen für Arbeit, Einkommen und „Normalität" sorgte. Zudem konnte er auf die Hinnahme menschlichen Leids zum eigenen Vorteil zählen.

5 Götz Aly, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt a. M. 2005, S. 39.

Peter Rütters (Berlin) widmete sich als letzter Referent des Tages der Einstufung des Deutschen Handlungsgehilfen-Verbandes (DHV) als deutschnational und antisemitisch bzw. seiner ideologischen und organisatorischen Nähe zum Nationalsozialismus. Rütters unternahm keinesfalls einen Versuch zur Rettung dieses Verbandes, versuchte jedoch, gängige Urteile zu differenzieren. Eines seiner bekannteren Vorstandsmitglieder, Max Habermann, vertrat jedenfalls dem Nationalsozialismus wesensgleiche ideologische Ansätze: den Wahn eines zu großen jüdischen Einflusses sowie einen Antimarxismus mit soziale Note. In seiner Schrift „Stand und Staat" feierte er Größe und Ehre des deutschen Volkes und plädierte für ein antiparlamentarisches, ständisches und damit antimodernes Konzept der Gesellschaft. In der Weimarer Republik teilte der DHV zudem Positionen der NSDAP, indem er für eine Revision der Verträge von Versailles eintrat und einen Hegemonialanspruch Deutschlands in Europa unterstützte. Zudem bestanden personelle Beziehungen bzw. Überschneidungen in der Mitgliedschaft zwischen der nationalsozialistischen Partei und der Gewerkschaft. Übernahme- und Unterwanderungsversuche seitens der Partei wurden zu Weimarer Zeiten allerdings noch abgewehrt. Auch als Hitler im März 1933 zum Reichskanzler gewählt wurde, begrüßte der wirtschaftsfriedliche Verband zwar die Wahl, wehrte sich aber trotzdem weiterhin gegen Gleichschaltungsversuche und Einflußnahme seitens der Nationalsozialisten bzw. der NSBO. Die endgültige Gleichschaltung vollzog sich dann eher repressiv: in der Folge wurde das Führerprinzip als Organisationsprinzip durchgesetzt, gewerkschaftliche Ziele und Aufgaben wurden aufgegeben und eine Satzungsänderung durchgeführt. Das war insofern wichtig, als eine gewerkschaftliche Organisation an sich, sei sie ideologisch noch so verbrüdert mit dem Nationalsozialismus und organisatorisch an ihn angepaßt, prinzipiell ein widerständisches Potential verkörperte. Konsequenterweise wurde der DHV dann schließlich in der DAF aufgelöst. Was den Widerstand des DHV anging, konzentrierte sich Rütters auf Habermanns Vita – dieser stand in Verbindung mit dem Kreis vom 20. Juli und beging nach seiner Verhaftung durch die Gestapo am 30. Oktober 1944 Selbstmord. Aus Mangel an Forschungsergebnissen kann keine allgemeine Aussage über Anzahl und Intensität des Widerstandes von ehemaligen Anhängern des DHV gemacht werden.

Die abschließende, von Wolfgang Jäger (Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf) moderierte Podiumsveranstaltung widmete sich am Sonntag dem undankbaren Themenkomplex „Verdrängte Vergangenheit – vergessene KollegInnen? Geschichtsbewußtsein und Gewerkschaften" und mündete in eine kontrovers geführte Diskussion über deren historisches Selbstverständnis. Klaus Tenfelde (Bochum) verwies auf die Notwendigkeit der Erinnerungsarbeit als historischen Bezugspunkts und politischer Legitimationsgrundlage aktueller Gewerkschaftsarbeit. In ihrer Erinnerungskultur könnten die Arbeiterorganisationen sogar durchaus etwas „bürgerlicher" werden. Während Günter Morsch aus der Perspektive der Gedenkstättenarbeit in dieser Hinsicht auf bereits Erreichtes verwies, kam Hartmut Simon (Ver.di-Bundesverwaltung, Berlin) nicht umhin, in dieser Beziehung eklatante Defizite aufzuzeigen, die einerseits durch die finanziellen Engpässe und andererseits aus der inzwischen merklich abgeflauten wissenschaftlichen Konjunktur der Arbeitergeschichte erklärbar seien. Es gelte,

die Rolle der Gewerkschaften in der Wissenschaft zu stärken und sich dabei auch die Niederlagen einzugestehen und insofern auch konstruktiv zu verarbeiten. Hilfreich könne da eine Erinnerungskultur sein, die die Opfer der Gewerkschaften im Kampf um ein gerechteres Gesellschaftssystem herausstellt. Daher sein Appell an die Gewerkschaften, die Wissenschaften einzubeziehen, und die an die Adresse der Wissenschaft gerichtete Forderung, die erst partiell aufgearbeitete Geschichte der Gewerkschaften nicht länger zu vernachlässigen. Dabei gingen die Meinungen darüber auseinander, ob die organisatorische Vernetzung und wissenschaftliche Betreuung von Geschichtsinitiativen einen erfolgversprechenden Lösungsansatz der allenthalben zu konstatierenden Misere darstellen könnte oder ob der Wissenschaft eine Vorrangstellung einzuräumen sei.

Wer eine klare Antwort auf die eingangs formuliert Frage wirklich erwartete, ist sicher nicht nur nicht mit dem akademischen Habitus der Aussagenvermeidung vertraut. Bestes Beispiel dafür, daß die Debatte um die richtige gewerkschaftliche Linie zu Zeiten des Nationalsozialismus angesichts der retrospektiv wie immer leicht zu konstatierenden Katastrophe keinesfalls eindeutig ist, lieferte die vielleicht während der Tagung zu 1933 immer noch analoge Positionsverteilung. Während aus dem mehrheitlich DGB-nahen Munde zu hören war, daß die strukturkonservativen und auf Durchhalten getrimmten Entscheidungen der freien Gewerkschaften zumindest nachvollziehbar (gar alternativlos?) waren,[6] wurde von kritischer Seite, meist hier aus dem Publikum, das Drosseln der an der Basis doch eigentlich vorhanden Kampfbereitschaft beklagt. Der an die Referate sich immer wieder anschließende argumentative Schlagabtausch wäre inhaltlich ähnlich verlaufen, hätte man des Spektakels wegen einem Teilnehmer einen KPD-Aufruf zum Generalstreik an die Hand gegeben und einem anderen die Erklärung der ADGB-Führung, die „kühles Blut und Besonnenheit" nahelegte.[7] Aber das ist gar nicht schlimm und zeigt, daß die Geschichte eben noch nicht vergangen ist und die unterschiedlichen Lager in der Erbfolge der Arbeiterbewegung sich noch zu beharken haben. Wenn auch vermutlich mit weitaus weniger Verve als noch vor gut dreißig Jahren, als im Umfeld der KPD/AO eine oder gar die revolutionäre Gewerkschaftsopposition wiederbelebt werden sollte – aber das ist eine andere Geschichte.

6 „Organisation – nicht Demonstration ist die Parole der Stunde", antwortete der ADGB-Vorsitzende Theodor Leipart am 31. Januar 1933 auf die Forderung nach außerparlamentarischen Aktionen. Zitiert nach: Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Hrsg. von Frank Deppe, Georg Fülberth und Jürgen Harrer, 3. Aufl., Köln 1981, S. 212.

7 Zitiert nach: Schneider (Anm. 3), S. 223.

Nischengesellschaft oder „Gefälligkeitsdiktatur"?

Neuere Untersuchungen zum Verhältnis von Anpassung, Zustimmung und Dissens im „Dritten Reich"*

Von Hartmut Rübner

Zu den der bequemen Exkulpation dienenden Mythen, die eigene Beteiligung am Nationalsozialismus herabzusetzen bzw. zu verschleiern, gehören nicht nur solche Befunde, die der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) als der zentralen Überwachungs- und Verfolgungsinstanz des „Dritten Reichs" die Funktion einer allgegenwärtigen Institution des Terrors zuweisen.[1] Aus der Sichtweise der Totalitarismusforschung sind Polizeiapparate mit umfassenden Eingriffsvollmachten überhaupt das kennzeichnende Element totalitärer Systeme. Die Reduzierung auf Extremformen blendet indessen wesentliche

* Rezension und Diskussion von:
ALY, Götz: **Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus.** – Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag 2005. 445 S.
Volkes Stimme. Skepsis und Führervertrauen im Nationalsozialismus. Hrsg. von Götz ALY. – Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2006. 224 S.
LONGERICH, Peter: **„Davon haben wir nichts gewusst!". Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945.** – München: Siedler Verlag 2006. 448 S.
Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei zur Provinz Sachsen 1933–1936. Band 1: Regierungsbezirk Magdeburg. Hrsg. von Hermann-J. RUPIEPER und Alexander SPERK. Mit ergänzenden Materialien bearbeitet, eingeleitet und erläutert von Alexander Sperk. – Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag 2003. 487 S.
Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei zur Provinz Sachsen 1933–1936. Band 2: Regierungsbezirk Merseburg. Hrsg. von Hermann-J. RUPIEPER und Alexander SPERK. Mit ergänzenden Materialien bearbeitet, eingeleitet und erläutert von Alexander Sperk. – Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag 2004. 693 S.
Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei zur Provinz Sachsen 1933–1936. Band 3: Regierungsbezirk Erfurt. Hrsg. von Hermann-Josef RUPIEPER und Alexander SPERK. Mit ergänzenden Materialien bearbeitet, eingeleitet und erläutert von Alexander Sperk. – Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag 2006. 567 S.
WAGNER, Herbert: **„Die Gestapo war nicht allein ...". Politische Sozialkontrolle und Staatsterror im deutsch-niederländischen Grenzgebiet 1929–1945** (= Anpassung – Selbstbehauptung – Widerstand, Bd. 22). – Münster, Berlin, Hamburg, London und Wien: Lit Verlag 2004. 703 S.
SANDVOSS, Hans-Rainer: **Die „andere" Reichshauptstadt. Widerstand aus der Arbeiterbewegung in Berlin von 1933 bis 1945.** – Berlin: Lukas Verlag 2007. 668 S.

1 Zur bürokratischen Struktur, zum Auf- und Ausbau und politischen Einfluß, zur Herausbildung ihrer Aufgabenbereiche sowie über die exekutive Reichweite des zentralen staatspolizeilichen Überwachungs- und Verfolgungsapparates des NS-Regimes, der Gestapo, liegen inzwischen fundierte Studien vor. Die Anfang der 1990er Jahre einsetzende Forschungskonjunktur zum Thema hat sukzessive auch die verschiedenen Provinzen erfaßt und deren regionalspezifischen Besonderheiten dokumentiert. Die bis Anfang des letzten Jahrzehnts boomende Forschung zur Gestapo hat ihren Zenit allerdings erkennbar überschritten. Vgl. zum jüngeren Erkenntnisstand die Überblicksdarstellung von Dieter Nelles, Hartmut Rübner und Heinz Sünker, Organisation des Terrors im Nationalsozialismus. Neuere Untersuchungen zum Verhältnis von Gestapo, Bürokratie und Bevölkerung, in: *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau*, Jg. 25 (2002), Nr. 2, S. 5–27.

Merkmale der spezifischen Verfolgungspraxis des Nationalsozialismus aus: die der Kontinuität politischer Polizeiarbeit als Agentur der Sozialkontrolle zum Schutz der Machteliten und deren Funktionalität als Institution sowohl der Prävention als auch der Strafverfolgung. Willkürmaßnahmen wie die Präventivhaft, im Nationalsozialismus als „Schutzhaft" deklariert, gehören seit dem Vormärz zum polizeilichen Verfolgungsrepertoire.[2] Ungeachtet ihrer jeweiligen Ausprägung (Despotismus, Diktatur, Monarchie, Demokratie o. ä.) stützt sich jede staatliche Herrschaft auf einen „funktionierenden Machtapparat", der „weite Bereiche exekutiver Administration" umfaßt (Wagner, S. 79). Neben dem Militär, den Geheimdiensten u. a. gehört die bewaffnete Politische Polizei zur herrschaftssichernden Ausstattung. Sie ist gleichsam Instrument struktureller Gewalt.[3]

Bereits die absolutistischen Machthaber hatten vor einem Grundsatzproblem gestanden, an deren Bewältigung die feudale Herrschaft letztlich scheiterte: daß ein ausuferndes Bestreben nach Machtabsicherung und -erweiterung nicht nur die dynamischen Gesellschaftskräfte, sondern auch die Produktivität der (feudal)kapitalistischen Wirtschaft behinderte. Diesem Dilemma zu entrinnen gelang in der Ära der Aufklärung durch die Implementierung sozialer Techniken, wie sie Michel Foucault in markanter Weise beschrieben hat. Diese Techniken funktionieren in drei Wirkungszusammenhängen: Die *Funktionsumkehr bei den Disziplinen* diente als Instrument der gesellschaftlichen Zurichtung, was wiederum zu einer *Vermehrung der Disziplinarinstitutionen* führte, die Umwandlung der Institutionen zu anpassungsfähigen Kontrollinstanzen sowie – quasi in letzter Konsequenz – die *Verstaatlichung der Disziplinarmechanismen* in Gestalt einer in den Staatsapparat integrierten Polizeikontrolle, die noch den „Staub der Ereignisse, der Handlungen, der Verhaltensweisen, der Meinungen" erfaßt.[4] Demnach ist „die Produktionssteigerung der Macht nur möglich", wenn diese „ohne Unterbrechung bis in die elementarsten und feinsten Bestandteile der Gesellschaft eindringen kann [...]".[5] Eben dort werden die Machtdispositive der Herrschaft von den Subjekten internalisiert und ihnen somit zur mentalen Disposition eingefügt.

Polizeikontrolle wirkt in diesem Kontext in zwei Richtungen: vertikal als staatliche Exekutivgewalt und horizontal als Organisator eines Verbindungsnetzes, das auch die noch nicht erreichten Bereiche des Alltags umspannt. In einem instruktiven „Abriss zur Entwicklung Politischer Polizeien und der Gestapo", die der Studie „Politische Sozialkontrolle und Staatsterror im deutsch-niederländischen Grenzgebiet 1929–1945"

2 Vgl. Detlev Scheffler, Schutzhaft im Nationalsozialismus (1933 bis 1945). Die Bürokratie des Reichssicherheitshauptamtes und die Verfolgung des politischen Gegners, Phil. Diss., Berlin 1998, S. 24–77. In diesen Kontext muß auch das in den Polizeigesetzen der bundesrepublikanischen Länder seit Mitte der 1990er Jahre vorgesehene Instrument des „Unterbindungsgewahrsams" gesehen werden. Die Präventivhaft soll im Vorfeld auf die zu erwartenden Proteste gegen den G-8-Gipfel im Juni 2007 in Heiligendamm vorab zur Anwendung kommen.

3 Zur Definition von Gewalt als Handlungsform oder Strukturprinzip vgl. Johann Galtung, Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung, Hamburg 1982.

4 Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a. M. 1994, S. 274.

5 Ebd., S. 271.

vorangestellt ist, markiert Herbert Wagner, daß die politische Staatspolizei nach den Erfahrungen des Kaiserreichs und den darauf folgenden Umwälzungen bereits in der Weimarer Republik eine „regelrechte Verfolgungskultur" hervorbrachte. Dabei erwiesen sich sowohl ihre unspezifischen Aufgabenbereiche als auch die nicht eindeutig fixierten Handlungsspielräume insofern als vorteilhaft, als sich auf potentielle Staatsfeinde flexibel reagieren ließ.

Bislang bestätigt alle Erfahrung, daß sich eine absolute Überwachung der Gesellschaft kontraproduktiv auswirkt, zumindest dann, wenn bestimmte Kernbereiche tangiert sind. Daher konnten die NS-Funktionseliten gar kein Interesse daran haben, den Maßnahmenstaat auf sämtliche Bereiche auszudehnen. Dessen Grenzen wurden also nicht von außen gesetzt, sondern aufgrund einer „Selbstbeschränkung", die sich aus einer spezifischen Verbindung von völkischer Ideologie und kapitalistischer Rationalität ergab. Der führende Gestapojurist Werner Best hielt die Selbstbeschränkung des Maßnahmenstaates für „angebracht gegenüber allen positiv aufbauenden Kräften des Volkes. Diese sollen, um sich möglichst fruchtbar auswirken zu können, möglichst weitgehend das Handeln des Staates voraussehen können."[6] Der Normenstaat war deshalb nur dort und selbst dann nur punktuell durch den Maßnahmenstaat außer Kraft zu setzen, wo die Polizeiapparate die politischen Unterscheidungen nach einem willkürlich festgelegten Freund-Feind-Schema definierten. Wesentliche Terrains im normenstaatlichen Geltungsbereich blieben in der exklusiven „Volksgemeinschaft" der „normalen" Deutschen unangetastet. Darunter fielen z. B. die Gewerbefreiheit, das Privateigentum und die wichtigsten Aspekte des Verwaltungshandelns. Diese formalrechtlichen Standards blieben formal bestehen.

Das bedeutet jedoch keineswegs, daß vermeintliche oder tatsächlich vorhandene Freiräume bzw. Nischen keiner Überwachung unterliegen sollten; zumal sich in den verschiedenen Sozialmilieus im halböffentlichen Raum oder zumindest im privaten Rahmen nach wie vor ein Spektrum divergierender Meinungen und Verhaltensweisen artikulierte. Vor diesem Hintergrund von besonderem Gewicht ist das extensive Berichtswesen, welches der NS-Staat mit dem Ziel der über die bloße Informationsgewinnung hinaus reichenden Absicht der Sozialdisziplinierung installierte (vgl. Longerich, S. 32–38). Außer den Lageberichten der Leitstellen der Gestapo gab es bis 1936 die „Berichte der Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten", die zum Teil auf dem Material der Gestapoberichte basierten. Ferner sind die „Lageberichte der Justiz" für die Jahre 1940 bis 1944 erhalten, die wiederholt Aktionen beanstandeten, bei denen es zu Eigenmächtigkeiten von Parteigenossen gegen Juden kam. Seit 1937 erstellte der Sicherheitsdienst der SS (SD) regelmäßig Berichte, die ab Dezember 1939 als „Meldungen aus dem Reich" firmierten. Darüber hinaus existierte ein geregeltes Berichtswesen der NSDAP, das die Gauleitungen anhielt, monatlich Stimmungsberichte der Bevölkerung abzuliefern.

6 Zit. nach Ernst Fraenkel, Der Doppelstaat. Recht und Justiz im „Dritten Reich", Frankfurt a. M. 1974, S. 94.

Die von 1933 bis 1936 monatlich erstatteten geheimen Lageberichte der regionalen Staatspolizei(leit)stellen gingen dem Preußischen Ministerpräsidenten bzw. Reichsinnenminister Hermann Göring über das Geheime Staatspolizeiamt (seit 1934) zu. Am 8. April 1936 ließ Reinhard Heydrich diese Berichterstattung dann einstellen, nachdem Göring die Übertreibung örtlicher Schwierigkeiten und die Verallgemeinerung bzw. Aufbauschung nonkonformistischer Einzeläußerungen moniert hatte. Da die Gestapoberichte einem externen Personenkreis zugänglich waren, hielt die NS-Nomenklatura eine überzogene Kritik dazu geeignet, zur Verschlechterung der Stimmung beizutragen. Fortan sollte diese Aufgabenstellung nur noch der Partei vorbehalten bleiben. Die verordnete Einstellung spricht indessen weder für noch gegen die realitätsgetreue Darstellungsweise des Berichtsverfahrens. Falschinformationen führten allerdings nachweislich zur Absetzung von Leitungspersonal, so wurde der Leiter der Staatspolizeistelle Halle trotz der Intervention Heinrich Himmlers zu den Finanzbehörden rückversetzt, nachdem er ein schweres Explosionsunglück fälschlich einem kommunistischen Sabotageakt zugeschrieben hatte (Rupieper und Sperk, Bd. 2, S. 20 f.).

Inzwischen werden die Lageberichte überwiegend als wichtige Primärquellen eingeschätzt, besonders was die Konsolidierungsphase des NS-Staates betrifft.[7] Entsprechende Quelleneditionen liegen mittlerweile für eine Reihe von Regionen vor, wenn auch dieser Informationspool erst in jüngsten Untersuchungen systematisch ausgewertet worden ist. Die von Hermann-J. Rupieper und Alexander Sperk herausgegebene dreibändige Edition der Lageberichte aus der preußischen Provinz Sachsen füllt also eine weitere Leerstelle. Dabei behandelt Band 1 die Staatspolizeistelle Magdeburg, Band 2 die Staatspolizeistelle Halle und Band 3 die Staatspolizeistelle Erfurt.[8] Allerdings ist wie anderenorts auch die Überlieferung für diese Bereiche lückenhaft. Unvollständig erhalten ist vor allem der Januar 1935. Insgesamt liegen 53 Berichte vor, die hauptsächlich aus dem Geheimen Staatsarchiv und dem Bundesarchiv Berlin stammen.

Aus der Perspektive der Verfolgung ermöglichen die Lageberichte Einblicke in die Bekämpfung der linken Widerstandsgruppen, in die Überwachung und – dies eher seltener – die Sanktionierung der christlichen Volkskirchen sowie in die alltäglichen Repressionen gegen die unterdurchschnittlich vorhandene jüdische Minderheit. Wie sonst auch üblich wird über die Situation der Wirtschaft, den Stand der Arbeitslosigkeit sowie – in den Jahren 1934/35 – über Versorgungsprobleme und Stimmungskrisen referiert. Korruption, Amtsmißbrauch und andere Verfehlungen innerhalb der NSDAP werden beiläufig abgehandelt. Wenig überraschend fällt das Fazit der in Papierform geronnnen Impressionen staatspolizeilicher Ermittlungen aus: Abgesehen von übertriebenen Bedrohungsszenarien und tatsächlichen partiellen Mißstimmigkeiten konnte sich das NS-Regime auch in der Provinz Sachsen auf eine breite

7 Vgl. Rainer Eckert, Gestapo-Berichte. Abbildungen der Realität oder reine Spekulation?, in: Die Gestapo. Mythos und Realität. Hrsg. von Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann, Darmstadt 1995, S. 200–215.

8 Eine systematische Auswertung dieser Berichte ist erstellt worden von Manfred Müller, Zustimmung und Ablehnung, Partizipation und Resistenz. Die preußische Provinz Sachsen im Spiegel geheimer Gestapo- und Regierungsberichte 1933–1936, Frankfurt a. M. 2000.

gesellschaftliche Akzeptanz stützen. Die als Erfolge betrachteten Entwicklungen bei der Remilitarisierung und in den Bereichen der Außen- und Wirtschaftspolitik werden hierfür als gewichtige Faktoren angeführt.

Kritisch anzumerken ist, daß die drei Bände nur kurzgefaßte Basisinformationen über die drei Regierungsbezirke sowie das Berichtswesen der betreffenden Behörden bieten. Einzelheiten sind lediglich über die berichterstattenden Behördenleiter zu erfahren, vergleichsweise kursorisch sind dagegen die Hinweise über die soziale Zusammensetzung der Staatspolizeistellen geraten. Zudem fehlt eine Einordnung der Ergebnisse in die neuere Gestapoforschung. Was die Bewertung des Wahrheitsgehalts der Berichte anbelangt, erheben die Herausgeber zwar Einwände, doch diese Vorbehalte treten ihrer Auffassung nach hinter den objektiven Erträgen der Beobachtungen zurück (Bd. 2, S. 12; Bd. 3, S. 13 f.). Da die Berichte der Gestapo eine breite Themenpalette nach einem weitgehend standarisierten Schema behandeln, erscheint es sinnvoll, diese künftig vor allem komparativ nach zwei Kriterien zu untersuchen: einmal hinsichtlich der regionalspezifischen Eigenheiten, dabei die Verfolgungsschwerpunkte auch im Hinblick auf die Intensität ihrer Umsetzung fokussierend, andererseits sollten die staatspolizeilichen Kontinuitäten nicht aus dem Blick geraten, um die systemübergreifenden Kerne staatspolizeilicher Praxisformen freizulegen.[9]

In seiner gleichermaßen empirisch wie theoretisch fundierten Studie „Politische Sozialkontrolle im deutsch-niederländischen Grenzgebiet 1929–1945" erhebt der ehemalige Polizeibeamte Herbert Wagner gewichtige Einwände am Wahrheitsgehalt der administrativen Berichterstattung. Gegen ihre Objektivität spreche seiner Meinung nach die bürokratische Funktionalität innerhalb eines von unten nach oben angelegten hierarchisierten Interaktionsablaufs, indem niedrige Polizeidienststellen mittels Selbstinitiative die administrative Entscheidungsebene zu manipulieren versuchten, um sich ein höheres Maß an Selektions-, Entscheidungs- und Verantwortungskompetenz anzueignen. Der Prämisse folgend, die eigene Arbeit nicht zu diskreditieren, waren die Berichte insofern selbstreferentiell, als sie zur Verbesserung der „Imagepflege und Position ihrer Berichterstatter" dienten (Wagner, S. 150). Auch dies war beileibe kein Novum des Nationalsozialismus, sondern vielmehr eine Konstante innerhalb der institutionellen Kommunikationshierarchie. Auch in der Weimarer Republik war die Vertuschung wahrer Einsatzabläufe durch höhere Polizeibeamte üblich.

Wagner beabsichtigt „die mikroanalytische Aufarbeitung von Verfolgungen auf kommunaler, individueller und sozialgruppenbezogener Ebene" (S. 155). Dies soll „Verfahren wie Ämterkooperation oder Denunziation" einschließen, in der „die administrativen und parteiamtlichen Verflechtungen zwischen den einzelnen Terrorinstanzen ebenso berücksichtigt werden wie die Rückwirkungen auf die Bevölkerung"

9 Die systemübergreifenden Entwicklungslinien haben bereits aufgezeigt: Christoph Graf, Politische Polizei zwischen Demokratie und Diktatur. Die Entwicklung der Preußischen Politischen Polizei vom Staatsschutzorgan der Weimarer Republik zum Geheimen Staatspolizeiamt des Dritten Reiches (= Historische Kommission, Bd. 36), Berlin 1983, sowie „... nur für die Sicherheit da ..."? Zur Geschichte der Polizei im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Herbert Reinke, Frankfurt a. M. und New York 1993.

(ebd.). Als Hauptquelle seiner Rekonstruktion der „regionale[n] Verfolgungskulturen" zieht er aus den vorangestellten Gründen nicht die Lageberichte der Gestapo, sondern deren Karteiapparat als eine primäre Wissensbasis heran.[10]

Per Runderlaß hatte das Preußische Ministerium des Inneren am 7. September 1929 die Polizeiverwaltungen angewiesen, politische Personenkarteien anzulegen. Nach der Machtübertragung fand das Regime in Preußen (und vermutlich auch in Bayern) effektive, nach damals modernen statistischen Maßstäben konzipierte Findmittel der politischen Polizeien vor. Schon vor 1933 hatte eine „allgemeine statistische Erfassungseuphorie" (S. 194) zur Ausforschung der Bevölkerung eingesetzt. Danach wurde auf dieser Basis eine gesellschaftliche Totalerfassung in Angriff genommen. Die Gestapo begann eine umfangreiche und langwierige Kartierungsarbeit, die nach einem dreigeteilten Klassifizierungsschema (A1–A3) potentielle Staatsfeinde sortierte. Darüber hinaus dienten Sonderkarteien (darunter Homosexuelle, Emigranten, Juden, „Fremdarbeiter" usw.) zur Koordinierung von Fahndungsersuchen. Allein die Berliner Hauptkartei der Gestapo bestand am 1. Januar 1939 aus insgesamt 1980558 Karteikarten sowie 641497 Personalakten. Dieser Fundus wurde 1943 nach Theresienstadt ausgelagert und dort entweder durch Kriegseinflüsse oder eigene Verbrennungsaktionen vernichtet. Erhalten sind daher nur die Bestände der Staatspolizei(leit)stellen Frankfurt a. M. (138300 Karteikarten), Hamburg (6600), Koblenz (100000), Neustadt/Weinstraße (57635), Nürnberg (1000), Osnabrück (50976) und Trier (133). Die nahezu vollständige Überlieferung der Osnabrücker Kartothek deckt den Zeitraum 1929 bis 1945 ab. Jede Karte besitzt DIN-A5-Format und enthält auf der Vorder- und Rückseite – neben persönlichen Merkmalen – auch Angaben über die politische Einstellung, Organisationszugehörigkeiten, die Verurteilungen, ein Strafregister usw. Da die Gestapo ihre Verweise prophylaktisch anlegte, besaß ihre Kartothek weniger den Charakter einer „Tatkartei" als den einer „Verdachtskartei", in die auffällige Personen durch Zufall geraten konnten. Die regionale Verteilung der Eintragungen macht deutlich, daß die „gewöhnlichen Deutschen" – besonders in den Gegenden mit stärkeren Affinitäten zum Nationalsozialismus – keinem allgemeinen Verfolgungsdruck ausgesetzt waren. Nur dort, wo sich bereits existierende Sozialmilieus eines religiösen oder politischen Nonkonformismus länger erhielten und zu verfestigten drohten, schaltete sich die Staatspolizei unmittelbar ein, um potentielle Konfliktzonen zu beseitigen.

Spezifische Einflußfaktoren für die Konstituierung derartig resistenter Zonen, waren neben der „Ortsgröße", die „Wirtschaftsstruktur und kulturelle Gepflogenheiten [...]. Agrare Dörfer besaßen andere Sozialbeziehungen in Arbeitswelt, Brauchtumspflege und Nachbarschaft als Landgemeinden mit großen Arbeiteranteilen, in denen freigewerkschaftliche Aktivitäten entfaltet wurden" (S. 290). Wagner kann den Landkreis in vier wirtschaftsgeographische Strukturen differenzieren: erstens rurale Gebiete mit agrarökonomischen Lebens- und Beschäftigungsschwerpunkten; zweitens rurale

10 Auf die Bedeutung dieser Quelle hat erstmals hingewiesen Volker Eichler, Die Frankfurter Gestapo-Kartei. Entstehung, Struktur, Funktion, Überlieferungsgeschichte, in: Die Gestapo (Anm. 7), S. 178 bis 199.

Gebiete mit Agarökonomie sowie Kleingewerbe (Industrie); drittens drei kleinstädtische Gebiete, die als Industrie- oder Verwaltungsstandorte fungierten und viertens ein urbanes Mittelzentrum mit textilindustrieller Prägung (S. 301). Die Nazifizierung dieser peripheren Region im deutsch-niederländischen Grenzgebiet erfolgte bereits in der Weimarer Republik, als auswärtige „Bewegungsunternehmer" die nationalkonservativen Sozialmilieus absorbierten: „Bentheim war rechtes Macht- und Diffusionszentrum, von hier aus wurde der Landkreis nazifiziert" (S. 600). Ab 1929 formierten sich Widerstandszentren gegen die Ausbreitung der NSDAP, begleitet von einer leichten Erosion der linken Arbeitermilieus. Oppositionell verhielt sich in der Ortschaft Gildehaus das Reichsbanner, getragen von einer Koalition aus SPD und Deutscher Volkspartei (DVP), in Schüttorf agierte die SPD tonangebend und in dem Textilindustriestandort Nordhorn organisierte die KPD den Kampf gegen die Nationalsozialisten.

Ohne die politisch-ökonomischen Allianzen zwischen Unternehmern und NS-Bewegung während der Weltwirtschaftskrise, so die Einschätzung Wagners, wäre der Prozeß der regionalen Nazifizierung nicht so schnell vorangeschritten. Dem bürgerlichen und nationalkonservativen Milieu fehlte es an einer soziokulturellen Infrastruktur, wie sie das linke Lager ausgebildet hatte. Ersatz bot hier das evangelische und katholische Kirchenkulturmilieu, aber auch die nationalistischen Vereine sowie reaktionäre Organisationen (z. B. der Stahlhelm). Während viele protestantische Kaufleute in den Städten in das Lager der NSDAP einschwenkten, blieben z. B. die katholischen Handwerksmeister öfters dem Kirchenkulturmilieu und dem politischen Zentrum verbunden. In den traditionell nationalkonservativen Milieus der Landgemeinden verhielt man sich eher konformistisch, was sich in einer Art von Selbstnazifizierung ausdrückte; eine Art von Anpassungsleistung, die den Fortbestand der bisherigen Dorfkultur sicherte. Angesichts der Deckungsgleichheiten mit den bäuerlichen Standesinteressen bestanden ohnehin Übereinstimmungen mit der NS-Bewegung, so daß man den Rechtsruck als nicht so gravierend empfand (S. 606). Anders verhielten sich die ans Emsland und an Westfalen grenzenden Landgemeinden, wo sich das katholische Beziehungsgeflecht reservierter gab und konkurrierende Milieuorganisationen wie Kolpingvereine, Jugendbünde usw. aufrechterhielt. Angesichts der bekannten Verhältnisse ging die Gestapo flexibel und jeweils mit der nur unbedingt erforderlichen Intensität vor. Auch die verfolgten Quartiermilieus reagierten situativ verschieden, wobei der Grad der Entsolidarisierung und Denunziationsbereitschaft von ihrer jeweiligen sozialen Konsistenz und Belastbarkeit abhing. Maßstab der repressiven Radikalisierungsschübe war der volksgemeinschaftliche Konsens, welcher den jeweiligen Grad der Verfolgungsakzeptanz in der propagandistisch beeinflußten Bevölkerung bestimmte.

Noch stärker als die Opfergruppe der Juden fielen beispielsweise die staatspolizeilichen Maßnahmen gegen sogenannte Asoziale oder osteuropäische Fremdarbeiter, die aus der Bevölkerung denunziert worden waren, aus. Diese Personengruppen dienten geradezu als Objekte der Aggressionsabfuhr für Mangelwirtschaft, Krieg oder persönliche Rache (S. 614). Weitaus weniger akzeptiert waren aber Aktionen gegen die religiöse Opposition. Den eigentlichen Observationsvorgang nahmen die zunächst nur

Beobachteten oft nicht einmal selbst wahr, zumal der Zugriff entsprechend der Verfolgungskonjunkturen phasenverschoben erfolgte. Wurden diese nicht von oben angeordnet, gingen die Impulse für die Terrorkampagnen häufig auf Initiative der unteren Hierarchieebene zurück. Insofern kann von einer „Wechselwirkung zwischen Zentrum und Hierarchie" (Wagner, S. 616) ausgegangen werden. Die lokalen Parteiinstanzen halfen bei der staatsterroristischen Opferproduktion wie selbstverständlich mit, indem sie verdächtige oder unerwünschte Personen der Verfolgungsmaschinerie auslieferten. Das System der Repression als „Netzwerk politischer Sozialkontrolle" (S. 210) funktionierte vor allem aber auf der Grundlage administrativer Kooperation. Vielgestaltige Amtshilfe, die von der Bereitstellung von Informationen und zur Implementierung von Zuträgerstrukturen bis hin zu pseudopolizeilichen Ermittlungsarbeiten reichte, leistete ein Ensemble von Verwaltungsbürokratie, Partei und anderen Organisationen. Darunter die Bürgermeister und Ortspolizeien, Landratsämter, Grenzpolizei und Zoll, Amts-, Land- und Sondergerichte, Arbeitsverwaltung, Gesundheitsämter und Erbgesundheitsgerichte, Reichsbahn und Reichspost. Hinzu kamen die Arisierungs-, Finanz- und Katasterbehörden sowie natürlich das Geflecht der verschiedenen Parteiverbände. Schon vor dem Kriegsausbruch versicherte sich die Gestapo der Kollaboration der niederländischen Polizeibehörden. Die deutsche Grenzpolizei implementierte dazu noch ein grenzüberschreitendes V-Leute-System (S. 223 ff.).

Im Zentrum dieses Netzwerks ging die Gestapo weitgehend nach eigenem Gutdünken entweder aktiv vor oder blieb reaktiv im Hintergrund. Hatte die gegen die bekämpften Milieus gerichtete Polizeistrategie in der Weimarer Republik in der Herstellung einer informationellen Hegemonie ohne Einsatz von Zwangsmaßnahmen gelegen, operierte der Staatsschutz nach 1933 hauptsächlich nach präventiven Kriterien. Ausreichend waren bloße Verdachtsmomente einer systemabträglichen Gesinnung, die sich entweder durch den Rückgriff auf Informationen aus der „Systemzeit", V-Personen-Einsatz oder Denunziationen ergaben. Doch wurde nicht nur auf das vorliegende Datenmaterial zurückgegriffen. Darüber hinaus bildeten erfahrene Kripobeamte den Grundstock für den Staatsschutzapparat, der nun ideologisch zugerichtet dem Regime als Instrument nutzbar gemacht wurde.

In seiner mikroanalytischen Untersuchung, die ein Methodenmix mit quantitativen und qualitativen Elementen sowie eine personenbezogene Fallstudie integriert, zeigt Wagner auf ebenso eindrucksvolle wie überzeugende Weise, daß auf der Basis einer komplett erhaltenen Datengrundlage sowie komplementärer Quellengattungen eine Rekonstruktion regionaler Staatspolizeimaßnahmen möglich ist. Über das Verhältnis von reaktiven und proaktiven Elementen in der Gestapoverfolgung bestehen nach wie vor Meinungsverschiedenheiten, zumal für beide Positionen gewichtige Argumente zu sprechen scheinen. Ob es, wie Eric A. Johnson anführt, eine vorwiegend aktive Rolle bei der Durchführung von Terrorkampagnen war[11] oder – wie Robert

11 Eric A. Johnson, Der nationalsozialistische Terror. Gestapo, Juden und gewöhnliche Deutsche, Berlin 2001, S. 167.

Gellately herausstellt – die Akzeptanz in breiten, den Nationalsozialisten nicht einmal besonders nahestehenden Teilen der Bevölkerung für das, „was bestimmte Aspekte der Verfolgung von Juden und Fremdarbeitern in Deutschland betraf", weit größere Dimensionen erreichte, als die Geschichtswissenschaft noch in den späten 1990er Jahren konzedierte.[12] In der wichtigsten Überblicksdarstellung über die Arbeiter und Arbeiterbewegung während des „Dritten Reichs" geht Michael Schneider davon aus, daß die „erzwungene Einordnung in die ‚Volksgemeinschaft'" nur in einem repressiven „Klima der Angst und Bedrohung" möglich gewesen sei. Eine mehr oder weniger „begeisterte Zustimmung zu Einzelbereichen der nationalsozialistischen Politik" sei davon unbenommen.[13]

Einem Aspekt, nämlich dem der höchst eigennützigen Vorteilnahme „für die Millionen einfacher Deutscher" sowohl bei der Arisierung als auch bei der aktiven (durch imperialistischem Raub) und passiven (mittels eines benachteiligenden Währungsverrechnungssystems bzw. Zahlungsverkehrs) Ausplünderung der okkupierten Gebiete, geht Götz Aly nach. Auf der Basis bislang weniger berücksichtigter Quellenbestände, u. a. solche der zivilen und militärischen Finanzverwaltungen, unternimmt er den Versuch, die finanziellen Grundlagen für ein monumentales Umverteilungsprogramm zugunsten der einfachen „Volksgenossen" zu bilanzieren. Mit steuer- und sozialpolitischen Konzessionen zuungunsten der „Bourgeoisie" habe das Regime die materielle Versorgungslage der breiten Bevölkerung angehoben, um sich deren Zustimmung zu versichern.[14] Mit solchen sozialintegrativen Interventionen, in Kombination mit einer populistischen Stimmungspolitik, habe die NS-Führung mithilfe eines rassistischen Raubkriegs einen sozialistischen, ja (national)revolutionären „Volksstaat" etabliert. Dabei sei der mobilisierende Impuls dieses „Faschismus als soziale[r] Bewegung" (Wolfgang Schieder) von der jungen Generation ausgegangen, so daß Aly vom Nationalsozialismus als einer „Jugenddiktatur" spricht, für die „nicht Diktatur, Redeverbot und Unterdrückung, sondern Freiheit und Abenteuer" geherrscht habe (Aly, S. 12 und 14). Die Kritiker Alys monierten nicht nur die finanzstatistischen Rechenfehler und die unzutreffenden Aussagen über die soziale Lage der deutschen Arbeiterbevölkerung, sondern vor allem die trivialen Zuspitzungen. Unter Ausblendung eines in der Sekundärliteratur dokumentierten dreißigjährigen Forschungsoutputs und theoretischer Ansätze sowie moderner Forschungsmethoden habe Aly die von ihm ausgewerteten Primärquellen überbewertet und einen empirischen Positivismus betrieben, der

12 Robert Gellately, Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk, Stuttgart und München 2002, S. 362.

13 Michael Schneider, Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939, Bonn 1999, S. 480 f.

14 Bereits Timothy Mason hat drei parallele, jedoch nicht komplementäre Herrschaftsstrategien des Nationalsozialismus unterschieden. Neben der Repression waren dies die Mittel der Neutralisierung und der Integration. Aly betont mit dem letzteren Aspekt nur eine singuläre Komponente in einem komplexen Spannungsfeld. Faktisch bedeutet dies ein Rückschritt hinter den Forschungsstand der 1980er Jahre. Vgl. Tim Mason, Nazism, Fascism and the Working Classes. Essays by Tim Mason. Hrsg. von Jane Caplan, 2. Aufl., Cambridge 1996, S. 238 ff.

sich in ebenso oberflächlichen wie eindimensionalen Erklärungsmustern niedergeschlagen habe.[15]

Den Anspruch, das Einstellungsspektrum von Ablehnung, Indifferenz und Zustimmung sowie Mitwisserschaft im NS-Staat in exemplarischer Form an einer zentralen Kategorie des NS-Staates zu erfassen, erhebt Peter Longerich, indem er den „damaligen Kenntnisstand der deutschen Bevölkerung über die Judenverfolgung" sowie die aus diesem Wissen resultierenden Reaktionen zu rekonstruieren versucht (Longerich, S. 8). Mit dem Manko einer nicht vorhandenen Demoskopie konfrontiert – die Nationalsozialisten verzichteten aus guten Gründen auf offene Meinungsbefragungen – richtet sich sein Erkenntnisinteresse auf die Entfaltung der nationalsozialistischen Propaganda in bezug auf die Judenverfolgung. Dazu hat Longerich Presseorgane selektiv ausgewertet sowie unveröffentlichte Quellen berücksichtigt, welche die Herrschaftsperspektive des nationalsozialistischen Regimes in den Blick nehmen. Vor allem die Protokolle der während des Zweiten Weltkriegs fast täglich abgehaltenen geheimen „Ministerkonferenz" des Reichspropagandaministers, die in Moskau aufbewahrt werden und bislang nur teilweise publiziert worden sind, liefern aufschlußreiche Informationen über die Steuerung der antisemitischen Propaganda im NS-Staat.

Die von den verschiedenen Dienststellen erstellten Lage- und Stimmungsberichte unterzieht Longerich einer ausführlichen Quellenkritik, „da sie – verglichen mit modernen Formen der Demoskopie – methodisch völlig unterentwickelt waren" (S. 38).[16] Trotz aller Anstrengungen in Richtung objektivierender Korrekturen seien in der offiziellen Berichterstattung hauptsächlich nichtrepräsentative und ideologiekontaminierte, zumindest aber subjektive Eindrücke kolportiert worden. Zudem hätten die Berichterstatter nicht *Einstellungen,* sondern in erster Linie *Verhaltensweisen* messen wollen. Es gelang lediglich zu registrieren, inwieweit sich deviantes Verhalten unter den repressiven Bedingungen der Diktatur äußerte. Insofern war die Beobachtung von Verhaltensweisen „integraler Bestandteil der Bemühungen des Regimes, die nationalsozialistisch dominierte ‚Öffentlichkeit' nach seinen Vorstellungen auszurichten" (S. 45). „Volksmeinung" galt den NS-Funktionseliten nicht als ein Gesamtspektrum unterschiedlichster Auffassungen, sondern „lediglich als Momentaufnahme in einem dynamisch voranschreitenden, kollektiven Prozess, in dem das Volk unter

15 Vgl. dazu die Beiträge in dem entsprechenden Schwerpunktheft von *Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts,* Jg. 20 (2005), H. 3.

16 Als öffentliche Meinungsäußerungen galten aus der Perspektive der NS-Propaganda solche sozialkonformen Verhaltensmuster, mit denen die Angehörigen des „Volksganzen" auf einen drohenden Ausschluß reagierten. Die Souveränität des Individuums hielt man für bloße „Fiktion". Das Propagandaministerium hatte die Aufgabe einer zentralen Meinungsbildungsagentur, welche die Wirksamkeit der Meinungsbildung, also die Indoktrination, steuerte und kontrollierte. Auf die relativ modernen Methoden der US-amerikanischen Meinungsforschung wurde der Reichspropagandaminister Goebbels erst durch die mit antisemitischen Stereotypen durchsetzte Dissertation von Elisabeth Noelle aufmerksam. Vgl. Elisabeth Noelle, Amerikanische Massenbefragungen über Politik und Presse. Meinungs- und Massenforschung in U. S. A. (zgl. Diss. Univ. Berlin), Frankfurt a. M. 1940. Auf die Rezeption der Meinungsforschung in der NS-Diktatur geht Longerich nicht ein.

Führung der nationalsozialistischen Bewegung die in seiner ‚Rassenseele' angelegte Willens- und Bewusstseinsbildung hervorbrachte" (S. 47). Die Berichte stellten keineswegs eine Art von Feldforschung dar, in der negative Reaktionen aus der Perspektive des Regimes beobachtet wurden. Sie funktionierten als Warnsystem zur Intervention. Wenngleich die Berichte mehr über die erhebenden Instanzen als über die tatsächlichen Einstellungsmuster der Bevölkerung aussagen, möchte ihnen Longerich – mit einigen Vorbehalten – wichtige Schlußfolgerungen abgewinnen. Bemerkenswert sei in vielen Fällen das absichtliche Verschweigen von negativen Sachverhalten. Andererseits sei besonders dort, wo häufige Hinweise auf nonkonforme Stimmungen vorliegen, davon auszugehen, daß tatsächlich Unzufriedenheit oder eventuell sogar Oppositionsgeist existierte. Zusammenfassend können die Berichte seiner Meinung nach also nur als ein Grobraster zur Eruierung von Einstellungsmustern dienen. Weiterführender bzw. den Informationswert steigernd wäre sicherlich ein Abgleich mit anderen Quellengruppen aus den Archivbeständen der Polizei, Justiz und Verwaltungen.

Angesichts der offiziellen Verlautbarungen und informellen Informationskanäle (alliierte Flugblätter und Radiosender usw.) ist festzuhalten, daß ein erheblicher Teil der Bevölkerung vom Genozid wußte, wenn auch nicht in allen Details (S. 240). Das Regime ließ das Mitwissen nicht nur zu, sondern förderte es sogar, so die These Longerichs, weil diese Komplizenschaft Systemaffirmation gewährleistete. Zu kritisieren ist allein die Bewertung dieses Umstandes, zumal die Bevölkerung hierbei als indifferente Resonanzfolie bzw. als neutrale Black box erscheint, auf die die antisemitische Indoktrination einwirkte. Jenseits von passiver Anteilnahme und Gleichgültigkeit war der Rassismus (ebenso wie ein militanter, sich gegebenenfalls bis zur äußersten Konsequenz steigernder Antikommunismus) zweifellos eine weit verbreitete Grundeinstellung innerhalb der deutschen Gesellschaft. Die antisemitische Vernichtungspropaganda und letztlich auch deren Umsetzung in die Praxis konnten nur deshalb gelingen, gerade weil Millionen von Deutschen diese akzeptierten oder/und davon nicht selten profitierten.[17] Wenn eine wie von Goldhagen unterstellte allgemeine antisemitisch-eliminatorische Grundtendenz in der Bevölkerung überzogen erscheint, so wäre es doch verfehlt, den im NS-Staat (und danach) grassierenden Antisemitismus in erster Linie als das Ergebnis nationalsozialistischer Rassepolitik zu begreifen. Zudem verstellt der auf eine singuläre Opfergruppe gerichtete Fokus den Blick auf die gesamte Bandbreite der Verfolgung. Als nationale Integrationsideologie wirkte in den ersten Jahren des „Dritten Reiches" zunächst das Feindbild des Antikommunismus. Denn es war der Wille, die kommunistische Bewegung „als Hauptgegner im Inneren" zu zerschlagen, die das nationale Lager einte. Diese Einvernehmlichkeit reichte bis zu jenen Staatsbediensteten, die vor 1933 der Sozialdemokratie nahegestanden hatten. Mehr noch: „Zugleich sorgte diese Klammer für den ersten Brutalisierungsschub,

17 Vgl. Frank Bajohr, „Arisierung" in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933–1945, Hamburg 1997; Betrifft: „Aktion 3". Deutsche verwerten jüdische Nachbarn. Dokumente zur Arisierung. Ausgewählt und kommentiert von Wolfgang Dreßen, Berlin 1998.

eine Gewöhnung an alltägliche Gewaltanwendung gegenüber einer stigmatisierten Feindgruppe."[18]

Indikatoren für immaterielle Strukturen (Motiv- und Stimmungslagen, Mentalitäten, sozialpsychologische Dispositionen usw.) lassen sich mit einiger Phantasie auch abseits der von den Verfolgungsorganen selbst erhobenen Quellen entdecken. So untersuchte Ian Kershaw die Todesanzeigen für gefallene Soldaten hinsichtlich der Benutzung des Wortes „Führer" und leitete aus der 1941 einsetzenden Abnahme eine zunehmende Distanz ab.[19] Thomas Brechenmacher und Michael Wolffsohn fanden heraus, daß bestimmte Vornamen wie „Horst" und „Uta", von den Eltern vor 1933 eher selten vergeben, nach der Etablierung des Regimes beinahe zu einem Modephänomen avancierten. Die These, das Motiv für die Namensgebungen in einer Identifikation mit dem von der NS-Propaganda als Märtyrer präsentierten Horst Wessel und die Verwendung von „Uta" zur Betonung germanischer Weiblichkeit, ist plausibel, wenn auch im Einzelfall schwer zu verifizieren. Ähnlich der Wortwahl in Trauerbekundungen ging auch die Merkmalsausprägung selektiver Namensgebung ab 1941 zunächst geringfügig und dann – seit 1943 – signifikant zurück.[20]

Zu den Mitteln „historischer Demoskopie" greift auch die Studiengruppe um Götz Aly, die sich – über die beiden erwähnten Indikatoren Namensgebung (1932–1944) und Wortwahl in Todesanzeigen (1940–1944) hinaus – mit dem Sparverhalten (drei Kriterien 1928–1944) und den vom Volksgerichtshof gegen Deutsche verhängten Todesurteilen (1934–1944) beschäftigt. Im Unterschied zu den vorangegangenen Untersuchungen ist hier ein feinteiligeres, nach Quartalen aufgeschlüsseltes Zeitraster verwendet worden, was eine exakte Fixierung der Stimmungsumschwünge ermöglichen soll. In einem gesonderten Beitrag hat Albert Müller die Häufigkeitsverteilungen dadurch in Korrelation gebracht, in dem er sie zu einem Faktorenbündel als einen Gesamtstimmungsindikator zusammenfaßt.

Die deduzierten Ergebnisse des Bandes sind teilweise überraschend, da sich ein Wendepunkt in der allgemeinen Stimmung weitaus früher abzeichnet, als bislang festgestellt. Bereits der Überfall auf Polen und die damit einhergehenden Kriegserklärungen Frankreichs und Großbritanniens führten zu einem Einbruch, nicht erst die Niederlage von Stalingrad im Februar 1943. Letztere hatte bislang als die eigentliche psychologische Trendwende gegolten. Interessant auch der Umstand, daß selbst das dem militärischen Sieg über Frankreich im Juni 1940 folgende Zwischenhoch den insgesamt anhaltenden Negativtrend nicht abbremste. Insofern beschleunigte der Untergang der 6. Armee lediglich eine bereits andauernde Depression.

Erwartungsgemäß richtete sich die Kritik der Historiker an die Methodik der statistischen Untersuchung. Die Bündelung von Einflußfaktoren wie Namenshäufigkeiten,

18 Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, Die Gestapo. Weltanschauungsexekutive mit gesellschaftlichem Rückhalt, in: Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. „Heimatfront" und besetztes Europa. Hrsg. von Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, Darmstadt 2000, S. 599–650, hier S. 602.

19 Siehe Ian Kershaw, Der Hitler-Mythos. Führerkult und Volksmeinung, Stuttgart 1999, S. 230 f.

20 Vgl. Michael Wolffsohn und Thomas Brechenmacher, Die Deutschen und ihre Vornamen. 200 Jahre Politik und öffentliche Meinung, München 1999, S. 208–237.

Sparverhalten, Todesurteile und Anzeigenformulierungen zu einem gleichgewichteten Gesamtindex lassen Assoziationen an die sprichwörtlichen Äpfel und Birnen aufkommen. Selbst die ausgewählten Teilindikatoren sind hinterfragbar: Namenpräferenzen unterliegen kurzlebigen Modephasen und für das Ansteigen der Todesurteile sind auch andere Gründe als eine zunehmende Unzufriedenheit vorstellbar. Sättigungseffekte spielen besonders beim Sparverhalten eine wichtige Rolle. Entscheidender aber als die Frage, ob sich die aggregierten Daten ausreichend operationalisieren lassen oder nicht, ist die Tatsache, daß ein rationaler Zweifel an einem siegreichen Kriegsausgang im Grunde wenig über die Affinitäten zu autoritären und rassistischen Einstellungsmustern aussagt. Trotz sinkender Siegeserwartungen und wachsender Unzufriedenheit intensivierte die Bevölkerung ihre Anstrengungen zugunsten einer Fortführung des Krieges. Und dies mindestens bis Ende 1944. Als alleinige Erklärung würde das Argument einer verstärkten Repression deswegen zu kurz greifen. Überzeugung, weniger Angst, wirkte als Movens des Willens zum Durchhalten in einer erst in den letzten Kriegstagen erodierenden Volksgemeinschaft.[21]

Aufgrund der Befunde einiger Regionalstudien,[22] die eine „Teildistanzierung" breiterer Bevölkerungsanteile in Partialbereichen regionaler Alltagspolitik bei einem gleichzeitigen Übereinstimmung mit der NS-Führung nahelegen, plädiert Hans Mommsen dafür, den Begriff „Volksgemeinschaft" als analytische Kategorie völlig aufzugeben.[23] Hier stellt sich jedoch die Frage, ob es sich bei einer solchen geduldeten, vielleicht sogar „kultivierten" Opposition nicht um eine kompensatorische Entlastungsvariante, letztlich also um eine systemstabilisierende Variante (Stichwort: Ventilfunktion) handelt. Retrospektive Interview- und Umfragedaten wie sie in den 1980er und 1990er Jahren anläßlich großangelegter Befragungen mit bis zu 3000 vor 1928 geborenen Interviewpartnern erhoben wurden, bestätigen demgegenüber eine wirksame Kohäsion der NS-Gesellschaft, die sich seinerzeit auf weitreichende Akzeptanz stützte. Mehr als drei Viertel der Befragten gab z. B. an, sich während des Nationalsozialismus niemals von der Staatsgewalt bedroht gefühlt zu haben, obwohl der Anteil jener Personen, die illegale Sender gehört, Witze über Hitler gemacht und sich darüber hinaus regimekritisch geäußert haben wollte, ebenfalls hoch ausfiel.[24] Mindestens ein Drittel bis zu über die Hälfte der jeweils Befragten bekannte sich nachträglich dazu, man hätte nicht nur Hitler bewundert und an den Nationalsozialismus geglaubt, sondern auch dessen wesentliche Ziele geteilt.[25] Daß aus der zeitlichen Distanz idealisierte (und vermutlich

21 Vgl. Saul Friedländer, Die Jahre der Vernichtung. Das Dritte Reich und die Juden, Bd. 2: 1939–1945, München 2006, S. 687 ff.

22 Vgl. z. B. Jill Stevenson, Hitler's Home Front. Württemberg under the Nazis, London 2006; Hamburg im „Dritten Reich". Hrsg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Göttingen 2005.

23 Hans Mommsen, Forschungskontroversen zum Nationalsozialismus, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* [künftig zitiert: *APuZ*], 2007, Nr. 14–15, S. 14–21, hier S. 20.

24 Eric Johnson und Karl Heinz Reuband, What we knew. Terror, Mass Murder and Everyday Life in Nazi Germany, London 2005, S. 349 ff.

25 Karl Heinz Reuband, Das NS-Regime zwischen Akzeptanz und Ablehnung, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 32 (2006), H. 3, S. 315–343. Vgl. zur positiven Einschätzung der NS-Diktatur in der BRD Norbert Frei, 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen, München 2005.

auch subjektiv erlebte) Gemeinschaftsgefühl, hatte die Ausgrenzung anderer Gruppen, insbesondere der der Juden, keineswegs entgegengestanden. Eher das Gegenteil war der Fall: die Exklusion der diskriminierten Minderheit trug entscheidend zur Stärkung des sozialen Zusammenhalts bei. Denn Personengruppen, die auf „öffentliche und nichtöffentliche Weise aus dem Universum der moralischen Verbindlichkeit ausgeschlossen" wurden, erhöhten den „Stellenwert der Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft. [...] Seine psychosoziale Durchschlagskraft bezog das nationalsozialistische Projekt aus der unmittelbaren Umsetzung seiner ideologischen Postulate in eine greif- und fühlbare Wirklichkeit, und Interviews mit ehemaligen Volksgenossinnen und -genossen legen bis heute Zeugnis ab von der psychosozialen Bindungskraft dieses Ein- und Ausschließungsprozesses."[26]

Während das System der kumulativen Repression den sozial deklassierten Schichten zu einer positiven Erfahrung der Distinktion gegenüber jenen vormals bessergestellten, nun als minderwertig eingestuften Gesellschaftsangehörigen verhalf, ermöglichte es einer extrem jungen Funktionselite zu bis dahin nicht gekannten Aufstiegschancen. Kurzum: „Während es den einen zunehmend schlechter ging, fühlten sich die anderen immer besser."[27] Das Wissen um den Prozeß der Ausgrenzung, Ausschließung, Beraubung und Deportation war nicht nur allgemein vorhanden, sondern galt aufgrund der verschobenen Moral- und Wertekategorien sogar als gerechtfertigt oder wurde doch zumindest als „normal" empfunden. Ein nicht exakt quantifizierbarer Anteil der Bevölkerung besaß überdies mal vage, mal detailliertere Kenntnisse über die konkrete Vernichtungspraxis des Regimes. Aussagen überlebender Betroffener verweisen auf ein vorauseilendes Aneignungsverhalten hinsichtlich auf das in Aussicht stehende Fremdeigentum sowie auf Beifallsbekundungen anläßlich der Deportation in die östlichen Vernichtungslager.[28] Und mehr noch: Obwohl angesichts des verlorenen Krieges die Popularität Hitlers schnell verblaßte, verringerte sich damit nicht unbedingt der Haß auf die Juden. Der Antisemitismus in der deutschen Bevölkerung war tief verwurzelt und dessen Langzeitwirkungen sind nach wie vor virulent.[29]

Die Befunde eines latenten Antisemitismus und einer länger nachwirkenden nationalsozialistischen Überzeugung in der deutschen Bevölkerung dürfen indessen nicht generalisiert werden. Denn in den ersten systematischen Aushebungen von Beständen der von den Entschädigungsbehörden angelegten Aktenvorgänge zu den Entschädigungs- und Wiedergutmachungsanträgen zeigt sich dann auch ein differenzierteres Bild, das die weiter zu fassenden Dimensionen des über lange Zeit vernachlässigten Widerstands aus der Arbeiterbewegung widerspiegelt. Zwar gelang es bereits in der ersten Phase des NS-Terrors die urbanen „roten Hochburgen" mit ihrem breiten

26 Harald Welzer, Die Deutschen und ihr „Drittes Reich", in: *APuZ*, 2007, Nr. 14–15, S. 21–28, hier S. 25; ders., Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden, Frankfurt a. M. 2005, S. 48 ff.

27 Harald Welzer, Die Deutschen und ihr „Drittes Reich" (Anm. 26), S. 25.

28 Frank Bajohr und Dieter Pohl, Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten, München 2006, S. 30 ff.

29 Saul Friedländer (Anm. 21), S. 684.

Spektrum von Kultur-, Gewerkschafts- und Parteiorganisationen mithilfe einer ausgeklügelten Strategie systematisch zu zerschlagen, doch deren resistente Kerne, die vielfach auch durch nachbarschaftliche oder verwandtschaftliche Beziehungen getragenen proletarischen Mikromilieus, blieben oft erstaunlich kohärent.[30] Wenn auch nicht illegale Aktivitäten im großen Maßstab, aber dennoch oftmals „Ablehnung, Unmut und Verweigerung" schlug dem „NS-Regime bzw. seinen Vorfeldorganisationen (DAF) und Repräsentanten" nicht zuletzt in jenen Mittel- und Großbetrieben entgegen, in denen sich aufgrund von sympathisierenden Betriebsführern die NS-Gegner konzentrierten. In Anbetracht von mannigfaltigen Verweigerungshaltungen in der Reichshauptstadt und Industriemetropole Berlin konstatiert Hans-Rainer Sandvoß im Hinblick auf größere Anteile der Arbeiterschaft eine „[m]isslungene ‚Gleichschaltung'" (S. 607). Doch bildete die „lokale Konzentration von Regimegegnern und politisch Vorbestraften" im urbanen „Gesamtorganismus" keine „Enklaven", sondern besaß darin lediglich den Charakter „versprengte[r] Vorkommnisse" (S. 608). „Rudimente eines parteiübergreifenden ‚links-proletarischen Milieus' (Mallmann)" seien über die betriebliche Ebene hinaus auch in den Arbeitersportgruppen präsent gewesen. Dort „bewahrte man nicht nur (im Rahmen des Möglichen) Reste alter Anschauungen und Solidarformen, sondern baute sie durch informelle Kanäle und umsichtige Bündnispolitik sogar behutsam aus" (S. 608 f.).

Beeindruckend sind sowohl die qualitativen Praxisformen (z. B. Sabotageakte) als auch die quantitative Ausbreitung des Arbeiterwiderstands, die sich in den Gerichts- und den Wiedergutmachungsanträgen abzeichnen. Bis 1948 (eine große Dunkelziffer betrifft die danach angelegten und nicht einbezogenen Vorgänge) gingen bei den Einrichtungen der Opferhilfe über 7700 Anträge von politisch Verfolgten sowie 2700 von deren Hinterbliebenen ein. Darunter befanden sich 5260 Anhänger der KPD und 1547 Anhänger der SPD (S. 20, S. 610 ff.). Die nicht aktenkundig gewordenen – deshalb aber nicht ungefährlicheren Vorfälle von Verweigerung und „vorsichtigem Dissens" jenseits der illegalen Arbeit nahmen zweifelsohne noch größere Ausmaße ein. Hinzukommen dürften die durch ihr Mitwissen in der Peripherie involvierten Familienangehörigen, Verwandte, Nachbarn, Arbeitskollegen, Freunde und Vereinskameraden. Differenziert fällt dann auch das Fazit der ersten Gesamtdarstellung des Arbeiterwiderstands in Berlin aus: „Obwohl die Studie keine tragfähigen Beweise für eine *durchgehend* oppositionelle Haltung der Mehrheit der Berliner Arbeiterschaft gegenüber dem Nationalsozialismus nach 1933 gefunden hat, so ist sie andererseits aber auf mehrere Belege dafür gestoßen, dass vor allem unter den eher besser verdienenden – und

30 Vgl. dazu Detlef Schmiechen-Ackermann, Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Der nationalsozialistische Angriff auf die proletarischen Wohnquartiere und die Reaktion in den sozialistischen Vereinen, Bonn 1998. Die im Rahmen des DFG-Projekts „Kinder des Widerstands" erfolgte Gesamtaushebung von Verfolgungs- und Entschädigungsakten auf Wuppertal bezogene Fallstudie kommt ebenfalls zu diesem Ergebnis. Vgl. dazu z. B. Dieter Nelles, Hartmut Rübner und Heinz Sünker, Die „Kinder des Widerstands". Lebensbedingungen und Sozialisation der Kinder von politisch und religiös Verfolgten des NS-Regimes, in: *Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik*, Jg. 33 (2003), H. 3/4, S. 341–358.

durch die frühere Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung geschulten – älteren Facharbeiterkreisen (Vorarbeiter, Meister) NS-Gegnerschaft noch am ausgeprägtesten war. Die eingangs zitierte These von der sozialen Korrumpierung (S. 22) *der* Bevölkerung durch die NS-Gesellschaftsordnung findet demnach zumindest für Berliner Arbeiterkreise keine ausreichende wissenschaftliche Begründung" (S. 619).

In seiner spezifischen Wirkungsweise könnte der nationalsozialistische „Normen- und Maßnahmenstaat" (Ernst Fraenkel) aus der Herrschaftsperspektive der Machtabsicherung, sowohl was die Neutralisierung als auch die physische Eliminierung potentieller Gegenkräfte betraf, mit einigem Zynismus sogar als ausgesprochen „erfolgreich" bezeichnet werden. In bezug auf die Kritik und Zustimmung der „Volksgenossen" schwieriger ist die nachträgliche Feinjustierung von akzeptierenden und ablehnenden Stimmungslagen. Dies um so mehr, als in der kollektiven Erinnerung die nationalsozialistischen Verbrechen wenn nicht verdrängt, dann doch zumeist banalisiert worden sind. Im Familiengedächtnis sind die eigenen Anteile an den Verbrechen und das Mitwissen daran „desozialisiert und enthistorisiert" worden.[31] Zusätzlich komplizierend wirkt sich dabei der Umstand aus, daß sich ein grundsätzlicher Konsens nicht selten mit Alltagsdissens in Teilbereichen überschnitt. Alf Lüdtke hat das Fortbestehen proletarischer Verhaltenweisen und eigen-sinnlicher Selbstbehauptung im betrieblichen Mikrokosmos nach 1933 herausgestellt: „Mancherlei Zustimmung mochte in die Distanzierungen eingelagert sein; die ‚Wertfreiheit', aber auch die ‚deutsche Qualitätsarbeit' fanden ohne allzu große Nachhilfe Beifall."[32] In Anbetracht dieser Überschneidungen und Doppelwertigkeiten geradezu zwangsläufig erscheinen die Perspektiven im nachhinein verzerrt.

Das Problem einer fehlender Ausdifferenzierungen im Verhältnis von Zustimmung und Ablehnung, von passiver Mitwisser- und direkter Mittäterschaft, versuchen die neueren Untersuchungen vor allem dadurch zu lösen, indem sie bislang unterbelichtete Quellengattungen- und bestände einbeziehen. Mit deren Auswertung hat sich der Kenntnisstand über den bislang tendenziell niedriger eingestuften Grad der Mitwisser- und Mittäterschaft der deutschen Bevölkerung entscheidend verändert, der Horizont erheblich ausgedehnt. Die Diskussionen über die intentionalen und funktionalen Antriebsfedern oder die Debatten über den Stellenwert von „Peripherie und Zentrum" in der „Maschinerie der Verfolgung" treten derzeit hinter solchen Zugängen zurück, die – ausgelöst und öffentlichkeitswirksam in Szene gesetzt von Götz Aly – das dichotome Verhältnis von *utilitären* (materiellen) und *ideologischen* Motivlagen in den Fokus rücken: „Je mehr sich die Forschung entfaltet, umso deutlicher wird, dass sich Gegensatzpaare wie Intention und Funktion, Rationalität und Ideologie, Disposition oder Situation, Zentrum und Peripherie nicht ausschließen, sondern dass sie

31 Harald Welzer, Der Holocaust im deutschen Familiengedächtnis, in: Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. Hrsg. von Volkhard Knigge und Norbert Frei, München 2002, S. 362–378, hier S. 376.

32 Alf Lüdtke, Wo blieb die „rote Glut"? Arbeitererfahrungen und deutscher Faschismus, in: ders., Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993, S. 221–282, hier S. 267.

unterschiedliche Aspekte der historischen Wirklichkeit beleuchten und sich ergänzen, ja sich gegenseitig bedingen."[33]

Erscheint das Plädoyer für pluralistische Interpretationsansätze und Methodenzugänge auch plausibel, so unabdingbar ist die Erweiterung der Perspektive auf das gesamte Spektrum der Opfergruppen. Die Konzentration auf singuläre Opfergruppen verstellt den Blick auf die Gesamtdimension der nationalsozialistischen Verfolgungspraxis. Neben anderen rassistisch definierten Verfolgten wie die Roma und Sinti gehören dazu die aus politischen, aus religiösen oder anderen Gründen verfolgten „Gemeinschaftsfremden": die Behinderten, Homosexuellen, „Asozialen", Deserteure, „Heimtückeverbrecher" usw. Erforderlich ist eine integrale Forschungsstrategie, die außer den Extremausprägungen von Widerstand und Verbrechen auch die Facetten von Alltagsdissens und Anpassung kategorisiert. Daß jenseits von simplifizierend-popularisierenden Begriffsbildungen wie „Volksstaat" oder „Gefälligkeits- und Zustimmungsdiktatur" exaktere Analysen möglich sind, zeigt die in jeder Hinsicht innovative Studie von Herbert Wagner, die nicht nur auf die Beständigkeit der Verfolgung seit der Weimarer Republik verweist, sondern auch deren Abstufungen aufzeigt. Die Konjunkturen und Paradigmen der Verfolgung lassen sich auf der Grundlage seiner Regionalstudie nun konkreter definieren: „wilder" Terror (Februar 1933 bis Juli 1934); Professionalisierung des Verfolgungsapparats (August 1934 bis August 1936); Diversifizierung und Ausweitung der Opfergruppen (September 1936 bis August 1939); Systematisierung und Erweiterung der Verfolgungsgründe (September 1939 bis Mai 1940); Schwerpunktverlagerung auf sogenannte Fremdarbeiter unter den Bedingungen des Kriegsrechts (Juni 1940 bis Januar 1943); Sozialdisziplinierung der Kriegsgesellschaft (Februar 1943 bis Juni 1944), die in eine nochmalige Radikalisierung ausuferte (Juni 1944 bis Mai 1945). Inwieweit sich diese Abstufung verallgemeinern läßt, könnten vergleichende Fall- bzw. Regionalstudien aussagen. Die jüngste Erforschung des Verhältnisses von Akzeptanz und Ablehnung des NS-Regimes hat bislang jene Anteile innerhalb der Bevölkerung ausgeklammert, die sich im größeren Maßstab einer Systemintegration verweigerte: die systemresistenten Kerne der Arbeiterbewegung. Auch von daher wäre eine Renaissance der arbeiterbezogenen Sozialgeschichte wünschenswert.

33 Peter Longerich, Tendenzen und Perspektiven der Täterforschung, in: *APuZ*, 2007, Nr. 14–15, S. 3–7, hier S. 3 und 4.

„Deutsche Volksfront 1932–1939"

Ursula Langkau-Alex' Opus magnum*

Von Reiner Tosstorff

Noch in den siebziger und achtziger Jahren war „Volksfront" in der Bundesrepublik ein gängiger Kampfbegriff in der tagespolitischen Auseinandersetzung. Damit sollte vor Bündnissen unter Beteiligung von Kommunisten gewarnt werden, die letztlich im sowjetischen Interesse stattfinden würden. Mit dem Ende des sogenannten sozialistischen Lagers sind solche vermuteten Drahtzieher weggefallen, Assoziationen an die historischen Zusammenhänge, die auch damals zumeist nur vage waren, sind verblaßt und so ergibt sich vielleicht die Möglichkeit einer Annäherung an das historische Phänomen der Volksfront, ohne daß es gleich um Verdächtigungen oder politische Instrumentalisierungen geht.

Der Begriff wurde in den dreißiger Jahren zur Bezeichnung von Bündnissen verwendet, die von der Linken einschließlich den Kommunisten bis hin zur liberalen Mitte reichten, um durch gemeinsames Vorgehen den scheinbar unaufhaltsamen Vormarsch faschistischer Bewegungen im jeweiligen Land und darüber hinaus den Hitlers und Mussolinis in der Welt aufzuhalten. Vorbild dafür war die Entwicklung in Frankreich ab 1934. Dort hatte nach einem großen Wahlsieg eines Bündnisses mit den (bürgerlich-liberalen) Radikalen auf der rechten und den Kommunisten auf der linken Seite im Sommer 1936 der Sozialist Blum eine Regierung gebildet, die gestützt auf eine breite gesellschaftliche Mobilisierung mit einem umfangreichen Reformprogramm den Umtrieben der extremen Rechten den Boden unter den Füßen wegzog. Das französische Beispiel wurde in Spanien nachgeahmt, woraufhin es zu einem Militärputsch unter General Franco kam, in dem dieser nur dank der von Deutschland und Italien bereitgestellten Waffen und Soldaten den Sieg im Bürgerkrieg davontragen konnte. Weniger bekannt ist das Beispiel der chilenischen Volksfront, die von 1938 bis 1941 an der Regierung war.

Diese Entwicklung wurde von den Flüchtlingen aus Deutschland mit großer Anteilnahme verfolgt. Schließlich hatten die Nazis ihre Machtübernahme nicht zuletzt der Spaltung unter ihren Gegnern zu verdanken gehabt. Insbesondere Frankreich war ja ein Zentrum des deutschen Exils; viele Flüchtlinge standen in engem Kontakt zu den

* Rezension und Diskussion von:
LANGKAU-ALEX, Ursula: **Deutsche Volksfront 1932–1939. Zwischen Berlin, Paris, Prag und Moskau.** 3 Bde. **Erster Band: Vorgeschichte und Gründung des Ausschusses zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront.** – Berlin: Akademie Verlag 2004. XIX, 358 S.; **Zweiter Band: Geschichte des Ausschusses zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront.** – Berlin: Akademie Verlag 2004. XVIII, 590 S.; **Dritter Band: Dokumente zur Geschichte des Ausschusses zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront, Chronik und Verzeichnisse.** – Berlin: Akademie Verlag 2005. XVI, 544 S.

politischen Kräften des Landes. So kam es ab 1935 insbesondere in Paris zu Bemühungen, auch eine deutsche Volksfront zumindest des Exils auf die Beine zu stellen.

Die am Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam tätige Historikerin Ursula Langkau-Alex geht dem seit vielen Jahren nach. Bereits 1977 erschien eine erste Monographie, die Vorgeschichte und Gründung des deutschen Volksfrontausschusses in Paris bis Anfang 1936 behandelte. Nach zahlreichen Aufsätzen, Dokumentationen und kleineren Publikationen legt sie nun ein dreibändiges Werk vor, das die Geschichte des deutschen Volksfrontversuchs von den ersten Anfängen bis zum endgültigen Scheitern kurz vor Weltkriegsbeginn umfassend beschreibt. Der erste Band davon ist eine grundlegende Neubearbeitung des Buchs von 1977, stellt also die Entwicklung bis Februar 1936 dar; der zweite, fast doppelt so umfangreiche, das ganze Wirken und schließlich Auseinanderbrechen des Volksfrontausschusses am Vorabend des Hitler-Stalin-Paktes sowie das Echo beim Widerstand im „Reich". Der dritte rundet als Materialienband diese Gesamtdarstellung ab.

Wer vielleicht schon durch die Jahresangaben im Titel etwas stutzig geworden ist, wird bei der Lektüre als erstes mit der überraschenden Erkenntnis – zumindest für diejenigen, die die früheren Veröffentlichungen der Autorin nicht kennen - konfrontiert, daß die Verwendung dieses Begriffs durch wichtige Teile des deutschen Exils keineswegs nur eine Übernahme vom französischen Vorbild war, eventuell ausschließlich auf Anregung der deutschen Kommunisten, die natürlich nach dem Vorbild ihrer französischen Genossen besonders eifrige Verfechter des Volksfrontgedankens waren. Der Begriff Volksfront tauchte nämlich zuerst in Deutschland bei den Reichspräsidentenwahlen im Jahre 1932 auf, als ein populärer Slogan zur Zusammenfassung der verschiedenen Kräfte gesucht wurde, die glaubten, in dem zur Wiederwahl anstehenden Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg über ein Bollwerk gegen den Kandidaten Hitler zu verfügen. Verwandt wurde er von christlich-konservativen und liberalen Nazigegnern, denen sich in dieser Abwehrbewegung auch die Sozialdemokraten und eher linksstehende Intellektuelle, wie der Schriftsteller Heinrich Mann, anschlossen. Da die Kommunisten auf ihrem eigenen Kandidaten, Ernst Thälmann, und der Fronstellung gegen die Weimarer Republik insistierten, stand diese erste deutsche Volksfront auch in heftiger Opposition gegen sie. Es wäre interessant, in diesem Zusammenhang der Frage nachzugehen, ob die französische „Front populaire" 1934/35 auf der Grundlage der politischen Sprache des Landes und ihrer Traditionen „neu" erfunden wurde oder ob es hier Zusammenhänge gab und ob, umgekehrt, den Anhängern der deutschen Volksfront ab 1934/35 diese Verbindung bewußt war.[1]

1 Laut Babette Groß, Die Volksfrontpolitik in den dreißiger Jahren. Ein Beitrag zum Verständnis der kommunistischen Taktik, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 43, 24.10.1962, S. 521–548, wurde 1934 der Begriff von dem KPF-Vertreter bei der Komintern, Albert Vassart, vorgeschlagen. Zunächst habe er russische Bedenken wegen des Anklangs an die Volkstümlerbewegung (Narodniki) hervorgerufen. Ein herbeigezogener Sprachwissenschaftler habe dann jedoch erklärt, ein grundlegender Bedeutungsunterschied läge vor, da es nicht um „in das Volk gehen" ginge, sondern um eine Front, an der das Volk teilnehme (S. 521 f.). Leider ist die neuere Literatur dem Ursprung in der Verwendung in Frankreich nicht nachgegangen. So stellen etwa Annie Kriegel und Stéphane Courtois in ihrer ansonsten sehr detaillierten Biographie „Eugen Fried. Le grand secret du PCF" (Paris 1997, S. 236) nur die Frage, ob der

Bekanntlich trog die Hoffnung auf Hindenburg nicht einmal ein Jahr nach seiner Wiederwahl. Alle Nazigegner fanden sich in der Illegalität oder im Exil wieder. War die erste Zeit ganz von der Ursachenerforschung, verbunden mit heftigen Schuldzuweisungen, geprägt, dämmerte nach wenigen Monaten angesichts der Anfang 1935 anstehenden Abstimmung über das Schicksal des unter internationaler Verwaltung befindlichen Saargebiets die Erkenntnis, durch Zusammenarbeit Hitler Paroli bieten zu können. Doch sie kam zu spät, um die Stimmung zu wenden, und so fanden sich bald zusätzliche zahlreiche Flüchtlinge aus dem Saargebiet vor allem in Frankreich ein. Sie allerdings hatten gegenüber ihren bereits zwei Jahre zuvor geflüchteten Leidensgenossen immerhin die Erfahrung einer, wenn auch begrenzten, Zusammenarbeit voraus.

Zahlreiche Exilvertreter fühlten sich so in der Auffassung bestärkt, nur auf diesem Weg noch etwas gegen Hitler unternehmen zu können und wurden durch die parallele Entwicklung in Frankreich zusätzlich ermuntert. Auch die Kommunisten vollzogen nun eine Wendung. Hatte in der Endzeit der Weimarer Republik der Kampf gegen den sozialdemokratischen Konkurrenten um die Arbeiterschaft, den man als „Sozialfaschismus" angriff, für sie noch alles bestimmt, so beteuerte man jetzt den Willen zur Zusammenarbeit. Schließlich suchte ja auch die Sowjetunion unter Stalin angesichts der Bedrohung durch Nazideutschland die Zusammenarbeit mit den Westmächten. Während der Exilvorstand der SPD in Prag skeptisch und letztlich ablehnend blieb, fand sich im Pariser Exil unter dem Eindruck des französischen Beispiels eine Gruppe prominenter Sozialdemokraten unter dem langjährigen Reichstagsabgeordneten Rudolf Breitscheid zu einer Zusammenarbeit bereit.

Was allerdings im Unterschied zu Frankreich fehlte, war eine einflußreiche politische Kraft aus dem bürgerlich-demokratischen Spektrum. Diesen Platz nahm eine Reihe von Intellektuellen ein, u. a. um das von Leopold Schwarzschild herausgegebene „Neue Tagebuch". An der Spitze dieses linksliberalen Lagers stand der Schriftsteller Heinrich Mann. Seine herausragende Rolle, die er schon 1932 zu spielen versucht hatte, bot zunächst auch gar nicht so wenigen Hitler-Gegnern mit einem christlichen oder konservativen Hintergrund die Gewähr dafür, daß es sich nicht um ein reines Propaganda-Unternehmen der KPD handele. Doch es waren nur Einzelpersönlichkeiten. Sie repräsentierten keine politische Partei, auch wenn sie bald eigene Zusammenschlüsse auf die Beine zu stellen versuchten. Selbst wenn manche von ihnen über internationales Ansehen und entsprechende Kontakte verfügten, reichte ihre organisatorische Kraft bei weitem nicht an die der Kommunisten heran, die auf ihren starken Parteiapparat bauen konnten. Solange das in ihrem Interesse war, sollte von ihnen auch der Großteil der Finanzen für die Organisationsarbeit der Volksfrontbemühungen kommen. Denn die Sozialdemokraten wurden wegen der Haltung des Exilvorstandes nur

Begriff direkt von diesem Kominternvertreter Fried geprägt wurde oder in Gesprächen von ihm mit dem KPF-Führer Maurice Thorez entstanden sei. Sollte jedoch die von Groß übermittelte, vielleicht auf Vassart selbst zurückgehende Darstellung richtig sein, dann sollten sich dafür auch noch Hinweise in Moskauer Archiven finden lassen.

durch Mitglieder in eigenem Auftrag, oftmals ausgeschlossenen Sondergruppierungen angehörend, vertreten. Eine weitere wichtige Kraft war die – Linksabspaltungen der SPD und der KPD vereinigende – Sozialistische Arbeiterpartei (SAP), der etwa der junge Willy Brandt angehörte. Sie verfügte zwar über brillante Köpfe, die vor allem den KPD-Apparatschicks mehr als Sorge bereiten sollten. Doch ihre organisatorische Kraft war sehr bescheiden.

So kam es im Verlaufe des Jahres 1935 zu ersten Gesprächen in Paris, die schließlich am 2. Februar 1936 in einer großen Tagung unter der Leitung Heinrich Manns im Hotel „Lutetia" gipfelten, auf der ein Vorbereitungsausschuß zur Gründung einer deutschen Volksfront eingesetzt wurde. Kommissionen sollten ein Programm und eine umfassende Bestandsaufnahme der Lage in Deutschland erarbeiten.

Doch die Arbeit dieses Ausschusses stand fast von vornherein unter einem schlechten Stern. Zwar kam es zunächst zu den Volksfrontwahlsiegen in Spanien und Frankreich. Doch die internationale Lage verschärfte sich durch Hitlers aggressiven Aufrüstungskurs und den Spanischen Bürgerkrieg. Zudem hing der Volksfrontgedanke zu einem wesentlichen Teil von der Glaubwürdigkeit der Kommunisten ab. War Stalin wirklich zu einer echten Zusammenarbeit bereit? Im August 1936 kam es zum ersten Schauprozeß gegen alte Mitarbeiter Lenins in Moskau, Auftakt zu einer umfassenden Terrorwelle zur Festigung der Herrschaft Stalins. Auch in Spanien wurde bald klar, daß die Sowjetunion nicht nur Waffen lieferte, sondern ebenso gegen Gegner auf der Linken vorging.

Dies wirkte unmittelbar auf die deutsche Volksfront, denn die KPD-Vertreter denunzierten jegliche Kritik an der sowjetischen Politik aus den Reihen ihrer Volksfront-Bündnispartner als Unterstützung Hitlers und suchten dabei vor allem die Konfrontation mit der SAP, die ja wesentlich schwächer als etwa die Sozialdemokraten war.[2] Zudem drängten die Kommunisten zur Verwunderung ihrer sozialdemokratischen

2 Sie äußerte nicht nur Zweifel an der „Wahrheit" der Moskauer Prozesse, sondern war zudem in Spanien mit der POUM (Partido Obrero de Unificación Marxista) verbunden, einer von der Komintern als „Trotzkisten" angegriffenen Partei. Da die SAP zugleich stark auf die Bemühungen um ein deutsches Volksfrontbündnis ausgerichtet war, führte das aber wiederum zu Differenzen mit der POUM, die bei Langkau-Alex nur am Rande gestreift werden, aber in Barcelona zu heftigen, bei ihr nicht erwähnten Konflikten zwischen der POUM und den SAP-Vertretern (u. a. Willy Brandt) führten. Vgl. Reiner Tosstorff, Die POUM im spanischen Bürgerkrieg, Frankfurt a. M. 1987, S. 300–303. Ärgerlicherweise eher angedeutet als genauer dokumentiert ist dies in dem von Einhart Lorenz bearbeiteten Band der Werke Brandts über seine Exilzeit (Willy Brandt, Berliner Ausgabe, Bd. 1, Bonn 2002).
Welche absurden Züge die Kampagne der KPD gegen die „Wühlereien des Trotzkismus" in Spanien annehmen konnte, zeigt eine bei Langkau-Alex nicht erwähnte Anekdote aus dem Pariser Exil, die in einigen KPD-kritischen Blättern Schlagzeile machte und auch von Alfred Kantorowicz später mehrfach berichtet wurde. Im Sommer 1937 tauchte dort jemand auf, der behauptete, an der Front in Madrid beinahe Opfer „trotzkistischen Verrats" geworden zu sein. Dieser „Augenzeuge" wurde u. a. von Walter Ulbricht hofiert und machte eine Blitzkarriere, bis er als Hochstapler – möglicherweise war er sogar Gestapoagent – entlarvt wurde, der sich schon seit einiger Zeit in ganz Europa ein gutes Leben auf Kosten der Solidarität des deutschen Exils gemacht hatte. Vgl. dazu meinen Beitrag über den POUM-Prozeß, in: Kommunisten verfolgen Kommunisten. Stalinistischer Terror und „Säuberungen" in den kommunistischen Parteien Europas seit den dreißiger Jahren. Hrsg. von Hermann Weber u. a., Berlin 1993, S. 193–216, hier S. 214.

und bürgerlichen Bündnispartner auf strikte Mäßigung in den politisch-sozialen Forderungen. Ein revolutionärer sozialistischer Anschein sollte vermieden werden. Dies entsprach zwar dem diplomatischen Auftreten der Sowjetunion in ihren Bemühungen um die Westmächte, doch stieß das mit viel weitergehenden Vorstellungen der meisten Volksfrontpartner zusammen, wie die anhaltenden Diskussionen über die Vorstellungen eines Deutschlands nach Hitler zeigten.

Auch kam es zu einem Machtkampf in der Pariser KPD-Führung. Walter Ulbricht bootete mit seinem unnachahmlichen Gespür für die Wünsche Moskaus seinen Rivalen Willi Münzenberg aus, der aber lange Zeit die Partei bei den Volksfrontdiskussionen mit großem Geschick vertreten hatte und als ihr glaubwürdiger Repräsentant galt. Parallel zur Verschärfung der internationalen Lage, die auch sofort die Lebensumstände der Emigranten erschwerte, kam es zu wachsenden Zusammenstößen im Volksfrontausschuß. Zunehmend kehrten ihm einzelne Personen oder ganze Gruppen den Rücken. Nach einem gemeinsamen Aufruf im Dezember 1936 mit der Unterschrift von fast 75 prominenten deutschen Flüchtlingen kam es im Verlauf des Jahres 1937 noch zu einer Reihe von Beratungen. Wiederbelebungsversuche durch den unermüdlichen Heinrich Mann, für die sogar auch noch versucht wurde, seinen Bruder Thomas einzuspannen, blieben ergebnislos. Mit dem Hitler-Stalin-Pakt wurde schließlich jede breitere Zusammenarbeit unter Einschluß der KPD undenkbar. Der deutsche Volksfrontversuch war an der Zerstrittenheit der Beteiligten gescheitert. Die unterschiedlichen Zielvorstellungen und Vorgehensweisen ließen sich, erst recht angesichts der Erfordernisse durch die äußeren Zwänge, nicht mehr auf einen Begriff bringen.

Auch die großangelegten Pläne zur Programmarbeit hatten angesichts der ständigen Meinungsverschiedenheiten nur wenige Ergebnisse gezeitigt. In einigen Studien im Rahmen dieser Diskussionen wurden auch noch heute mit Interesse zu lesende Analysen erstellt: Daß der gewaltige Machtapparat des „Dritten Reichs" in einem gewissen Sinne auf tönernen Füßen stand, daß die auf Entrechtung und Lohnsenkung und vor allem auf einer maßlosen Verschuldung beruhende Rüstungswirtschaft den Krieg als Folge praktisch zwangsläufig machte …

Obwohl die Volksfrontbemühungen des Exils letztlich erfolglos blieben: Hatten sie wenigstens Impulse für den inneren Widerstand geben können? Wenn auch nicht ganz unbestritten, so neigte doch die Mehrheit der Beteiligten zu der Auffassung, daß dort der Schwerpunkt im Kampf gegen Hitler zu liegen habe. Doch schon die diskutierte Zusammenarbeit bei der Organisierung der Unterstützung dafür von außen blieb angesichts des durchaus nicht unberechtigten Mißtrauens der einzelnen Parteien gegen ihre jeweiligen Konkurrenten in ersten Ansätzen stecken. Dabei ging es nicht nur um vermutete Übervorteilung. Die allgegenwärtige Ausspähung durch die Gestapo zwang zu äußerster Vorsicht.

Als einziges direktes Echo war es 1936/37 in Berlin auf Initiative linker Sozialdemokraten zur Bildung einer Gruppe Deutsche Volksfront gekommen. Diese wiederum versuchte im Gegenzug, auf die Einigung im Exil hinzuwirken. Doch schließlich wurde auch diese Widerstandsgruppierung zerschlagen, wobei Indiskretionen im Exil bei den Auseinandersetzungen zwischen KPD und SPD eine Rolle gespielt haben mögen.

So blieb der Widerhall im Reich insgesamt verhalten, wenn auch sicherlich jeglicher Impuls zur Einheit als Ermunterung gewirkt haben muß. Doch gerade in diesen Jahren gelang es der Gestapo, fast alle größere organisierte Widerstandstätigkeit zu erstikken, während das Regime innen- wie außenpolitische Erfolge zelebrierte.

Es bleibt allerdings als großes Plus der Volksfrontbemühungen, daß sie wenigstens einen organisierten Einsatz ermöglichten, um die Lage der deutschen Emigration in den Aufnahmeländern zu verbessern. Eine einheitliche Vertretung bei den Völkerbundsinstitutionen zur Flüchtlingshilfe wurde sichergestellt. Obwohl bekanntlich Hitler weder durch das Exil noch durch den Widerstand in Deutschland gestürzt werden konnte, ist das Nachkriegsdeutschland – in beiden deutschen Staaten – dennoch nicht unbeeinflußt von diesen Bemühungen um eine deutsche Volksfront geblieben. Dies hat schon die Erwähnung der beiden Namen Willy Brandt und Walter Ulbricht angedeutet, wie unterschiedlich bzw. gegensätzlich auch immer die jeweils gezogenen Schlußfolgerungen daraus und die dann eingenommenen Rollen waren.

Ursula Langkau-Alex hat eine minutiöse und faktengesättigte Geschichte vorgelegt, die der gesamten Entwicklung in ihren zahlreichen Verästelungen, den oft auch kleinlichen, zudem durch die bedrückende materielle Situation der meisten Beteiligten verschärften Streitereien detailliert nachgeht und als Gesamtdarstellung dieses bedeutendsten politischen Bündnisversuchs eine wichtige Lücke in der heute durchaus umfangreichen Literatur zum deutschen Exil schließt, in der aber vor allem kulturelle und biographische Aspekte oder die Situation in einzelnen Ländern im Vordergrund stehen. Im großen und ganzen entfaltet sie ihr Thema entlang der zeitlichen Abfolge. Dabei verschränkt sie, wie sie es nennt, den Makrokosmos der internationalen Entwicklung – sei es auf der diplomatischen Ebene, seien es die internationalen Organisationen der Linken, seien es folgenreiche Ereignisse in einzelnen Ländern mit bestimmender Auswirkung – mit dem Mikrokosmos der zahlreichen Parteien und Gruppen mit ihren internen Auseinandersetzungen wie mit ihrem konfliktreichen Verhältnis zueinander, von den vielen Unorganisierten erst gar nicht zu reden. Durch das Prisma der deutschen Volksfront schaut sie auch, zumindest in großen Zügen, auf das Schicksal der französischen und spanischen Volksfront. Doch da der deutsche Fall sich ja praktisch vollständig im Exil abspielte – nicht umsonst sprach man offiziell ja nur von der „Vorbereitung der deutschen Volksfront", die selbstverständlich im Lande selbst erst wirklich hergestellt werden sollte –, wäre hier ein vergleichender Blick auf die Volksfrontbemühungen im italienischen Exil vielleicht nicht uninteressant gewesen.

Die auf die ersten beiden Bände aufgeteilte Darstellung ist um einen dritten Band mit achtunddreißig Dokumenten zur Illustration wie zur Vertiefung ergänzt. Neben einer Reihe in zeitgenössischen Publikationen veröffentlichten Stellungnahmen, die heute nur noch schwer greifbar sind, handelt es sich vielfach um internes Diskussionsmaterial aus den verschiedensten Archivsammlungen. Eine detaillierte Chronologie wie ein ausführliches Register erlauben es, bei den vielen nötigen Quer- und Rückverweisen nicht den Überblick zu verlieren. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit, doch heutzutage kommt leider immer mehr wissenschaftliche Literatur ohne ein solches Arbeitsinstrument daher, als handele es sich um Romane.

Die Autorin hat praktisch alle relevanten Archivmaterialien ausgewertet, allerdings mit Ausnahme des Kominternarchivs in Moskau. Hier hat sie sich auf die seinerzeit für die SED angefertigten Mikroverfilmungen, die heute im Bundesarchiv liegen, verlassen. Allerdings ist das, wie wir wissen, nur ein Teil der relevanten Kominternmaterialien. Und so kann man nicht ausschließen, daß da durchaus noch das eine oder andere überraschende Detail zur Klärung der Vorgehensweise der KPD bei den Volksfrontbemühungen zutage kommen könnte. Doch dürfte das wohl kaum etwas an dem von der Verfasserin sehr dicht gezeichneten Gesamtbild ändern.

An den Schluß des Werks hat Ursula Langkau-Alex eine kurze Nachbetrachtung gestellt, die auch für ganz eilige Leser thesenartig die wichtigsten Ergebnisse zusammenfaßt. Darin verweist sie auch auf die durchaus tragisch zu nennenden Entwicklungen innerhalb der verschiedenen Partner bei den seinerzeitigen Bündnisbemühungen. Kritisch beurteilt sie dabei die SPD und die Mehrheit der internationalen Sozialdemokratie, die die sich in einer nach zwei Jahren allerdings vorübergehenden Phase eröffnende Chance zu Einheitsinitiativen nicht aufgegriffen hatte, nicht aufgreifen wollte, eben auch aufgrund mangelnden Selbstvertrauens, auch wenn insgesamt das Mißtrauen angesichts der stalinistischen Entwicklung berechtigt war. Sie konstatiert, daß es heute als Folge des Endes der UdSSR solche politische Konstellationen in dieser Form nicht mehr geben kann. Der inhaltslosen Denunziation von – in einem breiten Sinne – linken Bündnissen sei damit der Boden entzogen. Allerdings, mit diesem aktuellen Verweis schließt sie, erfordere die jüngste mißbräuchliche Inanspruchnahme für eine „Volksfront von rechts" zur Abwehr durchaus auch weiterhin eine Rückbesinnung auf ein Parteien und Weltanschauungen übergreifendes antifaschistisches Bündnis.

Dieses Werk ist seinem Anspruch entsprechend sehr detailliert, alle Fakten sind umfangreich nachgewiesen, und nicht jeder Interessierte wird sich in der Lage sehen, dies auch so zu verfolgen. Es wäre deshalb zu wünschen, wenn die Autorin eine komprimierte Fassung für einen breiteren Leserkreis zusammenstellen könnte. Denn es sollte heute unbestritten sein, wenn man nicht letztlich der Logik der damaligen Herrscher folgen will, daß die Bemühungen des deutschen Exils ein unverzichtbarer Bestandteil für das Verständnis der deutschen Geschichte zwischen 1933 und 1945 und ebenso für die Entstehungsgeschichte Nachkriegsdeutschlands sind.

In Geiselhaft

Auf der Suche nach der Opposition*

Von Ilko-Sascha Kowalczuk

Im Sommer 2003 verschickte der Historiker Christof Geisel an 350 Personen, die er für Oppositionelle der DDR der achtziger Jahre hielt, einen zehnseitigen Fragebogen. 142 antworteten ihm (S. 8). Für eine sozialwissenschaftliche Befragung ein durchaus annehmbares Ergebnis. Geisel wollte herausbekommen, welche politischen Themen für die Befragten in den achtziger Jahren wichtig waren, welche Schriften, Autoren und historische Persönlichkeiten sie beeinflußten, wie sie zu bestimmten politischen Strömungen und Ereignissen standen, mit welchen Ländern sich die Befragten verbunden fühlten, was sie am Westen schätzten und welche Erscheinungen sie dort besonders interessant fanden, welche westdeutschen Politiker sie schätzten, was sie unter Sozialismus verstanden, unter welchen Gesichtspunkten sie sich mit der DDR verbunden fühlten u. a. m. (S. 240–303).

Geisel hat die Antworten sorgfältig ausgewertet, Statistiken erstellt, Prozente errechnet und alles übersichtlich in Tabellen dargestellt. Das relativ schmale Buch schmükken etwa 1250 Fußnoten, das zwanzigseitige Literaturverzeichnis enthält die relevanten Titel zum Thema. Das sieht alles schön wissenschaftlich aus. Nicht ohne Stolz vermeldet der Autor, daß die DFG seine Studie zwei Jahre lang gefördert habe (S. 8). Das Buch sieht also nicht nur wissenschaftlich aus, sondern ist auch DFG-geweiht, in Deutschland schlechterdings Ausweis von Seriosität und Wissenschaftlichkeit.

Christof Geisels erkenntnistheoretisches Ziel, so würde er es wohl nennen, besteht darin, herauszufinden, was die Opposition in den achtziger Jahren in der DDR eigentlich *wirklich* wollte, wie sie dachte, was sie zusammenhielt. Seine Befunde lassen an Deutlichkeit und Klarheit nicht zu wünschen übrig: Sie war die einzige relevante gesellschaftliche Gruppe mit einer DDR-Identität, sie wollte einen demokratischeren Sozialismus in der DDR, in jedem Fall wollte sie die DDR bewahren, sie war ein kleiner unprofessioneller Haufen von verkrachten Lebensexistenzen, der irgendeinen Sinn im Leben suchte. Politisch absolut unbedeutend, ging der Opposition jedes politische Kalkül ab, gesellschaftlich ohnehin marginalisiert, war sie nicht einmal im Herbst 1989 nennenswert handlungsfähig. Die Ereignisse liefen über sie hinweg, niemand außer ein paar Spezialisten kenne sie heute noch. Die DDR selbst war ohnehin an ihr Ende gelangt, das MfS eine Kabaretteinrichtung mit demoskopischer Funktion ohne jede ernstzunehmende Wirkung. Eine Diktatur in der DDR

* Rezension und Diskussion von:
Geisel, Christof: **Auf der Suche nach einem dritten Weg. Das politische Selbstverständnis der DDR-Opposition in den achtziger Jahren** (= Forschungen zur DDR-Gesellschaft). – Berlin: Verlag Christoph Links 2005. 330 S.

habe sich erst in der Retrospektive nach 1990 entwickelt, vor allem von jenen gemalt, die ihre einstige Sozialismusfreundlichkeit nun selbst nicht mehr verstehen, um nunmehr um so beharrlicher auf den leblosen Körper einzuschlagen. Wer eine Revolution 1989/90 sieht, unterliegt einer Sinnestäuschung. Warum auch sollte eine Revolution notwendig gewesen sein, wenn der Staat ohnehin in Selbstauflösung begriffen war und nicht einmal ansatzweise ernsthafte Gegenwehr aufkam?

Nur zwei Dinge bleiben an Geisels Studie undeutlich bzw. unklar. Da wäre zum einen die tatsächliche Absicht des Autors. Eigentümlicherweise für eine wissenschaftliche Studie bleiben nämlich alle Gegenargumente, die vielleicht Geisels apodiktische Urteile entkräften oder abschwächen könnten, unausgeführt, zumeist sogar unausgesprochen. Seine Sprache erinnert eher an die klassenkämpferische Aufgeregtheit Westberliner Zirkel der siebziger und achtziger Jahre, als daß sie sich sachlicher und nüchterner Abgewogenheit anbiedern würde. Kurzum: Es erschließt sich nicht, was den in der alten Bundesrepublik sozialisierten Autor so in Wallung bringt. Ist es der vielbeschworene Revolutionsneid?

Zum anderen bleibt die eigentliche empirische Grundlage der Arbeit nebulös. Wer waren denn nun eigentlich die 142 Personen genau, möchte man fragen, auf die sich Geisels Untersuchung beruft? Unter den – lediglich – zehn identifizierbaren Personen befinden sich vier aus der Ostberliner Umweltbibliothek, vier weitere gehörten ebenso zum eindeutig „linken" Oppositionsspektrum, ein weiterer zählte lange Zeit zu diesem Spektrum, und der zehnte schließlich gehörte in den achtziger Jahre überhaupt nicht zu der Opposition, um die es hier geht. Ich wüßte zu gern, wer die anderen Personen waren, die Geisel antworteten. Dies würde jedenfalls Geisels Rechnerei etwas mehr konturieren. Doch die Frage ist ja überhaupt, ob mit quantifizierenden Methoden einem Phänomen wie Opposition beizukommen ist. Noch mehr stellt sich allerdings die Frage, ob dieses Phänomen ohne jedes hermeneutische Interesse faßbar ist und ob es nicht wenigstens ratsam wäre, Quellen mit den simpelsten historischen Methoden zu lesen, zu kontextualisieren und zu interpretierten. Gehört positivistische Aktenarbeit zum historischen Handwerkszeug, zum Handwerkszeug des Historikers, möchte ich ohne Fragezeichen, mehrdeutig kopfschüttelnd, fast ausrufen.

Ehe ich einige, fast wahllos herausgegriffene Beispiele für die Vorgehensweise in diesem Buch vorstelle, sei auf den Grundirrtum des Ansatzes hingewiesen, den der Autor wohl nicht als Grundirrtum akzeptieren würde. Geisel spricht beständig von „DDR-Opposition" und „der" Opposition. Ich habe dies einleitend in diesem kurzen Text auch getan, aber nur indirekt zitierend. Es gab zu keinem Zeitpunkt diese Einheit namens „DDR-Opposition". Es existierten stets sehr verschiedene, zum Teil sehr gegensätzliche Gruppen, Positionen und Strömungen. Lediglich in der Sicht der Herrschenden existierte diese Einheitlichkeit. Es gab gemeinsame Grundanliegen, ähnliche Grunderfahrungen, aber auch ganz verschiedene politische Ziele, gesellschaftliche Vorstellungen und vor allem auch Organisationsformen. Das alles zu ignorieren ist historisch wenig überzeugend und wissenschaftlich inakzeptabel. Geisel freilich benötigt diese „Einheitlichkeit", um seine Befunde generalisieren zu können. Ganz einfach könnte man fragen, warum er zum Beispiel fast alle seine empirischen Befunde aus

Ostberliner Gruppen und Zirkeln bezieht und die „Provinz" unbeachtet läßt. Ist das schon kaum hinnehmbar, so fragt sich doch weiter, warum er dann nicht auch andere Stimmen mit einbezieht, die seine Argumentationsmuster weniger eindeutig ausfallen lassen. Ganz zu schweigen von dem Umstand, daß er in positivistischer Manier jeden Versuch unterläßt, historische Kontexte herzustellen, und die von ihm so ernstgenommene Sprache nicht einmal versuchs- oder ansatzweise zu decodieren bemüht ist.

Um plastisch werden zu lassen, was die bisherigen Ausführungen meinen, führe ich nachfolgend einige relativ wahllos ausgewählte Beispiele an, die meine Kritik unterstreichen mögen.

Erstes Beispiel: „Hört man bei der Befragung von Menschen, die aufgrund ihrer Aktivitäten ins Fadenkreuz des Ministerium[s] für Staatssicherheit (MfS) gerieten, doch immer wieder, sie hätten sich gar nicht als Opposition begriffen" (S. 9). – Diese Aussage offenbart ein Nichtverstehen von Diktatur und das Leben in ihr. Im Prinzip geriert sich Geisel hier zum Richter. Wenn er auch nur ansatzweise etwas vom Leben in der Diktatur verstünde, würde er verstehen, daß gerade in den Fängen der Geheimpolizei viele Menschen ihr eigenes Tun herunterspielten und, so vorhanden, sich des politischen Gehalts selbst beraubten, nur mit einem Ziel: den Fängen der Geheimpolizei zu entkommen. Im übrigen gibt es genügend (Akten-)Beispiele, die zeigen, daß sich einige durchaus genau so nicht verhielten, mit zum Teil dramatischen Folgen.

Zweites Beispiel: „Mittlerweile entbehren die einstigen Revolutionshelden längst *jeglicher* demokratischer Legitimation" (S. 10). Der Satz ist von Geisel zunächst ironisch („einstige Revolutionshelden") begonnen worden, um dann mit der von ihm noch besonders markierten Aussage die Vergangenheit und Gegenwart zu verbinden. Was Geisel genau mitteilen will, bleibt unklar. Sein Konstrukt „DDR-Opposition" behindert ihn, anzuerkennen, daß nach der Maueröffnung die Vielheit der Oppositionellen rasch auch öffentlich wahrnehmbar wurde. Die SDP/SPD kommt bei ihm überdies fast gar nicht vor. Vor allem scheint die Aussage Geisels Ansicht untermauern zu wollen, daß Opposition vor den Märzwahlen 1990 keine demokratische Legitimation hatte (stimmt ja, deshalb war es ja Opposition in der Diktatur), die Vertreter dieser Opposition nach 1990 schließlich auch keine demokratische Legitimation bekamen und offenbar deshalb, so legt es der Kontext nahe, zu schweigen hätten.

Drittes Beispiel: „Streng genommen umfaßte sie [die Opposition] nur einen Bruchteil der 1,15 %, denen die SED konzedierte, bei den Kommunalwahlen vom 7. Mai 1989 mit ‚Nein' gestimmt zu haben" (S. 14). Geisel will an dieser Stelle zeigen, wie klein und unbedeutend Opposition in der DDR war. Abgesehen davon, daß dies ja niemand bestreitet. Aber ausgerechnet die Kommunalwahlen vom Mai 1989 und das „amtliche" Ergebnis als „Berechnungsgrundlage" dafür heranzuziehen ist doch reichlich absurd. Oder weiß Geisel wirklich nicht, daß auch bei diesen „Wahlen" in vielen Orten Oppositionelle die zentral gelenkte „Wahlfälschung" nachwiesen?

Viertes Beispiel: „Nach Sandra Pingel-Schliemann ging das [...] MfS [...] im letzten Honecker-Jahr von gerade einmal 2500 (mehr oder minder) organisierten Oppositionellen aus, von denen es ca. 600 in ‚Führungsgremien' verortete, welche wiederum ein ‚harter Kern' von etwa 60 Personen dominiert habe" (S. 15). Hier zeigt sich Geisels

„Handwerk". Was er als „nach" apostrophiert, entstammt nicht den Forschungen der von ihm zitierten Autorin, sondern ist einem, wie auch bei Pingel-Schliemann nachgewiesen, zentralen MfS-Dokument von 1989 zu entnehmen. Im übrigen ist dieses Dokument seit März 1990 bekannt und seither auch vielfach zitiert worden.[1]

Fünftes Beispiel: „Außer einer diffusen Bunkermentalität scheint die ‚monolithische' Staatspartei und deren ‚Tscheka' in den letzten Jahren ihres Bestehens nicht mehr viel zusammengehalten zu haben" (S. 21). Als Beleg für diese abstruse These führt Geisel u. a. eine Publikation von Gregor Gysi an.

Sechstes Beispiel: Auf Seite 22 versucht Geisel zu zeigen, daß der „lautlose Terror", wie Jürgen Fuchs die MfS-Maßnahme „Zersetzung" einmal nannte, letztlich wirkungslos blieb. Hätte er das von ihm mehrfach, freilich fast immer in negativer Konnotation zitierte Buch von Sandra Pingel-Schliemann über „Zersetzung" vorurteilsfrei zur Kenntnis genommen, so hätte er seine ideologisch begründete These nicht vertreten können. Und abgesehen von diesem Buch: er hätte ja auch seine Interviewpartner zu diesem Komplex befragen können.

Siebentes Beispiel: „Wäre die DDR-Geschichte tatsächlich aus einem Guß gewesen [...], hätte es [...] nach allen Maßgaben der Totalitarismustheorie 1989/90 kaum kapitulieren dürfen, ohne einen einzigen Schuß abzufeuern" (S. 26). Geisel geht es darum, jede totalitarismustheoretische Deutung abzuqualifizieren. Das ist sein gutes Recht und steht hier auch gar nicht zur Debatte. An dieser Aussage zeigt sich jedoch etwas ganz anderes, das Geisels Buch durchzieht: Er verzichtet auf die Herstellung von jedem historischen Kontext. Denn an dieser Stelle hätte der Autor wenigstens einmal ansatzweise auf die Existenzbedingungen der DDR eingehen können. Zum einen hat sich der Staat in der ersten Oktoberhälfte nichtfriedlich zu wehren versucht, zum anderen aber blieb dies relativ halbherzig, weil sich die politische Großwetterlage einschneidend geändert hatte: die DDR war stets von den Bestandsgarantien der UdSSR abhängig, wie jeder weiß. Und die Politik Gorbatschows verhinderte genau das, was Geisel als Beleg für seine Argumentation bemüht, nicht nur ohne auf diese bündnispolitische Änderung einzugehen, sondern um auch noch zu suggerieren, dies entspreche dem SED-Herrschaftssystem.

Achtes Beispiel: In der Fußnote 91 auf Seite 27 erklärt Geisel die Autorin Daniela Dahn zu einer „DDR-Oppositionellen". Man mag heute zu Daniela Dahn stehen, wie man will, aber sie zur Oppositionellen in der DDR zu verklären ist dann wohl doch mehr, als die umstrittene Autorin selbst vertreten könnte (und würde). Dieser Punkt ist deshalb nicht nebensächlich, weil er zeigt, wie politisch interessengeleitet der Autor seine Gegenwartswahrnehmung in die Vergangenheit abbildet, und er zeigt zugleich, wen der Autor als oppositionell begreift, was einen Rückschluß auf die Solidität seiner gesamten Studie zuläßt.

1 Ich liebe euch doch alle! Befehle und Lageberichte des MfS. Januar–November 1989. Hrsg. von Armin Mitter und Stefan Wolle, Berlin 1990, S. 46–71, hier S. 47 f. – Dieses Buch hat innnerhalb kurzer Zeit eine Auflage von über 250 000 Exemplaren erlebt.

Neuntes Beispiel: „Ob die Oppositionellen der ehemaligen DDR zu den Siegern der Geschichte zu zählen sind [...], ist sehr umstritten" (S. 41). „Sieger der Geschichte" gibt es nur in Weltbildern, die Heilserwartungen und Endzeiten propagieren.

Zehntes Beispiel: In diesem Beispiel ist von „Vorzeige-Bürgerrechtlern" (S. 43) die Rede, womit Geisel vor allem jene Oppositionellen meint, die sich seiner Interpretation entziehen. Problematisch ist nicht nur der kämpferisch aufgeladene Begriff, sondern vielmehr noch der Umstand, daß Geisel es in seiner Untersuchung unterläßt, sich damit abseits von Verbalinjurien auseinanderzusetzen.

Elftes Beispiel: Hier bemüht er Sebastian Haffner als Kronzeugen dafür, daß die DDR eine echte und stabile Alternative zur bundesrepublikanischen Gesellschaft war (S. 45). Ja, Haffner hat dies so gesehen. Nein, Haffner hat dies ganz und gar nicht so gesehen. Denn Haffner hat, daß weiß man eigentlich, viel geschrieben und sich dabei so oft widersprochen, daß man für fast jede These zur deutschen Geschichte ein passendes Haffner-Zitat finden kann – und ebenso ein Haffner-Gegenzitat.

Zwölftes Beispiel: Wilhelm Knabe habe in einer Bundestagsdebatte am 3. Februar 1988 gesagt, der von der Initiative Frieden und Menschenrechte herausgegebene „Grenzfall" sei „so harmlos, daß er hier [in der Bundesrepublik] wohl kaum gelesen würde" (S. 95, Anm. 204). Das mag stimmen. Aber anders als Geisels implizite Deutung ist Knabes Anmerkung ganz anders zu interpretieren: Obwohl dies so ist, schlägt die Staatsmacht in der DDR dennoch so drastisch zu, was ja dann den SED-Staat deutlich charakterisiert. Was Geisel nämlich unterläßt, ist einmal mehr, den historischen Kontext einzublenden: Einige der wichtigsten IFM-Vertreter waren gerade verhaftet und dann in den Westen abgeschoben worden, andere Oppositionelle befanden sich noch in Haft und mußten hohe Haftstrafen befürchten. Insofern weist Wilhelm Knabe, der in den späten fünfziger Jahren aus der DDR flüchtete, eindringlich darauf hin, wie rigide der SED-Staat agierte. Diesen Kontext auszublenden grenzt an historische Fälschung.

Dreizehntes Beispiel: „So gingen innerparteiliche Oppositionsansätze, die sich in den fünfziger Jahren gegen den spätstalinistischen Kurs Walter Ulbrichts richteten, maßgeblich von den Geheimdienstchefs Wilhelm Zaisser und Ernst Wollweber aus" (S. 105 f.). Weiter führt Geisel aus, das MfS habe für die SED-Führung „realistische Stimmungsbilder" gezeichnet, und in Oppositionskreisen habe es Hoffnung auf eine „Perestroikafraktion" innerhalb des MfS gegeben (ebd.). Abgesehen davon, daß der Autor dafür keinen Beleg anführen kann, phantasiert er das MfS zur Speerspitze der innerparteilichen Reformbestrebungen. Zaisser und Wollweber wurden Opfer innerparteilicher Macht- und Hofkämpfe, von Reformambitionen oder innerparteilicher Opposition fehlt bis heute, obwohl immer wieder mal behauptet, jede empirische Spur. Von einer historisch-wissenschaftlichen Arbeit wenigstens darf man doch erwarten, nicht nur Behauptungen, die dem Wunschdenken des Autors entsprechen mögen, zu erfahren, sondern auch empirische Nachweise. Einmal mehr unterläßt Geisel das, in diesem Fall muß er es unterlassen, weil es diese Nachweise nicht gibt – weder für Zaissers und Wollwebers innerparteiliche Opposition noch für Hoffnungen von Oppositionellen auf eine Perestroikafraktion innerhalb der Geheimpolizei.

Vierzehntes Beispiel: In dem Kapitel „Ausreiser und Hierbleiber" (S. 129–139) suggeriert Geisel, in oppositionellen Kreisen habe es nicht nur keine Auseinandersetzung mit dem Fluchtproblem und der Reisefreiheit gegeben, zudem hätten die Oppositionellen nur über einen sehr eingeschränkten Menschenrechtsbegriff verfügt, weil sie das Weggehen aus der DDR verteufelt hätten. Hätte sich Geisel bereit gefunden, die oppositionelle Initiative „Absage an Praxis und Prinzip der Abgrenzung" von 1986 und deren Publikationen zur Kenntnis zu nehmen (das tut er lediglich auf Seite 140 in der Anmerkung 86), wäre ihm einmal mehr aufgegangen, daß die Opposition in der DDR ein vielgliedriger Körper war und es auch in oppositionellen Kreisen intensive und differenzierte Auseinandersetzungen mit dem Problem von Flucht und fehlender Reisefreiheit gab.

Fünfzehntes Beispiel: Auf Seite 143 führt er ein Zitat an, um zu zeigen, daß die Opposition sich noch im Herbst 1989 „ostentativ" von der Bundesrepublik abgrenzte. „Leider" vergißt er, seine Leserschaft darüber aufzuklären, daß das Zitat von einem IM des MfS (IM „Cindy") stammt und somit erheblich an Überzeugungskraft einbüßt.

Sechzehntes Beispiel: Besonders gern zitiert Geisel aus Arbeiten von Wolfgang Engler (z. B. S. 151), dessen Ansichten sich gut mit seinen eigenen vertragen. Denn auch Engler vertritt die Ansicht, außer den Oppositionellen habe in der DDR niemand mehr in den achtziger Jahren den SED-Staat und seine Repräsentanten ernst genommen. Geisel konnte sich nicht dazu durchringen, Englers Biographie zu referieren, denn diese eignet sich für solche Behauptungen denkbar wenig. Im Gegensatz zu Oppositionellen hielt Engler der SED bis zum Untergang fest die Treue, was diese ihm u. a. mit einem Status als „NSW"-Reisekader dankte.

Siebzehntes Beispiel: „[...] handelte es sich bei Ex-Dissidenten, denen eine Kooperation mit dem MfS nachgewiesen wurde, in aller Regel wohl nicht um sozialistische Überzeugungstäter, sondern (um die vorteilhafteste Interpretation zu wählen) um Leute, die sich hinsichtlich der Risiken ihres oppositionellen Engagements rückversichern wollten" (S. 232). Weiter führt Geisel dann aus, daß „über IMs nicht vorschnell der Stab" zu brechen sei und im übrigen IMs und Nicht-IMs in der Opposition vereinte, daß sie beide nicht die „Legitimität der SED bis zum Herbst 1989" in Frage stellten (S. 233). Der Autor sieht keinen Anlaß, danach zu fragen, ob ein IM des MfS, der in oppositionellen Szenen schnüffelte, überhaupt als Oppositioneller zu gelten habe. Das stellt nun wahrlich alle Maßstäbe auf den Kopf. Das hat auch nichts mehr mit Wissenschaft oder Meinung zu tun. Indem Geisel Spitzel und Bespitzelte in einen Topf wirft, verwirft er auch seinen Untersuchungsgegenstand, führt ihn geradezu ad absurdum. Daß dann beide Gruppen, bei Geisel ja eine Gruppe, die Legitimität der SED-Diktatur nicht anzweifelten, mag zwar in der Geiselschen Logik konsequent zu Ende gedacht sein, wird dadurch aber weder weniger absurd noch rational verständlicher. Er verliert sogar seine ins Feld geführte Definition von Opposition aus dem Auge. Da hieß es, daß Oppositionelle „bezüglich ihres politischen Gesamtkonzepts oder mehrerer politischer Einzelfragen im Dissens mit der Staats- und Parteiführung standen und diesen Dissens auch öffentlich kundtaten" (S. 17). Das aber könnte ja nur möglich gewesen sein, wenn die Legitimität der Einparteienherrschaft in Frage gestellt worden wäre.

Insofern kommt Geisel am Ende seines Buches zu der nur implizit vorgetragenen These, daß es im eigentlichen Sinne gar keine Opposition gegeben habe. Dies hätte er allerdings auch kürzer behaupten können, denn Beweise oder empirische Belege dafür kann er auch auf über 300 Buchseiten nicht vorbringen. Daß er die „Kirche von unten" als „offensivste und unbotmäßigste Oppositionsströmung" (S. 237) charakterisiert, mag mit seinen eigenen politischen und ideologischen Grundüberzeugungen übereinstimmen, wird dadurch aber auch nicht plausibler.

Es paßt dann übrigens gut zum Abschluß des Buches, daß Geisel bedauert, die späte DDR-Dissidenz habe keinen Bahro hervorgebracht (S. 238). Das stimmt, nur was hätte ein Bahro, der in den siebziger Jahren eine wichtige Funktion für kritisches Denken in der DDR einnahm, in den späten achtziger Jahren der Opposition genützt? Hat dies vielleicht damit zu tun, daß die Opposition handlungsorientierter geworden war? Oder gar damit, daß die Opposition längst nicht mehr so „links" daherkam, wie Bahro es einst war und wie es sich Geisel rückblickend gewünscht hätte? Es ist denn auch mehr als eine Anekdote am Rande, daß Christof Geisel sein Buch mit einem Zitat Honeckers enden läßt, dem er auch noch freudig zustimmt. Honecker habe 1990 einmal bemerkt, die Welt der Andersdenkenden sei nicht die Welt des Sozialismus.

Nach all dem erübrigt sich ein Resümee. An den Autor habe ich keine Fragen mehr. Gern aber würde ich den Verleger fragen, ob er in diesem Buch vor Drucklegung einmal geblättert hat. Denn immerhin ist in seinem Haus und speziell in dieser Buchreihe mittlerweile eine Vielzahl von Titeln erschienen, die, sollten sich Geisels Ansichten durchsetzen, als reine Geschichtsfälschungen angesehen werden müßten.

Neue Literatur

Handbuch der europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel. Bd. 1: Um 1800. Hrsg. von Peter Brandt, Martin Kirsch und Arthur Schlegelmilch, unter redaktioneller Mitwirkung von Werner Dam. – Bonn: J. H. W. Dietz Nachf. 2006. 1224 S.

Quellen zur europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel, Teil 1: Um 1800. Hrsg. von Peter Brandt, Martin Kirsch und Arthur Schlegelmilch. – Bonn: J. H. W. Dietz Nachf. 2004. 1 CD-ROM.

Die Anfänge des heutigen Grundgesetzes wie der Verfassungen anderer europäischer Länder liegen im Gesellschaftswandel und dem beginnenden Wandel des politischen Bewußtseins der Völker Europas um 1800. Der deutsche Zeitgenosse E. C. Meiners schätzte 1794 ein, daß der deutsche Bürger und Bauer bisheriger Unmündigkeit entwachsen sei, „er denkt, liest, urteilt, nimmt mehr Anteil an den großen Weltbegebenheiten, die sonst außer seinem Gesichtskreis lagen [...] Menschenrechte und Herrscherpflichten kennt itzt jeder Bürger."

Den Hauptteil des vorliegenden Handbuches bildet der Text der Verfassungen der europäischen Länder, darüber hinaus Nordamerikas, Rußlands und des Osmanischen Reiches. Die sachkundige Einleitung der Herausgeber und Überlegungen zum gesellschaftlichen Kontext der Verfassungsentwicklung um 1800, zum europäischen Verfassungsdenken und zur Perspektive unterstützen den selbständigen Vergleich und die eigene Beurteilung.

Der Vergleich von Verfassungsinhalten wird durch eine Länderdarstellung und eine Auswahl von Themenbereichen unterstützt. Für jedes Land wird der um 1800 charakteristische Entwicklungsstand, der Stand des gesellschaftlichen und politischen Wandels vorgestellt.

Ein Vorzug ist, daß die Themenbereiche bei allen Länderbeiträgen gleich strukturiert sind. In jedem dieser Beiträge finden sich Ausführungen über die internationale Beziehungen, die Verfassungsstruktur der zentralen staatlichen Ebene, Wahlrecht und Wahlen, Grundrechte, Verwaltung, Justiz, Militär, Verfassungskultur, Kirche, Bildungswesen, Finanzen sowie Wirtschafts- und Sozialgesetzgebung und öffentliche Wohlfahrt. Diese Themenbereiche wurden unter dem Aspekt „Verfassung und Staat" ausgewählt. Das ermöglicht eine Antwort auf die Frage, wie der Staat die Verfassung verwirklichte. Doch Fragen nach der Genesis der Verfassung, den ihr vorausgehenden politischen und sozialen Wandlungen, dem Anteil des Volkes an der Fixierung und Verwirklichung seiner Freiheiten und Rechte blieben außer Betracht. Der Aspekt „Verfassung und Staat" ist mithin bei der Nutzung des Handbuchs durch die eigene selbständige Orientierung auf die Aspekte „Volk und Verfassung", „Volk und Staat" zu ergänzen.

Ein um politische und soziale Vereinigungen sowie Parteien erweiterter Themenbereich könnte fürderhin die maßgebliche Rolle des Volkes bei der Verfassungsentwicklung wie bei der Verwirklichung demokratischer Freiheiten und Grundrechte sichtbar machen. Bei der Verfassungsentwicklung in Portugal spielten beispielsweise engagierte Liberale eine zentrale Rolle. Eine liberale demokratische Partei entstand und wirkte seither auch in anderen europäischen Ländern.

Auf die Verfassung in Frankreich und in anderen europäischen Ländern nahmen um 1800 auch soziale und politische Vereinigungen von Arbeitern und Plebejern bemerkenswerten Einfluß. Beispielsweise ist an François-Joseph l'Ange (1743–1793) zu erinnern. Er schlug 1793 eine Verfassung der Volkssouveränität vor. Diese sollte sich auf demokratische Parteien, auf regelmäßige Volksversammlungen und eine von diesen Versammlungen gewählte Regierung gründen.

Zu den Themenbereichen, die zu ergänzen wären, gehört auch die Entwicklung und Gestaltung der öffentlichen Meinung. Die Tagespresse und politische Druckschriften halfen eine öffentliche demokratische Meinung auszuprägen. Wilhelm von Humboldt notierte beispielsweise 1791 nach dem Studium politischer Zeitungen: „Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Konstitution veranlaßt".

Eine Möglichkeit, die Themenbereiche und den Umfang des Handbuches zu überschreiten, bietet die parallel entwickelte Quellenedition auf CD-ROM. Darin werden Schlagworte und 1115 Quellentexte (bis 1814/15) verzeichnet. Die Herausgeber beschränken sich hauptsächlich auf den Aspekt „Verfassung und Staat" und gehen auf Aspekte wie „Volk und Verfassung" oder die Verwirklichung „demokratische Freiheiten und Rechte" nur am Rande ein.

Ein Vorzug ist die Dokumentensammlung unter dem Titel „Europäisches Verfassungsdenken". Hier finden sich unter dem Jahr 1795/96 Immanuel Kants, „Ewiger Friede", unter dem Datum 12. September 1807 „Hardenbergs Rigaer Denkschrift" und „Das Verfassungsversprechen des preußischen Königs" vom 22. Mai 1815.

Gerade dieses Versprechen blieb im Volk, in der Volksbewegung für demokratische Freiheiten und Rechte in Preußen bis zur 1848er Revolution unvergessen. Auch deshalb, weil die Tagespresse und die politischen Druckschriften deutscher wie europäischer Länder die Erinnerung an das Versprechen wach hielten. Der Kampf um Pressefreiheit, um Meinungsfreiheit hatte für die Verfassungsentwicklung in den deutschen Ländern großen Wert.

Die Schlagwortsammlung umfaßt 134 Begriffe, darunter „Souveränität (völkerrechtliche)", „Grundrechte", darunter das Grundrecht Gleichheit (Staatsbürgerrecht, vor dem Gesetz, Zugangsrecht etc.) sowie das Grundrecht Vereinigungsfreiheit. Das Stichwort zur Bildung lautet: „Bildungswesen/jeweils staatlich, kirchlich/religiös, privat". Leider fehlt im Handbuch und in der Quellensammlung der um 1800 grundlegende Begriff „Volkssouveränität", obwohl er in mehreren Länderbeiträgen verwendet wird. Kritisch einzuwenden ist, daß unter den Dokumenten zur Bildung in Preußen lediglich die Einführung der staatlichen Lehramtsprüfung (Examen pro facultate docendi), 12. Juli 1810, genannt wird. Weit wichtiger sind die bis heute orientierenden staatlichen Dokumente Wilhelm von Humboldts (1767–1835). Er legte im „Königsberger Plan", 1809, und in seinem „Bericht über die Arbeit der Sektion für Kultus und Unterricht im preußischen Ministerium des Innern", 1. Dezember 1809, die bedeutsamen Grundsätze eines einheitlichen Schul-, Hochschul- sowie Systems der Berufsausbildung vor. Das Examen pro facultate docendi, das erstmals die Lehrbefähigung prüfte, büßte seine anfänglich positive Wirkung für die Hochschulbildung bis heute durch zahlreiche Ausnahmeregelungen fast vollständig ein.

Die Dokumentensammlung enthält selbstverständlich Schriftstücke von Rousseau, Sismondi, Sieyès und anderen Europäern zum Themenbereich „freie Staatsverfassungen". Nicht enthalten ist der Plan von Claude Henri de Saint-Simon „Zur Reorganisation der europäischen Gesellschaft", der 1814 entstand.

Es ist zu hoffen, daß Herausgeber und Autoren der künftigen Beiträge zur europäischen Verfassungsgeschichte die Schritte zu den demokratischen Verfassungen der Gegenwart als Schritte zur Verwirklichung von Volkssouveränität darstellen. Unmißverständlich wurde der Grundsatz der Volkssouveränität, „daß der Gesamtwillen die ursprüngliche, die einzige Quelle jeder Macht im Staate ist", vom 1848er Abgeordneten Johann Jacoby charakterisiert. Er irrte in der Annahme, daß dieser Grundsatz in den Märztagen zur vollen Geltung gekommen sei. Doch nach Jahrzehnten des Kampfes um eine demokratische Verfassung ist heute der Grundsatz „Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus" im deutschen Staat voll geltendes und zu verwirklichendes Grundgesetz.

Heinz Warnecke, Berlin

JUREIT, Ulrike: **Generationenforschung** (= Grundkurs Neue Geschichte. Hrsg. von Manfred Hettling, Martin Sabrow und Hans-Ulrich Thamer). – Göttingen: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht 2006. 144 S.

Ein kleines Kompendium, das uns aufklärt über einen Kollektivbegriff mittlerer Reichweite. Ein kleiner Rettungsanker, den zu ergreifen sich lohnt, bevor wir im Generationengeraune allüberall unterzugehen drohen. Denn Generation hat Konjunktur, nicht nur im Feuilleton und der Unterhaltungskultur, sondern auch in der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung. Generationen scheinen als Erklärungsmodell an die Stelle von Nationen, Klassen, Schichten und Milieus zu treten.

Da tut es not, ein wenig Klarheit in die Begriffe, Leitideen und Kategorien zu bringen. Ulrike Jureit besaß den Mut dazu. Kurzgefaßt und überzeugend stellt sie „Ansätze, Konzepte und

Methoden der Generationenforschung vor und untersucht die verschiedenen Gebrauchsweisen generationeller Deutungsmuster" (Klappentext). In der Einleitung skizziert sie den weiten Verwendungsrahmen des Generationenbegriffs. Im ersten Kapitel geht es um Karl Mannheims Klassiker „Das Problem der Generationen" sowie um die Verhältnisse von Generation und Generativität, Gattung – Genealogie – Geschlecht, von Generation und Nation. Kapitel zwei erläutert verschiedene Generationenkonzepte: Generationen als Selbstthematisierung in bezug auf historische Ereignisse, als ein Ordnen von Geschichte, als Familiengenerationen, als Erfahrungsgemeinschaften sowie Transgenerationalität. Das dritte Kapitel behandelt kollektive Verständigungen: den Zusammenhang von Generation und Kommunikation, postheroische Generationen, die Kinder des Wohlfahrtsstaates sowie Generation als Gedächtniskategorie. Das Fazit „Ein Kollektivbegriff mittlerer Reichweite" (S. 124) klärt uns über die Möglichkeiten und Grenzen der Generationenforschung auf. Die thematische gegliederte Auswahlbibliographie gibt einen ausgezeichneten Einblick in die Literatur. Wer künftig mit Generationen „jongliert", sollte sich zuerst hier informiert haben. Ein kleines Büchlein also, das es in sich hat.

Gerd Dietrich, Berlin

Saage, Richard: **Demokratietheorien. Historischer Prozess – Theoretische Entwicklung – Soziotechnische Bedingungen. Eine Einführung. Lehrbuch** (= Grundwissen Politik, Bd. 37). – Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005. 325 S.

Für das Studium der Geschichte der Arbeiterbewegung ist das Wissen um Demokratie und Demokratietheorien unverzichtbar. Das lehrt etwa die Spaltung der internationalen Sozialdemokratie in einen (sozial)demokratischen und einen kommunistischen Flügel nach der russischen Revolution 1917, die auch durch die Syntheseversuche von Antonio Gramsci in Italien einerseits, Max Adler und Otto Bauer in Österreich andererseits nicht überwunden werden konnte. Nach dem Zerfall des „Realsozialismus" ist das Verhältnis von Demokratie und Sozialismus aktueller denn je, wenn man zum Beispiel die deutschen Diskussionen um eine vereinigte Linkspartei betrachtet.

Da kommt ein solides Lehrbuch wie das vorliegende wie gerufen. Der Autor ist Richard Saage, kürzlich als Universitätsprofessor für Politikwissenschaft an der Martin-Luther-Universität Halle emeritiert, ein renommierter Kenner der politischen Theorie und der Ideengeschichte. Leserinnen und Lesern dieser Zeitschrift ist er wohlbekannt. In diesem Band werden die Entwicklung der Demokratie und der Demokratietheorien von der Antike bis zur Gegenwart ausführlich geschildert. Saage erläutert die Veränderungen des Demokratiebegriffs und erklärt den Übergang von der ursprünglichen, auf Selbstbestimmung des Volkes abzielenden Demokratie zur reduzierten Demokratie als Methode zur Generierung staatlicher Normen und effizienter Elitenrekrutierung. Wissenschaftliche Debatten werden als Reflexion von Konflikten und Legitimationsproblemen bestehender Herrschaftsordnungen interpretiert. Das Buch beruht auf einem Kurs an der Fernuniversität in Hagen, den der Verfasser für die Publikation überarbeitet und erweitert hat.

Einem einleitenden Essay von Walter Euchner, dem das Buch auch gewidmet ist, folgt eine Einleitung des Autors und eine Analyse des Demokratieverständnisses in der Antike. Dann geht es um die Partizipationsmodelle der Frühen Neuzeit, Demokratie und Demokratietheorien des 18. und 19. Jahrhunderts in Frankreich und England sowie die Demokratie in Deutschland bis zur Revolution von 1848 und zum Ende des Ersten Weltkriegs. Demokratietheoretische Paradigmen in den ersten Republiken in Deutschland und Österreich sind Gegenstand des folgenden Kapitels. Brillant diskutiert der Verfasser etwa die politische Theorie von Carl Schmitt und seine kurzschlüssige Deutung des Scheiterns der liberalen Demokratie (vgl. S. 231). Extensiv werden reduzierte Demokratietheorien im Schatten des Zweiten Weltkriegs diskutiert, darunter die von Berelson, Downs, Kornhauser, Lipset, Mannheim und Schumpeter. Die nachholende Demokratisierung in der Bundesrepublik behandelt Saage anhand der Werke von Abendroth, Agnoli, Fraenkel, Gehlen, Habermas, Luhmann u. v. a. In einem Epilog wird nach den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts und der Perspektive der liberalen Demokratie gefragt. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis rundet das Buch

ab, ein Sach- und Personenverzeichnis fehlt leider. Insgesamt ist das Werk weit mehr als eine empfehlenswerte Einführung, weil es weitreichende analytische und kritische Perspektiven entwickelt.

„Das Jahr 1849 ist das Jahr der Revolution. Ich habe das Jahr 1789 begrüßt und bin bei so vielen dramatischen, politischen Ereignissen (Monarchie, Republik mit König) dabei gewesen. Nun, im Alter von 80 Jahren, muss ich feststellen, dass mir nur die banale Hoffnung bleibt, dass sich das edle und brennende Verlangen nach freien Institutionen im Volk erhalten möge, und dass dieser Wunsch, wenn er auch von Zeit zu Zeit einzuschlafen scheint, so ewig sei, wie der elektromagnetische Sturm, der in der Sonne glitzert." Mit diesem Humboldt-Zitat leitet Richard Saage das Buch ein. Vielleicht knüpft er hier an, wenn er am Schluß des Buches schreibt: „Technologische Entscheidungen mit irreversiblen Konsequenzen drohten das Mehrheitsprinzip außer Kraft zu setzen [...] Noch schwerer aber wiege, dass die liberale Demokratie in ihrer jetzigen Form den Nachweis schuldig bleibe, die Lebensbedingungen der Menschheit im 21. Jahrhundert nachhaltig sichern zu können" (S. 298). Der Autor hat hier vorsichtig die referierende konjunktive Form gewählt. Nach Meinung des Rezensenten sollte die Diskussion gerade an dieser Stelle fortgesetzt werden.

Es ginge u. a. im Sinne der Brechtschen Radiotheorie um das Verhältnis von Kommunikation und Kommunismus, also um das demokratische und soziale Potential der Informationstechnologien genauso wie um technisch exekutierte Kontrollmechanismen.

Volker Gransow, Berlin

Penzo, Giorgio: **Die existentielle Empörung. Max Stirner zwischen Philosophie und Anarchie.** Übersetzung von Barbara Häußler (= Würzburger Studien zur Fundamentaltheologie, Bd. 35). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford und Wien: Verlag Peter Lang 2006. 313 S.

Im April 2006 erschien im Wissenschaftsverlag Peter Lang die Studie „Die existentielle Empörung. Max Stirner zwischen Philosophie und Anarchie" des kürzlich verstorbenen italienischen Philosophieprofessors Giorgio Penzo. Diese bereits 1971 erstmals veröffentlichte – und 1980 neuaufgelegte – Arbeit prägt(e) die akademische Rezeption des Philosophen und Individualisten Max Stirner in Italien maßgeblich. Im Mai 2006 fand auch noch unter seiner Schirmherrschaft im Istituto Italiano per gli Studi Filosofici (IISF) die Tagung „Il Nichilismo di Max Stirner e la legge umana e divina" anläßlich des 200. Geburtstages und 150. Todestages statt. Während die Auseinandersetzung mit Stirner in deutschen akademischen Kreisen immer noch ein Randphänomen darstellt, gibt es bereits seit mehreren Jahren in Italien eine lebendige, außerhalb des Landes wenig wahrgenommene Auseinandersetzung mit seiner Philosophie. Giorgio Penzo, der an der Universität Padova Philosophiegeschichte lehrte, war bislang einer ihrer wichtigsten Protagonisten.

Die Aktualität Max Stirners verortete Penzo in seinem Nihilismus: „Keinem Denker ist es gelungen, Stirners Nihilismus in seiner Radikalität zu überbieten. Auch Nietzsche nicht" (S. 11 f.). Diesem Gedankengang folgend nennt er im Vorwort zur deutschen Ausgabe als von Stirners Philosophie profitierende Sphären die Philosophie, die Pädagogik und die Ästhetik. Für alle gälte, was er im Schlußsatz seines Vorwortes formuliert: „Stirners Aktualität zeigt sich so in einer neuen Grundlage, die nicht die des Seins, sondern die des Nichts ist" (S. 14). Jenes „Nichts" am Horizont eröffne für Stirner die Dimension der Selbstbestimmung des Individuums.

Penzo verwahrt sich gegen eine rein anarchistische Vereinnahmung Max Stirners, in der er eine Verkürzung von dessen Philosophie wittert. Geprägt durch seine intensive Auseinandersetzung mit der Philosophie Martin Heideggers, tendiert er zu einer existentialistischen Lesart Stirners. Im Vorwort der ersten Auflage der Untersuchung, die Ergebnis eines wissenschaftlichen Kolloquiums an der Universität Padova war, umriß Penzo das von ihm gewählte Untersuchungsverfahren mit den Worten: „Unter Berücksichtigung der intelligenten kritischen Überlegungen Bubers und Camus werde ich so die wesentlichen Momente der Stirnerschen Problematik beleuchten, um schließlich den grundlegenden Kern freizulegen, der seiner Philosophie Einheit und Kohärenz verleiht. Meiner Meinung nach kann dieser grundlegende Kern synthetisch unter dem negativen Gesichtspunkt als existentialistische

Dialektik erhellt werden, die sich von der Ebene des uneigentlichen Ich als Geist zur eigentlichen Ebene des Ich als Ego bewegt, sowie unter dem positiven Gesichtspunkt der Dimension der Empörung" (S. 23). Ausgehend von dieser These untersucht Penzo die Philosophie Max Stirners anhand von Stirners Hauptwerk „Der Einzige und sein Eigentum" und vereinzelt auch den kleineren Texten, die häufig in der Forschung unberücksichtigt bleiben. Im Fokus steht dabei die Subjekt-Objekt-Beziehung, die sich auch im Titel des Stirnerschen Hauptwerkes wiederfindet: „Der Einzige ist die Dimension des Ich als Ego, das sich dem Moment des Geistes widersetzt; d. h. er entspricht jenem Faktor, der in der Dialektik der Subjekt-Objekt-Beziehung stets ohne Objekt bleibt. Der Einzige meint dann die absolute Freiheit: jenes Moment des Existierens, das nichts über sich kennt, nichts Fremdes, d. h. Heiliges, sondern nur das anerkennt, was unter ihm, d. h. ihm eigen ist; hierher rührt die innere Affinität der beiden Begriffe: Einziger und Eigentum" (S. 36).

Im weiteren Verlauf des ersten Teils der Untersuchung stellt er pointiert die unterschiedlichen Rezeptionstraditionen Stirners dar, die er grob in die Kategorien „Die ideologische Auslegung" und „Die philosophische Auslegung" einteilt. Zur ersteren zählt er sowohl die anarchistische als auch die von Hans G. Helms wiederbelebte marxistische Kritik. Bezüglich einer Einordnung Stirners in den Anarchismus erklärt er: „Meiner Meinung stimmt jedoch die Behauptung, Stirner sei ein Anarchist, nur unter einer Bedingung, nämlich dann, wenn man diesen Begriff von der negativen Konnotation reinigt, den er in verschiedenen geschichtspolitischen Bezügen erhält und versucht vor allem seine positive Bedeutung herauszuarbeiten. In diesem Sinne wird der Terminus Anarchist zum Synonym von Individualist" (S. 59). Hierbei beweist er ebenso wie bei dem darauffolgenden Abschnitt über „die philosophische Auslegung" einen weitgefächerten Überblick über die Thematik, wobei nicht der Blick vom wesentlichen abweicht. Nebenstränge der Stirnerrezeption wie z. B. den der deutschen Sozialdemokratie, deren Vertreter um 1900 auf ihn aufmerksam wurden, klammert er dabei aus.

Den Abschnitt über die philosophische Rezeption unterteilt er in einen chronologischen Abriß und einen eigenen Abschnitt über die existentialistische Rezeption. Bei dem ansonsten sehr informativen chronologischen Abschnitt klammert Penzo – ohne dies zu begründen oder zu thematisieren – den Zusammenhang von der ersten Stirnerrenaissance im Zuge der intensiven Auseinandersetzung mit der Philosophie Friedrich Nietzsches völlig aus. Durch den Vergleich von Stirners Werk mit dem anderer Junghegelianer – wobei wiederum der Auseinandersetzung zwischen ihm und den beiden Vertretern des wissenschaftlichen Kommunismus, Karl Marx und Friedrich Engels, eine längere Passage gewidmet ist – versucht Penzo die Aktualität der Stirnerschen Philosophie zu belegen.

Im weiteren Verlauf seiner Untersuchung präsentiert er eine existentialistische Lesart der Stirnerschen Philosophie und greift auf den 1936 von Martin Buber verfaßten Essay „Die Frage an den Einzelnen" zurück, der Stirner mit Kierkegaard konfrontiert. Bereits Albert Camus hatte 1951 in „L'homme revolté" [Der Mensch in der Revolte] auf den existentialistischen Charakter Stirners aufmerksam gemacht – wie auch Henri Arvon in der von Jean-Paul Sartre mitherausgegebenen Zeitschrift „Les temps modernes" im selben Jahr mit einem Beitrag unter dem Titel „Une polémique inconnue: Marx et Stirner" – und auf den existentiellen Gehalt seines Begriffes der Empörung verwiesen. Penzo folgt dieser Überlegung und präsentiert vor dem Kontrast der Philosophie Friedrich Nietzsches und Martin Heideggers seine existenzialistische Lesart Stirners. In den Fokus rückt hierbei der Begriff des Nihilismus, der essentiell für das Werk Stirners ist. Rückgreifend auf eine Passage aus Goethes Jugendgedicht „Vanitas! Vanitatum Vanitas!" stellt Stirner in seinem Hauptwerk „Der Einzige und sein Eigentum" seine Überlegungen die Worte: „Ich hab' Mein' Sach' auf Nichts gestellt" voran, womit er sein Werk auch ausklingen läßt. „Stirners Nihilismus ist nichts anderes als ein mit erbarmungsloser Logik bis zu seinen letzten Konsequenzen hin durchgeführtes Denken" (S. 15).

Der zweite Abschnitt seiner Untersuchung – „Ontologisch-existentielle Dimension des Egoismus" – widmet sich der Interpretation von Stirners Philosophie des Seins unter permanentem Rückgriff auf die Philosophie Martin Heideggers. Im Zuge der Bestimmung des Seins bei Stirner rollt Penzo die Philosophie Stirners auf. Seine Interpretation läuft auf die Erkenntnis heraus, daß die „Macht die ontologische Dimension der

Freiheit ist" (S. 158). Basierend auf diesem Ergebnis widmet er sich der existentiellen Dimension des Egoismus. Penzo sieht die existentielle Dimension des Stirnerschen Egoismus und seinen „besondere[n] Beitrag zur Frage der Universalien [...] darin, daß er Realismus und Nominalismus durch den Egoismus überwindet. Hier verliert die Idee nicht nur jede objektive Basis, die sie im Realismus besaß. Sie wird auch zu einem reinen Hirngespinst herabgewürdigt. Auch der menschliche Geist, der die Ideen hervorbringt, sowie der göttliche Geist, der mutmaßliche Schöpfer der ganzen geistigen Welt, werden als Spuk angesehen" (S. 163). Hierbei spielt das Thema vom Tod Gottes, das er in seiner Metaphorik vergleichend auf Stirner und Nietzsche anwendet, eine besondere Rolle: Bei Stirner sei es der „Triumph über die christliche Seinskonzeption" (S. 171).

Der dritte Abschnitt seiner Untersuchung – „Egoismus und Verein" – widmet sich sowohl der dialektischen Methode, die Stirner bei der Herleitung des Eigners benutzt, als auch der (häufig übersehenen) sozialen Komponente seiner Philosophie. Dem ersten Teil von Stirners Einzigem folgend, untersucht Penzo die Darstellung der Menschheits- und Geistesgeschichte in Form der Triaden – ein von Hegel übernommenes Bild. „Stirner bleibt dem System Hegels und natürlich auch seiner eigenen Liebe zum typisch idealistischen System treu, wenn er sein Verständnis vom Sein als Egoismus als letzte Synthese und endgültigen Ausdruck einer sich als These, Antithese und Synthese entwickelnden existentialistischen Dialektik darstellt" (S. 203). Um die soziale Komponente Stirners darzulegen, greift Penzo auf eine Reihe von unterschiedlichen Facetten seiner Philosophie – z. B. die Kategorien „Recht", Staat, Gesellschaft – zurück, die er wiederum in Beziehung zum Einzigen setzt. Im Zuge dessen konkretisiert er den von Stirner positiv besetzten Begriff der Empörung, den er deutlich vom Begriff der Revolution unterscheidet. Jene Unterscheidung von Revolte und Revolution und die Fokussierung Stirners auf die Empörung führt Penzo als Beweis dafür an, daß die anarchistische Deutung Stirners falsch sei. Für Penzo zeigt sich darin eine deutliche Differenz zwischen den Theorien des Anarchismus, die den Fokus auf die Revolution legten.

Abschließend thematisiert er die werkimmanente Kritik an Stirners Philosophie, in dessen Zuge er ein Fazit des zuvor dargestellten Forschungsprojektes zieht. Dieser, im Vergleich zu den vorangegangenen Kapiteln nur knapp ausgefallene Beitrag, versucht, anhand einzelner Passagen aus Stirners Einzigem zu belegen, daß er sich nicht vollständig von der Transzendenz löst. „[Es] ist festzustellen, daß eine existentialistische Dialektik zwischen Eigentlichem und Uneigentlichem allein schon deswegen auch weiterhin vorhanden ist, weil Stirner sich klar einem Werthorizont gegenüber sieht, den er ständig bekämpfen und folglich überwinden muß. Das bedeutet aber, daß die Transzendenz gerade in diesem Streben liegt, alle insgesamt als ‚Geist' bezeichneten Werte des abendländischen Denkens zu überwinden. Eben diese Transzendenz zwischen Geist und Ich konstituiert, meiner Meinung nach das oben dargelegte Seinsverständnis unseres Philosophen" (S. 286). Basis ist hierfür vorrangig – unter Berücksichtigung Nietzsches – die Frage nach der „Umwertung der Werte" bzw. nach den Werten an sich, die nicht in Frage gestellt werden, – sondern nur einer Umdeutung vom Objektiven zum Subjektiven unterzogen werden.

Penzos Fazit, dem roten Faden des Stirnerschen Nihilismus folgend, lautet: „[F]ührt man Stirners Dialektik bis zu ihren letzten Konsequenzen hin durch, [man] logisch zu einem absoluten Nihilismus gelangt. Wir haben zudem in Stirners Dialektik selbst einen Sprung festgestellt, bei dem das idealistische Moment im Ich als Ego wieder auftaucht. So führt die Thematik von Stirners Einzigen entweder zu einem leeren Nihilismus oder zu einem abstrakten Idealismus" (S. 288).

Trotz des Alters der sehr stringenten Untersuchung bietet sie für den deutschen Diskurs über die Philosophie Max Stirners neue Impulse. Die von Penzo gewählte, existentialistische Auslegung der Philosophie ist zwar längst keine unbekannte mehr, dennoch fehlte bislang eine Untersuchung, die diese Methode konsequent auf die unterschiedlichen Ebenen der Philosophie Stirners anwendet im deutschsprachigen Raum. Die Gegenüberstellung der existentiellen und der anarchistischen Lesart Stirners und die daraus gezogenen Schlüsse weisen allerdings einige Schwachstellen auf. Die Darstellung des Anarchismus verläuft bei ihm auf eine sehr undifferenzierte, die Differenzen der unterschiedlichen Strömungen des Anarchismus ignorierenden

Darstellung hinaus. Er verharrt bei diesem Vergleich in mehr als einer Hinsicht bei einer oberflächlichen Betrachtung und ignoriert fast vollständig die individualanarchistische Tradition zugunsten der kollektivistisch-kommunistischen Traditionslinie. Ebenfalls zu kritisieren ist, daß es seit der ersten Ausgabe zu keiner Aktualisierung des Forschungsstandes kam, der fast komplett den angelsächsischen Diskurs ignoriert. Seit der Erstveröffentlichung sind zwar nicht mehr als eine Handvoll bedeutende neuere Arbeiten entstanden, aber diese hätten ihren Platz in der Untersuchung verdient.

Maurice Schuhmann, Berlin

PUSCHNERAT, Tânia: **Clara Zetkin: Bürgerlichkeit und Marxismus. Eine Biographie** (= Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe A: Darstellungen, Bd. 25). – Essen: Klartext Verlag 2003. 463 S.

Auf der ersten Seite der Biographie Clara Zetkins von Tânia Puschnerat fallen zwei Worte auf: Bürgerlichkeit und Marxismus. In der Biographie selbst ist von Marxismus kaum die Rede, dagegen mehrmals von Bürgerlichkeit – allerdings nur auf den ersten 200 und den letzten drei Seiten.

Wir erfahren (S. 13), daß „Clara Zetkin seit 1878 [...] eine ihrem bürgerlichen Zeitalter zutiefst verpflichtete Persönlichkeit" war. Im April 1887 hatte die Polizei an der Tür ihrer Wohnung geklingelt. Da die Zetkins mit der Miete im Rückstand waren, mußte die ganze Familie umgehend die Wohnung verlassen. Clara Zetkin schrieb an Wilhelm Liebknecht: „Einige Bücher, die wir noch retten konnten, und die Betten abgerechnet, trugen wir nur fort, was wir gerade auf dem Leib hatten. [...] Abends 9 Uhr wanderten wir noch obdachlos durch die Straßen, bis uns ein Landsmann ein Zimmer abtrat." Ein Jahr später wurde Ossip Zetkin krank und starb im Januar 1889. „Ossips Tod hat Clara in einen Schmerz gestürzt, an den ich mich mein Leben lang erinnern werde", schrieb Charles Rappoport.

Wenn Clara Zetkin einige Jahre danach bei den deutschen Arbeiterinnen gut ankam, so lag es daran, daß sie, im Gegensatz zu den „bürgerlichen" Frauenrechtlerinnen, ihre Existenzschwierigkeiten selber erfahren hatte. Fragwürdig ist es daher, wenn Tânia Puschnerat schreibt, daß Clara Zetkin „seit 1878 eine ihrem bürgerlichen Zeitalter zutiefst verpflichtete Persönlichkeit" war. Hätte sie Clara Zetkins Pariser Jahre untersucht, wäre sie auch nicht folgendem Irrtum erlegen: „Wie in Paris führte Zetkin auch in Sillenbuch einen Salon" (S. 80).

120 Seiten werden dann dem Leben und den Ideen Clara Zetkins zwischen 1890 und 1914 gewidmet, die z. T. vernichtend dargestellt oder ins Lächerliche gezogen werden. Nichtsdestoweniger war Clara Zetkin „unbestrittene Theoretikerin und – bis 1908 – eine der wichtigsten Organisatorinnen der sozialdemokratischen Frauenbewegung" (S. 71). In den ersten Jahren ihres Lebens wurde aber Clara Zetkin von den sozialdemokratischen Führern nicht besonders geschätzt! Die Leserschaft der „Gleichheit", deren Redaktion sie seit Januar 1892 leitete, wuchs langsam. Tânia Puschnerat stellt zwar fest, daß Clara Zetikin „ununterbrochen auf Agitationstour" war, sagt aber kein Wort zu ihren Schwierigkeiten. Erst nach zehn Jahren „Agitationstour" hatte sie aus der „Gleichheit" eine von viertausend Arbeiterinnen gekaufte und gelesene Zeitschrift gemacht.

Folgt man Tânia Puschnerat, ist die „autoritäre Mentalität [Clara Zetkins] in der Phase ihres deutschen und internationalen Aufstiegs deutlich" hervorgetreten (S. 86 f.). Doch als sie ihre „Weiblichkeitskonstruktionen" untersucht (S. 31–33), ist von dieser autoritären Mentalität nicht mehr die Rede.

Die Darstellung des „Zetkinschen Weiblichkeitsbildes" ist problematisch, da die Biographin offenbar Clara Zetkins Broschüre „Der Student und das Weib" (1899) nicht gelesen hat. Für Clara Zetkin war das Ziel der modernen Frau die harmonische und gleichzeitige Entwicklung ihrer Weiblichkeit und ihrer Menschlichkeit, Frau und Mensch. Die moderne Frau wollte unabhängig sein und zugleich ihre Rolle in der Gesellschaft und in der Familienzelle voll ausfüllen (vgl. meine Biographie, S. 68 f.).

Der Rezensent vermißt, daß die Autorin nicht über die Annahme einer von Clara Zetkin eingebrachten Resolution auf der Frauenkonferenz in Stuttgart 1907 berichtet, einer Resolution, die auf dem internationalen Kongreß verteidigt wurde: „Die sozialistischen Parteien aller Länder sind verpflichtet, für die Einführung des allgemeinen

Frauenrechtes energisch zu kämpfen." Der Kongreß war jedoch nicht bereit, über Clara Zetkins Resolution abzustimmen. Die Schlußresolution bestimmte, daß, „wenn ein Kampf für das Wahlrecht geführt wird ... [er] mit der Forderung des allgemeinen Wahlrechts für Frauen und Männer" geführt werden solle. Unerwähnt bleibt auch, daß die internationale sozialistische Frauenkonferenz 1910 in Kopenhagen beschlossen hatte, „jedes Jahr einen internationalen Frauentag zu organisieren", der heute noch in vielen Ländern am 8. März stattfindet.

Die Autorin erwähnt die Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs, nicht aber den „Arbeitermörder" Gustav Noske, der innerhalb eines Jahres über tausend Proletarier in Berlin ermorden ließ. Sie schreibt: „Die Wirklichkeit, die die am 29. März kooptierte Zetkin zur selben Zeit erfuhr, war die Existenz einer revolutionären Partei in einer nichtrevolutionären Situation, dazu einer Organisation, die in der Illegalität operieren mußte." Die Biographin widmet viele Seiten Lenin, der russischen Revolution und den Bolschewiki, sagt aber fast nichts zu dem Blutbad der Truppen Noskes in Deutschland. Auch nichts darüber, daß während dieser Zeit, bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, Clara Zetkin die bekannteste Kommunistin in Frankreich war. Sie sprach als Delegierte der Kommunistischen Internationale auf dem Gründungskongreß der französischen Kommunistischen Partei in Tours 1920 – der ganze Kongreß erhob sich, klatschte lange Beifall und stimmte die „Internationale" an.

Tânia Puschnerat notiert an zwei Stellen (S. 82 und 290 f.), daß Clara Zetkin „im Sommer 1922 vom EKKI dazu bestimmt wurde, als Anklägerin im Moskauer Prozess gegen die Sozialrevolutionäre aufzutreten", und behauptet, daß „Zetkin mit einer äußerst scharfen Anklagerede auftrat" (S. 291). Was sie aber verschweigt, ist, daß Clara Zetkin und der Franzose Rappoport, im Gegensatz zu Trotzki, gegen die Vollstreckung des Todesurteils gesprochen haben und daß sie diese Meinung durchgesetzt hat. Tânia Puschnerat folgert daraus: „Der Prozess gegen die SR und Zetkins Rolle dabei ist nur ein Beispiel für die inquisitorischen Funktionen, die sie als KI-Kader [...] innehatte."

Die Biographin betitelt ihren letzten Buchabschnitt „Eine revolutionäre Konservative" und „Täter- und Opferrolle im Prozess der Stalinisierung". Auf Seite 362 schreibt sie, Clara Zetkin habe sich „in der Auseinandersetzung der Stalingruppe mit der russischen Opposition instrumentalisieren lassen", doch drei Seiten weiter muß sie gestehen, daß Clara Zetkin, Tasca-Serra und Jules Humbert-Droz gegen die die KPD betreffenden Vorschläge Stalins votiert haben.

Kritisch sieht der Rezensent weiterhin, daß Clara Zetkins Rede als Alterspräsidentin des Reichstags nicht erwähnt wird. Clara Zetkin appellierte an „die Einheitsfront aller Werktätigen, um den Faschismus zurückzuwerfen, um damit den Versklavten und Ausgebeuteten die Kraft und die Macht ihrer Organisationen zu erhalten [...] Vor dieser zwingenden, geschichtlichen Notwendigkeit müssen alle fesselnden und treffenden politischen, gewerkschaftlichen, religiösen und weltanschaulichen Einstellungen zurücktreten." Clara Zetkin bestand darauf, daß „die Millionen Frauen nicht fehlen [dürfen], die noch immer die Ketten der Geschlechtssklaverei tragen". Dieser Appell wurde nicht gehört. Das deutsche Proletariat blieb gespalten. Stalin hatte die KPD dazu verpflichtet, die Sozialdemokraten als Sozialfaschisten zu benennen und zu bekämpfen, was selbstverständlich die Zusammenarbeit der Sozialdemokraten und der KPD nicht gerade erleichterte.

Gilbert Badia (†), Paris

SCHIRRMACHER, Gerd: **Hertha Kraus – Zwischen den Welten. Biographie einer Sozialwissenschaftlerin und Quäkerin (1897–1968).** – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford und Wien: Verlag Peter Lang 2002. 667 S.

Drei Jahre vor seiner Emeritierung legte der an der Fachhochschule Fulda Politikwissenschaft und Geschichte der Sozialarbeit und Komparatistik des Sozialwesens lehrende Gerd Schirrmacher diese voluminöse, vom Verlag aber leider nur broschiert gebundene Studie vor. Die diversen Umständen geschuldete späte Besprechung weckt – hoffentlich – öffentliches (Bibliotheken) und privates Interesse. Der Klappentext wirbt zu Recht für die „erste umfassende Biographie" von Hertha Kraus, deren Bedeutung für die mehr als vier Jahrzehnte umspannende praktische wie theoretische „Entwicklung des modernen Sozialwesens in Deutschland und in den Vereinigten

Staaten von Amerika" (S. 13) kaum überschätzt werden kann.

Der Autor vermittelt zwar weniger eine tiefere – sagen wir: intimere – Einsicht in die Persönlichkeit der Biographierten jenseits des äußeren Bildes ihres Werdegangs und Wirkens. Gewiß ist der Mangel an entsprechenden Quellen dafür ein Grund: „Es existiert kein Tagebuch, die erhaltenen Briefe sind rar an Informationen privaten Charakters", lesen wir auf Seite 141 f.; anscheinend sind auch die mit dem Datum vom 18. Mai 1950 versehenen, der Tochter gewidmeten, unveröffentlichten „Lebenserinnerungen" von Vater Alois Kraus in dieser Beziehung zurückhaltend. Doch ist auch eine gewisse Scheu des Biographen zu verspüren, in allzu persönliche Sphären einzutauchen bzw. sie preiszugeben. So erfahren wir nur, daß Alois Kraus, der sich 1905 mit dem „Versuch einer Geschichte der Handels- und Wirtschaftsgeographie" an der Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften in Frankfurt am Main habilierte, „einer jüdischen Bauernfamilie, die unweit von Prag [...] einen ansehnlichen Hof bewirtschaftete", entstammte, und die Eltern von Herthas Mutter ebenfalls „jüdischen Glaubens" waren und ein „Kaufmannsgeschäft" in Marienwerder hatten. Für weitere familiäre Einzelheiten, die eventuell einen Anhaltspunkt geben könnten über beider Hinwendung zu agnostischer „Humanität" (S. 26) wie andererseits über Herthas Rückwendung zu tiefer Religiösität, allerdings im christlichen Glauben des Protestantismus, praktiziert als Quäkerin – wiewohl hier Erfahrungen und Tätigkeiten im Ersten Weltkrieg und der ersten Nachkriegszeit, die sie auch in die SPD führten, wohl letztlich ausschlaggebend waren –, wird auf genannte „Lebenserinnerungen" verwiesen (S. 26). Aber das Manuskript, das trotz des von Schirrmacher bedauerten Schweigens über die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse im national und religiös zerrissenen Prag der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert vermutlich doch einigen Aufschluß über das Milieu, das Umfeld der Eltern, in das das Kind hineinwuchs, enthält, befindet sich im Hertha-Kraus-Nachlaß in Bryn Mawr, Pennsylvania (USA). Zu der bis ins gemeinsame Grab sichtbaren Liebesbeziehung zwischen Hertha Kraus und der zwanzig Jahre älteren, bereits 1952 verstorbenen Sozialarbeiterin Gertrud Schulz heißt es zurückhaltend: „[...] die lebenslange Freundschaft, symbiotische Beziehung und Hausgenossenschaft mit ‚Peter' [...] von der wir allerdings nicht sehr viel mehr wissen als dieses, basierte auf der ursprünglichen gemeinsamen Arbeitsbeziehung bei der Quäkerspeisung, die die beiden nach dem I. Weltkrieg gehabt hatten" (S. 20). Gibt es wirklich kein (gemeinsames) Foto als nur das vom gemeinsamen Grabstein auf dem Quäkerfriedhof in Haverford, Pennsylvania (S. 618)? Die meisten etwas ins Private, Häusliche gehenden Beschreibungen des Lebens von Hertha Kraus entlehnt Schirrmacher Erinnerungen und Briefen Dritter, wobei für die späten 1930er und die 1940er Jahre der Nachlaß des Sozialdemokraten Wilhelm Sollmann, darin speziell die Briefe an seine Tochter, am ergiebigsten erscheint.

Wir müssen uns hier also damit abfinden, daß das öffentliche Leben der Hertha Kraus auch weitestgehend ihr privates war. Und das wird, wo es anhand wohl mühsam verlaufener Recherchen in Deutschland und den USA (siehe das Verzeichnis der Archivmaterialien auf den Seiten 621 bis 626 und die „Einleitung") eben geht, minutiös und mit reichlich Zitaten versehen nachgezeichnet bzw. vorgeführt. In den ersten drei, hinsichtlich persönlicher Daten kurzen Kapiteln wird die geradlinige Entwicklung der höheren Tochter vor Augen geführt: von einer sehr guten Schülerin über die Studentin, die ihr Studium in den Jahren 1916 bis 1919 an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Reformuniversität Frankfurt am Main, Schwerpunkt Fürsorgewissenschaften am Seminar für Armenwesen und soziale Fürsorge, mit der Promotion zum Dr. rer. pol. aufgrund ihrer wegweisenden Dissertation „Über Aufgaben und Wege einer Jugendfürsorgestatistik" abschließt, bis hin zu erster „Berufstätigkeit Sommer 1919–1923" zunächst als wissenschaftliche Hilfsarbeiterin in der „Socialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost", dann bei der „amerikanischen Quäkerspeisungs-Mission in Berlin", deren Direktorin sie schließlich wird, bevor das Reichsernährungsministerium sie „im Range einer Regierungsdirektorin" anstellt. Praktische, verwaltungstechnische Erfahrungen hatte sie während der Studienzeit u. a. als AStA-Vorsitzende und in Funktionen sammeln können, die normalerweise Männern zugewiesen wurden, an denen jedoch kriegsbedingt Mangel herrschte.

Es war Konrad Adenauer, der Hertha Kraus zur nächsten großen Aufgabe, im vierten Kapitel

beschrieben, heranzog. Der Zentrumspolitiker und Oberbürgermeister der Stadt Köln, die infolge des Krieges und Bestimmungen des Versailler Friedensvertrags (entmilitarisierte Rheinlandzone; englische Besatzung) sozialökonomisch heruntergekommen war, engagierte die sozialdemokratische Quäkerin als Organisatorin und Leiterin des neu geschaffenen, umfassenden Wohlfahrtsamtes im Range eines Stadtdirektors. Zehn Jahre lang, bis zur Entlassung beider durch die Nazis, arbeiteten sie zusammen – noch, vielleicht besser: schon im April 1945 versuchte Adenauer in der Voraussicht, wieder Oberbürgermeister von Köln zu werden, Hertha Kraus für die jetzt ungleich schwerere Arbeit für die fast völlig zerstörte Stadt und für Deutschland zu gewinnen (siehe S. 327 ff.). Sie war 1933 in die USA emigriert, wo sie bereits 1923 und 1932 im Einvernehmen mit Adenauer während mehrerer Monate Studienreisen durchgeführt, Vorträge gehalten und zahlreiche Kontakte gepflegt oder neue geknüpft hatte. Die Kapitel fünf bis acht behandeln phasenweise, gegliedert nach Aufenthaltsorten und Institutionen, an denen Hertha Kraus wissenschaftlich arbeitete, publizierte und lehrte, die Zeit bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Einen breiten Raum nehmen die Tätigkeiten am und vom Bryn Mawr College in Pennsylvania aus ein, die den USA und Europa galten; Flüchtlingsarbeit in persönlicher Form und im Rahmen des American Friends Service Committee (AFSC) ebenso wie dann für die UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) sowie theoretisches Vorausdenken über organisatorische, materielle, psychische und edukative Hilfe vor allem für Kinder und Jugendliche und die zu erwartenden sehr heterogenen „displaced persons" nach dem Krieg gehörten dazu. Dabei orientierte sich Hertha Kraus, seit Januar 1939 Staatsbürgerin der USA, an den Beispielen und Erfahrungen der amerikanischen Nachbarschaftshilfe.

Die nächsten vier Kapitel erzählen über die „Jahre 1945 [...] bis 1962", einschließlich dem „Ausscheiden aus dem Berufsleben": über diverse Aktivitäten in und für zahlreiche Institutionen und Organisationen – darunter CRALOG (Council for Relief Agencies Licensed for Operation in Germany), OMGUS (Office of the Military Government in Germany [US]) bzw. HICOG (High Commissionar for Germany); über Publikationen (insbesondere über den 485 Seiten umfassenden, zur Vermittlung von Methoden bestimmten Sammelband „Casework in USA");[1] über Reisen nach Deutschland; doch auch über fachlich-methodische und persönliche Auseinandersetzungen mit Kollegen. Last, but not least geht Schirrmacher ausführlich auf die Antworten, insbesondere auf die Nennung eines Namens ein, die Hertha Kraus auf Fragen der United States Civil Services Commission im Jahre 1954 nach früheren Beziehungen zu Organisationen, die von verschiedenen Komitees „of Un-American Activities" als kommunistische Frontorganisationen eingestuft waren, gab. Hier begegnet der Leser erstmals einer sehr kritischen Stellungnahme des offensichtlich betroffenen Autors: Er konfrontiert Hertha Kraus' „denunziatorisch wirkende[n] Hinweis" mit der „Eleganz", mit der „sich andere, z. B. Bertolt Brecht, vor dem HUAC-Ausschuß [...] aus der Affaire gezogen [hatten], ohne andere Menschen zu belasten!" (S. 542).

Das letzte, das 14. Kapitel beleuchtet das „Leben nach der Berufstätigkeit Mai 1962 bis Mai 1968". Hier ist die mehrwöchige Studienreise einer „Quäker-Mission im geteilten Deutschland", der Hertha Kraus angehörte, im September 1963 interessant, weil das Auf- und Auseinanderklaffen unterschiedlicher Kulturen, die vor allem beim Besuch der DDR in den Verhaltensweisen, den Auffassungen und den Beobachtungen zutage traten, anschaulich wird, nicht zuletzt auch innerhalb der amerikanischen Gruppe. Während Hertha Kraus in der DDR vornehmlich auf das soziale System, die Versorgung, die Einrichtungen achtete und diese im Rahmen der finanziellen Möglichkeiten für gut bis sehr gut befand, sahen ihre Kollegen und Glaubensbrüder die materiellen Rückstände gegenüber den USA und/oder die ideologischen Hintergründe und die kommunistische Diktatur. Der Besuch in der DDR ging auf eine ursprüngliche Einladung des Friedensrates der DDR an das AFSC zurück, die bereits im Juni 1961, also noch vor dem Mauerbau, ausgegangen war. Unter das Banner der „friedlichen Koexistenz" stellte Walter Ulbricht sein langes Gespräch mit Hertha Kraus – es ist in der Retrospektive aufschlußreich und amüsant zugleich (S. 584–608).

Schirrmacher gibt sich alle Mühe, die einzelnen Abschnitte von Hertha Kraus' Leben und Werk in geographische, politische, wirtschaftliche, soziale, institutionelle, auch persönliche

Zusammenhänge zu stellen. Das führt zu mehr oder weniger langen Exkursen und Erläuterungen, die nicht selten die biographierte Person, um die es geht, in den Hintergrund drücken, dazu trotz der Unterbauung mit Literatur(zitaten) eher an der Oberfläche bleiben, weil nicht Raum genug bleibt, um tiefer in die Materie einzudringen. Andererseits liegt hier der Reiz zum Lesen und der Anreiz zum weiteren Forschen, zumal die Veröffentlichungen von Hertha Kraus aufgelistet sind (S. 626–630) und das Personenregister genügend Hinweise gibt.

1 *Casework in USA. Theorie und Praxis der Einzelhilfe. Hrsg. von Hertha Kraus, Frankfurt a. M. 1950.*

Ursula Langkau-Alex, Amsterdam

JEBRAK, Svetlana: **Mit dem Blick nach Russland. Lydia Cederbaum (1878–1963). Eine jüdische Sozialdemokratin im lebenslangen Exil** (= Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 72). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 2006. 296 S.

Während der Arbeit an ihrer, dem Buch zugrundeliegenden Dissertation und den damit verbundenen Recherchen in Amsterdam, Wien, New York, St. Petersburg und Moskau hat Svetlana Jebrak (Jg. 1974) nicht nur das Material für die erste in deutscher Sprache vorgelegte, politische Biographie von Lydia Cederbaum, der Schwester des Mitbegründers der SDAPR, Julius Martov, zusammengetragen, sondern auch eine annähernde Vorstellung davon gewinnen können, was Leben im Exil, ständiger Ortswechsel und nicht zuletzt, die Hilfsbereitschaft – in ihrem Fall, die Unterstützung und der Rat von Kollegen und Archivaren – bedeutet.

Auch mit Blick auf diese ihre Erfahrungen interpretiert sie das Exil weder als „eine typische Lebensform noch als pathologischen Zustand, sondern als Chance" (S. 12). In fünf Teilen und elf Kapiteln zeichnet Svetlana Jebrak anhand der ihr zur Verfügung gestellten Archivalien, in der Regel handelt es sich um Briefe, sehr detailliert die Stationen von Lydia Cederbaums Lebensweg von Rußland über Deutschland (1922–1932) und Frankreich (1932–1940) in die Vereinigten Staaten (1940–1963) nach.

Daß das Herz der Verfasserin für ihre Heldin und die von dieser vertretene parteipolitische Richtung in der russischen Sozialdemokratie, die der „Menschewiki" schlägt, versteht sich von selbst und steht für mich auch außerhalb jeder Kritik. Problematisch indessen scheint mir, und vielleicht werden auch andere, durch den Bildungsweg im Osten mit der Geschichte der SDAPR und der KPR(B) vertrautere Leser diesen Eindruck bestätigen, daß diese „Positionierung" durch Svetlana Jebrak mehr postuliert als entwickelt wird.

Die Darstellung der Auseinandersetzung um Statut und Programm der russischen Sozialdemokratie ist eher holzschnittartig und die Zuordnung der Argumente zu den streitenden Vertretern und Flügeln seitenverkehrt (S. 72 und S. 82). Daß es der Autorin nicht in jedem Fall gelingt, alle Akteure so ausgewogen wie Lydia Cederbaum vor- und darzustellen, liegt wohl auch an den herangezogenen Konsultanten. Robert Service, um ein Beispiel zu nennen, ist wahrlich nicht der beste Berater, wenn es um Auskünfte zur Biographie von Ul'janov-Lenin geht. Das bei der Fixierung auf die Cederbaums andere Kampfgefährten und Opponenten zwangsläufig zu kurz kommen, ist ebenso bedauerlich wie nachvollziehbar. So hätte ich z. B. gern mehr über Boris Savinkov, den Bruder des Lebensgefährten von Lydia in der sibirischen Verbannung erfahren. Haben sich beide in Genf getroffen und des Verstorbenen gedacht (S. 74)?

Mehr als problematisch ist hingegen die Häufung von Fehlern, die nicht nur auf das vernachlässigte Lektorat zurückzuführen sind. In einer Dissertation, deren Gegenstand so eng mit der Geschichte der russischen Sozialdemokratie verflochten ist und in deren Danksagung ausgewiesene Kenner der Materie genannt werden, sind „Irrtümer" wie die nachgenannten mehr als unverständlich. Es geht mir nicht um den kleinlichen Hinweis auf falsch geschriebene Personennamen oder die nicht durchgehaltene Umschrift. Das Problem ist grundsätzlicher Natur und hängt mit der fehlenden Recherche zu an die Familiengeschichte grenzenden Problemfeldern zusammen.

So ist z. B. der unter seinem Parteinamen Bogdanov bekanntere Malinovskij mit dem Provokateur gleichen Namens verwechselt worden (S. 93), keiner von beiden lebte bis 1928 in der Emigration. „Das Institut für Marxismus-Leninismus, so die korrekte Bezeichnung", heißt es

an anderer Stelle, „war beim Zentralkomitee der KPdSU 1920 als eine Einrichtung zur Erforschung und Herausgabe der Werke von Marx, Engels und Lenin gegründet worden" (S. 137). Hier stimmt weder das Gründungsdatum noch der Name, von dem fehlenden Hinweis auf die Umstände der Zusammenlegung beider Einrichtungen 1931 ganz zu schweigen. Ein Blick in die auf Seite 140 genannten Ausarbeitungen hätte genügt, um diesem Irrtum zu entgehen.

Zu den in der politischen Biographie eher als „Randfiguren" behandelten Personen gehören u. a. der Vorsitzende des Exekutivkomitees des Petrograder Sowjets mit dem komplizierten Vornamen (S. 105) und Georgi Plechanov, der im Buch als Gregorij oder mit den Initialen G. B. versehen, erwähnt wird. Samuel H. Barons Buch über den „Patriarchen" erschien in russischer Übersetzung – nur unter einem anderen Titel. An Exaktheit mangelt es auch hinsichtlich der Kommentare über Leben und Werk der Bolschewiki Zinov'ev, Kamenev (S. 105) und Trockij, deren „Gesinnungswandel" (S. 74) im Unterschied zu dem der Cederbaums nicht im Kontext ihrer jüdischen Herkunft behandelt wird. Während Kamenevs bürgerlicher Name nicht genannt wird, erscheint Zinov'ev als Gerschen Radomyschelski, Rjazanov als Goldenbach und dessen Gegenspieler Angarov als Angarskij.

Anhand der nunmehr vorliegenden Edition der Sitzungsprotokolle des Politbüros der Kommunistischen Partei Rußlands läßt sich präzise bestimmen, wann und in welchem Zusammenhang von Martov, Dan sowie den Mitgliedern der Familie Cederbaum im bolschewistischen Führungszirkel die Rede war und wer von den Genossen – in der Regel war es Trockij – als Berichterstatter auftrat. Der in Frage kommende erste Band der drei Bände umfassenden und mit einem guten Apparat ausgestatten Ausgabe ist 2000 veröffentlicht worden und hätte schon deshalb bei der Vorbereitung des Manuskriptes für den Druck herangezogen werden können.

Svetlana Jebrak hat auf eine Auswertung dieses Bandes sowie des themenbezogenen Materials aus der verdienstvollen, in der Bundesrepublik jedoch weitgehend unbekannten Edition der mittlerweile acht Bände umfassenden Dokumente der Menschewiki verzichtet. Schade, denn so werden Parallelen und Unterschiede, Übergänge und Bruchstellen zwischen Familien- und Parteigeschichte kaum reflektiert. Dabei führt die Autorin genügend Beispiele an, daß Familienleben und politisches Engagement wohl eher schwer miteinander in Einklang zu bringen waren. Mitte der zwanziger Jahre in Berlin, nach dem Tod und der Beisetzung des Bruders in Berlin,[1] schien sich die Situation etwas gebessert zu haben.

Die letzten zwei, dem Exil in Frankreich und in den USA gewidmeten Teile heben sich wohltuend von den vorhergehenden ab. Auch die Perspektive ändert sich, für die Einschätzung der Emigranten und der Emigration relevante Themen kommen ins Bild. Vielleicht hängt das mit dem Bestreben von Lydia Cederbaum zusammen, nach dem Verlust der russischen Staatsangehörigkeit und ihrer russischen Heimat „eine ideelle Heimat" neu zu erfinden (S. 277).

1 *Siehe hierzu Wladislaw Hedeler, Russen in Berlin, in: Das Blättchen, Nr. 12, 22. Juni 1998, S. 26 f.*

Wladislaw Hedeler, Berlin

Brost, Erich: **Wider den braunen Terror. Briefe und Aufsätze aus dem Exil.** Mit einem Geleitwort von Anke Fuchs. Bearb. von Marek Andrzejewski und Patrik von zur Mühlen. – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 2004. 328 S.

Es hatte nicht ganz geklappt, die vorliegende Dokumentation zum 100. Geburtstag von Erich Brost am 29. Oktober 2003 der Öffentlichkeit vorzulegen; Geleitwort und Vorwort der Herausgeber sind auf Februar 2004 datiert. Wohl konnte der in Elbing (heute Elbląg) geborene, am 8. Oktober 1995 in Essen verstorbene sozialdemokratische Journalist und Politiker, nach dem Krieg auch Verleger („Westdeutsche Allgemeine Zeitung", Bochum bzw. Essen) zum Tag selbst in Danzig – jener Stadt, in der er von 1915 bis 1936 gelebt und gewirkt und die ihn lebenslang begleitet hatte – in Anwesenheit des deutschen Bundespräsidenten Johannes Rau und des polnischen Staatspräsidenten Aleksander Kwaśniewski für seinen Brückenschlag „zwischen Danzig und Gdańsk, zwischen Deutschen und Polen" geehrt werden; auch wurde ihm posthum „ein hoher polnischer Orden zuerkannt" (S. 40).

Nach der informativen politisch-biographischen Einleitung von Andrzejewski mit Schwerpunkt Exilzeit und -stationen (S. 9–40) und der

„Editorische[n] Vorbemerkung" (S. 41 f.) folgen 124 Briefe (S. 43–252). Der erste datiert vom 22. Oktober 1936, geschrieben in Warschau, wohin Brost kurz zuvor aus Danzig geflohen war, der letzte vom 9. September 1955 aus Essen an Friedrich Stampfer, das aus dem Exil in den USA nach Deutschland zurückgekehrte ehemalige Mitglied des Parteivorstandes der SPD, dann des Exilvorstandes genannt Sopade. Dieser Brief wurde vermutlich deshalb ausgewählt, weil sich hier das politische und gesellschaftliche Klima in der (damaligen) Bundesrepublik vor Augen führen läßt: Brost will „Material über die Zusammenarbeit der sozialdemokratischen Emigration mit Sozialdemokraten im Inland", um das Stampfer im SPD-Pressedienst gebeten hatte, nur „ganz vertraulich" geben, ist „aber ganz entschieden gegen eine Veröffentlichung, da in der heutigen und noch kommenden Zeit die Angaben den noch lebenden Personen möglicherweise schaden könnten" (S. 251). Die Briefe wurden aus neun Archiven in sechs Ländern zusammengetragen; die allermeisten sind an den Exilvorstand bzw. an einzelne Mitglieder im Prager, Pariser, dann Londoner Exil gerichtet. Zwei oder drei Korrespondenzen zwischen Sopade-Mitgliedern betreffen Erich Brost; ebenso wie dessen häufigere Schreiben an die *Arbetarrörelsens Flyktinghjälp* [Flüchtlingshilfe der Arbeiterbewegung] in Stockholm bzw. an einige ihrer prominenten Repräsentanten und insbesondere die Rapporte der Kriminalpolizei in Stockholm und Uppsala von 1940, 1941 und 1942 vermitteln dem Leser, und dies mehr noch als Brosts Briefe an die Parteigenossen, weil unmittelbarer, die existentiellen Nöte und Bedrohungen des politischen Flüchtlings (und der Familienangehörigen) schlechthin, über das Individuum hinaus.

Es folgen 24, wo nötig annotierte Artikel Brosts, die das Exilwochenblatt der SPD „Neuer Vorwärts" (NV) in der Periode vom 3. Januar 1937 bis zum 27. August 1939, natürlich anonym, veröffentlichte; alle betreffen die Freie Stadt Danzig, auch wenn hauptsächlich das Umland, die Lage in Europa oder die deutsch-polnischen Beziehungen thematisiert sind. Der fünf Tage vor dem deutschen Überfall auf Polen veröffentlichte Beitrag beginnt mit einer letzten, scharfen Abrechnung mit Carl Jacob Burckhardt, dem seit März 1937 amtierenden Hohen Kommissar des Völkerbundes, unter dessen „Ägide" die Nationalsozialisten sukzessive jegliche Freiheit der Freien Stadt Danzig unbehelligt abgeschafft hatten, wie in den vorangegangen Artikeln und natürlich in den Briefen nachzulesen ist.[1] Breiten Raum nimmt die Verfassungsfrage ein. Dabei fällt auf, daß Brost auch in den Publikationen kein Blatt vor den Mund nimmt: Er (be)nennt die Macher – in vielen Fällen die Politische Polizei als Stoßtrupp sozusagen der NSDAP – und die Machenschaften, die von versuchter Korrumpierung bis zu tatsächlichen Verhaftungen aufgrund fadenscheiniger oder gar erfundener Beschuldigungen reichen; er veröffentlicht die bereits in den Briefen mitgeteilten Namen umgefallener oder aber standhafter Abgeordneter des Volkstags, ob sie nun Parteigenossen oder Politiker aus Zentrum, Deutschnationaler Volkspartei oder der KPD sind. Dabei beruft er sich freilich auf Publikationen in der polnischen Presse. Sein Informationsnetz von Warschau nach Danzig und vice versa scheint darüber hinaus weit gesponnen gewesen zu sein. Es ist gut, daß diese Artikel hier gebündelt im Druck vorgelegt werden und man nicht immer in eine der wenigen Bibliotheken, die die Zeitung im Bestand führen, reisen muß, wenn man sich lediglich mehr oder weniger schnell informieren will. Aber sind das alle Artikel? Einige Briefstellen suggerieren, daß Brost auch für die „Sozialistische Aktion" geschrieben hat. Oder wurden in diese für die illegale Verbreitung in Deutschland bestimmte Zeitschrift (evtl. gekürzte) Beiträge aus dem NV übernommen? Die „Editorische Vorbemerkung" gibt darüber keine Auskunft. Ebensowenig erfährt man dort etwas über die Kriterien der Briefauswahl (wie sehen übrigens die Druckvorlagen aus?). An manchen Stellen gewann ich den Eindruck, daß der Bezug auf einen der vorgelegten Artikel den Ausschlag gegeben hat; in einer Fußnote wird auch auf den ersten wiedergegebenen hingewiesen.

Nun ist es immer eine heikle Sache, eine einseitige Korrespondenz, ohne Respons oder Anlaß, zu veröffentlichen, zumal wenn es sich wie im vorliegenden Falle um politische Inhalte (im weiten Sinne) handelt. Meine Kritik läßt sich hier jedoch am Beispiel von Briefen Brosts an das Sopade-Mitglied Paul Hertz illustrieren, die sich im Nachlaß Paul Hertz im Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (IISG) in Amsterdam befinden und die im Gegensatz zu anderen aus demselben Bestand oder aus den Beständen des Archivs der sozialen Demokratie der

Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn bei der Entscheidung der Herausgeber nicht berücksichtigt worden sind, obgleich sie mehr Licht auf einige Ereignisse und Verhältnisse werfen als die ausgewählten. So liegt im Hertz-Nachlaß ein vier Seiten langer maschinenschriftlicher Brief vom 11. März 1937, in dem Brost ausführlich Hintergründe und Folgen der Niederlegung des Volkstagsmandats des Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei der Freien Stadt Danzig, Arthur Brill, sowie dessen denunziatorisches Verhalten den Parteigenossen gegenüber mitteilt und darüber hinaus die diversen Gründe darlegt, warum die Danziger Sozialdemokraten nicht dem Rat von Hertz folgen wollen, sich „auf den Boden einer qualifizierten illegalen Partei [zu] stellen".[2] Im Schreiben Brosts an Hertz vom 22. März 1937 erfahren wir Näheres über den Inhalt der Denkschrift, die er dem neuen Hohen Kommissar Burckhardt zukommen ließ; der abgedruckte Brief vom 2. Mai 1937 informiert lediglich, daß Brost „einen Nachtrag zu meiner Denkschrift eingereicht" habe (S. 61). Am 7. August 1938 geht es um die „juristische[n] Probleme", das Internationale Flüchtlingsstatut [von 1936] auch auf die Danziger anzuwenden, und deren wenigstens vorläufig noch mögliche Lösung, nämlich die völkerrechtlich offizielle Verantwortung Polens auch tatsächlich in Anspruch zu nehmen; außerdem – und das erscheint mir wichtiger im Hinblick auf Brosts politische Persönlichkeit gerade auch deshalb, weil zu der folgenden Sache nur ein kurzer Brief an den offensichtlichen Freund Erich Ollenhauer vom 6. August 1938 (Nr. 46) abgedruckt ist – reagiert er darauf, daß Hertz seinen Konflikt mit der Sopade (der übrigens nicht, wie in Anmerkung 96 auf Seite 116 mitgeteilt, lediglich auf Hertz' Zusammenarbeit mit der Gruppe Neu Beginnen zu reduzieren ist) in die Öffentlichkeit gebracht habe, mit Traurigkeit ob dieser Tatsache und der „Entwicklung" des gegenseitigen Verhältnisses und hofft auf den Erhalt von Hertz' weiterer „Mitarbeit für die Sopade". Die trotz der Treue zum Parteivorstand in Prag bzw. zu deren Mehrheit um Ausgleich bemühte Umsicht und die politische Besorgtheit um die Einheit der Danziger Sozialdemokratie zeigt sich noch deutlicher im Brief an Hertz vom 4. September 1938 als Antwort auf dessen Schreiben vom 30. August über die Ursachen der Streitigkeiten und die Argumente für seine öffentliche Stellungnahme.

Ich bin davon überzeugt, daß sich auch in anderen Archivbeständen der eine oder andere aussagekräftigere Brief zu einem bestimmten Faktum finden läßt, als hier vorgelegt. Das nimmt nichts davon weg, daß diese Edition die 1997 erschienene Biographie über Erich Brost, einer der Autoren ist der hier als Koherausgeber fungierende Marek Andrzejewski,[3] jedenfalls für die Exilzeit wesentlich ergänzt, ja eine solide Grundlage für eine neue, umfassendere Lebensbeschreibung, darüber hinaus für weitere biographische (alle hier vorkommenden Namen sind annotiert), historisch-politische, regionale, zwischenstaatliche Forschungen, die zum Exil eingeschlossen, ist. Interessant wäre es auch, der Frage nachzugehen, welche und inwieweit Brosts Artikelvorlagen inhaltlich redaktionell bearbeitet wurden; daß es vorkam, geht aus manchen Briefstellen hervor. Aber ob die Manuskripte erhalten geblieben sind?

1 *Die Mission Burckhardt und die wahre Lage in Danzig, in: Neuer Vorwärts, 27. August 1939; vgl. demgegenüber die Erinnerungen von Carl Jacob Burckhardt, Meine Danziger Mission, München 1960, 3., überarb. Aufl. 1980.*
2 *Hertz an Brost, 25. Februar 1937, in: IISG, Nachlaß Hertz.*
3 *Marek Andrzejewski und Hubert Rinklake, „Man muß doch informiert sein, um leben zu können". Erich Brost. Danziger Redakteur, Mann des Widerstandes, Verleger und Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung". Mit einem Vorwort von Holger Börner, Bonn 1997.*

Ursula Langkau-Alex, Amsterdam

DEDERICHS, Mario R.: **Heydrich. Das Gesicht des Bösen.** – München und Zürich: Piper Verlag 2005. 328 S.

Die vom Magazin „Stern" im Herbst 2002 veröffentlichte Artikelserie – sie trug den Titel: „Die Macht des Bösen" – erfuhr ein breites, durchaus positives Echo. Dies veranlaßte ihren Verfasser, der als Korrespondent in Washington, Moskau und Bonn gearbeitet hatte, das Material zu einem Buch zu verarbeiten. Mit ihm wollte er weiter gegen das Vergessen und Verdrängen jener

furchtbaren zwölf Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft wirken. Ihn leitete der Gedanke, daß es Figuren wie Heydrich „in jeder Gesellschaft und zu jeder Zeit" geben könne, die noch dazu, eben wie Heydrich, viel zu früh in Vergessenheit geraten seien bzw. zu geraten drohen. In der Geschichtswissenschaft – trotz der Arbeiten von Michael Freund, Günther Daschner, G. S. Graber, Edouard Calic u. a. – sei der Mann, weil bereits 1942 getötet, zu kurz gekommen. Es war Dederichs allerdings nicht mehr vergönnt, sein Werk, mit dem er das bisherige Wissen über Heydrich zusammenfassen wollte, zu vollenden – er starb im November des folgenden Jahres; Stern-Redakteur Teja Fiedler führte mit Unterstützung von Angelika Franz das Manuskript zu Ende.

Hatte die Serie vor allem dem „kühlen Manager des Massenmords", „Hitlers eiskaltem Vollstrecker" und dem „Todesurteil für Europas Juden" gegolten, stehen nun der Werdegang, die Karriere und vor allem die Persönlichkeitsstruktur Heydrichs im Vordergrund. Letzteres bot wohl auch den Anlaß, den Titel zu ändern und vom „Gesicht des Bösen" zu sprechen. Der überwiegend chronologisch aufgebaute Band umfaßt nach einer Einführung fünf Kapitel („Der Seeoffizier und die Nazis 1904–1932", „Reinhard Heydrichs Machtergreifung 1933–1940", „Der Mord an den Juden wird geplant 1938–1942", „Der Statthalter 1941–1942" und „Das Attentat 1942") sowie einen abschließenden Teil mit dem Titel „‚Das eiserne Herz' und die Unverbesserlichen 1942 bis heute".

Gesehen wird Heydrich als einer der größten Verbrecher des 20. Jahrhunderts, als Gestapochef, Erfinder der Konzentrationslager und als gnadenloser Antreiber des Völkermords an Deutschlands und Europas Juden. Dederichs spürt, insoweit die Quellen dies ermöglichen, allen Lebensstationen Heydrichs nach: den Verhältnissen in seinem Elternhaus, der Seekadettenausbildung und dem frühen Kontakt zu Wilhelm Canaris, der zeitweilig erfolgreichen Karriere in der Kriegsmarine, seiner als Demütigung empfundenen Entlassung aus dieser sowie dem unmittelbar darauf folgenden Eintritt in die SS, deren Sicherheitsdienst er unmittelbar danach aufzubauen begann. Des weiteren wird der Aufstieg im Herrschaftsapparat des „Dritten Reiches" verfolgt, seine Tätigkeit als Staatsterrorist und sein Selbstverständnis als „politischer Soldat" Hitlers, seine Tätigkeit als Oberarchitekt des rassistisch-antisemitischen Genozids sowie seine Statthalter-Politik gegenüber der tschechischen Bevölkerung im „Reichsprotektorat für Böhmen und Mähren". Wegen seiner Fähigkeiten und Aktivitäten sei Heydrich nicht erst nach seinem Tod von der nationalsozialistischen Propaganda als Held gefeiert worden, er habe bereits zu seinen Lebzeiten als der kommende Mann in der Nazi-Führungsriege gegolten.

Das Buch bietet eine Fülle an Kennzeichnungen von Charakter und Persönlichkeitsstruktur Heydrichs. Da heißt es, er sei musikalisch begabt und ein eleganter Sportler gewesen, ein arroganter Sonderling, gierig auf Sex, getrieben von einem lebenslangen Ehrgeiz, stets der Beste sein zu wollen, scharfsinnig und destruktiv, unfähig zur Freundschaft mit anderen, energiegeladen, von unstillbarer Machtgier erfüllt, ein glänzender Organisator, gegenüber Himmler seltsam unterwürfig sowie stets menschenverachtend, brutal und kaltherzig. Hitler habe ihn als Vollstrecker seiner finstersten Pläne geschätzt, als einen „Mann mit eisernem Herzen", während andere ihn zwar gefürchtet, aber ihm dennoch devot und effizient gedient hätten. Der Verfasser verweist auch auf Einschätzungen, denen zufolge Heydrich freundlich, strebsam, kulturell interessiert gewesen sei, wozu das Bild des eiskalten, skrupellosen und grausamen Mörders in seltsamem Kontrast steht. Da liegt die Schlußfolgerung nahe, Heydrich sei eine zerrissene, in sich widersprüchliche Figur gewesen, ein Mann, der glänzend Geige spielte und als Sportfechter brillierte, aber auch Hunderttausende ohne Bedenken in den Tod schickte, eben ein böser, barbarischer Fanatiker.

Ob es jedoch ausreicht, mit dem „Gesicht des Bösen" zugleich über Wurzeln und Wesen des deutschen Faschismus aufklären zu wollen, bleibt dahingestellt. Ein biographisch angelegtes Psychogramm erhellt vieles, aber nicht alles. Hingegen ist der These, Heydrich sei kein „Zufallsnazi" (S. 62) gewesen, völlig zuzustimmen, obgleich der Verfasser sie lediglich mit dem Hinweis auf Gäste und Äußerlichkeiten der Hochzeitsfeier belegt.

Sorgfältig hat Dederichs den familiären Hintergrund recherchiert, ebenso das geistige Umfeld in Halle an der Saale, wo Heydrich am 7. März 1904 zur Welt kam und schon früh „ein Faible für das Soldatentum" (S. 33) entfalten

konnte. Über eine solche Feststellung geht er jedoch kaum hinaus, was nicht zuletzt dazu führt, daß der insgesamt material- und facettenreiche Band die Frage nach den Wurzeln der Heydrichschen Mordlust sowie die nach den Bedingungen, unter denen diese sich realisieren konnte, letztlich unbeantwortet läßt. Vielleicht beruht auch des Autors Vorwurf, die Stadt Halle hätte ihren „berüchtigtsten Sohn" völlig verdrängt, auf der Tatsache, daß zwar hin und wieder der gesellschaftliche Rahmen, in dem sich ein Mann wie Heydrich entwickeln und schließlich durchsetzen konnte, benannt, aber dennoch viel zu kurz, undifferenziert, stellenweise sogar recht einseitig behandelt wird. Wofür Novemberrevolution und die Räte von Arbeitern und Soldaten einstanden, verschwindet hinter dem Kürzel „linksradikal"; gelegentlich wird in solchen Zusammenhängen kommentarlos von Chaos, Plünderungen, Mordlust sowie von schwer bewaffneten Truppen geredet, die „Demonstrationen des bürgerlichen Lagers mit Verhaftungen und Terror" niederschlugen (S. 35 f.). Hinsichtlich des Scheiterns der Weimarer Demokratie gilt auch Dederichs lediglich das schlicht verwendete totalitarismustheoretische Schema vom linken und rechten Extremismus, das alle Fragen z. B. nach der Rolle anderer gesellschaftlicher Kräfte nicht berücksichtigt.

Manfred Weißbecker, Jena

WINTERHAGER, Friedrich: **Günther Gereke. Ein Minister im Spannungsfeld des Kalten Krieges. Biographischer Essay.** – Ludwigsfelde: Ludwigsfelder Verlagshaus 2002. 135 S.

Eine kleine Broschüre, die es in sich hat. Ein knapper Essay voll praller Geschichte. Ein wechselvolles Leben in den Spannungsfeldern der Politik, zwischen den Extremen des 20. Jahrhunderts, zwischen Ost und West und Ost. Dr. Günther Gereke (1893–1970) wechselte mehrmals die Seiten. Eine derartige Laufbahn hat kaum ein anderer deutscher Politiker aufzuweisen. Nicht die Darstellung in diesem Text, da gibt es mancherlei Schwächen, sondern die Fakten dieses Lebens sind aufregend und interessant:

1893 in Gruna, Kreis Delitzsch, als Sohn eines Gutsbesitzers geboren, machte Gereke 1912 in Berlin-Schöneberg sein Abitur, studierte danach Rechts- und Staatswissenschaften sowie Nationalökonomie in Berlin und München und meldete sich 1914 freiwillig bei den Torgauer Husaren. 1915, nach schwerer Verwundung, setzte er sein Studium in Halle und Würzburg fort, wo er 1916 zum Dr. jur. utr. und Dr. rer. pol. promoviert wurde. Nach Referendarstellen wurde er im Frühjahr 1919 mit 25 Jahren als Landrat in Torgau, auch mit den Stimmen der Linksparteien, gewählt. Damals erhielt er den Beinamen „Rechtsspartakist". Mitten in der Inflationszeit gründete er der Verband der preußischen Landgemeinden und wurde dessen Präsident. Als Vertreter des Landbundes gehörte er von 1924 bis 1928, der Landvolkpartei von 1930 bis 1932 dem Reichstag an. 1932 war er der Vorsitzende des Arbeitsausschusses der vereinigten Hindenburgausschüsse zu dessen Wiederwahl. In den Regierungen Schleicher und Hitler-Hugenberg bekleidete er das Amt eines Reichskommissars für Arbeitsbeschaffung. Später, in seinen Tischgesprächen, hat Hitler Gereke rückblickend als seinen „grimmigsten Feind" betrachtet. Im März 1933 wurde er festgenommen, wegen Untreue angeklagt und 1934 zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Nach der Haftentlassung bewirtschaftete er sein Landgut, war in der Pferdemusterung tätig und gehörte im Vorfeld des 20. Juli zum Kreis um Popitz und Goerdeler.

Nach der Befreiung wurde Gereke im Juli 1945 Präsidialdirektor für Inneres in der Provinz Sachsen und Gründungsmitglied der regionalen CDU in Halle. In der Bodenreform im Herbst 1945 verlor er seine Güter Pressel und Winkelmühle. Im Juli 1946 begab er sich in die britische Zone und wurde im November 1946 zum Innenminister des neugebildeten Landes Niedersachsen ernannt. Er war Geschäftsführer, später Landesvorsitzender des CDU-Landesverbandes Hannover und galt als protestantischer Gegenspieler Adenauers. In der zweiten niedersächsischen Regierung wurde er 1948 Minister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten und gehörte seit September 1949 dem Bundesrat der Bundesrepublik als Vorsitzender des Agrarausschusses an. Zugleich hatte er Kontakte zu einem von der DDR organisierten Gesamtdeutschen Arbeitskreis der Land- und Forstwirtschaft. Bei den Politikern von CDU und SPD galt er fortan als Abweichler, der sich mit Verrätern (Ulbricht und Dertinger) an einen Tisch setzt. Im Juni

1950 trat er als niedersächsischer Minister zurück und wurde aus der CDU ausgeschlossen. Seine neutralistische Position vertrat er auch im Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE), dem er 1950/51 angehörte, bzw. in der neu gegründeten Deutschen Sozialen Partei – Unabhängiger BHE, für die er 1951 in den Landtag einzog.

Nach einer Propaganda- und Spitzelkampagne gegen ihn wechselt Gereke im Juli 1952 in die DDR über. Dort war er als Präsident der Zentralstelle für Zucht und Leistungsprüfung der Galopp- und Traberpferde tätig, zeitweilig auch als Präsident des Internationalen Verbands für Pferdesport der sozialistischen Länder und bis 1966 als Bezirksvorsitzender der Nationalen Front im Bezirk Frankfurt. Erst 1969 trat er in den Ruhestand und verstarb 1970. – Bei all seinen Politik- wie Ortswechseln hat er an zwei Hauptzielen immer festgehalten: der Einheit Deutschlands und der sozialen Gerechtigkeit.

Gerd Dietrich, Berlin

Der Fall Otto Gross. Eine Pressekampagne deutscher Intellektueller im Winter 1913/14. Hrsg. von Christina Jung und Thomas Anz. – Marburg an der Lahn: Verlag LiteraturWissenschaft.de 2002. 169 S.

Der „Fall Otto Gross" war 1913/1914 eine exemplarische „cause célèbre". Für die Generation des Expressionismus manifestierten sich hier der Vater-Sohn-Konflikt und die Auseinandersetzung der Avantgarde mit den Kräften des Wilhelminismus. Die durch die Verhaftung von Otto Gross in Berlin ausgelöste Pressekampagne im Winter 1913/14 ist jetzt aus literaturwissenschaftlicher Sicht von Christina Jung (Hamburg) und Thomas Anz (Marburg) dokumentiert und kommentiert worden.

Hans Gross, der Grazer Strafrechtsprofessor und Kriminalist, initiierte die Verhaftung seines Sohnes, des Psychoanalytikers Dr. med. Otto Groß, in Berlin, seine Ausweisung aus Preußen und die Unterbringung in der privaten österreichischen Irrenanstalt Tulln und erreichte seine Entmündigung. Christina Jung hat in ihrer bereits auf dem zweiten internationalen Otto-Gross-Kongreß in Zürich vorgestellten Untersuchung die Strategien der Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch Presseveröffentlichungen in überzeugender Weise aufgezeigt. Franz Pfemfert, Franz Jung und Simon Guttmann gelang es, zahlreiche Mitstreiter zu gewinnen, unter anderen Ludwig Rubiner, Blaise Cendrars, Guillaume Apollinaire, Erich Mühsam, Arnold Zweig, Else Lasker-Schüler und Maximilian Harden. Der instruktive Sammelband enthält zwei frühe, wegweisende Arbeiten von Thomas Anz, Stellungnahmen von Hans und Otto Gross in „eigener Sache", die zeitgenössischen Pressereaktionen sowie drei Publikationen von Otto Gross selbst als Teile der Kampagne. Die Publikation demonstriert, wie vorsichtig historische und literaturwissenschaftliche Forschung mit sogenannten Ego-Dokumenten, Presseveröffentlichungen und inszenierten Autobiographien umzugehen hat. Würdigt man sie im Lichte der umfänglichen Prozeßdokumente, so erhalten sie darüber hinaus noch einen zusätzlichen relativierenden Stellenwert.

Der Kulturrevolutionär und ehemalige Freud-Schüler Otto Gross, in der Bohème Münchens und Berlins der Vorkriegszeit eine freilich schon damals umstrittene charismatische Kultfigur, taucht verschlüsselt und unverschlüsselt in zahlreichen Romanen und Novellen der Zeit auf. Seine Theorie von der psychoanalytisch fundierten Revolutionierung des Individuums als Vorstufe zu einer gesellschaftlichen Revolution blieb nicht ohne Einfluß auf zahlreiche Werke von Autoren und Künstlern des Expressionismuns und Dadaismus. Otto Gross, als Vorläufer von Wilhelm Reich in den siebziger Jahren wiederentdeckt, ist in bedeutenden Darstellungen von Martin Green, Nicolaus Sombart und Emanuel Hurwitz biographisch gewürdigt worden.

Christina Jung und Thomas Anz haben einen wichtigen Beitrag für die literaturhistorische Aufarbeitung des Falles Otto Gross geleistet, der die Gemüter der Zeitgenossen heftig bewegte – bis hin zum Heidelberger Kreis um Marianne und Max Weber, die, mit Frieda Gross befreundet, sich für sie und zugleich für Otto Gross in der Familientragödie und in den prozessualen Konflikten engagierten.[1] Gottfried Heuer hat die Dokumentation durch Archivalien aus dem Archiv des österreichischen Innenministeriums ergänzt. In dem Bericht der Wiener Polizeidirektion an das Ministerium figuriert Otto Gross als Anarchist. Die dort zusammengetragenen „Erkenntnisse",

die auch der jahrelangen Überwachung der anarchistischen Bewegung in Berlin, München und der Schweiz entstammten, und die öffentliche Resonanz des Falles boten allerdings zu keiner weiteren amtlichen Verfügung irgendwelchen Anlaß und wurden ad acta gelegt. Danach schlug die Stunde der jahrelangen zivilgerichtlichen Auseinandersetzungen, die sich, weit über den Tod von Hans Gross hinaus Ende 1915, bis ins Jahr 1918 hinzogen.

1 *Vgl. dazu Albrecht Götz von Olenhusen, Die Sorge des Hausvaters. Die Prozesse von Hans Gross gegen Otto und Frieda Groß, in: 2. Internationaler Otto-Gross-Kongress Burghölzli, Zürich 2000. Hrsg. von Gottfried Heuer, Marburg 2002, S. 183–206.*

Albrecht Götz von Olenhusen, Freiburg i. Br.

Le Milieu Intellectuel Catholique en Allemagne, sa Presse et ses Réseaux (1871–1963). Das katholische Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1871 bis 1963). Hrsg. von Michel GRUNEWALD und Uwe PUSCHNER in Zusammenarbeit mit Hans Manfred BOCK (= Convergences, Bd. 40). – Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Oxford und Wien: Verlag Peter Lang 2006. 558 S.

Nach den beiden Bänden zum linken und zum konservativen Intellektuellenmilieu von 2002 und 2003[1] nun ein dritter Band zum katholischen Intellektuellenmilieu, der einen Ein- und Überblick über den deutschen Katholizismus und die Bandbreite seiner Publikationsorgane liefert. Folgende Aspekte stehen im Mittelpunkt der Untersuchungen: die Entwicklung einer katholischen Identität, der dem deutschen Katholizismus eigene Pluralismus, die Funktionsweise katholischer Netzwerke sowie die Bedeutung einzelner Persönlichkeiten. Der Sammelband faßt die Ergebnisse einer internationalen Tagung zusammen, die vom 1. bis 3. Dezember 2004 an der Universität Paul Verlaine in Metz stattfand.

Wie in den beiden ersten Bänden geben die Begriffe „sozialmoralisches Milieu" und „politische Teilkulturen" den theoretisch-methodischen Rahmen der Untersuchungen ab. Sie erlauben zunächst die Beschreibung der Makrostrukturen. Auf die Mikrostrukturen werden dann die Konzepte der historisch-soziologischen Intellektuellenforschung angewandt, mit denen intellektuelle Gruppenbildungen und Binnenstrukturen dargestellt werden können. Einführend schreiben Michel Grunewald über Zeitschriften und katholische Netzwerke und Wilfried Loth über katholische Milieus und katholische Subgesellschaft in Deutschland. Der Band enthält zwanzig Beiträge, die in drei Epochenkapitel aufgeteilt sind.

Das Kapitel über das Kaiserreich enthält Beiträge zur öffentlichen Repräsentanz des katholischen Milieus (Jürgen Michael Schulz), zu Zeitschriften katholischer Studentenverbindungen (Rüdiger vom Bruch), zu den „Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland" (Hans-Christoph Kraus), zu den Zeitschriften „Der Katholik" (Philippe Alexandre), „Odin" (Uwe Puschner), „Das heilige Feuer" (Gregor Hufenreuter) und „Hochland" (Gilbert Merlio). Im Teil zur Zwischenkriegszeit geht es um Georg Schreiber als Kulturpolitiker und Wissenschaftsorganisator (Rudolf Morsey), um den katholischen Aufbruch und die „Stimmen der Zeit" (Joachim Schmiedl), „Die Katholische Friedenswarte" und den „Friedenskämpfer" (Marie-Emmanuelle Reytier), die Zeitschrift „Die Schildgenossen" (Katja Marmetschke), um katholische Intellektuelle im „Neuen Ufer", der Kulturbeilage der „Germania" (François Beilecke), um den „Abendland"-Kreis und Hermann Platz (Hans Manfred Bock), um Max Buchner und die „Gelben Hefte" zwischen Demokratie und Diktatur (Jens Flemming), um die „Schönere Zukunft", die führende österreichische Wochenschrift (Anita Ziegerhofer-Prettenthaler), um die Zeitschrift „Der Christliche Ständestaat" und Antithesen zum Nationalsozialismus (Elke Seefried) sowie um das deutsch-katholische Milieu im polnischen Oberschlesien (Alexandra Gerstner). Das Kapitel zur Nachkriegszeit und frühen Bundesrepublik enthält Beiträge über die christlichen Sozialisten: „Die Frankfurter Hefte" (Michel Grunewald), über „Neudeutschland" und katholische Elitenbildung wie kommunikative Netzwerke (Klaus Große Kracht) und über die „Werkhefte katholischer Laien" zwischen Jugendbewegung, Gesellschaftskritik und Pazifismus (Friedhelm Boll).

Im Ganzen wie im Detail entwerfen die Beiträger ein aufschlußreiches und vielfältiges Bild des intellektuellen katholischen Milieus in

Deutschland, das mehr als andere gesellschaftliche Gruppen von den politischen, gesellschaftlichen und sozialen Veränderungen und Prozessen betroffen war, die Deutschland zwischen 1870 und 1960 erlebte.

1 *Siehe meine Rezension, in: IWK, Jg. 40 (2004), H. 3.*

Gerd Dietrich, Berlin

Auf dem Weg zu einer sozialistischen Erziehung. Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte der sozialdemokratischen „Kinderfreunde" in der Weimarer Republik. Eine Festschrift für Heinrich Eppe. Hrsg. von Roland GRÖSCHEL. – Essen: Klartext Verlag 2006. 358 S.

Obwohl die sozialdemokratischen „Kinderfreunde" und insbesondere ihre „Kinderrepubliken" und „Rote-Falken"-Gruppen mit ihren Vorstellungen von demokratischer Kindermit- und Selbstverwaltung sicher zu den bekannteren linkspädagogischen Experimenten der Weimarer Republik zählen, haben sie in der historischen wie auch in der erziehungswissenschaftlichen Forschung nicht eben viel Aufmerksamkeit erhalten. Abgesehen von einigen wenigen Arbeiten blieb das Erbe der Kinderfreunde wie auch das Schaffen und Wirken ihres (Mit-)Begründers Kurt Löwenstein in der DDR-Forschung stets im Schatten der kommunistischen Kinder- und Jugendorganisationen. Auch in der BRD haben die Forschungsanstrengungen selbst in den für die Aufarbeitung der historischen Traditionen der Arbeiterbewegung vergleichsweise günstigen 1960er und 1970er Jahren kaum zu einer umfassenderen systematischen Auseinandersetzung mit den zentralen Themen, Ereignissen und Zusammenhängen der Kinderfreunde geführt. Umso erfreulicher ist also das Vorhaben von Roland Gröschel diese Lücke mit dem Band „Auf dem Weg zu einer sozialistischen Erziehung" zumindest teilweise zu schließen. Die im Auftrag des nordrhein-westfälischen Landesverbands der „SJD – Die Falken" herausgegebene Festschrift für den ehemaligen Leiter des Archivs der Arbeiterjugendbewegung in Oer-Erkenschwick, Heinrich Eppe, versammelt zwanzig Beiträge von insgesamt zwölf Autoren und Autorinnen, wobei Herausgeber Gröschel mit fünf Beiträgen gleich mehrfach vertreten ist. Bei den meisten Artikeln handelt es sich um Beiträge, die bereits in den 1990er Jahren verfaßt, aber nicht publiziert wurden und die weitgehend unbearbeitet übernommen wurden – was allerdings, um dies gleich vorwegzunehmen, dem Ertrag des Buchs keinen Abbruch tut.

Wenn auch die Herausgabe des Bandes vor dem Hintergrund des dürftigen Forschungsstandes allein aus dokumentarischen Zwekken zu rechtfertigen wäre, geht doch die Zielsetzung über eine nostalgische Rekonstruktion der Vergangenheit hinaus. Vielmehr geht Roland Gröschel zu Recht davon aus, daß die im Kontext von Reformpädagogik und Arbeiterbewegung in der frühen Weimarer Republik entstandenen erzieherischen Konzeptionen und Praxen auch nach mehr als acht Jahrzehnten keineswegs obsolet geworden sind, sondern auch heute noch eine gewisse Aktualität aufweisen. Wie könnte man angesichts der mehr als prekären Lebenslagen von Heranwachsenden und dem allenthalben das Wort geredeten „Lob der Disziplin" auch ernsthaft bezweifeln, daß die von den Kinderfreuden formulierten „Ansprüche an eine Erziehung zur Entwicklung demokratischer Kompetenzen, an die Förderung kindgemäßer Mit- und Selbstverwaltung und der Partizipation von Kindern im gesellschaftlichen Raum" (S. 45) auch von der heutigen (Sozial-)Pädagogik noch keineswegs eingelöst sind.

Eingerahmt von Beiträgen, die sich mit der Rezeption der Kinderfreunde vor und nach 1945 sowie der Vorgeschichte der Gründung der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde beschäftigen, konzentriert sich der Band im wesentlichen auf zwei Aspekte: Ein erster Block widmet sich pädagogischen Vorstellungen und Konzeptionen der Kinderfreunde und vor allem den von Kurt Löwenstein entwickelten Grundprinzipien. Neben zwei bislang unveröffentlichten Texten von Löwenstein – „Gedanken zur Sozialistischen Erziehung" (1919/20) –, in denen er sich kämpferisch gegen den Religionsunterricht ausspricht und für eine Pädagogik plädiert, die „den Schaffensprozeß des Sozialismus vorbereitet" (S. 95), beleuchtet Andreas Paetz Leben und Werk des seit Frühjahr 1924 bis zum Verbot durch die Nazis an der Spitze der Kinderfreunde tätigen Pädagogen und (Bildungs-)Politikers. Im Zentrum des dritten Beitrags steht die „Selbstverwaltung" als zentrales Konzept der

Kinderfreundepädagogik. Dabei geht es dem Autor, Bodo Brücher, nicht nur um die historische Aufarbeitung, sondern auch um die erziehungswissenschaftliche Reflexion des Prinzips „Selbstverwaltung", durch das einerseits die politisch noch zu erkämpfenden gesellschaftlichen Verhältnisse antizipiert werden sollten und andererseits die Inbegriffe sozialistischen Denkens in der konkreten pädagogischen Praxis rational und emotional unmittelbar erfahren werden sollten.

Im Hauptteil des Bandes beleuchten eine Reihe von Regional- und Lokalstudien die unterschiedlichen Entstehungskontexte, Ansätze und Organisationsformen der frühen Kinderfreunde-Initiativen in Berlin, Potsdam und Nowawes, Essen, Braunschweig, Leipzig, Dresden sowie Nürnberg und München. Deutlich wird dabei vor allem, daß die Einheitlichkeit, die die Rede von den Kinderfreunden, den Kinderrepubliken usw. suggeriert, angesichts der inhaltlich-pädagogischen, organisatorischen und personellen Heterogenität der ersten Gruppengründungen in die Irre führt. So bestanden etwa im Vorfeld der Anfang 1922 erfolgten Gründung der Berliner Vereinigung proletarischer Kinderfreunde zwei proletarische Erziehungsinitiativen in der Reichshauptstadt, die erst nach und nach zu einer festeren Struktur zusammengeführt werden konnten. Daß daraus eine regionale Keimzelle der deutschen Kinderfreunde-Bewegung entstehen sollte, war allerdings zunächst keineswegs absehbar, denn anfangs attestierte Kurt Löwenstein als Vertreter des Charlottenburger Vereins Kinderfreund dem (vermeintlich) konkurrierenden Arbeiter-Elternbund trotz dessen durchaus ambitionierten pädagogischen Engagements ebenso gehässig wie falsch ins Stammbuch, daß die Genossen sich dort mit „viel Dilettantismus um das sozialistische Erziehungsproblem quälten" (S. 154). Auch die im Herbst 1923 nach längerem Vorlauf vollzogene Konstitution der Reicharbeitsgemeinschaft für Kinderfreunde als unselbstständige Parteiorganisation faßte zwar die bestehenden lokalen Gruppierungen formal unter einem gemeinsamen institutionellen Dach zusammen, führte aber nicht zu einer vollständigen inhaltlichen Angleichung der pädagogischen Basisinitiativen. Das Bindeglied der im Detail durchaus differenten Konzepte bestand in einem gemeinsamen politisch-pädagogischen Profil, das erklärtermaßen über bloße Kinderwohlfahrt und -betreuung hinausgehen wollte und dessen Bezugspunkt – trotz der dezidierten Ablehnung jeder parteipolitischen Indoktrination der Kinder – in einer lebendigen sozialistischen Erziehung der Heranwachsenden bestand.

Allerdings: So detailliert und facettenreich die Fallstudien die organisatorischen Entwicklungsetappen beim Aufbau der sozialdemokratischen Kindergruppen nachzeichnen, so blaß bleiben die konkreten Erziehungspraxen vor Ort. Abgesehen von einem lesenwerten Beitrag von Christoph Spehr, der sich kritisch mit den pädagogisch-politischen Konzeptionen der Münchener und Nürnberger Kinderfreunde auseinandersetzt, erfährt man vergleichsweise wenig über die (geplante) Umsetzung der Zielsetzungen in den praktischen erzieherischen Aktivitäten. Über welche pädagogisch-kulturellen Arrangements sollte das „Erziehungsziel Sozialismus" realisiert werden und wie veränderten sich diese Praxen im Lauf der Zeit? Welche inhaltlichen Auswirkungen hatte etwa die rasche Expansion von relativ kleinen, zum Teil recht elitär geprägten lokalen Gruppen hin zu einer reichsweit aktiven Massenorganisation mit mehr als 200 000 Mitgliedern? Auch die Frage nach der „Erziehung der Erzieher", dem Rückgrat der Kinderfreunde-Bewegung wird unter der Oberfläche programmatischer Äußerungen kaum thematisiert. Insbesondere aber die Perspektive derer, die erzogen werden sollten, spielt praktisch keine Rolle, obwohl das Empfinden und Erleben der Heranwachsenden bei der historischen Rekonstruktion einer Organisation, die sich die Bedürfnisse von Kindern als oberste Leitvokabel auf die Fahne geschrieben hat, durchaus auch hätte stärker im Mittelpunkt stehen dürfen. So zeichnen die Beiträge des Bandes unter dem Strich eine allzu gradlinige pädagogische Erfolgsgeschichte, in der die Frage nach Wirkung, Reichweite und Folgen, aber auch die kritische Auseinandersetzungen mit Rückschlägen, selbstproduzierten Widersprüchen und Ambivalenzen der Erziehungspraktiken letztlich keinen Niederschlag finden.

Sven Steinacker, Solingen

Die Grenzgänger und Frank Baier: **1920. Lieder der Märzrevolution.** – Bremen: Müller-Lüdenscheid Verlag 2005. 1 CD-ROM, Booklet 68 S.

Das Bremer Folktrio „Die Grenzgänger" hat in Zusammenarbeit mit dem Duisburger Liedermacher Frank Baier, der bereits in der Vergangenheit wiederholt historisches Liedgut der Arbeiterbewegung neu vertont hat, auf ihrem vielbeachteten und mit dem Preis der deutschen Schallplattenkritik ausgezeichneten Konzeptalbum „1920. Lieder der Märzrevolution" die Niederschlagung des Kapp-Putsches als Aufhänger gewählt. Sie greifen im Zuge dessen größtenteils auf historische Texte jener Zeit zurück – u. a. Erich Mühsams „Soldatenlied" (1916), Oskar Kanehls „Völker hört die Zentrale" (1924), Anna Gmeyners „Lied der Bergarbeiter" (1926), Victor Kalinowskis „14 % Dividende" (1930), die sie musikalisch sehr behutsam in der Tradition des Arbeiterfolks und der Liedermacherbewegung vertonen. Einen weiteren Bezug zu den euphorisch zur „Märzrevolution" stilisierten Ereignissen stellen sie über den Rückgriff auf Lieder aus dem Theaterstück „Märzstürme. Der Volksaufstand im Ruhrrevier", das ursprünglich vom „Hoffmann Comic Teater" [sic!], einem Vorläuferprojekt der Agitpropband „Ton Steine Scherben" konzipiert wurde, sowie einer Radiocollage aus O-Tönen der Ausrufung der Republik 1918 durch Philipp Scheidemann und zeitgenössischen Spottgedichten auf den Abgang des deutschen Kaisers her. Weiterhin kommt der Zeitzeuge Johannes Leschinsky, ein ehemaliger Bergmann und Arbeiterdichter, zu Wort, um über seine eigene Erlebnisse bezüglich des Vorgehens der Putschisten zu sprechen. Neben der historisierenden Wiedergabe versuchen „Die Grenzgänger" und Frank Baier einen aktuellen Bezug jener Erfahrungen auf die heutige Zeit herzustellen, der sich sowohl in dem aus den siebziger Jahren stammenden Folksong „Frühling im Revier" und in dem zusammen mit der Hip-Hop-Band SOG – „Sons of Gastarbeita" – eingespielten „März-Rap 1920" findet. Dieser Versuch ist im Gegensatz zu den musikalischen Umsetzungen der Arbeiterlieder leider mißlungen, was dem Gesamteindruck des Albums allerdings keinen wesentlichen Abbruch tut.

In einem mit 68 Seiten sehr umfangreichen Booklet liefern bereits publizierte Beiträge des vor ein paar Jahren verstorbenen Historikers Erhard Lucas Hintergrundinformationen über den Verlauf und die Niederschlagung des Kapp-Putsches. Neue Ergebnisse oder Sichtweisen über die Ereignisse bieten sie dabei nicht, ebensowenig wie sie verschollenes Liedgut zutage fördern. Die vertonten Texte lagen alle bereits publiziert vor. Die Grenzgänger und Frank Baier haben aber eine solide, an ein breites Publikum gerichtete Dokumentation der Ereignisse im März 1920, die sowohl musikalisch als auch von der Auswahl der Lieder und Informationen qualitativ überzeugend ist, produziert.

Maurice Schuhmann, Berlin

Kersten, Oliver: **Die Naturfreundebewegung in der Region Berlin-Brandenburg 1908–1989/90. Kontinuitäten und Brüche.** – Berlin: Naturfreunde-Verlag Freizeit und Wandern 2007. XIII, 399 S.

Oliver Kerstens Dissertation führt seine über ein Jahrzehnt hinweg veröffentlichten Forschungen zu den Naturfreunden in Berlin und Brandenburg mit anderen Arbeiten aus dem Umfeld dieses größten verbliebenen Verbands der Arbeiterkultur- und -freizeitbewegung zusammen. Die Arbeit bietet einen Überblick zum Stand der Forschung und modifiziert eine Reihe bisheriger Kenntnisse. Als Verwalter des Archivs der Berliner Naturfreunde und als Mitglied, später Leiter der Historischen Kommission der Naturfreunde in Berlin und Brandenburg hatte der Verfasser nicht nur Zugriff auf umfassendes Material aus öffentlichen und verbandsinternen Archiven, sondern auch auf Zeitzeugen und informelle Quellen. Besonders zu begrüßen ist, daß trotz einer Fokussierung auf die politisch-historische Komponente der für den Großteil der Verbandsmitglieder wichtigere Alltag im Vereinsleben – vom Bau der Naturfreundehäuser über die Jugendarbeit bis hin zur (in eigenen Unterkapiteln abgehandelten) Naturschutzidee – Berücksichtigung findet. Es gelingt Kersten, gleichzeitig eine historische Gesamtdarstellung zu liefern und die einzelnen Teile – im Sinne eines Handbuchs – selbständig lesbar zu belassen. Um die Zahl der ohnehin nicht seltenen Querverweise gering zu halten, führt dies zur einen oder anderen, teils

wörtlichen Wiederholung in den unterschiedlichen Kapiteln, doch ermöglicht gerade dies die eigenständige Verwendung der Abschnitte des Buchs.[1] Zusammenfassungen am Ende der Kapitel und am Schluß ermöglichen auch dem kursorischen Leser einen Ein- und Überblick.

Als Längsschnittstudie zeichnet die Arbeit weitgehend linear die regionale Entwicklung der Naturfreunde in Berlin und Brandenburg nach, wobei der Name sich zwar von dem ursprünglich aus Wien stammenden Verein ableitet, sich vor Ort bis 1933 über weite Strecken jedoch auf zwei parallel existierende Verbände bezieht, den sozialdemokratisch geprägten, „wientreuen" „Touristenverein Die Naturfreunde" (TVDN) und den politisierteren, später kommunistisch orientierten Arbeiterwanderbund „Naturfreunde" (AWB). Schlüssig belegt Kersten seine These, „dass der Gau [des TVDN] seinen eigentlichen Höhepunkt nach dem Ende der vereinsinternen politischen Konflikte nach 1925/26 erreichte, während die eigentliche Blütezeit des AWB eindeutig im Wilhelminischen Kaiserreich und in der Weimarer Republik bis zum Jahre 1922/23 lag, bis dann der kontinuierliche Niedergang des AWB eintrat" (S. 7). Aus Abspaltungen und Ausschlüssen gingen weitere, in der Regel kurzlebige Vereinigungen hervor; eine Ausnahme ist der ebenfalls von KPD-Positionen beeinflußte Turnverein (TV) „Fichte", der sich 1922 in Turn- und Sportverein (TuS) „Fichte" umbenannte und ab 1927 – bis zur erzwungenen Auflösung – Arbeitersportverein (ASV) „Fichte" hieß. Die Arbeit verdeutlicht so am Beispiel der Naturfreunde die an Selbstentmachtung grenzenden Fraktionierungen innerhalb der Arbeiterbewegung, die in der untersuchten Region besonders im Naturfreunde-Kontext ganz eigentümliche Entwicklungslinien zeitigten.

Die beiden Eingangskapitel skizzieren einen theoretischen und begrifflichen Rahmen und die allgemeinen Entstehungsbedingungen der Naturfreunde. Kersten schließt sich Franz Walters These an, daß für die Zeit vor 1933 trotz aller Unterschiede in der Arbeiterkulturbewegung zumindest tendenziell von einem zusammenhängenden Milieu gesprochen werden kann. Konkretisiert wird dies im dritten Kapitel, da es schon seit 1909 trotz der Zweigleisigkeit von TVDN und AWB ständig zu Überschneidungen sowohl personeller wie vereinspraktischer Art kam. Im Kaiserreich ging dabei die Spaltung in politische Lager bei den Naturfreunden der der Parteien voraus. Im vierten Kapitel beschreibt Kersten eine ähnliche Fluktuation von Führungspersonal und Mitgliedern, nunmehr trotz teils in sich widersprüchlicher Versuche der Arbeiterparteien, die Naturfreunde-Verbände in ihren politischen Ausrichtungen zu beeinflussen. Selbst der Ausschluß des „kommunistischen" Gaus Berlin-Brandenburg durch die Reichsleitung des TVDN und die Einsetzung einer parteipolitisch nicht gebundenen (gemeint war: sozialdemokratischen) Gauleitung konnte nicht unterbinden, daß die praktische Zusammenarbeit weiterging.

Schon vom Seitenumfang her liegt der Schwerpunkt von Kerstens Studie auf den Entwicklungen in Kaiserreich und Weimarer Republik. Neue Fragestellungen eröffnet das fünfte Kapitel mit der exemplarischen Diskussion (vergeblicher) Versuche von Naturfreunde-Verbänden, nach 1933 teils durch Anpassung, teils durch das Schaffen von Nischen im nationalsozialistischen Alltag zu überleben. Forschungsgeschichtlich ebenso bedeutsam ist die systematische Auswertung des Widerstands von Naturfreunden nach dem Verbot; dabei betont Kersten, daß Naturfreunde im Widerstand in aller Regel auch Parteien und anderen Milieuorganisationen angehörten, so daß zwar von einem eigenständigen Widerstandsnetz nicht gesprochen werden kann, aber gerade Erfahrungen mit Wandern und Bergsteigen sowie das Naturfreundehäuser-Netzwerk wesentlichen Anteil an Widerstandsaktionen hatten. Im Anhang (8.2) finden sich auf mehr als vierzig Seiten Biographien von Widerständlern im Umfeld des Verbands, wobei offenkundig kommunistische Sympathisanten den Großteil der aktiven Oppositionellen ausmachten. Obwohl Kersten erst für wenige Fälle diesbezügliche Belege gefunden hat, diskutiert er auch die selten aufgeworfene Frage nach der Rolle jüdischer Mitglieder bei den Naturfreunden.

Verglichen mit Westdeutschland verlief die Wiedergründung der Naturfreunde in Berlin angesichts bürokratischer und politischer Hemmnisse sehr schleppend – sie gelang auf interzonaler Ebene erst 1949 und nur im Westen. In der SBZ/DDR wurde die alte Arbeiterkulturbewegung dagegen vollständig in neu geschaffene Verbände eingegliedert – Kulturbund, Touristik-Abteilungen von Sportverbänden usw. Kersten zeichnet dies nach und macht so auch die Analysen von ostdeutschen Naturfreundehistorikern

breiter zugänglich, wie versucht wurde, die alten Traditionen in der DDR überleben zu lassen. Sehr allgemein dagegen fällt der Abschnitt für die immerhin vierzig Jahre praktischer Verbandsarbeit in Westberlin seit 1949 aus. Angesichts der vorher dargestellten komplexen innerverbandlichen Konflikte wäre eine umfassendere Diskussion des Westberliner Landesverbands im Kalten Krieg wünschenswert. Interessant wäre auch eine Weiterführung der Beobachtungen zu Kontakten zwischen Berliner und Brandenburger Naturfreunden bereits vor der „Wende" und zu den konkreten Umständen, unter denen sich die heutige Kooperation beider Verbandsteile seit 1989 herausgebildet hat.

Trotz des Fokus auf die politischen Komponenten der Naturfreunde-Tätigkeit entwirft Kerstens ein eingängiges, wohldokumentiertes und durch Bildtafeln ergänztes, für die Zeit bis 1933 abgerundetes Bild des Verbands und seiner Fraktionierungen. In Hinblick auf die Nachkriegszeit stellt er Fragen, die auch für das heutige Selbstverständnis der Naturfreunde von Bedeutung sind. Die Arbeit ist gut zu lesen – wobei auffällt, daß das Vorwort von Siegfried Heimann in neuer, der Haupttext in alter Rechtschreibung erscheint. An einigen wenigen Stellen gibt es drucktechnische oder stilistische Einschränkungen, die aber den Lesefluß nur wenig stören und die bei einer Neuauflage leicht vermieden werden können.[2]

Kerstens Arbeit schließt partiell eine Lücke in der neueren historischen Forschung zur Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung. Zwar diskutieren aktuelle Monographien am Beispiel der Naturfreunde generelle Fragen zur Verfaßtheit der Linken – z. B. ihr Verhältnis zum Sport oder ihr Naturverständnis.[3] Doch mehr noch als andere Organisationen dieses „Milieus" ist die deutsche Naturfreundebewegung seit langem in ihrem politischen Selbstverständnis, der konkreten Verbandstätigkeit und der Einbindung in regionale gesellschaftliche Verhältnisse ausgeprägt dezentral organisiert. Diese Differenziertheit spiegelt sich darin, daß die übergroße Zahl an Veröffentlichungen mit spezifischem geographischem Bezug sich weit verstreut in Jubiläumsschriften, oft kleineren Zeitschriften und Sammelbänden mit geringer Auflage finden. Ausgehend von seinen vorherigen Publikationen, faßt Kersten detailliert und kompetent die historisch hochkomplizierte Situation selbst in kleinen Organisationsteilen wie Berlin und Brandenburg zusammen. Es wäre zu wünschen, daß er damit ein Beispiel setzt für die umfassendere Darstellung und Erforschung der spezifischen Entwicklungslinien auch in anderen Regionen.

1 *Besonders deutlich wird dies in den Anmerkungen zum biografischen Anhang (S. 321–331), wo nicht nur Quellen, sondern auch Textfußnoten, z. B. 1, 28 und 35 sowie 86 und 94, identisch oder teilidentisch sind.*

2 *So z. B. ein Auslassen von Schlußzeichen nach in Anführungszeichen gesetzten Vereinsnamen (S. XI, 150 f. [Anm. 8], 258), ungewöhnliche Mehrzahlbildung (S. 176, Anm. 315 und 316: „T.V. er" für die Mitglieder des TV „Fichte"), vereinzelt komplizierten Satzbau (so S. 67) oder nicht nötige Wiederholungen (so S. 147); zu korrigieren wären Stellen wie die Benennung der Naturfreunde-Ortsgruppe „Steyr" als „Steyer" (S. 25) oder das Weglassen eines Buchstabens im Vorwort („durch akribische Bezug", S. V); unscharf ist die Heraushebung des Hamburger Naturfreundehauses in Maschen als „das erste in Deutschland geschaffene", da die Münchner Ortsgruppe 1910 auf der Musauer Alm, allerdings in Tirol, schon vorher ein eigenes Haus eröffnet hatte (S. 107).*

3 *Zum Sport vgl. z. B. Rainer Amstädter, Der Alpinismus. Kultur – Organisation – Politik, Wien 1996; Dagmar Günther, Wandern und Sozialismus. Zur Geschichte des Touristenvereins „Die Naturfreunde" im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Hamburg 2003; zum Naturverständnis vgl. Hans-Christian Brinkschmidt, Das Naturverständnis der Arbeiterbewegung am Beispiel der Naturfreundebewegung, Diss., Frankfurt a. M. 1998; Günther Sandner, Die Natur und ihr Gegenteil. Politische Diskurse der sozialdemokratischen Kulturbewegung bis 1933/34, Frankfurt a. M. u. a. 1999.*

Klaus-Dieter Groß, Regensburg

Ulrich, Axel: **Politischer Widerstand gegen das „Dritte Reich" im Rhein-Main-Gebiet.** – Wiesbaden: Thrun-Verlag 2005. 352 S.

Wie es im Titel anklingt, betrachtet Axel Ulrich den deutschen Widerstand von 1933 bis 1945 als Politikum. Er sei eine Einheit gewesen aus der

Ablehnung des NS-Regimes in Wort und Tat, vor allem in konspirativen Gruppierungen und Organisationen, um es zu beseitigen und ein nichtfaschistisches System zu erlangen. Diese Meinung begründet er einleitend und die Problematik ausschreitend: Widersetzlichkeit aus den beiden großen Glaubensgemeinschaften sei überwiegend mit kirchlichen Belangen und Glaubensverteidigung motiviert gewesen, die von Jugendbünden meist zu deren Fortführung. Der politische Widerstand habe sich prozeßhaft entwickelt, sei von vielen fortgeführt oder – meist bei bürgerlichen Kräften – erst spät begonnen, bei anderen schon nach der ersten Terrorwelle eingestellt worden. Doch könnten Resignation oder auch Aussagen unter Folter bisherige Widerstandsleistungen nicht verdrängen und seien zu würdigen. Zu bedenken sei, daß die Aktiven unter bisher nicht gekannten Bedingungen agieren mußten und die Vorbereitungen zur Konspiration vielfach nicht ausreichten, sondern den neuen Erfahrungen angepaßt werden mußten. Die Notwendigkeit, sich gegen die Nazis zu verbünden, scheiterte aus Sicht des Autors an unterschiedlichen programmatischen Vorstellungen, vor allem jedoch an Rechthaberei und Dominanzstreben.

Eingebettet in den nationalen Rahmen und mit weiteren theoretischen Überlegungen schildert Ulrich – seine Einzelstudien nutzend – den Widerstand aus Parteien, deren Nebenorganisationen und Gewerkschaften. Dabei wird – obwohl manchmal recht abstrakt – deutlich, daß wie anderswo die sozialdemokratischen Kräfte bald nach 1933 nachließen und die der Kommunisten – 80 Prozent der Widerstandshandlungen seien von ihnen ausgegangen – immer wieder erstarkten. Später gehörten Sozialdemokraten und Gewerkschafter zu Netzwerken, die Wilhelm Leuschner als Untergrund jener Konspiration initiierte, die zum 20. Juli 1944 führte. Gleichfalls zählten – ebenso mit vielen Namen und Details dargelegt – bürgerliche Freundes- und Diskussionskreise sowie Helfer von Verfolgten zu jenen, die bald nach einem gelungenen Sturz des NS-Regimes hervorgetreten wären. Dies zeigte sich schon im März 1945, als US-Truppen in die Rhein-Main-Region vordrangen, beim Verhindern letzter Zerstörungen und bei Bemühungen, die Not zu mindern.

Ulrich konstatiert, daß die bisherigen unterschiedlichen Zukunftsvorstellungen nach Beseitigung der brauen Diktatur und beim Neubeginn zunächst zurücktraten. Bei allen Widerstandskräften sieht er Einigkeit zum politischen Neuansatz, ungeachtet aller Verschiedenheit von Widerstandsintensität und Wollen gemeinsame Wurzeln eines demokratischen Konsensus. Ärgerlich: Ein Namensregister fehlt.

Klaus Drobisch, Berlin

MÜHLBERGER, Detlef: **Hitler's Voice. The Völkischer Beobachter, 1920–1933. 2 vols. Vol. 1: Organisation and Development of the Nazi Party. Vol. 2: Nazi Ideology and Propaganda.** – Oxford, Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York und Wien: Verlag Peter Lang 2004. Vol. 1: 685 S. Vol. 2: 398 S.

Die 1183 Seiten umfassende Dokumentation spiegelt mehr als nur den außerordentlich großen Fleiß des an der Oxford Brooks University lehrenden Verfassers wider, sie kann der notwendigen weiteren Beschäftigung mit nationalsozialistischer Organisation, Politik, Ideologie und Propaganda als nützliche Grundlage dienen. Mit Recht meint Mühlberger, es sei überraschend, daß bislang die wichtigste nationalsozialistische Zeitung kaum einer detaillierten Analyse unterzogen worden ist. Das dennoch Vorhandene wird einleitend vorgestellt, wobei Lücken wohl nicht in jedem Fall vermeidbar gewesen sind. Die beiden Bände ermöglichen vor allem englischsprachigen Lesern, sich anhand ihrer Selbstdarstellung über die NSDAP ein eigenes Urteil zu bilden, insbesondere auch über das geistige Niveau ihrer Propaganda. Voraussetzung dafür ist eine einigermaßen zutreffende Übersetzung, die das Spezifische nationalsozialistischen Sprachgebrauchs zu vermitteln vermag. Wie schwierig sich dies indessen gestaltet, zeigt sich schon an der Unübersetzbarkeit von „völkisch", „artfremd", „Deutschtum" usw. Natürlich bietet die Publikation auch Forschern in Deutschland Gelegenheit, auf der Grundlage der beiden umfangreichen Register effektiv zu arbeiten. In diesen sind nicht nur Namen, sondern auch Organisationen und Orte erfaßt. Die Fußnoten enthalten zudem kurze biographische Angaben zu erwähnten Personen.

Im ersten Band finden sich 261 in die englische Sprache übertragene Artikel des Zentralorgans

der NSDAP, im zweiten noch einmal 171. Alle bieten Einblick in die Art und Weise, wie und worüber die Leser der Zeitung informiert worden sind, aber auch in das propagandistisch geschönte Selbstbild der Partei bzw. noch mehr in deren Feinbild. Das Blatt ist sicher mehr als nur Hitlers Stimme gewesen, wie der werbeträchtig geratene Titel suggeriert. Dieser deckt sich im Grunde lediglich mit der Selbsteinschätzung der Macher des Blattes. Auch in dieser Hinsicht hätte vielleicht die Einbeziehung parteien- und biographiegeschichtlicher sowie medienwissenschaftlicher Kriterien der Dokumentation weitere Aussagekraft ermöglicht.

In den acht Kapiteln des chronologisch gegliederten ersten Bandes kann der Leser wichtige Ereignisse in der Entwicklung der NSDAP von einem „peripheren Phänomen" über die Phasen des Übergangs von „Obscurity to Marginality" und den „Breakthrough of 1930" bis zur „Consolidation and Expansion" verfolgen. Jedem Kapitel steht eine Einführung voran. Für den Abdruck wurden unterschiedlichste Dokumente ausgewählt. Da tauchen größere Berichte auf, z.B. der Jahresrückblick, der in einer Sondernummer des „Völkischen Beobachters" am 3. Juli 1926 erschienen ist (Bd. 1, S. 191–228), ebenso Aufrufe, Übersichten zu den sich verändernden Parteistrukturen, Rednerlisten, Mitteilungen über einzelne Aktionen der Parteiorganisationen in Städten und Dörfern u. ä.

Der zweite Band ist systematisch strukturiert. Hier befaßt sich Mühlberger zunächst mit solchen Artikeln aus dem „Völkischen Beobachter", die sich gegen das „Weimarer System" gerichtet haben, dann mit einer Reihe von Artikeln vornehmlich rassistischen Charakters. Diesen beiden Kapiteln folgen vier weitere, in denen das Bestreben der NSDAP um die Gewinnung von Arbeitern, Mittelständlern, Bauern und Frauen erkennbar ist: „The Pursuit of Working Class", „Overtures to the Mittelstand", „Cultivating the Peasentry" und „The Appeal to Women". Mit 63 Dokumenten ist das über die intensiven Versuche, Arbeiter für die Partei zu gewinnen, das umfangreichste – ein Ergebnis sicher auch der früheren Untersuchungen des Verfassers zur sozialen Basis der NSDAP.[1]

Es fällt auf, daß wesentliche Bereiche fehlen. Wie wurde um die Jugend geworben, wie das Verhältnis zu Großindustriellen, Großagrariern und konservativen Parteien beschrieben, wie Friedensdemagogie betrieben? Nachdenklich stimmt die fehlende Darstellung von Außenpolitik und Außenwelt. In der Propaganda der NSDAP hat letzteres eine nahezu ausschlaggebende Rolle gespielt, stand doch auch im Parteiprogramm an erster Stelle die Forderung nach der Schaffung eines „Großdeutschen Reiches", womit von vornherein mehr als nur die „Heimholung" Österreichs und der durch den Versailler Frieden vom Reich abgetrennten Gebiete gemeint war. Gerade hier würde es sich lohnen danach zu suchen, wie die nationalistischen, rassistischen und expansionistischen Denkmuster der NSDAP in Berichte und Erzählungen zu fortlaufenden Ereignissen und internationalen Konflikten in ihre Propaganda „übersetzt" worden sind. Ohne Berücksichtigung des nationalistischen Charakters ihrer Ideologie und Propaganda lassen sich auch die späteren Erfolge der NSDAP in den dreißiger Jahren nicht erklären, schon gar nicht die Zustimmung zu ihrem diktatorisch-terroristischen Regime, die bei einer großen Mehrheit der Deutschen erreicht worden ist. Die Aussage, Außenpolitik habe für die Propaganda eine „subordinate role" gespielt (Bd. 2, S. 15), trifft nicht zu. Hier hätte eher den Unterschieden zwischen der Behandlung innen- bzw. sozialpolitischer Themen auf der einen Seite und außenpolitischer Themen andererseits nachgespürt werden können. Eher greift das Argument, es sollten Redundanzen vermieden werden. Doch diese waren bei der Anlage der Dokumentation wohl insgesamt unvermeidlich.

Trotz gewisser Überschneidungen stellen die beiden Bände eine hilfreiche Ergänzung vorhandener Quellenpublikationen dar, darunter z.B. der umfangreichen Reihe „Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen", nicht zuletzt auch der vor kurzem erschienenen Geschichte von Hitlers „Mein Kampf".[2]

1 *Siehe u. a. Detlef Mühlberger, The Social Bases of Nazism 1919–1933. Prepared for the Economic History Society, Cambridge 2003.*

2 *Othmar Plöckinger, Geschichte eines Buches: Adolf Hitlers „Mein Kampf" 1922–1945. Eine Veröffentlichung des Instituts für Zeitgeschichte, München 2006.*

Manfred Weißbecker, Jena

PÄTZOLD, Kurt: **Der Führer ging, die Kopflanger blieben. Ein historisches Finale und aktuelle Kontroversen** (= Neue Kleine Bibliothek, Bd. 108). – Köln: PapyRossa Verlag 2005. 142 S.

PÄTZOLD, Kurt: **Im Rückspiegel: Nürnberg. Der Prozeß gegen die deutschen Hauptkriegsverbrecher 1945/46** (= Neue Kleine Bibliothek, Bd. 117). – Köln: PapyRossa Verlag 2006. 254 S.

Der Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher war, rechtshistorisch, neu und einzigartig: das nur zu diesem einen Zweck eigens geschaffene Gericht wurde von den vier (Sieger-)Mächten des Zweiten Weltkriegs eingerichtet, um dessen Verantwortliche als führende Funktionäre des Deutschen bzw. „Dritten" Reichs in einem öffentlichen Verfahren anzuklagen, abzuurteilen bzw. freizusprechen.

Die Anklage umfaßte vier Punkte: (I) Verschwörung gegen den Weltfrieden, (II) Planung, Entfesselung und Durchführung eines Angriffskriegs, (III) Kriegsverbrechen und (IV) Menschheitsverbrechen – im Deutschen meist als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit" so falsch wie schuldvermindernd übersetzt und von Hannah Arendt sarkastisch als „understatement des Jahrhunderts" charakterisiert. Angeklagt wurden zwei Dutzend Personen und, auch dies ein rechtsgeschichtliches Novum, staatliche Organisationen und politische Verbände: Reichsregierung, Generalstab, OKW, NSDAP, SS, SD, SA und Gestapo. Am 30. September und 1. Oktober 1946 verurteilten die Richter von den verbliebenen 22 Angeklagten zwölf zum Tode – davon einen in absentia – und sieben zu Haftstrafen – davon vier zwischen zehn und zwanzig Jahren, drei zu lebenslänglich, drei Angeklagte wurden freigesprochen. Als „verbrecherische Organisationen" wurden SS, SD, Gestapo und der politische Führerstab der NSDAP erklärt, nicht jedoch SA, Reichsregierung, Generalstab und OKW. Diesem ersten großen „Nürnberger Prozeß" gegen die „Hauptkriegsverbrecher" folgten unmittelbar 1946/48 zwölf weitere Nürnberger Folgeprozesse gegen bestimmte Funktionsgruppen und deren führende Funktionäre (wie u. a. Ärzte, Juristen, Diplomaten, Großunternehmer, Generalstabsoffiziere und „Einsatzgruppen" genannte mobile Massenmordkommandos). Im Gegensatz zu den Folgeprozessen wurde das Gerichtsverfahren gegen die „Hauptkriegsverbrecher" umfassend in 42 Bänden auch in amtsdeutscher Sprache 1947/49 dokumentiert. Eine Teildokumentation dieser großen grauen Bände liegt auch als CD-ROM vor.

Das „Rückspiegel"-Buch von Kurt Pätzold kann als journalistische Einführung in den Komplex „Nürnberger Prozeß" oder „Nuremberg" angesehen werden. Sie ist aus einer dreizehnteiligen Serie der Berliner Tageszeitung „Junge Welt" (2005/06) entstanden. Auch im Rückgriff auf eigene empirische Forschungen zu Imperialismus und Faschismus, Genozid und von ihm meist „der Judenmord" genannten Holocaust hat der Autor sie um vier Teile erweitert. Das Buch enthält die im wesentlichen chronologisch angeordneten Zeitungsartikel, dazu noch einen 30-Seiten-Essay zur Rezeption des 60 Jahre zurückliegenden Prozesses, als Dokumente das Statut des Internationalen Militärgerichtshofs mit beiden ihn begründenden öffentlichen politischen Erklärungen (Moskau, 1. November 1943; London, 8. August 1945) sowie eine vom 17. April 1940 bis 2007 reichende Chronik (nebst Anmerkungen und Personenregister) und zwei als Exkurse bezeichnete wissenschaftliche Texte zur „Rolle der Industriellen" im „Dritten Reich" und zu „Judenverfolgung und Judenmord vor dem Nürnberger Tribunal".

Diese beiden „Exkurse" Pätzolds sind wohldurchdacht und wissenschaftlich anregend. Seine „Echo" genannte Rezeptionsskizze hingegen ist, wie auch der schmale Dokumententeil und seine „Chronik", so selektiv wie chaotisch: bei allen drei Dokumenten fehlen Quellen, beim Statut dazu die Datierung; die Auswahlkriterien der Chronik sind nicht nachvollziehbar; darüber hinaus enthält diese wichtige zeitgenössische Literaturhinweise, wohingegen alle bibliographischen Hinweise fehlen. Diese formalen Schwächen mindern den Gebrauchswert des Bandes. Und auch inhaltlich hätte Pätzold verdeutlichen sollen, daß es allein im vierten Anklagekomplex um Menschheitsverbrechen ging, daß also, wie jede Durchsicht der „Nuremberg" vorbereitenden und begleitenden wissenschaftlichen Studien zeigt, immer Kriegsverbrechen in doppelter Weise im Vordergrund stehen: zum einen als neu geschaffener Völkerrechtsstraftatbestand Angriffskrieg/Aggression und zum anderen als Verbrechen im Sinne des auch 1945 bestehenden Kriegsrechts seit der Haager Konvention von 1907.

Pätzolds 2005 geschriebener 15seitiger Holocaustaufsatz schließt zur internationalen Genoziddiskussion auf und ist vor allem deshalb anregend, weil hier auch, bezogen auf den Holocaust genannten Judeozid (1941–1945), der Quellenwert der Dokumente (etwa des „Dienstagebuchs" von Hans Frank aus dem Generalgouvernement als „Schlüsseldokument") herausgearbeitet wird. Hier polemisiert der Autor auch gegen die „jämmerlich-verlogenen Auftritte" der Nazigrößen vor Gericht und belegt, daß das „Judenmorden [...] und namentlich dessen Ausmaß das von allen Angeklagten am meisten gefürchtete Thema" im Prozeß war. Pätzold skizziert die Schwierigkeiten jeder juristischen Beweisführung, der es einmal um Handlungen (Dulden und Unterlassen eingeschlossen) und Taten und nicht um Reden und Gesinnung als Nachweis von „Massenmorden, dessen Opfer Juden, Kriegsgefangene, Geiseln, behinderte und kranke Menschen geworden waren", gehen mußte, zum anderen um den Nachweis, daß diese faschistische „Ausrottungspolitik" als „verbrecherisches Projekt zentral ausgelöst und gelenkt war" und daß drittens die dann fabrikmäßig-industriell vollzogenen Kollektivmorde durch Gas und Verbrennungsöfen in Auschwitz und andernorts unabhängig von Handlungen der Opfer stattfanden, daß der Holocaust „allein aufgrund und als Folge von Plänen der faschistischen Machthaber geschah" und der „ ‚offen ausgesprochenen Absicht des Nazi-Staates [entsprach], dass, was immer das deutsche Schicksal sein möge, der Jude nicht unter den Überlebenden bleiben sollte' " – also Völkermord (Genozidpolitik) war.

Im von Pätzold angesprochenen genozidalen Feld des Holocaust ging es auch in Nürnberg 1945/46, wenn auch nicht an erster Stelle, um Genozidprävention oder Völkermordverhinderung. Der in den Texten nur gelegentlich aufscheinende, auch von Pätzold historisch vernachlässigte Zusammenhang mit dem ersten Genozid des 20. Jahrhunderts, dem Armenozid, war gleichwohl bekannt und auch den Anklägern ebenso bewußt wie Franz Werfel, Raphael Lemkin, Fritz Bauer, Robert W. Kempner und überhaupt jedem politikhistorisch Interessierten. Den faschistischen Rassenideologen galten Armenier als Prototyp einer „degenerierten Rasse". Dieses auch von Hitler selbst zur Begründung des später Holocaust oder Shoa genannten Völkermords an den europäischen Juden während des Zweiten Weltkriegs vertretene antiarmenische Stereotyp von (ehemals stolzen) abgesunkenen Persern, „die jetzt als Armenier ein klägliches Dasein führten", wurde den Nazigrößen Hermann Göring und Joachim von Ribbentrop während ihrer Vernehmung im Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher (als Dokument GB-283) am 21. März 1946 bzw. am 2. April 1946 vorgehalten. Leider schade, daß Pätzold diesen historischen Kontinuitätsstrang zu „Nuremberg" als eines der Schlüsselereignisse des vergangenen Jahrhunderts vernachlässigt.

Kurt Pätzolds 2005 erschienenes Bändchen zum „60. Jahrestag des weltgeschichtlichen Ereignisses" 8. Mai 1945 ist ähnlich angelegt: Im „Dramatische Tage" genannten ersten Teil geht es um historische Erinnerung(en) von Januar bis Mai 1945, im „Zeitgenössische Kontroversen" genannten zweiten um Beiträge zum Faschismuskonzept und gegen das Vergessen. Dabei identifiziert Pätzold zwei Leitfragen: „Wie konnte dieser Hitler auf seinen Platz gelangen [...], und wie kam es dazu, daß er bis in das Jahr 1945 so mächtig blieb, daß die nationale Katastrophe dieses unvorstellbare Ausmaß annehmen konnte ?" Die Antworten des Autors erfolgen, auch in polemischer Auseinandersetzung mit Götz Alys „Hitlers Volksstaat" (2005), im Rückgriff auf die These vom faschistischen deutschen Imperialismus als besonderer Form des rassistisch begründeten neokolonialen Faschismus: Im „Zentrum der Visionen der Machthabenden" – so Pätzold – „standen die grenzenlosen Weiten eroberter Länder, in denen, wer als brauchbar galt, für die Herrenrasse zu schuften hatte". Diese „wahnhafte" Dystopie mit „Deutschland als weltbeherrschender Macht" stellt einen „historisch eigenen Typus von imperialistischen Kolonialherren" dar. Insofern war „der Judenmord, die Austilgung einer Menschengruppe", ein „Schritt auf dem Wege zum Endziel. [...] Nicht die ‚Endlösung' war das ‚Endziel', sondern das Weltreich – ohne Juden und nicht nur ohne sie."

Richard Albrecht, Bad Münstereifel

KUCKUK, Peter: **Die Ostasienschnelldampfer Scharnhorst, Potsdam und Gneisenau des Norddeutschen Lloyd. Ein Beitrag zur Schiffbau- und Schiffahrtsgeschichte des Dritten Reiches.** – Bremen: Verlag H.M. Hauschild 2005. 279 S.

Die Bremer Reederei Norddeutscher Lloyd (NDL) stellte 1935/36 drei Schnelldampfer für den Verkehr mit Ostasien in Dienst, zwei mit den Feldherrnnamen „Scharnhorst" und „Gneisenau" und den dritten mit dem nicht weniger preußischen Namen „Potsdam". Es waren internationale Spitzenschiffe auf der Route zwischen Europa und dem Fernen Osten mit ca. 18 000 BRT, zwei Schrauben, Turbinenantrieb, fast 200 m Länge, ca. 280 Mann Besatzung und Platz für ca. 300 Passagiere. Der Kriegsausbruch machte ihrem Liniendienst 1939 ein Ende. Die „Gneisenau" und die „Potsdam" wurden Wohnschiffe und Truppentransporter; die „Gneisenau" kenterte 1943 in der Ostsee nach einem Minentreffer; die „Potsdam" überstand den Krieg, wurde 1945 an Großbritannien abgeliefert und fuhr noch bis 1976 unter pakistanischer Flagge. Die „Scharnhorst" blieb 1939 in Japan, wurde dort zum Flugzeugträger umgebaut und 1944 im Ostchinesischen Meer versenkt.

Die kurze Fahrzeit unter der Lloydflagge und die meist wenig spektakulären Kriegseinsätze prädestinierten die Schiffe bisher nicht für fesselnde Schiffsbiographien. Was den Autor dennoch an ihnen reizte, war die erhaltende Fotodokumentation zum Bau der „Scharnhorst" und die politischen Implikationen, wie sie durch die Besuche Hitlers anläßlich des Stapellaufs der „Scharnhorst" in Bremen und zur Probefahrt in Bremerhaven zum Ausdruck kommen. Die mehrjährige beharrliche Materialsuche förderte weitere Aspekte zu Tage: die staatliche Subventionierung von Schiffbau und Reederei, die Unternehmensentscheidungen von Lloyd und Hapag hinsichtlich des Ostasienverkehrs, die technische Entwicklung des Schiffbaus, die Nutzung der Schiffe in der NS-Propaganda, die Arbeitsbedingungen der Besatzungen und die Behandlung der Passagiere (z. B. der jüdischen Emigranten nach Shanghai), der deutsche Fernosthandel unter dem Nationalsozialismus und die militärische Verwendung im Kriege (einschließlich der Flüchtlingstransporte von Gdingen und Hela durch die „Potsdam" 1945).

Im Ergebnis ist ein Buch entstanden, das durchaus als Schiffsbiographie des Trios der Ostasienschnelldampfer des Norddeutschen Lloyd Schifffahrtshistoriker und Schiffsliebhaber mehr als zufriedenstellen kann, nicht nur wegen der detaillierten Beschreibung des Baus, der Reisen, der Besatzungen und der Passagiere, der Frachten, der Verwendung im Kriege und des Endes der Schiffe, sondern auch wegen der opulenten Ausstattung mit 230 Abbildungen, aus denen die des Fotografen Hans Engelmeyer, der sowohl den Bau der „Scharnhorst" als auch die Fahrten der „Potsdam" nach Ostasien begleitet hatte, besonders hervorstechen.

Darüber hinaus setzte sich der Autor das Ziel, „einen Beitrag zur maritimen Geschichte des Dritten Reiches" zu leisten (S. 13). Er erfüllt den Anspruch durch die Untersuchung der Rahmenbedingungen des Ostasienverkehrs, der Situation des Norddeutschen Lloyd, der Finanzierung und der Subventionen, der technischen Entwicklung der Antriebsanlagen, der Ostasienreise des Lloyd-Direktors Firle 1934, der Funktion der Schiffe in der NS-Propaganda, der Entwicklung des Handels mit Japan und China und der Rolle des Ostasienverkehrs für den Norddeutschen Lloyd. Er arbeitet heraus, daß die drei Schiffe, besonders die zuerst gebaute „Scharnhorst", der erste größere Schiffsneubau im „Dritten Reich", als Symbole der nationalen Erneuerung gefeiert wurden und durch die Namensgebung versucht wurde, die Kontinuität der Traditionen der preußisch-deutschen Geschichte zu suggerieren. Obendrein suchte das nationalsozialistische Deutschland, durch diese Schiffe im Fernen Osten „verstärkt Flagge zu zeigen und die Handels- und Wirtschaftsbeziehungen insbesondere mit China und Japan zu pflegen" (S. 251). Ökonomisch war die Finanzierung des Schiffbaus für die Arbeitsbeschaffung bei den Werften A.G. „Weser" in Bremen und Blohm & Voss in Hamburg von erheblicher Bedeutung, interessanterweise ohne daß sich 1934/35 damit bereits eine militärische Absicht in Verbindung bringen läßt. Tatsächlich konnten die Schiffe militärisch nicht effektiv verwendet werden.

Der unternehmerische Nutzen der Schiffe wurde bisher eher negativ beurteilt.[1] Der Autor nimmt die Reederei hier in Schutz: Zwar spricht er der zurückhaltenden Hapag aus kurzfristiger Perspektive das bessere „nüchtern abwägende kaufmännische Kalkül" zu, hält aber dennoch

vor dem Hintergrund der „langfristigen Entwicklung im Ostasienverkehr" die Entscheidung des NDL für richtig (S. 251). Aber was hieß damals langfristig? Gehörten die Ostasiendampfer nicht auch zum „Schmusekurs" des NDL gegenüber den Nationalsozialisten (S. 211 f.) oder nutzte der NDL seine NS-Kontakte hier nur für die eigenen Zwecke?

Der Anspruch des Autors, „die politischen und gesellschaftlichen Implikationen" (S. 11) des nationalsozialistischen Deutschlands in die Schiffsbiographien einzubringen, wird ausgiebig erfüllt. Daher kann die Arbeit durchaus den jüngst erschienenen grundlegenden Dissertationen zur maritimen Geschichte unter dem Nationalsozialismus von Dieter Nelles (2001), Hartmut Rübner (2005) und Thomas Siemon (2002) als Fallstudie an die Seite gestellt werden. Die wissenschaftliche Benutzung hätte durch eine weniger starke Aufgliederung des Literaturverzeichnisses und ein Orts- und Personenregister noch erleichtert werden können.

1 *Arnold Kludas, Die Seeschiffe des Norddeutschen Lloyd, Bd. 2, Augsburg 1992, S. 98.*

Adolf E. Hofmeister, Bremen

SCHÜTTE, Heinz: **Zwischen den Fronten. Deutsche und österreichische Überläufer zum Viet Minh** (= Berliner Südostasien-Studien, Bd. 6). – Berlin: Logos Verlag 2006. IX, 371 S.

Es dürfte eine kaum bekannte Tatsache sein, daß auf seiten der vietnamesischen antikolonialen Unabhängigkeitsbewegung Vietminh nach dem Zweiten Weltkrieg einige Deutsche und Österreicher gekämpft haben. Der in Paris lebende deutsche Historiker Heinz Schütte hat insbesondere drei Lebenswege dieser „Überläufer" nachgezeichnet.

Es handelt sich bei ihnen um Intellektuelle, nämlich um den Straßburger Erwin Borchers, den Kölner Rudy Schröder und den Wiener Ernst Frey. Als junge Männer waren sie vor den Faschisten nach Paris geflohen. Nach ihrer Internierung bei Kriegsausbruch im Herbst 1939 traten sie in die französische Fremdenlegion ein und wurden zunächst in Nordafrika und dann in Indochina eingesetzt.

Die drei Exilanten lernten sich in einer Legionsgarnision in Nordvietnam kennen und diskutierten über die gewaltsame Realität des Kolonialismus, an der sie beteiligt waren, aber auf der „falschen Seite". Sie gründeten eine kommunistische Zelle. Bald schon war der Kontakt zu Vertretern der KP Indochinas hergestellt. Borchers, Schröder und Frey betrieben seitdem eine nicht ungefährliche antikoloniale Propaganda unter den Fremdenlegionären.

Mit der Erklärung der Unabhängigkeit Vietnams durch Ho Chi Minh zogen sie die Konsequenz. Sie liefen zum Vietminh über und wurden dort in den folgenden Jahren mit hohen Funktionen betraut. Sie arbeiteten beim Radio, schrieben Artikel für Zeitungen und verfaßten Flugblätter auf deutsch und französisch, die zum Überlaufen aufforderten und unter den französischen Truppen verteilt wurden. Ihre Agitation zeitigte Erfolge. Vor allem in der französischen Fremdenlegion dienende Deutsche liefen über, allerdings handelte es sich dabei vielfach um Überläufer der „zweiten Generation", also um Soldaten, die sich nach der deutschen Niederlage im Mai 1945 als gestandene Wehrmachtsangehörige oder gar als Angehörige der Waffen-SS bei ihren ehemaligen französischen Feinden verdingt hatten. Freilich liefen die meisten nicht aus politischen Gründen zum Vietminh über. Diese sich nunmehr als Feinde Frankreichs ausgebenden mehr oder minder überzeugten Nazis wurden von den drei Antifaschisten verhört, die zudem unter den Überläufern wöchentliche Schulungen durchführten. Der Erfolg war bescheiden. Denn viele der antikommunistisch eingestellten Deserteure, wollten mit dem propagierten kommunistischen Aufbau in Vietnam nichts zu tun haben, wollten schließlich wieder zu den Franzosen zurück. Frey ließ daher neun der deutschen Überläufer erschießen und verlor damit seine politische Unschuld.

Vor allem im Zuge der Umgestaltung des Vietminh von einer alle sozialen Schichten mit den mannigfachen antikolonialen Vorstellungen erfassenden politischen Bewegung hin zu einer kommunistischen Organisation wurde bald der Charakter eines bürokratisch-totalitären Regimes deutlich. Die drei europäischen „Weltenbummler" sahen dies, spürten dies – und kehrten 1950 nach Europa zurück. Sie gingen in die DDR, wo sie zwar als antifaschistische Kämpfer hofiert, jedoch gleichzeitig vom MfS bedrängt

wurden. Ihre Vergangenheit als Fremdenlegionäre war der DDR-Sicherheitspolizei suspekt und die Erschießung der Überläufer ließ sich als Druckmittel verwenden.

Wie schon in Vietnam kamen die von Schütte in den Mittelpunkt seiner Studie gestellten Akteure zunehmend mit der DDR-Staatspartei in Konflikt: Rudy Schröder unterrichtete als Studienrat in der traditionsreichen Kreuzschule in Dresden. Ein Angebot Hans Mayers, eine akademische Laufbahn an der Universitär Leipzig einzuschlagen, lehnte er ab. Als Verfechter eines „dritten Weges zum Sozialismus" zunehmend ins Visier der Stasi geraten, verließ er mit seiner Frau im September 1959 enttäuscht die DDR. Auch seine beiden Kameraden aus Vietnam gingen in die Bundesrepublik, wo ihre Hoffnungen auf einen dritten Weg in eine bessere Zukunft ebenfalls Illusion blieben. Sie scheiterten ein weiteres Mal und blieben politisch heimatlos zwischen den Fronten.

In unglaublicher Sisyphusarbeit, die in der biographischen Forschung ihresgleichen sucht, hat Heinz Schütte engagiert das Leben und Wirken dieser drei Sozialisten recherchiert: zahllose Interviews mit Zeitzeugen, Schriftverkehr mit Institutionen und Einzelpersonen, Recherchen in kleineren und größeren Archiven in Deutschland, Frankreich und Vietnam. Beeindruckend die Detailversessenheit des Verfassers, die jedoch nicht zur Mitteilung von Unwichtigem führt. Der Leser spürt, wie er vom Autor mit auf Entdekkungsreise genommen wird, wie er teilhaben darf, am Erkenntnisgewinn, der schließlich ein relativ abgerundetes und beeindruckendes Bild von den in Indochina zu Kommunisten gewordenen antifaschistischen Fremdenlegionären entstehen läßt. Tragisch das letztendliche Scheitern der drei: vom dogmatischen Kommunismus enttäuscht, konnte auch der von ihnen favorisierte „dritte Weg" zu einer gerechteren sozialen Gesellschaft nicht zum Erfolg führen.

Die elf Kapitel des Buches sind flüssig geschrieben und bieten auch einem nicht so sehr mit der vietnamesischen Geschichte und/oder der Geschichte der französischen Fremdenlegion vertrauten Leser eine spannende Lektüre. Das Buch ist nicht nur ein Gewinn für die Geschichtsschreibung mit ihren verschiedenen Subdisziplinen, wie der Geschichte der Arbeiterbewegung, der transnationalen Historiographie etc., sondern kann auch als Lehrstück für eine hervorragende historische Recherche und deren Präsentation angesehen werden.

Ulrich van der Heyden, Berlin

GUPTA, Sobhanlal Datta: **Comintern and the Destiny of Communism in India 1919–1943. Dialectics of Real and a Possible History.** – Kolkata: Seribaan 2006. 329 S.

Gupta hat mit dem Buch eine repräsentative wissenschaftliche Untersuchung vorgelegt. Die Veröffentlichung ist das Ergebnis einer fast zehnjährigen Forschungsarbeit, gefördert durch zahlreiche internationale Kontakte. Sie beruht vornehmlich auf der Auswertung entsprechender Dokumente des Russischen Staatsarchivs für Sozial- und Politikgeschichte (Moskau), den Labour History Archives and Study Centre (Manchester), den Krüeger Papers (Zentrum Moderner Orient, Berlin) und den Personal Archives of an Anonymous Indian Communist Leader (Kolkata). Es ist meines Wissens die erste umfassende Forschungsarbeit zur Geschichte der kommunistischen Bewegung in Indien, die seit der Öffnung des Kominternarchivs in Moskau verfaßt wurde.

Eingeleitet wird die Schrift durch den Abschnitt „Comintern: The New Historiography". Der Leser erhält eine detaillierte und informative Einführung in die Geschichtsschreibung zur Komintern seit 1987. Vorgestellt werden neue Erkenntnisse aus den Forschungsergebnissen zahlreicher internationaler Forscher (Firsow, Vatlin, Rojahn, Carr, Hobsbawm, Huber u. a.). Der Autor behandelt sie unter acht Aspekten (z. B. Periodisierung der Geschichte der Komintern, Mechanismus der Kontrolle und Russifizierung der Komintern, Widerstand und Alternativen in der Komintern, Reinterpretationen zur Geschichte des Bolschewismus). Abschließend wird der Leser mit neuen Erkenntnissen zur Geschichte der indischen kommunistischen Bewegung vertraut gemacht (Aktivität indischer Kommunisten in der Sowjetunion, ideologische Differenzen zwischen M. N. Roy, der Taschkenter und der Berliner Gruppe, Diskussionen über die indische Frage in Kominterninstitutionen u. a. m). Gupta läßt bereits in diesem vorangestellten Teil seines Buches der Sache nach

erkennen, daß die Geschichte der Komintern sicherlich neu zu schreiben sein wird.

Die Ergebnisse seiner eigenen Forschung stellt der Autor in fünf Kapiteln vor: „The Colonial Question and India in the Lenin Era, 1919–1923"; „India and the East in the Period of ‚Bolshevization' and ‚Third Period', 1924–1934"; „India and the Colonial Question in the Era of United Front and War, 1935–1943"; „Comintern and Indian Communism in Russia" und als Schlußfolgerung aus seinen Forschungen das Kapitel „Dialectical of Real and a Possible History".

Helmut Peters, Berlin

GODICHEAU, François: **La guerre d'Espagne. République et révolution en Catalogne (1936 à 1939).** – Paris: Odile Jacob 2004. 459 S.

Während Titel und Untertitel des Buchs eine allgemeine Darstellung der Bürgerkriegsjahre zumindest im Rahmen Kataloniens erwarten lassen, ist die Dissertation, auf der es beruht, schon ein ganzes Stück präziser: „Repression und öffentliche Ordnung in Katalonien während des Bürgerkriegs" heißt sie. Godicheau verteidigte sie an der prestigereichen École des Hautes Études en Sciences Sociales und lehrt heute an der Universität Toulouse-Mitrail. Noch spezifischer ist der Verfasser im Vorwort, wo er auf den Ausgangspunkt seiner Untersuchung verweist (S. 16): das Schicksal der zumeist anarchistischen Aktivisten, die im Juli 1936 zu den Trägern des revolutionären Prozesses gehörten, dann aber, nach dem Mai 1937, Opfer staatlicher Repression wurden. Dem liegt die Auswertung einer Datenbasis von 3700 von ihm erfaßten Verhaftungen in den vier katalanischen Provinzen zugrunde.

Darüber hinaus betrachtet der Autor ganz allgemein die Entwicklung des anarchosyndikalistischen Gewerkschaftsbundes CNT (Confederación Nacional de Trabajo – Nationaler Arbeitsbund), die revolutionäre Situation nach dem 19. Juli 1936 und die Rolle der Anarchisten darin, ihr Verhältnis zu den übrigen politischen Kräften in Katalonien und die sich daraus ergebenden Konflikte, ihr Einbau in den neuen republikanischen Staat wie auch die sich entwickelnde Repression als Teil der Bemühungen des wiedererstarkten republikanischen Staates, die nach dem 19. Juli verlorene Dominanz zurückzugewinnen. All dies bildet den roten – oder vielleicht besser: schwarz-roten – Faden dieser Untersuchung.

Eingeleitet wird sie durch eine Skizze der politischen und sozialen Bedingungen, die zur Herausbildung einer grundsätzlich den Staat ablehnenden, aus ihm ausgeschlossenen anarchistischen Bewegung führten. Daran änderte das Aufkommen der Republik auch nichts Grundsätzliches. Versuche zur Integration scheiterten schon in den ersten beiden Jahren der Republik (in denen eine Koalition aus Sozialisten und Republikanern in Madrid und katalanisch-nationalistische Republikaner in Barcelona regierten). Zwischen CNT und FAI (dem in ihr wirkenden Zusammenschluß der spezifisch anarchistischen Gruppen) einerseits und den linksbürgerlichen Republikanern andererseits kam es zur Konfrontation. Was hier nur kurz als Voraussetzung skizziert ist, hat jüngst Chris Ealham in einer ausführlichen Studie am Beispiel Barcelonas exemplarisch anhand der sozialen Bedingungen gezeigt.[1]

Dem folgt als erster Schwerpunkt die „Revolution der Komitees", die Herausbildung neuer revolutionärer Machtorgane, wie Milizen, Revolutionstribunale zur Repression der Putschkräfte usw. Keine Rolle spielt hier die schon genügend von anderen Autoren beleuchtete Kollektivierung in der Industrie und auf dem Land. Doch die CNT ergriff nicht die „ganze Macht", sondern entschied sich sehr schnell zur Zusammenarbeit mit den übrigen antifaschistischen, aber die soziale Revolution ablehnenden Kräften und damit zum Eintritt in die Regierung, zuerst in Katalonien, dann in Madrid für die gesamte Republik. Der „kurze Sommer der Anarchie" (wie Enzensberger einmal die vorübergehende Hegemonie der Anarchisten nannte) ging nahtlos in die „Rückkehr zur Ordnung" über. Integration und Rekonstruktion des Staates bedingten einander. In diesem ersten Teil lehnt sich Godicheau stark an die leider nur im Internet veröffentlichte Dissertation von J. A. Pozo González über die „poder revolucionari a Catalunya" an.[2]

Auf dagegen bisher weitgehend unausgewerteten Archivmaterialien beruht dann Godicheaus ausführliche Darstellung, wie der wiederbelebte republikanische Staat ab Winter 1936/37 und insbesondere nach den Maitagen zurückschlug. Zahlreiche Justizuntersuchungen der „revolutionären Exzesse" des Sommers erfolgten.

Es kam zu vielen Verhaftungen, insbesondere in der Provinz. Sondergerichte wurden eingerichtet. Ein eigener Abschnitt ist dem Prozeß gegen die POUM, die sonst nur am Rande auftaucht, als angeblicher Drahtzieher hinter den Maitagen gewidmet. Dabei geht es auch um die Einflußnahmen der Kommunistischen Partei, die, im Zeichen der Moskauer Prozesse, dem Kampf gegen die POUM die besondere Note der „Säuberung des Trotzkismus" geben wollte.[3]

All dies hatte widersprüchliche Auswirkungen auf die anarchistische Bewegung. Zum einen radikalisierte es die Basis. Es entstanden eigene, von der Führung unabhängige Strömungen. Basisorganismen zur Verteidigung der Gefangenen, die vor 1936 einen bedeutenden Stellenwert für die anarchistische Bewegung gehabt hatten, nach dem 19. Juli aber eingeschlafen waren, wurden wieder belebt. Doch die Führung hielt an der Zusammenarbeit, dem „colaboracionismo", aufgrund der durch die besondere Situation des Krieges hervorgerufenen Zwänge, dem „circunstancialismo", fest. Mit der Herausforderung durch wichtige Teile der Basis konfrontiert, bemühte sie sich, die Initiative zu behalten. Sie entwickelte eigene, unter ihrer Kontrolle stehende Organismen zur Verteidigung der „antifaschistischen Gefangenen". Die verschiedenen Zweige der anarchistischen Bewegung wurden zentralistischen Strukturen unterworfen. Auch wenn Pläne, eine „anarchistische Partei" aufzubauen, nicht verwirklicht wurden, spricht Godicheau von einer regelrechten Bolschewisierung. Mit ihrem Wiedereintritt in die Regierung im April 1938 unterwarfen sich die Anarchisten ganz dem populistischen Projekt des rechtssozialdemokratischen Ministerpräsidenten Juan Negrín, dessen Regime immer stärker autoritäre Züge trug und in dem sein engster Verbündeter, die Kommunistische Partei, immer selbständiger und unkontrollierter agierte, während die Republik militärisch immer eindeutiger mit dem Rücken zur Wand stand. „Zentralisierung, Militarisierung und Entpolitisierung" – das charakterisiert die letzten Monate, die schließlich im Chaos der letzten Kriegswochen mit ihren Kämpfen zwischen den Parteien der Republik endeten.

Godicheau hat eine umfassende Studie zur Frage der Repression gegen die Anarchisten innerhalb Kataloniens unter republikanischem Vorzeichen vorgelegt. Sie war nur möglich aufgrund der partiellen Integration ihrer Führungsgruppen, während die intransigenten Teile der Basis ausgeschaltet wurden, was nicht nur auf die staatliche Ebene beschränkt blieb, sondern auch in Strukturveränderungen der anarchistischen Bewegung ihre Auswirkungen hatte. Ihren besonderen Gehalt erhält diese Studie durch die minutiöse Auswertung von Archivquellen vor allem aus den verschiedenen Justizapparaten, aber auch aus kommunalen Strukturen anhand einiger über die ganze Bürgerkriegszeit hinweg verfolgter Lokalstudien. Sie zeigen, wie tief die Erschütterungen des Bürgerkriegs selbst noch unscheinbare Gemeinden durchzogen, wo sie oftmals blutigere Konfrontationen als in den großen Städten auslösten. Wichtige Ergänzungen der Materialbasis des Autors kommen vor allem noch aus dem lange Zeit zwischen ihren verschiedenen Tendenzen selbst umstrittenen Archiv der spanischen Anarchisten im Amsterdamer Institut für Sozialgeschichte sowie dem Bürgerkriegsarchiv in Salamanca.

Auch wenn dies zunächst einmal eine thematisch wie geographisch eng umrissene Studie ist, in der zudem noch der Bürgerkriegsverlauf an den Fronten ganz außen vor steht, so hat sie doch auch eine große allgemeine Bedeutung. Sie beleuchtet die inneren Konflikte, die innere Dynamik der republikanischen Zone und zeigt auf, wie sehr deren Entwicklung von vornherein durch auseinanderstrebende Kräfte bestimmt wurde. Die Chancen, sich gegenüber einem von Anfang an zentralisierten und monolithischen Gegner zu behaupten, waren damit von vornherein nicht sehr groß, erst recht nicht, wenn dieser auf vergleichsweise unerschöpfliche militärische Reserven aus Berlin und Rom setzen konnte, was allerdings nicht im Blick von Godicheau steht. Sein Buch liefert jedenfalls vor allem eine unverzichtbare Ergänzung zur Geschichtsschreibung des spanischen Anarchismus in den Bürgerkriegsjahren und zeigt auf, warum sein Höhepunkt zugleich den Niedergang einleitete.

1 *Siehe meine Besprechung im vorliegenden Heft.*
2 *Vgl. http://www.tdx.cesca.es/TDX-1125103-161652/index_cs.html.*
3 *Siehe dazu auch den ausführlicheren Aufsatz von François Godicheau, El proceso del POUM. Proceso ordinario de una justicia extraordinaria, in: Historia contemporánea, Nr. 29 (2004), S. 839–869.*

Reiner Tosstorff, Mainz

EALHAM, Chris: **Class, Culture and Conflict in Barcelona, 1898–1937** (= Cañada Blanch Studies on Contemporary Spain). – London und New York: Routledge 2005. XVI, 264 S.

Das Buch von Chris Ealham, der an der nordenglischen Universität Lancaster spanische Geschichte lehrt, geht in der besten Tradition der britischen *social history* den Gründen für die Entwicklung des Anarchismus in seiner jahrzehntelangen Hauptstadt Barcelona nach. Es ist das Ergebnis intensiver Forschungen in Archiven und Bibliotheken der Stadt, aber auch unter den Berichten des britischen Konsulats, ergänzt um einige Interviews mit alten „militantes". Statt einer traditionellen organisationssoziologischen Präsentation der in der CNT (Confederación Nacional del Trabajo – Nationaler Bund der Arbeit) versammelten Gewerkschaften und der „eigentlichen" anarchistischen Gruppen („Affinitätsgruppen"), die seit 1927 in der FAI (Federación Anarquista Ibérica – Iberische Anarchistische Föderation) zusammengeschlossen waren, basiert die Arbeit auf der Analyse des „proletarischen Raums" und, daran anknüpfend, der Frage, wie dieser die Entwicklung der libertären Bewegung beeinflußte. Ealham geht es um die Interaktion zwischen der sozialen Basis im weitesten Sinne und deren organisatorischem Ausdruck.

Zwar gibt der Titel des Buchs einen breiten Zeitraum an, der vom Beginn der langen Agonie der Restaurationsmonarchie im spanischen Krisenjahr 1898 bis zum Scheitern der anarchistischen Hoffnungen nach den Maikämpfen in der Stadt im Jahre 1937 reicht. Der Schwerpunkt liegt allerdings auf der zweiten Republik, also von 1931 bis 1936. Doch auch der Vorgeschichte wie auch dem ersten „revolutionären" Jahr des Bürgerkriegs wird Aufmerksamkeit gewidmet.

Ealham beginnt seine Darstellung mit der räumlichen Teilung der Stadt, ihrem Wachstum, ihrer Neuordnung und Restrukturierung im Gefolge der industriellen Revolution, wie sich dies zu Anfang des Jahrhunderts darstellte. Auf diese Weise zeichnet das erste Kapitel das Bild einer extrem gespaltenen Stadt mit entgegengesetzten Räumen der neuen Bourgeoisie und eines in bestimmten Stadtvierteln massierten Proletariats. Diese Viertel waren durch äußerst entwürdigende Lebensbedingungen gekennzeichnet, die weit unter denen anderer industrieller Metropolen Europas lagen. Angesichts des absoluten Fehlens eines staatlichen sozialen Netzes, das man in anderen Ländern zu Beginn des Jahrhunderts zu knüpfen begann, entwickelten sich in den Arbeitervierteln, die eine ständige Einwanderung aus dem übrigen Spanien und eine allgemeine Unsicherheit erlebten, eigene Überlebensstrategien. Diese sind einer der Punkte, die Chris Ealham besonders interessieren. Viele entwickelten sich am Rande der Legalität, die deshalb in den Augen der „Autoritäten" nur eine Antwort verdienten: polizeiliche Repression. Unter der Bourgeoisie entstand „moralische Panik"; die Segregation der Stadt wurde verschärft.

Dies war das ideale Ambiente für die Schaffung einer anarchistischen Bewegung, auch wenn der Autor die Entwicklung hin zur Bildung der CNT im Jahre 1910, der stärksten anarchistisch beeinflußten Gewerkschaftsbewegung überhaupt, vielleicht zu linear zeichnet. Es gab genügend Momente, die überlegen lassen, ob sich nicht auch Weggabelungen auftaten, die eine andere Entwicklungsrichtung hätten erlauben können. Sie werden von Ealham hier nicht weiter verfolgt.[1] So etwa in Gestalt der reformistisch ausgerichteten Textilarbeitergewerkschaft „Las tres clases de vapor" in den ersten Jahrzehnten der Restauration nach Ende der ersten Republik, also in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Auch entstand die CNT zunächst als eine Kooperation von linken Sozialisten und Anarchisten nach dem Vorbild der französischen CGT (Confédération Générale du Travail – Allgemeine Konföderation der Arbeit), also des revolutionären Syndikalismus. Doch muß man auch zugestehen, daß sich dies in Zeiträumen abspielte, die nur die Einleitung für Ealhams Hauptthema ausmachen.

Die Jahre nach 1919 kannten zwar einerseits den großen Aufschwung der CNT, andererseits aber, als Antwort auf die daraufhin einsetzende massive Repression, erfolgte ihre Ausdifferenzierung in verschiedene Strömungen: Von Kommunisten über Syndikalisten bis hin zu Anarchisten, die in den „grupos de afinidad" so etwas wie eine Pressure-group hatten. Diese achteten auf einen „richtigen" anarchistischen Kurs innerhalb der Gewerkschaften, beanspruchten aber auch das Recht, selbständig aktiv zu werden, z. B. durch Attentate. Ihnen gilt die besondere Aufmerksamkeit des Autors. Schließlich ist das Bild der CNT ganz wesentlich von ihnen geprägt.

Zwar wurde die CNT am Ende der Monarchie von „gemäßigten" Anarchosyndikalisten geführt, doch bald geriet sie in die Hände der radikalen Anarchisten, die die Opposition der „treintistas" (der „Dreißiger", benannt nach einem von dreißig Gewerkschaftern unterzeichneten fraktionellen Aufruf) wie auch die der Kommunisten (die in Katalonien nicht nach Moskau orientiert waren und sich später als POUM konstituierten) mit Ausschlüssen beantworteten. Ausführlich geht Ealham den Gründen für diese Entwicklung nach, zeigt, wie die Republik eben in breiten Schichten bald Enttäuschung hervorrief, da sie z. B. weder die Arbeitslosigkeit senken noch das horrende Wohnungsproblem lösen konnte. Auf soziale Forderungen wurde sehr schnell mit Repression geantwortet. Der neue „Diskurs" der republikanischen Ordnung ähnelte, wie er an vielen Beispielen illustriert, stark dem der Monarchie. Nur die Institutionen der Repression wurden umbenannt. Die Antwort der CNT unter dem Einfluß der „grupistas", deren berühmtester Wortführer Buenaventura Durruti war, bestand in einer zunehmenden Tendenz zu Aufständen und zu anderen bewaffneten Aktionen. Dabei wurde die Schranke der „bürgerlichen Legalität" im weitesten Sinne durchbrochen. „Eigentumsdelikte" gegen die Besitzenden waren nicht mehr nur ein von den Anarchisten gerechtfertigtes Mittel, um das Überleben der Menschen am Rande der Gesellschaft zu ermöglichen. Für einige Jahre waren sie auch ein Weg, um die Gewerkschaften zu finanzieren.

Folgerichtig standen sich die Anarchisten und die katalanisch-nationalistischen Kräfte, die die von der Republik 1931/32 geschaffenen Autonomieinstitutionen in Katalonien beherrschten, in totaler Konfrontation gegenüber. Als 1934 die konservative Rechte die Macht im Land übernahm und sich dagegen eine breite Bewegung entwickelte, standen die Anarchisten in Katalonien Gewehr bei Fuß, da es ja nur um einen „innerbürgerlichen" Konflikt ginge. Die Passivität fiel um so leichter, als die vielen abenteuerlichen Aktionen, Aufstände usw. die Gewerkschaften in eine tiefe, durch die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise verstärkte Krise mit einem großen Mitgliederschwund gestürzt hatten. Dabei kam es weder zu einer Reflexion über die verfolgte Strategie und noch weniger zu irgendeiner Art von Rechenschaftslegung über die Rückschläge.

Stillschweigend verhielt man sich bei den Wahlen im Februar 1936 anders. Das Bündnis der „linken Politiker" in der Volksfront gewann die Mehrheit dank zahlreicher Stimmen aus dem Einflußbereich der CNT. Nicht zuletzt aber leistete die anarchistische Bewegung im Juli 1936 einen entscheidenden Beitrag zur Niederschlagung des Militärputsches in der Stadt. Sie hatte nicht auf die Respektierung der Legalität vertraut, wie das die Republikaner gefordert hatten. Ihre Mitglieder setzten eine umfassende soziale Revolution in Gang, die sich in den Kollektivierungen und in der Bildung von Arbeitermilizen ausdrückte. Doch darüber hinaus wußte die CNT nichts mit der neuen Situation anzufangen; aus Gründen der „antifaschistischen Einheit" ließ sie die Institutionen des Staates unangetastet. Die katalanischen Nationalisten, die durch die von den Kommunisten neugebildete PSUC (Partit Socialista Unificat de Catalunya – Sozialistische Einheitspartei Kataloniens) verstärkt wurden, sollten dann die Macht der CNT im Mai 1937 nach blutigen Barrikadenkämpfen beenden.

Ealhams innovatives Buch läßt ein ganz anderes Bild der sozialen Auseinandersetzungen erkennen, als wie es oft von der wohlmeinenden Historiographie Kataloniens mit einer „progressistischen", von Sympathien für den katalanischen Nationalismus beeinflußten Einstellung gezeichnet wurde. Auf seine Weise repräsentierte der linke Katalanismus – dessen dominierende Partei sich ja Esquerra Republicana (Republikanische Linke) nannte – ebenfalls das „Eigentum" gegen die „dispossessed". Auch in seinen Reihen war sehr schnell nach der Proklamation der Republik im Jahre 1931 die Kontrolle über die „gefährlichen Klassen" zur Hauptbesorgnis geworden, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Das machte sich bei vielen Planungsvorhaben bemerkbar, wenn es etwa darum ging, die gewachsenen Milieus in den „barrios" der Stadt, in denen sich über die Jahre hinweg Widerstandsstrukturen entwickelt hatten, in den „Griff zu bekommen". Exemplarisch dafür ist Ealhams Analyse des berühmten, von Corbusier beeinflußten „Macià-Plans" von 1933/34, nach dem die gesamte Stadt umgestaltet werden sollte (S. 81 f.).

Die Gründe für die bedeutende Entwicklung des Anarchismus in Barcelona legt Ealham überzeugend dar, indem er den Blick auf die Milieus, in denen er verwurzelt war und aus denen er seine Kraft zog, lenkt. Er macht dies, ohne in die

heroische Mythologie zu verfallen, die oft das von seinen Bewunderern gezeichnete Bild prägt. Auf jeden Fall hat Ealham einen unverzichtbaren Beitrag zum Verständnis seiner Geschichte wie auch zum Scheitern der Zweiten Republik vorgelegt.

1 *Hinweise darauf wird die demnächst erscheinende Arbeit von Angel Smith, „Anarchism, Revolution and Reaction. Catalan Labor and the Crisis of the Spanish State, 1898–1923", enthalten.*

Reiner Tosstorff, Mainz

HAUBRICH, Walter: **Spaniens schwieriger Weg in die Freiheit. Von der Diktatur zur Demokratie. Bd. 4: 1979–1981.** – Berlin: Edition tranvía, Verlag Walter Frey 2005. 331 S.

Der Verlag „Edition tranvía" versammelt in einer auf fünf Bände prospektierten Reihe unter dem Titel „Spaniens schwieriger Weg zur Demokratie" in chronologischer Reihenfolge die Artikel des langjährigen Spanienkorrespondenten der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" Walter Haubrich aus den Jahren 1973 und 1982. Der vorliegende vierte Band umfaßt die Zeit von April 1979 bis Februar 1981, d. h. die Zeit von den ersten freien Kommunalwahlen in Spanien bis zum sogenannten Tejero-Putsch am 23. Februar 1981. Dem Band ist ein einführendes Vorwort des Autors vorangestellt.

Diese Phase der „transición" wurde durch eine Reihe von innen- und außenpolitischen Faktoren geprägt, die den Konstituierungsprozeß einer demokratischen Verfassung erschwerten. Die erste spanische Regierung hatte in der vorliegenden Legislaturperiode sowohl mit den erstarkenden regionalistischen Bewegungen vorrangig im Baskenland und Katalonien umzugehen, deren Bestrebungen mit einem Volksentscheid über ein Autonomiestatut im Oktober 1979 Rechnung getragen wurde, als auch mit den Attentaten von linken und franquistischen Gruppen sowie reaktionären militärischen Kreisen, die im Februar 1981 unter Führung von Oberstleutnant Antonio Tejero gegen die Regierung putschten. Bereits in den Jahren zuvor hatten sich beim spanischen Militär antidemokratische Tendenzen abgezeichnet, die, wie es die Berichterstattung in jenen Jahren beweist, auch von der Öffentlichkeit wahrgenommen wurden. Vor allem die Konflikte im Baskenland mit den beiden separat agierenden ETA-Organisationen – ETA *(militar)* und ETA *(político-militar)* – und den gegen sie gerichteten Aktivitäten der rechtsextremistischen, sich häufig aus ehemaligen Mitgliedern der berüchtigten politischen Polizei und des Geheimdienstes des Franco-Regimes rekrutierenden Gruppen, wie der Antiterror-ETA, nahmen einen breiten Raum in der Berichterstattung der FAZ in jenen Jahren ein. Im Mai 1979 analysierte Haubrich die Gefahrenlage für Spaniens junge Demokratie wie folgt: „Die größte Gefahr droht der spanischen Demokratie von den linksextremistischen baskischen Separatisten. Die ideologisch konfuse und schlecht organisierte Terorgruppe Grapo müßte bei einem konzentriert gegen sie gerichteten Polizeieinsatz ziemlich schnell verschwinden. Die gewalttätigen Rechtsradikalen, auf deren Konto auch einige Morde gehen, sind polizeibekannt und würden bei Ausbleiben des linksextremistischen Terrors noch mehr isoliert werden" (S. 51).

In diese Zeit fällt zudem die innerspanische Debatte um einen Beitritt zur NATO (1979/80), die auch explizit das deutsch-spanische Verhältnis jener Zeit beeinflußte. Weitere außenpolitische Themen, die in den Zeitraum hineinspielen, sind der Überfall auf die spanische Botschaft in Guatemala (1980) und die Sahara-Krise (1979).

Walter Haubrich berichtete seit 1969 als fester Spanienkorrespondent vorwiegend aus Madrid für die FAZ, nachdem er mehrere Jahre als Lektor für deutsche Sprache und Literatur an den Universitäten von Santiago de Compostela und Valladolid gearbeitet hatte. Seine tiefgründigen und faktenreichen Berichte liefern einen wichtigen Grundstein zum Verständnis der neueren spanischen Geschichte und der Erfahrungen, die auch noch das gegenwärtige politische Geschehen und das Handeln der Akteure prägen. Problematisch hingegen sind die Berichte über die regionalistischen Bestrebungen und den Putsch einzuschätzen. Eine historisch-politische Bewertung des Autonomiestatutes wie die des Tejero-Putsches fehlt – letzterer ließe sich in eine Putschtradition des spanischen Militärs einordnen. Des weiteren vermißt der Rezensent editorische Anmerkungen sowie ein Namens- und Sachwortregister, das die Arbeit mit den Texten deutlich erleichtern würde.

Maurice Schuhmann, Berlin

Sowjetjugend 1917–1941. Generation zwischen Revolution und Resignation. Hrsg. von Corinna KUHR-KOROLEV, Stefan PLAGGENBORG und Monica WELLMANN. – Essen: Klartext Verlag 2001. 310 S.

Der Jugend gewidmet, beschäftigt sich der vorliegende Band mit einer eher selten und wenig erforschten sozialen Gruppe der Sowjetunion. Die hier versammelten Beiträge sind innerhalb des gemeinsam von den Universitäten Basel und Marburg betriebenen Forschungsprojektes „Jugend und Gewalt in Sowjetrußland 1917 bis 1932" entstanden. Anläßlich einer 1999 in diesem Zusammenhang in Marburg durchgeführten Konferenz, die den Zeitrahmen bis 1941 ausdehnte, sind die hier in überarbeiteter Form vorliegenden Aufsätze als Referate gehalten worden.

Die Herausgeber gehen in ihren jeweiligen rahmensetzenden Beiträgen davon aus, daß „Jugend [...] keine historisch unveränderliche Kategorie, sondern ein gesellschaftliches und kulturelles Konstrukt", „eine flüchtige Etappe", „wandelbar und vergänglich" sei. Eine Kategorie, die „von sozialen, politischen und biologischen Kriterien" abhänge und „immer wieder neu bestimmt" werden müsse (Corinna Kuhr-Korolev, S. 9). Hier wird schon eine grundlegende (Fehl-)Deutung sichtbar: Einen Untersuchungsgegenstand, der sich innerhalb eines relativ kurzen, klar abgrenzbaren Zeitraumes von gut 20 Jahren bewegt, nicht klar eingrenzen zu wollen oder können, hat weniger mit Konstruktionen welcher Art auch immer, denn mit „kulturalistisch" daherkommenden ideologischen Voreingenommenheiten zu tun. Noch deutlicher wird diese Schlagseite, die von mehreren Autoren ebenfalls bedient wird, wenn etwa behauptet wird, daß es sich im Falle der Sowjetunion in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen um eine Gesellschaft handele, „in der jegliche Sicherheiten verloren gegangen sind" (ebd.) – eine Behauptung, die weder im Vergleich zum Zarenreich noch in ihrer, die zwanziger und dreißiger Jahre nicht ausdifferenzierenden Absolutheit aufrechtzuerhalten ist. Im Schlußbeitrag Stefan Plaggenborgs (Marburg) wird diese Einseitigkeit dann noch in den Bereich der offenen Ideologieproduktion vorangetrieben, indem er nicht nur unterstellt, daß „wieder einmal [sic!]" zu erkennen sei, „daß sich die Bolschewiki und die in ihrem Umkreis tätigen Kulturdesigner [sic!] zuerst die Sprache untertan machten", sondern darüber hinaus behauptet, daß sie „Jugend" neu erfunden hätten, weshalb „jede Jugendforschung mit dem Jugenddiskurs" beginnen müsse: „Die vom Regime und ihm nahestehenden Kulturschaffenden und Wissenschaftlern produzierten Vorstellungen über Jugend erhielten normative Kraft als Gesellschaftsentwürfe und ließen konkurrierende Konzeptionen nicht zu. Wenngleich die Vorstellungen über Jugend keineswegs einheitlich waren, so lag in der Erfindung der Jugend doch auch die Definitionsmacht der Herrschenden über gesellschaftliche Verhältnisse begründet" (S. 289).

Es mag banal klingen, aber das erste, was sich die Bolschewiki unterworfen haben und woran sie auch im wesentlichen überhaupt interessiert waren, war in einem mehrjährigen Bürgerkrieg, in dem von „Kulturdesignern" wenig zu sehen war, die politische Macht, die später mit unterschiedlichen Strategien von oben nach unten auch gesamtgesellschaftlich durchgesetzt wurde. Auch wirtschaftliche Macht und damit verbundene Abhängigkeitsverhältnisse spielten eine wesentliche Rolle, nicht jedoch ein Diskurs über Jugend. Ein solcher hätte in einem laut Plaggenborg totalitären Staat sowieso nicht stattfinden können. Und daß die Bolschewiki, wie im übrigen alle Regierenden, Erwartungen an „ihre" Jugend formulieren, diese also zu einer „Projektionsfläche machten, die bestenfalls nachrangig jugendspezifische Verhältnisse" widerspiegelte, ist ihnen ernsthaft nicht vorzuwerfen. Jedenfalls folgt daraus kaum, daß die Sowjetjugend „im Gespräch über diese Projektionen" entstand, somit eine reine Chimäre war, „dessen Merkmal darin bestand, daß Bezeichnetes und Bezeichnendes nicht zur Deckung kamen" (ebd.). Zudem haben die „keineswegs einheitlichen" Vorstellungen über Jugend, Bildung, Erziehung, Moral, die in der Partei existierten, sehr wohl zu zahlreichen konkurrierenden Konzeptionen mit den entsprechenden politischen Machtkämpfen geführt.

Intellektuelle Verwirrung und mangelnde Kenntnisse charakterisieren auch Aussagen Plaggenborgs in anderen Zusammenhängen. Es ist zwar zweifellos zutreffend, wenn er feststellt, daß das Problem der *besprizornye*, der verwahrlosten Kinder und Jugendlichen, dramatische Ausmaße angenommen hatte. Er leitet daraus die sich für ihn stellende Frage nach dem Versagen des Sowjetstaates ab: „Welcher Staat im damaligen

Europa wies ein solch hohes Maß an Jugendverwahrlosung, -kriminalität und -bandentum auf wie Sowjetrußland?" Angesichts der enormen Rückständigkeit des Landes, die weite Teile der heutigen Russischen Föderation immer noch im Griff hat, ist es doch aber sehr zweifelhaft, daß dies die angemessen zu stellende Frage ist. Vielmehr wäre der Vergleich mit einem Land in vergleichbarer Situation – der beginnenden Industrialisierung – angemessen. Blickt man beispielsweise vor diesem Hintergrund nach England, so fallen die entsprechenden Parallelen, ein Blick in einschlägige Romane Charles Dickens' oder die Arbeiten E. P. Thompsons hätten ausgereicht, sofort ins Auge. Ein Blick auf die Verhältnisse der USA in den zwanziger und dreißiger Jahre hätte ebenfalls eine relativierende Wirkung gehabt, waren doch diese Erscheinungen auch dort massenhaft an der Tagesordnung.

Glücklicherweise sind die „weißen Flecken" Plaggenborgs nicht typisch für die allermeisten Beiträge dieses Sammelbandes. Heiko Haumann (Zürich) führt inhaltlich in das Thema Jugend und Gewalt mit einem lesenswerten und in viele Richtungen weisenden Beitrag ein, der nicht nur zum Nachdenken anregt, sondern auch als Anregung für weitere Forschungsarbeiten gelesen werden kann. Aufgesetzt wirkt lediglich die theoretische Rahmung, die der Verfasser mit dem „Lebenswelt-Konzept" gewählt hat, folgt daraus doch nichts weiter. Gleiches gilt für den Diskursbegriff Foucaults (vgl. S. 39). Ebenfalls mit dem Verhältnis der sowjetischen Jugend zur Gewalt befassen sich die Beiträge von Gábor Rittersporn (Paris und Berlin), Sergej Žuravlev (Moskau) und Anne Gorsuch (Vancouver). Mit dem jugendlichen Selbstmord setzen sich zwei Autorinnen auseinander. Monica Wellmann (Basel) stellt Gründe für den Freitod junger Moskauer vor, wie sie in deren Abschiedsbriefen zu finden waren. Allerdings ist auch hier die „lebensweltliche" Kontextualisierung nur behauptet. Bezugspunkt „zum methodischen Konzept der ‚Lebenswelt'" stellt für die Autorin ein vierseitiger, von Heiko Haumann und Martin Schaffner in den „Mitteilungen der Universität Basel" publizierter Artikel dar! Die einschlägigen Arbeiten von Alfred Schütz, Thomas Luckmann oder Peter Berger finden sich nicht einmal dem Namen nach, geschweige denn in irgendeiner ernstzunehmenden Reflexion über Voraussetzungen und Konsequenzen dieses Ansatzes. Von einer „vernetzende(n) Darstellung, in der einerseits die individuellen Denk- und Verhaltensweisen Moskauer Jugendlicher und andererseits die Systemeinflüsse auf die Lebenswelt Jugendlicher berücksichtigt werden", kann also nur sehr eingeschränkt die Rede sein. Auf der Grundlage geheimer Berichte insbesondere der Politischen Verwaltung der Roten Armee (PUR) untersucht Vera Spiertz (Marburg) anschließend den Umgang bzw. die Wahrnehmung von Selbstmorden junger Rotarmisten in den für sie verantwortlichen Behörden sowie seitens ihrer Kameraden. Für beide Beiträge ist leider bezeichnend, daß die heuristischen Ansätze die Émile Durkheim in seiner Abhandlung über den Selbstmord entwikkelt hat, kaum zur Anwendung gebracht werden, was nur zum Teil mit einer schlechten Datenlage zu erklären ist.

Mit der Jugend in jeweils einer bestimmten Region der Sowjetunion befassen sich die folgenden drei Aufsätze. Viktor Isaev (Novosibirsk) behandelt das Verhältnis von Militarisierung und jugendlichem Radikalismus bis zum Beginn der dreißiger Jahre in Sibirien und Aleksandr Rožkov (Krasnodar) betrachtet die Jugend im Kuban-Gebiet der zwanziger Jahre, die er im Spannungsfeld zwischen Tradition und Modernisierung verortet sieht. Daniela Tschudi (Basel) schließlich befaßt sich mit der Strafakte des 22jährigen Milizionärs Roman Murin aus dem Gouvernement Smolensk, der im Jahre 1919 wegen ungerechtfertigter Gewaltausübung „zu Erschießen bedingt" verurteilt wurde: „Das bedeutete, daß das Urteil erst vollstreckt werden sollte, wenn er sich im folgenden Jahr etwas zu Schulden kommen ließe" (S. 192). Auch hier erschöpft sich die theoretische Arbeit mit dem „Lebenswelt"-Konzept in einem Verweis auf Haumann. Entsprechend hemdsärmelig kommt die Rekonstruktion der „Lebenswelt" Murins daher. Die gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der Staatsmacht, Murin und seinen Milizionärskollegen auf der einen Seite, und seinen Gegenspielern, Mitgliedern einer Landwirtschaftskommune auf der anderen Seite, entbrannten um illegalen Waffenbesitz sowie der Herstellung von selbstgebranntem Schnaps. Beide Seiten übten Gewalt aus, Murin zog dabei den kürzeren und wurde – so scheint es – Bauernopfer der gerade einsetzenden „Kampagne gegen schlechte Arbeit von Milizionären" (S. 187). Nach Ansicht der Autorin traten die Opponenten „in

einen Verhandlungsprozeß darüber ein, welche Vorstellungen von Herrschaftsausübung gelten sollten", der durch das Revolutionstribunal entschieden wurde (ebd.). Diese Interpretation ist wenig überzeugend, da beide Seiten Kommunisten waren und den „Wertehorizont", der sich aus undemokratischen, auf Gewalt gestützten Vorstellungen speiste, im wesentlichen teilten. Von Verhandlungen im Falle gewalttätiger Auseinandersetzungen zu sprechen, mutet zudem etwas eigenartig an.

Abgerundet wird der Sammelband durch Aufsätze von Isabel Tirado (Wayne, New Jersey) über das Verhältnis des Komsomol zur strahlenden sozialistischen Zukunft sowie von der Mitherausgeberin Corinna Kuhr-Korolev (Marburg) über Sexualverhalten und -moral in den zwanziger Jahren. Michail Škarovskij (St. Petersburg) schließlich steuert einen Beitrag über die orthodoxe Kirchenjugend in den zwanziger und dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bei, in dem er ein deutlich überzeichnetes Bild der Unterstützung der orthodoxen Kirche von seiten der Jugendlichen zeichnet. Dieser Umstand ist jedoch weniger bemerkenswert als die Anmerkung, die die Herausgeber seinem Artikel voranstellen: „Die in diesem Beitrag geäußerten Ansichten können von den Herausgebern nicht in jedem Fall geteilt werden" (S. 233). Das bedeutet erstens im Umkehrschluß, daß sie die Ansichten, die in allen anderen Aufsätzen präsentiert werden, teilen, da nirgendwo sonst sich eine solche Warnung an den Leser findet, und zweitens bleibt unklar, welche Ansichten geteilt werden und welche aus welchen Gründen auch immer nicht. Ein Schelm, wer hier an sowjetische Methoden denkt.

Wenngleich die Qualität der in diesem Buch zusammengefaßten Beiträge stark voneinander abweichend und die intellektuelle Durchdringung des Themas nicht immer gelungen ist, so kann die Lektüre dennoch sehr empfohlen werden, weil nicht nur deutlich wird, wie facettenreich die Beschäftigung mit der sowjetischen Jugend zwischen den Weltkriegen sein kann, sondern auch wie schwierig es ist, die richtigen Fragen zu stellen und heuristisch wertvolle Zugänge zu finden.

Ralf Zwengel, Fulda

KANG-BOHR, Youngok: **Stalinismus in der ländlichen Provinz. Das Gebiet Voronež 1934 bis 1941.** – Essen: Klartext Verlag 2006. 301 S.

Dem Buch der Autorin liegt ihre von Bernd Bonwetsch und Hans-Hennig Schröder begutachtete Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie an der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum zugrunde. Kang-Bohrs Studie gehört zu den ersten archivgestützten Untersuchungen über die Vorbereitung und Durchführung des Großen Terrors in der Provinz und folgt der von Marc Junge und Rolf Binner verfolgten Zielstellung, zu zeigen, „wie der Terror groß" wurde.

Vergleichbare umfangreiche Regionalstudien aus der Feder russischer Historiker und ihren Kollegen aus den Nachfolgestaaten der GUS liegen bislang nicht vor; in Deutschland sind nur einige wenige Artikel zum Thema erschienen. Dennoch sind gerade diese Neuland beschreitenden und erschließenden Publikationen ein Zeichen dafür, daß die von den Herausgebern der jüngsten, sieben Bände umfassenden Edition „Zur Geschichte des Stalinschen Gulag" angeregten und angemahnten Forschungen längst begonnen haben.

In Anbetracht der heute immer wieder mit dem Anspruch einer Gesamtgeschichte bzw. Gesamtdarstellung des Terrors oder des Besserungsarbeitslagersystems in der Sowjetunion daherkommenden Veröffentlichungen französischer oder anglo-amerikanischer Autoren ist die Präsentation und Kommentierung des empirischen und gerade von letzteren bisher nicht zur Kenntnis genommenen Archivmaterials kaum zu überschätzen.

Ausgangspunkt und Ausgangsthese der Verfasserin ist die Existenz einer Gegenkultur auf dem Lande (S. 10). Als deren Träger traten kriminalisierte Vertreter der Randgruppen in Erscheinung. An diese Feststellung schließt sich die folgerichtige Frage nach der Reaktion, oder konkreter, nach dem Verhalten der Führungskräfte auf lokaler Ebene (S. 11) zu dieser Gegenkultur an. Die von Kang-Bohr im weiteren ausgeführte Antwort läuft darauf hinaus, daß die Peripherie keine willenlose Marionette des Zentrums (S. 12) war, sie vielmehr den von oben vorgegebenen Terror wesentlich mitgetragen habe (S. 13) und folglich nicht nur unter dem Aspekt der Opferrolle gesehen werden könne.

Inwieweit der Terror ob dieser Aktivität von unten spezifische Züge annahm, den Großen Terror prägte, ist am Beispiel weiterer Regionen zu untersuchen. Die bisher vorliegenden Forschungen sind lückenhaft und stellen noch ein Desiderat dar, faßt Kang-Bohr zusammen (S. 18).

Die übersichtlich strukturierte und – was hervorzuheben ist – bis auf einige ungenaue Übersetzungen der im NKVD und in der Partei verbreiteten Termini technici gut lesbare Studie beginnt mit der Analyse der auf die Ermordung des Leningrader Parteichefs Kirov folgenden Ereignisse im Voronežer Gebiet. 1934 und 1935 wurde die Entlarvung (von Ausrottung war noch nicht die Rede) von Funktionären noch halbherzig betrieben, wobei politische Anschuldigungen noch die Ausnahme darstellten (S. 36). Auch die örtliche Presse legte keine Initiative an den Tag und beließ es beim Nachdruck von Artikeln aus zentralen Moskauer Zeitungen. Die Stimmung in der Bevölkerung beschreibt die Verfasserin als parteifeindlich und von allgemeiner Unzufriedenheit geprägt (S. 39).

In Moskau rief die unlustige und zögerliche Haltung der Funktionäre in den Rayons Unmut hervor und mündete in verstärktem Druck auf die Basis, worauf letztere Anfang 1936 mit Übertreibung und Übereifer reagierte (S. 49). Die Verhaltensweisen der Parteimitglieder waren von Opportunismus und Pragmatismus geprägt (S. 90). Beispiele für Eigeninitiativen oder Versuche, die Situation zu nutzen, um sich unliebsamer Konkurrenten zu entledigen, führt die Verfasserin nicht an. Obwohl sie Oleg Chlevnjuks Polemik gegen die Zuordnung des Materials entlang der Diskussionslinie Totalitaristen versus Revisionisten kennt und akzeptiert, fällt sie von Fall zu Fall hinter die eigene Positionsbestimmung zurück und greift im Zuge der Präsentation der Ergebnisse ihrer Recherchen auf obige Diskussionslinien zurück. Hierzu gehört z. B. Arch Gettys Versuch, die allgemein angenommene Vorstellung von einer Kontinuität der Repressionspolitik (von oben) in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre aufzubrechen (S. 45). Im sechsten Kapitel, das die große Säuberung im Gebiet Voronež zum Inhalt hat, heißt es einleitend, daß die Verfasserin sich dem von Getty und anderen im Unterschied zu Chlevnjuk vertretenen Denkansatz anschließe, der davon ausgehe, „daß der Terror keineswegs eine durchgeplante Aktion war und daß der Staat nicht in der Lage war, diese Maßnahmen unter Kontrolle zu halten, da lokale Führungskräfte vielfach eigenmächtig und willkürlich damit umgingen" (S. 127).

Nur auf den ersten Blick sah es so aus, schreibt Kang-Bohr, als ob die zentrale Parteiführung alles unter Kontrolle hatte (S. 52), denn immer wieder mußten die übereifrigen Kreissekretäre von der übergeordneten Bezirksleitung und diese wiederum vom ZK der Unionsparteien zur Ordnung gerufen werden. Die den von Moskau vorgegebenen Feindbildern entsprechenden Kategorien wurden vor Ort im weitesten Sinne ausgelegt.

Doch mit Eigeninitiative hatte das eigentlich wenig zu tun, eher spiegelte dies Unsicherheit und den Versuch, keinen Feind zu übersehen und damit selbst verdächtigt zu werden, wider. Während der drei Moskauer Schauprozesse folgten die lokalen Funktionäre blind der aktuellen Parteilinie (S. 67). Daß sie dabei lokal gefärbte Anschuldigungen nicht von A bis Z erfinden mußten, sondern über genügend Material verfügten, das dem jeweiligen Szenario zugeschrieben werden konnte, ist nicht erst seit Gettys Belegungsversuchen (S. 67) hinlänglich bekannt. Es wäre interessant zu erfahren, wie der Feindkatalog, der von der Autorin immer als gegeben vorausgesetzt wird, eigentlich entstanden ist und wie sich die Aktivitäten von unten auf seine ständige Aktualisierung auswirkten. Die wenigen Informationen hierzu, die in den Staatlichen Archiven vorhanden waren, hat Kang-Bohr ausgewertet, Zugang zu dem für die Forschung gesperrten NKVD-Archiv hatte sie nicht (S. 253).

Ferner stellt sich die Frage, ob die anhaltende Terrorwelle, die sich zunehmend auch gegen Parteimitglieder richtete, eine Schwächung oder Stärkung der Parteiorganisation in den ländlichen Gebieten zur Folge hatte. Die bei staatlichen und Parteieinrichtungen eingehenden Eingaben und Beschwerden aus der Bevölkerung trugen zur Vorbereitung des Großen Terrors bei. Leider hat die Verfasserin darauf verzichtet, das publizierte Stenogramm des Februar-März-Plenums 1937, „des entscheidenden Auslösers für die Repression" (S. 132), unter den sie interessierenden Blickwinkeln auszuwerten. Die Auswertung dieser Plenartagung vor Ort mündete in obligate Lobeshymnen (S. 135).

Es ist kein Zufall, daß die Schauprozesse 1938 abgebrochen und die Aktionen vor Ort in den Jahren des Großen Terrors außergerichtlichen Organen wie den Dreier- bzw. Zweierkommissionen

übertragen wurden. Die inzwischen bekannten operativen Befehle des NKVD zur Steuerung der sogenannten nationalen Operationen gaben neue Kategorien von Volksfeinden vor. Die Limits für die zu Verhaftenden waren vorgegeben und die Assoziation, es handele sich um Gegner der Sowjetmacht, gewollt. „Dabei fielen in erster Linie gewöhnliche Kriminelle und Randgruppen der Repressionspolitik zum Opfer, was allerdings nicht bedeutete, daß die Führungseliten danach von der Verfolgung verschont blieben" (S. 140). In den folgenden Abschnitten und Kapiteln werden die einzelnen Opfergruppen vorgestellt und die im Ergebnis der Archivrecherchen erstellten Statistiken kommentiert.

Im Unterschied zu den für Voronež angegebenen Zahlen und Statistiken hat die Verfasserin die andere Regionen und Opfergruppen betreffenden Angaben nicht immer geprüft bzw. die in den Quellen enthaltenen falschen oder fehlerhaften Zahlenangaben übernommen. Im Akmolinsker Lager für Angehörige der Verräter der Heimat, dessen Geschichte dokumentiert ist, waren bis zur Auflösung dieses Sonderlagers ca. 7000 Frauen inhaftiert. Die im Buch auf Seite 153 genannte Zahl von 200 bis 300 weiblichen Inhaftierten bezieht sich nicht auf die Belegung des Lagers, sondern auf die einer Häftlingsbaracke.

Zusammenfassend spricht die Verfasserin von der Zunahme egoistischer, auf Selbstschutz gerichteter Einstellungen und Verhaltensweisen und der Zunahme von Denunziationen. „So förderten alle Bevölkerungsschichten bewußt oder unbewußt die zentralen Repressionsmaßnahmen durch ihre unfreiwillige oder freiwillige Beteiligung an der repressiven Politik" (S. 178). Das Ergebnis bestand in einer scheinbaren Lösung „sozialer Probleme", in der radikalen Umgestaltung der Sozialstruktur. Die Parteibasis und andere Bevölkerungsschichten, hebt Kang-Bohr im Zusammenhang mit der Einschätzung des Verlaufes der Säuberungskampagne im Rayon Kalac hervor, nutzten diese Maßnahmen zum Teil zugunsten ihrer eigenen Interessen. Es wäre ein Fehler, die Gesellschaft ausschließlich in der Rolle des Opfers zu sehen, in dieser grausamen Zeit „zeichnete sie sich auch durch ihre Kooperationsbereitschaft und Unterstützung der zentralen Linie" aus (S. 257).

Wladislaw Hedeler, Berlin

ERTZ, Simon: **Zwangsarbeit im stalinistischen Lagersystem. Eine Untersuchung der Methoden, Strategien und Ziele ihrer Ausnutzung am Beispiel Norilsk, 1935–1953** (= Zeitgeschichtliche Forschungen, Bd. 31). – Berlin: Verlag Duncker und Humblot 2006. 273 S.

Der quellengesättigten und vorzüglich recherchierten Studie liegt die überarbeitete und erweiterte Magisterarbeit von Simon Ertz zugrunde. Paul Gregorys Anregungen haben dabei durchgehend Beachtung gefunden. In sechs Kapiteln und einem Exkurs zeichnet der Verfasser anhand der im Staatsarchiv der Russischen Föderation in Moskau (GARF) und während eines Studienaufenthaltes an der Hoover Institution eingesehenen Dokumente mehr als nur die Zwangsarbeit in Norilsk nach. Mit der Arbeit sind Maßstäbe für nachfolgende Aktenauswertungen hinsichtlich zielgerichteter und differenzierter Fragestellungen (S. 15 und 20) sowie der dabei anzuwendenden Begrifflichkeit gesetzt.

Einige strittige Thesen und offene Fragen, auf die weiter unten eingegangen wird, hängen ausschließlich mit der „fehlenden Gelegenheit" (S. 26) zusammen, im Informationszentrum der Gebietsverwaltung des Innenministeriums des Krasnojarsker Gebietes zu arbeiten. Die vorgelegte Arbeit belegt ein weiteres Mal, daß jede noch so gründliche Analyse der auf der Ebene der Hauptverwaltung Lager des NKWD/MWD, d. h. des Gulags, entstandenen Akten ohne Zugang zu den „regionalen Aktenbeständen" unbefriedigend bleibt. An anderer Stelle hat der Rezensent auf die Hoffnung der Herausgeber der sieben Bände umfassenden Edition zur „Geschichte des Stalinschen Gulag" hingewiesen, daß ihre Edition regionale Studien nach sich ziehen werde.

An Versuchen hierfür fehlt es bekanntlich nicht. Nur ist das „Entgegenkommen" der zuständigen Stellen, die letztendlich über den Archivzugang bestimmen, von Region zu Region sehr unterschiedlich. Die Archivsituation, die Ertz in der „Einführung" beschreibt, ist dem Rezensenten aus der Arbeit in den Archiven in Karaganda und Novosibirsk vertraut. Auch andere Kollegen berichten in ihren Veröffentlichungen darüber, wie die Administration auf die Bitten um Akteneinsicht reagiert. Simon Ertz hatte kein Glück, vielleicht hatte er zur falschen Zeit am falschen Ort nachgefragt. Schon deshalb ist das

Ergebnis seiner Recherchen über die Verwaltung, die Organisation und das Management der Zwangsarbeit in Norilsk, das auf der Auswertung von Akten aus dem zentralen Apparat basiert, kaum zu unterschätzen.

Wer die Literatur zur Geschichte des Gulags in der UdSSR verfolgt, weiß um den allmählichen Zugewinn an Erkenntnissen über das Besserungsarbeitslagersystem seit der Arbeit von Rolf Stettner und der Überblicksdarstellung von Anne Applebaum. Zu einzelnen Aspekten des Terrors liegen Studien von Marc Junge und Youngok Kang Bohr vor. Für eine generalisierende, die Ergebnisse verallgemeinernde Darstellung ist es noch viel zu früh.

Mit Blick auf die Lebenserwartung der Zeitzeugen stellt sich die Frage nach den realen Perspektiven für regionale, interdisziplinär und in Kooperation mit Wissenschaftlern örtlicher Einrichtungen in Angriff genommene Studien dringender denn je. Das betrifft nicht zuletzt die Auswertung von Erinnerungsberichten ehemaliger Häftlinge, um aus offiziellen Dokumenten und Statistiken gewonnene Angaben zu überprüfen.

Hierfür bietet das Archiv von Memorial Moskau einmaliges Material. Für den „Archipel Gulag" hatte Solschenizyn 227 solcher Aufzeichnungen ausgewertet. Hinweise auf eine vergleichbare Sammlung bzw. Erhebung von Erinnerungsberichten ehemaliger Mitarbeiter der Administration gibt es hingegen nicht. Kaum vorstellbar, daß die Veteranenorganisation des MWD keine Traditionspflege betrieben hat. Mit Blick auf die folgende Fragestellung wären diesbezügliche Erinnerungen höchst aufschlußreich.

So läßt sich das, was Ertz im Hinblick auf die „einheitliche Führung" des Norilsker Lagers anmerkt (S. 56), nicht für die übrigen Gulags verallgemeinern. Allein die Tatsache, daß die zwei für das Haftregime bzw. die politische Arbeit zuständigen Stellvertreter des Lagerkommandanten Moskau direkt unterstanden und damit den „Dualismus zwischen ökonomischer und penitentiärer Aufgabenstellung" (ebd.) hegten und pflegten, ihn beständig und vorsätzlich vertieften, um handlungsfähig sein zu können, läßt sich anhand der Dokumente der örtlichen Lageradministration besser „beweisen" als unter Rückgriff auf die in Moskau entstandenen Materialien. Mal hatte das Haftregime, dann die Planerfüllung größeres Gewicht. Auf jeden Fall läßt sich das mit Blick auf das SIBLag und das KARLag belegen. Die Protokolle der Parteiaktivtagungen sind voller Beispiele für die unterschiedlichsten Lösungen dieses latenten Konfliktes.

Außer Frage steht, was Ertz über die in Band 6 der bereits erwähnten Gulag-Edition aufgenommenen Dokumente über die Häftlingsaufstände und die Bewertung ihrer Motive und Absichten durch die Administration der Sonderlager schreibt. Auch mit Blick auf die Aufstände bzw. Streiks in Vorkuta oder Kengir könnte man fragen, wieso die Herausgeber des sechsten Bandes darauf verzichtet haben, diesbezügliche Kommentare aufzunehmen. Warum der sonst so auf präzise Begrifflichkeit achtende Ertz „Osobye lager'ja" (im Kontext für Gorlag, oder Osoblag Nr. 2) nicht mit Sonderlager sondern mit Speziallager übersetzt, für die es im Russischen den Begriff „speclager'ja" gibt (und die auf dem von der Roten Armee besetzten Gebiet eingerichtet wurden) ist nicht nachvollziehbar.

Es bleibt zu hoffen, daß weitere vergleichbar empirisch fundierte Studien in Arbeit sind. Sollte dies der Fall sein, wäre einer der nächsten möglichen Schritte die Untersuchung der Interaktion zwischen Langzeit- und Kurzzeitarbeitslagern. Die ständige Bereitstellung von Arbeitskräften für das Norilsker Kombinat, von Ertz zu Recht als Besonderheit hervorgehoben, hatte auch eine „Kehrseite". Wie es um die Arbeitsfähigkeit, den Gesundheitszustand und die Mortalität in den für die Bereitstellung zuständigen Lagern aussah, gehört in diesen Kontext.

Klammert man die „Interaktion zwischen den Lagern" nicht aus, treten auch die Praktiken der Lageradministration deutlicher hervor. Im Unterschied zu den häufig sekretierten und in den Behördenarchiven aufbewahrten Akten der für Statistik und Verteilung von Häftlingen zuständigen Abteilung (URO) innerhalb der Verwaltung eines Lagers sind die Akten der Lagergerichte in den Bezirksarchiven einsehbar. In Kenntnis dieser Aktenlage für die Region Novosibirsk neigt der Rezensent im Unterschied zu Simon Ertz dazu, der Argumentation von Galina Ivanova zu folgen (S. 97). Doch auch sie deckt in ihrem jüngst veröffentlichten Buch bekanntlich nicht alle ihr zur Verfügung gestellten Quellen auf.

Gerade weil Ertz Norilsk als Sonderfall innerhalb des Besserungsarbeitslagersystems beschrieben hat, ist er der möglichen Gesamtdarstellung der Lagerwelt in ihrer Verflechtung von

Terrorinstrument und Wirtschaftsgigant nähergekommen.

Wladislaw Hedeler, Berlin

Zwangsarbeit im Europa des 20. Jahrhunderts. Bewältigung und vergleichende Aspekte. Hrsg. von Hans-Christoph SEIDEL und Klaus TENFELDE (= Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen. Schriftenreihe C: Arbeitseinsatz und Zwangsarbeit im Bergbau, Bd. 5). – Essen: Klartext Verlag 2007. 253 S.

Der vorliegende Sammelband enthält zehn Beiträge, die zwei thematischen Schwerpunkten „Bewältigung" (S. 19–130) und „Vergleichende Aspekte" (S. 131–252) zugeordnet sind. Constantin Goschler, Lutz Niethammer, Pavel Polian, Sabine Rutar, Hubert Schneider und Susanne-Sophia Spiliotis kommentieren im Kapitel „Bewältigung" die Auseinandersetzung um die Zwangsarbeiterentschädigung und darauf basierende, mit der Erinnerung an Deportation und Zwangsarbeit verbundene Fragestellungen.

Lutz Niethammers ebenso nüchterner wie ernüchternder Bericht über seine Tätigkeit als Kanzleramtsberater für die Frage der Zwangsarbeiterentschädigung schließt mit einer optimistischen Feststellung: „Mir scheint: Die List der Geschichte und der zivilgesellschaftliche Entwicklungsgrad der zeitgeschichtlichen und der Gedenkkultur in Deutschland sind dabei, das Fehlen einer Wahrheitskommission in freier Initiative zu kompensieren" (S. 38).

In ihrer Einführung zum Band unterstreichen Hans-Christoph Seidel und Klaus Tenfelde die in und mit den aufgenommen Beiträgen angedeutete Richtung zukünftiger Forschungen.

Zwei der vier Beiträge aus dem Kapitel „Vergleichende Aspekte" seien an dieser Stelle besonders hervorgehoben. Jörg Osterloh vergleicht Lebensbedingungen und Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen im „Dritten Reich" und in der UdSSR, Tanja Penter legt einen Bericht über die Zwangsarbeit im Donbaß unter stalinistischer und nationalsozialistischer Herrschaft vor.

Die Autoren der anderen Beiträge wenden sich dem Zwangsarbeitsregime in Deutschland und Japan im Ersten und Zweiten Weltkrieg bzw. der Zwangsarbeit im 20. Jahrhundert zu. Hierzu gibt es kaum Vorarbeiten, heben die Herausgeber hervor, während sie mit Blick auf andere Bereiche „schon seit längerem ein Redundanzproblem" konstatieren (S. 9). Man darf auf den zweiten, von Seidel und Tenfelde angekündigten Band gespannt sein, der den Zwangsarbeitereinsatz in einem klar definierten Bereich, dem Steinkohlebergbau im Deutschen Reich und in den von Deutschland besetzten Gebieten während des Zweiten Weltkrieges, ausleuchtet. Unter diesem Blickwinkel vorgenommene vergleichende Untersuchungen belegen, daß „Zwangsarbeit eine zentrale Dimension der Arbeitserfahrung in zahlreichen Gesellschaften in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war". Der Blick auf das Andere ermöglicht es, die „Besonderheiten des nationalsozialistischen Zwangsarbeitssystems schärfer herauszuarbeiten" (S.11).

Wladislaw Hedeler, Berlin

LEIDE, Henry: **NS-Verbrecher und Staatssicherheit. Die geheime Vergangenheitspolitik der DDR** (= Wissenschaftliche Reihe des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, Bd. 28). – Göttingen: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht 2005. 2., durchgesehene Auflage 2006. 448 S.

Das Image des „antifaschistischen Musterstaates" DDR und die spezielle Rolle des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) – und seiner Vorläufer – bei der Verfolgung von NS-Verbrechen in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR sind Gegenstand der Untersuchung Henry Leides. Sie basiert wesentlich auf personenbezogenen Akten einschlägiger Bestände der Bundesbeauftragten des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR.

Die Strafverfolgung lag von Beginn an mehr in den Händen des Staatssicherheitsdienstes und weniger bei der Justiz und Polizei, Verfolgtenorganisationen oder jüdischen Gemeinden und wurde nach Opportunitätsgesichtspunkten von der SED-Führung diktiert. Dies ergibt die systematische Analyse der bisher „sorgsam verhüllte[n] Kehrseite der DDR-Vergangenheitspolitik".

Die Untersuchung ist in drei Abschnitte gegliedert. Zunächst wird die Rolle des MfS im deutsch-deutschen und internationalen Kontext

behandelt: Die umfassende Recherche nach NS-Verbrechen und NS-Verbrechern hatte nicht nur Strafverfahren und Verurteilungen zur Folge. Wenn es der Staatssicherheit beispielsweise sinnvoll erschien, einen Verbrecher als Informellen Mitarbeiter (IM) zu werben und ihn mit dem Wissen über die Beteiligung an Verbrechen unter Druck zu setzen, wurde auf die Strafverfolgung zunächst oder häufig gar völlig verzichtet. Ein solches Vorgehen unterscheidet die DDR allerdings nicht wesentlich von anderen Ländern, wie der Bundesrepublik, den Vereinigten Staaten von Amerika oder der Sowjetunion. Der Verzicht auf Strafverfolgung wirkte sich auch bei Rechtshilfeersuchen aus – kamen sie vom bundesdeutschen Staat oder von einem anderen Land. So waren z. B. in Frankreich in Abwesenheit verurteilte deutsche NS-Verbrecher angeblich nicht auffindbar.

Die entdeckten – und teilweise enttarnten – NS-Funktionäre mit verbrecherischem Hintergrund konnten leicht unter Druck gesetzt und zur Zusammenarbeit bei der Suche nach ihren früheren Kameraden gezwungen werden. Die Bilanz in der praktischen Arbeit schätzt Leide aber als „eher durchwachsen" ein: „Die meisten angeworbenen I[nformellen] M[itarbeiter] drangen keineswegs in die Beziehungsnetze der vormaligen Eliten des Dritten Reiches ein, sondern dienten als schnöde Berichterstatter aus ihrem Lebensalltag in der DDR."

Die praktizierten Anwerbestrategien paßten zu der verdeckten Integrationspolitik der SED-Führung, die „kleinen Nazis" bei „tätiger Reue" ermöglichte, einen Platz in der Gesellschaft zu erhalten. Damit wurde die eigene Verantwortung verleugnet und nach außen – insbesondere auf die Bundesrepublik – projiziert. Ergänzung erfuhr diese Vergangenheitspolitik durch den Beitrag des MfS bei der Steuerung und Munitionierung von Propagandakampagnen gegen westdeutsche Funktionsträger (Globke, Lübke, Oberländer u. a.).

Alle innen- wie außenpolitisch auf NS-Verbrechen gerichtete Aktivitäten hatten den aktuellen Interessenlagen der DDR zu dienen. Eine Verurteilung blieb jenen in der DDR lebenden Tätern vorbehalten, die aufgrund Tatschwere, Beweislage und Prozeßfähigkeit eine lebenslängliche oder Todesstrafe bekommen konnten. Dieses Verfahren stützte die „These des bedauerlichen Einzeltäters", der es geschickt verstanden hatte, sich zu tarnen. Es wäre zu diskutieren, ob tatsächlich von einer „Doktrin" gesprochen werden könne, „dass öffentlich wahrnehmbare Aktivitäten nur in Frage kamen, wenn man gezielt und mit Erfolgsgarantie zu einer Verurteilung kommen würde".

Die im zweiten Abschnitt erfolgende Beschreibung der Aktivitäten des MfS als „Aktensammler" begann 1945 mit der gezielten Fahndung von KPD/SED nach Unterlagen aus dem „Dritten Reich", um NS-Täter verfolgen, aber auch das Verhalten von Kommunisten unter dem Verfolgungsdruck beurteilen zu können. An der Aktensammlung waren „erprobte Untergrundkader" und Polizeidienststellen ebenso wie die sowjetischen Besatzungsbehörden beteiligt, die allerdings ihre Materialsammlungen in die UdSSR verbrachten. In den folgenden Jahren wurden Archivalien teilweise zurückgegeben. Seit den 1960er Jahren baute das MfS die Bestände systematisch aus und begann mit der ersten Auswertung.

Welche Schlüsse aus der Diagnose der massenhaft angesammelten Archivalien gezogen worden sind, illustriert Leide mit zahlreichen Fallstudien. Die ermittelten Tätergruppen umfaßten Wachleute aus Konzentrationslagern, Angehörige von SS-Einsatzgruppen und V-Leute der Geheimen Staatspolizei und des Sicherheitsdienstes (SD) der SS sowie Ärzte, die an „Euthanasie"-Morden beteiligt gewesen sind.

Zusammenfassend bleibt festzustellen: Die Vergangenheitspolitik der DDR erweist sich letztendlich als „zwiespältig": Einerseits hatte die DDR mit Hilfe der Sicherheits- und Propagandaapparate viele NS-Belastete in der Bundesrepublik angeprangert und erreicht, daß der westdeutsche Staat zur Forcierung der Strafverfolgung von NS-Verbrechen gezwungen werden konnte. Aber andererseits deckte das MfS nicht wenige NS-Verbrecher in der DDR und blockierte die Vergangenheitsaufarbeitung. Leides hartes und etwas einseitiges Urteil könnte aber durchaus relativiert werden. Weder die BRD noch die DDR kann beanspruchen, als Musterland der juristischen Aufarbeitung der NS-Verbrechen angesehen zu werden. Dies illustriert der Autor sogar selbst, wenn er auf einen 1978 in Leipzig hingerichteten mehrfachen Mörder hinweist und auf der gleichen Seite schreibt, daß im Westen NS-Verbrecher mit kurzen Gefängnisstrafen davonkamen.

Der hinter die Fassade des antifaschistischen Musterstaates DDR blickende Band verdeutlicht, daß die Verfolgung von NS-Verbrechen in die deutsch-deutsche Systemkonkurrenz eingebunden war. Eine konsequente Verfolgung hat es weder im Osten noch im Westen gegeben. Die von Leide mit aufklärerischem Duktus und großer Akribie dargestellte Verfolgung wie Nichtverfolgung von NS-Verbrechen in der DDR verdient Anerkennung und Respekt. Das Buch bietet eine Fülle an Informationen und viel Diskussionsstoff. Es enthält ein umfangreiches Abkürzungsverzeichnis und ein Personenregister.

Kurt Schilde, Siegen

OHLERICH, Gregor: **Sozialistische Denkwelten. Modell eines literarischen Feldes der SBZ/DDR 1945 bis 1953** (= Probleme der Dichtung. Studien zur deutschen Literaturgeschichte, Bd. 36). – Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2005. 324 S.

Bereits im Untertitel der Dissertation des Berliner Germanisten Gregor Ohlerich klingt der starke Bezug auf Pierre Bourdieus Theorie des sozialen Raumes an. Und so mag es den Leser immerhin nicht ganz unvorbereitet treffen, daß er sich, bevor er Näheres über die Entwicklung des literarischen Feldes der SBZ bzw. der DDR in den ersten acht Nachkriegsjahren erfährt, auf eine geballte (60 Druckseiten umfassende) Portion Theorie- und Methodendiskussion einlassen darf. Neben Bourdieu bezieht sich Ohlerich vor allem auf Habermas' modernisierungs- sowie auf Luhmanns systemtheoretische Ansätze, wobei es ihm durchweg gelingt, anhand der angestellten methodischen Grundüberlegungen sowohl sein Erkenntnisinteresse mit Blick auf das zu untersuchende Feld offenzulegen als auch die Relevanz der methodischen Anleihen und Bezüge für das Thema (bzw. die vom Autor gewählte Vorgehensweise) konkret aufzuzeigen.

Ohlerichs Überzeugung nach sollte die Nachkriegsliteratur der SBZ bzw. der frühen DDR „nicht mehr primär an einer politisch-ideologischen oder individuell-moralischen Entwicklung gemessen, sondern mit eigenen Funktionsregeln reflektiert werden" (S. 12). Dabei geht es ihm um dreierlei: erstens darum, die Stellung des literarischen Feldes innerhalb der Gesellschaft und dessen sukzessive Entwicklung zu bestimmen, sowie zweitens um die Untersuchung der inneren, von den jeweiligen durch verschiedene Akteure oder Akteursgruppen eingenommene Positionen geprägten relationalen Struktur jenes Feldes, welches er – ganz im bourdieuschen Sinn – als Bereich mit eigenen Funktions- und Transformationsgesetzen verstanden wissen will, und drittens schließlich um die Darstellung und Analyse der Entwicklung „eigener ästhetischer Konzepte [...], die sich anhand der Feldpositionen der Autorinnen und Autoren herausgebildet haben" (S. 13).

Wenn Ohlerich auch grundsätzlich auf der Annahme einer (relativen) Autonomie des literarischen Feldes besteht, weist er doch immer wieder auf die direkten Einflußmöglichkeiten und Einflußnahmen auf die Literatur und deren Produzentinnen und Produzenten vermittels politisch-ideologischer Direktiven hin. Ein solcher Einfluß „war möglich, weil es ein verbindendes Element zwischen dem Feld der Literatur und dem der Politik gab – das Utopische, verstanden als der politisch motivierte Gedanke einer besseren Gesellschaft, der von den Intellektuellen und den Kulturfunktionären gleichermaßen geteilt wurde" (S. 14). So stellt „das Utopische" in Ohlerichs Studie den Dreh- und Angelpunkt der Untersuchung des literarischen Feldes der SBZ/DDR bis 1953 und seiner Transformation dar. Denn wie der Autor zu Recht betont, vermochten die „Ost-Intellektuellen" den Utopiebegriff bzw. den Bezug auf „das Utopische" höchst unterschiedlich zu nutzen – etwa zur Begründung sozialistischer Ansprüche, aber ebenso auch als Ausgangspunkt permanenter Kritik an den realen Verhältnissen – und sich im literarischen Feld dementsprechend zu positionieren.

In der Gesamtschau macht Ohlerich drei feldinterne Polarisierungsphasen zwischen 1945 und 1953 aus. In der ersten (bis 1948 währenden) Phase, deren Ende den Übergang vom kritischen zum sozialistischen Realismus à la Schdanow markierte, kam es dem Autor zufolge im literarischen Feld der SBZ zur Herausbildung eines autonomen (Protagonisten u. a. Gerhart Hauptmann, Ricarda Huch, Peter Huchel, Alfred Kantorowicz, Heinrich Mann, Theodor Plievier, Ernst Wiechert sowie – in einer eigentümlich zwischen den Feldern changierenden Position – Johannes R. Becher) und eines heteronomen Pols

(Protagonisten u. a. Willi Bredel, Eduard Claudius, Bodo Uhse, Erich Weinert, Friedrich Wolf), dessen Vertreter das Modell der „werktätigen Intelligenz" und einer parteilichen, „eingreifenden Literatur" propagierten. Die Dominanz der letztgenannten, sozialistisch geprägten Position bewirkte spätestens 1948 den Ausschluß der bürgerlich-liberal orientierten Intellektuellen – darüber hinaus jedoch auch die Herausbildung eines neuen, „häretischen" Gegenpols, um den herum sich vor allem diejenigen Intellektuellen formierten, die erst zu einem vergleichsweise späten Zeitpunkt aus dem westlichen Exil (Bertolt Brecht, Ernst Bloch, Stephan Hermlin, Anna Seghers) zurückgekehrt waren und die sich in ihrer (tendenziell weniger dogmatischen) Weltsicht von den aus der Sowjetunion kommenden Remigranten unterschieden (S. 203 und S. 297). In expliziter Abgrenzung zur „Orthodoxie" stand der häretische Pol „für eine neue, sozialistische Autonomie der Literatur, die sich über künstlerisch-ästhetische Mittel definierte anstatt über politische Aussagen" – auch wenn dieser neue Ästhetikbegriff keineswegs als apolitisch aufgefaßt wurde (S. 205).

Die zunächst weitgehend problemlose Entwicklung des „häretischen Pols" als eigenständige Position im literarischen Feld, die darauf beruhte, daß von seinen Protagonisten die Dominanz einer realistischen und eingreifenden Literaturkonzeption keineswegs in Frage gestellt wurde, stieß an ihre Grenzen, sobald in den frühen fünfziger Jahren die sich zwischen den „Parteischriftstellern" und den „Häretikern" entwickelnden Differenzen darüber, was unter „sozialistischem Realismus" zu verstehen sei, offen zutage traten. Die dritte Polarisierungsphase, in deren Verlauf sich die Vorherrschaft des politischen Feldes (mit der Durchsetzung der von den SED-Kulturfunktionären propagierten Doktrin des sozialistischen Realismus) gegenüber dem literarischen Feld, dessen „häretische" Akteure sich zudem verstärkt dem „Formalismus"-Vorwurf ausgesetzt sahen, deutlich offenbarte, steuerte mit dem 5. Plenum 1951 auf ihren – unrühmlichen – Höhepunkt zu und fand im Krisenjahr 1953 ihren Abschluß. Das Ergebnis dieser letzten Polarisierungsphase und -erfahrung bewertet Ohlerich folgendermaßen: Die beschriebene Entwicklung habe dazu geführt, „dass ab 1953 die Intelligenz allmählich zu einer überparteilichen Einstellung überging, entgegen der ein Jahr vorher [mit der 2. Parteikonferenz] normativ gewordenen Anbindung an die führende gesellschaftliche Rolle der SED".

Auch wenn die Studie aus der Sicht des Rezensenten in weiten Teilen sehr gut ohne die (z. T. recht basalen) Luhmann-Bezüge und -Paraphrasen ausgekommen wäre, bleibt festzuhalten: Mit seiner – methodisch anspruchsvollen – Arbeit ist es Gregor Ohlerich gelungen, die Funktionsweisen „struktureller Kopplungen" herauszuarbeiten, die – herbeigeführt durch das Medium des Utopischen – zwischen dem literarischen und dem politischen Feld in der SBZ und in der frühen DDR einige Wirkungsmacht entfalteten. Zwar wurde von den Akteuren beider Felder die Leit- und Zielvorstellung geteilt, aktiv am Aufbau einer besseren zukünftigen Welt mitarbeiten zu wollen, bald jedoch prägten sich unter ihnen, nicht zuletzt aufgrund divergierender Rollen- und Selbstverständnisse, unterschiedliche, konkurrierende Realisierungsstrategien „sozialistischer Denkwelten" aus. Indem Ohlerich diese Positionen und Positionierungen in den Blick nimmt, leistet er mit seiner exemplarischen konstruktivistischen Untersuchung einen wichtigen Beitrag zur Analyse der Rolle von Kulturschaffenden und Intellektuellen sowie zu den Höhenflügen und Untiefen – also zum überaus janusgesichtigen Potential – des Utopischen im staatssozialistischen Gesellschaftssystem.

Ulrich Prehn, Hamburg

Unsere Feinde. Konstruktionen des Anderen im Sozialismus. Hrsg. von Silke Satjukow und Rainer Gries. – Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2004. 554 S.

Hier sind sie alle versammelt: die Kriegstreiber und Imperialisten, also die Finanzkapitalisten, Faschisten, Zionisten, Kleinbürger, Kulaken, Rowdys, Popen, Saboteure und Agenten, die Feinde des Volkes und des Sozialismus, noch dazu umfangreich bildhaft dokumentiert. Der alten Gewohnheit aus Kindertagen folgend, lohnt es sich, erst die zahlreichen Abbildungen zu betrachten. Sie geben schon eine erstaunliche Einsicht in die Feindbildproduktion der sozialistischen Propaganda. Und dann finden wir in 26 Beiträgen ein Kompendium der Feinde des

Sozialismus. Historisch setzen sich die Autoren überwiegend mit Phänomenen bis zum Ende der fünfziger Jahre auseinander, bewegen sich also in der Hochzeit der stalinistischen Ideologie, und setzen regionale Schwerpunkte. In ausgewählten osteuropäischen und ostdeutschen Propagandafiguren wird hiermit das Projekt einer Kulturgeschichte der Propaganda im Sozialismus fortgeführt, das mit der Publikation „Sozialistische Helden" eingeleitet wurde.[1]

Dem Band vorangestellt ist eine kluge theoretische Einführung der Herausgeber, die die Konstruktion und Funktion von Feindbildern erklärt, eine Definition und Typologie sozialistischer Feindbilder liefert sowie die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Feindbildpropaganda im Nationalsozialismus und Sozialismus herausarbeitet. Die folgenden elf Beiträge befassen sich mit Feindbildern in der DDR: mit dem Feindbild Bundesrepublik (Monika Gibas), dem Wechselspiel von kommunistischem Selbst- und Feindbild (Thomas Haury), dem Doppelcharakter des Feindbilds Faschismus (Christoph Classen), den Feindbildern in der Nachkriegszeit (Christian Lotz und Katja Neumann), der (Re-)Konstruktion des inneren Feindes (Alexei Tikhomirov), den Kleinbürgerstereotypen (Thomas Ahbe), der Rockmusik und Jugenddelinquenz (Thomas Lindenberger), der Wahrnehmung der Pinochet-Diktatur (Michael Stolle), dem Feindbild der NVA (Christian Th. Müller), dem Wandel des Bildes vom Anderen in der Geschichtswissenschaft (Martin Sabrow) und dem Feindbild im Science-fiction-Film der DDR (Jörg-Uwe Fischer). Dem schließen sich acht Beiträge zu Feindbildern in der Sowjetunion an: das Feindbild Zionismus (Norbert Kapferer), Feindbilder in Darstellungen altrussischer Geschichte (Martin Aust und Frithjof Benjamin Schenk), die Imaginationen des letzten Zaren (Isabelle de Keghel), das Feindbild Kulak (Alexander Heinert), die Feinde der Kolchosordnung (Oxana Stuppo), Feindbilder in Massenliedern (Karsten Brüggemann), die nationale Komponente der Feindbilder im Krieg (Jörg Ganzenmüller) und Feindbilder in den visuellen Medien nach Stalin (Elena Müller). Am Schluß stehen sechs Beiträge zu Feindbildern in der Volksrepublik Polen, in Ungarn und Albanien: Fleisch und Fleischspekulanten in Polen 1944 bis 1989 (Jerzy Kochanowski), Feindbilddiskurse in der polnischen Filmpublizistik zur Zeit des Stalinismus (Piotr Zwierzchowski), anitsemitische Feindbilder in Polen 1968 (Ingo Loose), Ikonoklasten in der polnischen Literatur (Bernd Karwen), Habsburger und Preußen: Wandlungen der Feindbilder in Ungarn und der DDR (Arpád von Klimó) sowie das kommunistische Albanien und seine kapitalistischen und revisionistischen Feinde (Pandeli Pani).

Der Band ist das Ergebnis einer internationalen Tagung, die im September 2003 in Weimar stattfand. In jeder Hinsicht erweitert er unsere Kenntnisse über die Konstruktion und Produktion, über die Propaganda und Konjunkturen der Feindbilder in der stalinistischen Sowjetunion sowie der frühen DDR, punktuell auch in anderen sozialistischen Ländern. Zu seinen Stärken gehört der vielfach erbrachte Beweis von historischen Kontinuitäten sowie der komparative Ansatz. Über die Erosion, Dekonstruktion oder die Abwehr dieser Feindbilder in der eigenen Bevölkerung erfahren wir zwangsläufig weniger. Es müßten weitere Quellen erschlossen werden, um die Wirkungsmacht all dieser „Sabogenten und Aboteure", wie wir in Kindertagen immer sagten, erschließen zu können.

1 Siehe IWK, Jg. 39 (2003), H. 4.

Gerd Dietrich, Berlin

Agit 883. Bewegung, Revolte, Underground in Westberlin 1969–1972. Hrsg. von Rotaprint 25 [Knut Andresen, Markus Mohr und Hartmut Rübner]. – Hamburg und Berlin: Assoziation A 2006. CD, 294 S.

Nach dem eruptiven Aufbruch von „1968" verstetigten sich Impulse der „Revolte" nicht nur in intellektuellen Zirkeln, Organisationen und Institutionen, sondern auch in einem neuartigen Milieu, das sich insbesondere in den Großstädten herausbildete. Dieses zeitgenössisch als „Subkultur" oder „Underground" bezeichnete Geflecht von Individuen, Gruppen, Orten und Medien war besonders dicht gewebt in West-Berlin, wo, wie Dieter Kunzelmann erkannte, ein „Provokantenparadies" entstanden war – insbesondere wegen des durch die Frontstellung zum Kommunismus in besonders reiner und rigider Form konservierten Antimodernismus eines Großteils

der Bevölkerung, der mit dem sich radikalisierenden Nonkonformismus einer wachsenden Zahl junger Westdeutscher und DDR-Übersiedler kollidierte. Das wichtigste Kommunikationsmittel innerhalb der West-Berliner „Gegenkultur" war die Zeitung „Agit 883", die vom Februar 1968 bis Anfang 1972 in 88 Ausgaben von jeweils mehreren tausend Exemplaren erschien und weit über die Frontstadt des Kalten Krieges ausstrahlte, vor allem nach Westdeutschland hinein. Anfangs noch ganz wesentlich auch ein Blatt, das mittels Kleinanzeigen (Wohnungen, Konsum, Kontakte) den Zusammenhalt des Milieus im Alltag stiftete, verengte sich seit dem Sommer 1970 die Perspektive zunehmend auf den politischen Kampf. Begleitet wurde diese Entwicklung durch eine Reduktion des politischen Spektrums; während anfangs zahlreiche Richtungen des in sich vielfältigen Linksradikalismus beteiligt waren, kam es später zum Machtkampf zwischen den Fraktionen. All dies rekonstruiert nun en detail ein vorzüglicher Sammelband, dessen 17 Beiträge die unterschiedlichsten Facetten nicht nur der Inhalte von „Agit 883" analysieren, sondern auch die Westberliner „Scene" und generell Strukturen und Konzepte der „Gegenkultur" in den Blick nehmen. Einen besonders wertvollen Service, den neben antiquarisch Interessierten auch künftige Forscher zu schätzen wissen werden, stellt eine beigelegte CD dar, die alle erschienenen Ausgaben der Zeitung enthält, inklusive Konzeptpapieren, Flugblattbeilagen, Regionalausgaben und obskurer Reanimationen aus den achtziger und neunziger Jahren.

Die Texte, die von den weichen Bindemitteln der Szene, Drogen und Musik (Klaus Weinhauer) über die „Agit-883"-Sexualitätsdiskurse (Massimo Perinelli) bis hin zur zunehmenden Militanz (Hanno Balz) und zur Berichterstattung über „Genossen" im „Knast" (Markus Mohr) das ganze Spektrum der zeit- und milieuspezifischen Themen und Alltagsverhältnisse behandeln, konzentrieren sich auf die Umbruchzeit in den frühen siebziger Jahren, in der sich ein Teil des politisch-kulturellen Protestpotentials milieuhaft verdichtete und gleichzeitig ausdifferenzierte. Stellt man das Untersuchungsobjektiv noch schärfer, auf die eigentliche Hochzeit des Blattes, die erste Jahreshälfte 1970, dann treten die Bestandteile, Tendenzen und Optionen dieser Umbruchs- und Neuformierungssituation noch klarer hervor. „Agit 883" ist auch deshalb „legendär", weil die Zeitung die Offenheit der Situation schon in ihrem Erscheinungsbild, aber auch in der Strukturform – dem Wechsel der Redaktionen und der Redaktionssitze – abbildet. Anfang 1970 war die gegenkulturelle „Scene" groß und vielfältig geworden – ein linksradikaler Pluralismus, der z. T. in Konfrontation umschlug, als die Gründung der KPD/AO, der RAF und die Entstehung großer, aber zunehmend apolitischer Subkulturen von Drogen- und Popmusikkonsumenten einen Zerfalls- und Neuformierungsprozeß offenbarten.

In einem brillanten Einführungsaufsatz umreißen Knud Andresen, Markus Mohr und Hartmut Rübner, diejenigen, die sich hinter dem Herausgeberpseudonym „Rotaprint 25" (der Name der Offsetdruckmaschine, auf der „Agit 883" gefertigt wurde) verbergen, die Rahmenbedingungen und Ausprägungen jener „Suchbewegung", in der Jugendliche „versuchten, den antiautoritären Ansprüchen und der politischen Aufbruchstimmung neue Formen zu geben und sich soziale Freiräume zu schaffen" (S. 9). Wer einen treffenden, vorzüglich informierten und auf dem neuesten Stand der Forschung argumentierenden Abriß zu Struktur, Motivation, Praxis und Bedeutung der Sub- und Gegenkultur sucht, wird hier hervorragend bedient. In zahlreichen Facetten wird dieses zwischen studentischer Politik (Rote Zellen), Stadtteil- und Betriebsarbeit (Basisgruppen) und lebensstilorientierten Subkulturen schillernde Milieu dargestellt und die Rolle von „Agit 883" beschrieben, die anfangs als mediale Klammer des schwer faßbaren Sozialgewebes gedacht war, später selbst Gegenstand von Fraktionskämpfen wurde. Ein besonderes Verdienst dieses grundlegenden Artikels ist es, basiert auf neu erhobenem Quellenmaterial unterschiedlichster Art Daten, Zahlen und Namen zu nennen und damit einen harten sozialgeschichtlichen Rahmen für die nachfolgenden Aufsätze zu liefern, von denen sich einige vielleicht etwas zu sehr darauf beschränken, lediglich die Zeitung selbst auszuwerten. Ein Beispiel für diejenigen Beiträge, die sich auf breiter Quellen- und Literaturbasis auch kritisch mit inhaltlichen Positionen der „Agit-883"-Redaktionen auseinandersetzen, ist Knud Andresens anregender, weil scheuklappenfreier Blick auf den linken Antisemitismus, der, wie an den Texten der Zeitung nachzuvollziehen ist, als „sekundärer Antisemitismus" (S. 166) „durch die Hintertür"

(S. 169) in der linken Szene virulent wurde und sich 1969/70 sogar in Brandanschlägen auf jüdische Einrichtungen materialisierte. Auf Akten der Berliner Staatsanwaltschaft gründet Freia Anders' instruktive Studie zum Verhalten des Staates gegenüber der Zeitung, das repressiv war, aber – anders, als in der Szene oftmals behauptet wurde – auch zumeist in rechtsstaatlich kontrollierten Bahnen verlief und jedenfalls nicht durch „Willkürentscheidungen" (S. 249) geprägt war. Ob die Septemberstreiks von 1969 „fast nur" (S. 171) in „Agit 883" diskutiert wurden, wie Peter Birke meint, wird man möglicherweise bezweifeln können. Doch das große Verdienst seines Aufsatzes besteht darin, zu zeigen, welche Vorstellungen von einer „kämpfenden Klasse" außerhalb des orthodoxen Kommunismus und des Maoismus im Linksradikalismus bestanden, daß ihr revolutionäres Potential nicht allein in der Produktionssphäre verortet wurde, sondern nicht zuletzt im Reproduktionsbereich – also in jenen Sektoren des Alltags wie Wohngebiet, Freundeskreis und Freizeit, in denen sich ein erheblicher Teil des alternativen Lebens abspielte. Welche bedeutende Rolle diese Sphäre, in der sich von der Jugendzentrums- bis zur Umweltbewegung wesentliche politische Auseinandersetzungen der siebziger Jahre abspielten, für das Selbstverständnis des entstehenden alternativen Milieus spielte – auch dies entnimmt man diesem Band.

Damals weit, heute weniger verbreitet ist die Überzeugung der Herausgeber, „dass es richtig ist, sich mit unhaltbar gewordenen Zuständen nicht zu arrangieren" (S. 44). Inwiefern ein solches Bekenntnis mit einem „objektiven" Wissenschaftsverständnis zu vereinbaren ist, ist umstritten. Daß mit „Wertfreiheit" der Anspruch dieses Buches ohnehin nicht zur Deckung zu bringen ist, bedeutet nicht, daß es nicht auch der Wissenschaft etwas zu sagen hätte. Ganz im Gegenteil. Unter dem bescheidenen Label, nicht mehr zu sein als ein „thematisch aufgefächertes Lesebuch" (S. 10), entfalten seine Autoren – unter ihnen manche Nachwuchswissenschaftlerin und mancher Nachwuchswissenschaftler – ein schillernd buntes, sympathetisches, aber zugleich häufig kritisch abwägendes Kompendium zur Sozial- und Kulturgeschichte des Linksradikalismus der frühen siebziger Jahre, das für die künftige Forschung unverzichtbar ist. Das in Deutschland mit Abstand größte lokale Milieu dieser Subkultur über einen mediengeschichtlichen Blickwinkel weit erschlossen zu haben, ist ihr großes Verdienst.

Detlef Siegfried, Kopenhagen

PRECHT, Richard David: **Lenin kam nur bis Lüdenscheid. Meine kleine deutsche Revolution.** – Berlin: Claassen Verlag 2005. 350 S.

Gerne wird zur rückwirkenden Abrechung mit den „68er"-Revolutionären das Gerücht bemüht, die in den Kinderläden, Kommunen oder anderen sich alternativ verstehenden Lebensweisen praktizierte antiautoritäre Erziehung habe nichts weiter als einen Haufen weltfremder Totalversager und Leistungsverweigerer hervorgebracht. Eher selten kommen dagegen diejenigen zu Wort, die die reform- oder revolutionspädagogisch inspirierten Erziehungsexperimente über sich ergehen zu lassen hatten. Einen retrospektiven Einblick in die Bedingungen des Aufwachsens in einer durch den Vietnamkrieg politisierten und sich selbst in der antiautoritären Linken verortenden Familie in der Provinz des Bergischen Landes gibt Richard David Precht in seinem Erinnerungsband „Lenin kam nur bis Lüdenscheid". Dabei schlägt er zeitlich den Bogen von den ersten Anti-Vietnam-Demonstrationen, von denen er, 1964 zu Welt gekommen, sich den Schlachtruf „Ho Chi Minh" aneignete, bis zur langsamen Auflösung der radikalen Linken in der Grünenpartei zu Beginn der achtziger Jahren, die Precht auf dem Höhepunkt der Pubertät miterlebte.

Freilich muß auch ein autobiographischer Rückblick aus erster Hand nicht unbedingt nur Gutes verheißen und der Untertitel „Meine kleine deutsche Revolution" erinnert doch arg an die „kleine deutsche Kulturrevolution", mit der der ehemalige SDS- und KBW-Aktivist Gerd Koenen seine Abrechung mit den Jahren des politischen Aufbegehrens untertitelte. Aber allein auf Grund des suggestiven Titels schon einen weiteren Beitrag zum derzeit so beliebten „68er"-Basching zu vermuten, wäre vielleicht doch etwas voreilig. Denn immerhin handelt es sich bei Prechts Kindheits- und Jugenderinnerungen erklärtermaßen nicht um die bemüht distanzierte Abarbeitung an der eigenen linksradikalen

Vergangenheit, sondern um eine „durchaus liebevolle Rückschau auf ein politisches Elternhaus" und die „Leidenschaften eines vergangenen Jahrhunderts". Man darf also eine eher wohlwollende Lektüre erwarten.

Tatsächlich gelingt es Precht, über weite Strecken auf unterhaltsame und recht charmante Art das Panorama einer an Widersprüchen und Kuriositäten nicht eben armen Epoche nachzuzeichnen. Dabei lebt das Buch zweifellos durch das Bemühen, die Perspektive des damals Heranwachsenden mit all ihren Unstimmigkeiten, Mißverständnissen und naiven Simplifizierungen zu rekonstruieren. Damit entzieht sich der Autor en passant dem gegenwärtig offenbar unwiderstehlichen Zwang, sich rückblickend von sämtlichen Utopien und Projekten der Linken distanzieren zu müssen wie er umgekehrt auch die Klippen einer affirmativen Geschichtsklitterung umschiffen kann.

Daß sich seine Schilderung nicht so recht den üblichen eindimensionalen Bildern der Zeit fügen will, liegt wohl nicht zuletzt auch daran, daß Prechts Familie nur bedingt dem Bild der „prototypischen" Aktivisten der radikalen Linken entsprach, sondern sie eine merkwürdige Existenz zwischen gelebtem Sozialismus, kleinbürgerlichen Konventionen und bildungsbürgerlichen Ambitionen führte. Obwohl überzeugte Kommunisten, waren sie in der Provinz des Bergischen Landes geographisch und politisch weit entfernt von den aktivistischen Subkulturen in den Gravitationszentren in Berlin und Frankfurt a. M., standen den „Chaoten" der K-Gruppen eher befremdet gegenüber und entsprachen als antikonformistische Intellektuelle auch nicht so recht dem Profil der traditionell proletarisch geprägten Linken des Bergischen Landes. Ihr durch reichlich Zeit zum Lesen und Nachdenken entfachtes gesellschaftspolitisches Engagement erstreckte sich vor allem auf die Friedens- und später Antiatombewegung. Die Eltern adoptierten zwei Waisenkinder aus Vietnam und gründeten in Solingen eine der ersten lokalen Arbeitsgruppen von „terre des hommes", deren Aktivitäten bis weit ins bürgerliche Lager hineinreichten und sich mit Precht jun. treffend mit der Formel „Viel guter Wille, wenig Revolution" umschreiben lassen. Zusammen mit der Mitgliedschaft in der DKP reichte dieses Quantum politischer Progressivität allerdings schon aus, um die Familie in ihrem Umfeld als schillernde Außenseiter, wenn nicht Ärgeres erscheinen zu lassen. Insbesondere in der Schule stieß die Erziehungsarbeit im Elternhaus nicht eben auf viel Gegenliebe, zumal das Aufbegehren gegenüber falschen (das hieß in erster Linie: außerfamiliären) Autoritäten zu den erwünschten Primärtugenden des Nachwuchses zählte und der junge Precht in dieser Disziplin zuverlässig zu glänzen vermochte. Gerade die Episoden aus der Schulzeit zeigen deutlich, daß es weniger die Prinzipien und Inhalte einer wie immer auch sich antiautoritär oder linksliberal verstehenden Erziehung waren, die den Betroffenen das Leben schwer mach(t)en, sondern in erster Linie die eher rat- und verständnislosen Reaktionen der Umwelt.

Wenig Zweifel läßt Prechts Erzählung zwar daran, daß die rigorose Verbannung kulturindustrieller Konsumprodukte aus dem Elternhaus den Nachwuchs unter den Gleichaltrigen bisweilen reichlich isolierte und auch mit der Begeisterung für Barden wie Hannes Wader und Franz Josef Degenhardt spätestens zu Beginn der achtziger Jahre kein Blumentopf mehr zu gewinnen war. Doch waren die erzwungene antikapitalistische Askese wie auch die Präferenzen für politisch korrektes sozialistisches Kulturgut immer noch sympathische Kontrapunkte gegen den breiigen Konformismus der entstehenden Konsum- und Eigenheimgesellschaft. Und was sind schon die kategorischen Vorbehalte gegen Coca-Cola und Comics im Vergleich zur brachialen Dumpfheit einer Lehrerin, die dem Grundschüler auf die Feststellung „Der Kennedy ist ein Mörder!" allen Ernstes das dümmlich reaktionäre: „Geh doch nach drüben!" entgegenhielt?

Lesenswert ist die Schilderung immer dort, wo es Precht gelingt, die Perspektive des Kindes einzunehmen und die Vergangenheit mit den Augen des Heranwachsenden zu betrachten, der inmitten des gesellschaftlichen Aufbruchs seine ganz eigenen Schlachten zu schlagen hat. Arg konstruiert wirken allerdings zum Teil die Bemühungen, die Etappen der eigenen Biographie direkt mit den gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen der Zeit und insbesondere den Metamorphosen der bundesdeutschen Linken zu verästeln. Daß dadurch die Rückblenden auf legendäre Fußballspiele munter mit den Erinnerung an den konservativ gestrickten Großvater abwechseln und das Ganze wiederum übergangslos mit den Ereignissen des „Deutschen Herbstes" des Jahres 1977 zusammengerührt wird,

mag durchaus noch der Anstrengung um eine möglichst authentische Annäherung an die Wahrnehmung des damals 12jährigen geschuldet sein. Heraus kommen dabei allerdings so rätselhafte Sätze wie: „Nicht nur Borussia Mönchengladbach und Udo Lattek haben gezeigt, wie man das linke Selbstbewusstsein zerstört, die Terroristen haben ganze Arbeit geleistet." Eher unerfreulich wird die Lektüre dagegen, wenn der erwachsene Precht seine Sicht der Dinge zum Besten gibt. Bei den Versuchen, die Welt des Linksradikalismus rückblickend zu vermessen, bedient er sich dann doch etwas zu reichlich an den Vorgaben des Zeitgeistes. Umstandslos wird hier eine gerade Linie von der Kommune I zur „Stadtguerilla" und dem „unübersichtlichen Gefilz" des „bewaffneten Kampfes" gezogen, in dem ein „sozialistischer Fundamentalismus" regierte, und natürlich provozierte die „Logik der Eskalation" erst „die behauptete Radikalisierung des Staates zu einem Polizeistaat". Diese Einsichten sind ungefähr so bestechend wie die Vorstellungen des Grundschülers, dem zum „Klassenkampf" als erstes die Linealschlachten auf dem Schulhof einfielen.

Sven Steinacker, Solingen

Pas, Niek G.: **Imaazje! De verbeelding van Provo (1965–1967)** [Image! Die Phantasie der Provos 1965–1967]. – Amsterdam: Wereldbibliotheek 2003. 463 S.

In the last third of the twentieth century, the Netherlands – and in particular Amsterdam – became internationally famous as an oasis of permissiveness, tolerance and an open-minded civic culture. That the Netherlands, in earlier decades, had been rather less tolerant in many respects was quickly forgotten – until the sudden appearance of Pim Fortuyn. Any explanation for the (temporary) Dutch cultural Sonderweg will need to address a host of reasons for this turn of events. But one central feature of any serious explanation will be the short-lived phenomenon of the Provos.

The 25 May 1965 pre-publication announcement of a new journal called "Provo" can be regarded as the birthday of this dynamic group though, truth be told, few residents of Amsterdam, much less other locations in the Dutch state, did take notice of this "event". By contrast the official self-dissolution of the Provos on 13 May 1967 at the speakers' corner in Amsterdam's Vondelpark became by all means a major national (and even international) news item. Dozens of journalists from the daily and weekly Dutch press, television and radio were present, with hundreds of curious onlookers contributing to this rather tumultuous final Provo-sponsored happening. What had happened to propel this loosely-coordinated group of young Dutch cultural and political rebels onto the front pages of national dailies and into the television studios within less than two years?

The personal-political itineraries of Provo-activists up to 1965 were as varied and colorful as could be expected from an organisation that saw provocation as its major task. The top layer of activists hailed from all social strata, though all of them were deeply hostile to the stale and sterile official culture of the hitherto rather prim and proper bourgeois Dutch state. The Provos, of course, did not invent all their practices from scratch, and they took much of their initial inspiration from the arsenal of available non-conformist cultural and political traditions, such as libertarian anarchism, Situationism or the emerging drug counterculture. Yet, in putting their syncretism to creative uses, they created an entirely unprecedented way of "doing culture" and "making politics".

Disenchanted with traditional Old Left forms of activism, the Dutch Provos aimed to change society not be legal mass demonstrations or non-violent civil disobedience and the like – but by openly staging spectacles, happenings and other media-oriented activities which, after a long hiatus, brought the ludic element back into the service of the progressive cause. If, in the late 19th century, such inspired pieces of cultural inversion, such as Paul Lafargue's "The Right to be Lazy", had been standard reading for the European Left, the subsequent creeping accommodation of social democracy to the status quo and the Stalinisation of the Communist line had left little room for irony, cultural experimentation and playfulness within the Left.

In an age still largely untroubled by most forms of terrorism, the Provos soon harkened back to the real and imagined world of anarchist individual terrorism of the late nineteenth century, and they stepped into the limelight of the Dutch media with outlandish (in reality non-existent)

plans to set off bombs and otherwise destroy the complacent Dutch petty bourgeois public sphere on a variety of occasions. Street theater, countercultural happenings and theatrical self-dramatisations made it clear to anyone watching that the Provos were different – and that they meant business. In a stroke of (largely accidental) genius, they, for instance, devised and popularized an ecological action plan avant la lettre, the closure of Amsterdam's city center to all forms of traffic propelled by combustion engines and the corresponding free availability of twenty thousand bicycles – all painted in white! In reality, anticipating the fate of virtually all other Provo-inspired "white plans", few white bicycles ever graced the narrow streets of central Amsterdam. But out of this idea emerged the concept and the reality of the color "white" as the quintessential "color of provocation" (S. 115). Soon white jeans and jeans jackets became the unofficial uniform of Provos and their rapidly growing periphery of sympathizers.

One factor which probably helped raise ludic and other non-traditional methods of activism to center stage was, paradoxically, an underlying current of profound pessimism in Provo circles, but a pessimism of the Gramscian kind, i.e. a pessimism of the intellect coupled with the optimism of the will. Full-well realizing the likely impossibility to carry out a real social revolution in their native land, Provos nonetheless consciously set out to – at the very least – do their level best to turn Dutch society upside down – before losing out in the end.

And so they did. Already by March 1966 all forms of "trouble" and unrest in Amsterdam were blamed by the authorities on the Provos, regardless of the real perpetrators – a sure sign of name recognition. On 1 June 1966, they even managed to have one of their leading spokespersons elected onto the Amsterdam municipal council! Provo groupings were founded across the country and in the Flemish part of Belgium. Soon letters arrived from all over Europe in bundles, then buckets, written by young non-conformists fascinated by the Provomania in the Dutch state. For, by the early summer of 1966, newspaper coverage and television interviews and documentaries made Provo activism a watchword far beyond the borders of the Netherlands.

Soon, however, and for good reason, this most image-conscious group of non-conformists began to feel uncomfortable with their success. Even before Guy Debord published his seminal "The Society of the Spectacle" in 1967, the masters of image building, the organizers of the most spectacular and popular happenings in the 1960s began to realize that they no longer furnished spectacles but that they had become one. For, already in the course of 1966, for instance, the Dutch Milk Council had jumped on the "white" bandwagon and promoted a "white glasses plan", thus taking advantage of the Provo idea. The public burial of Provo in the Vondelpark on 13 May 1967 was thus only the last, but perhaps the most consequential theatrical staging of this remarkable group of young Dutch activists.

For all their notoriety, it is astounding to realize the paucity of serious studies of the Provos up to date. Niek Pas' volume under review, despite the book's self-presentation on its back cover as "the first major historical study of Provo", is certainly not the only important investigation of this sort. Already in 1982, Yves Frémion's inspired interpretation, "Provo, la tornade blanche", drew attention to their extraordinary significance as a harbinger of radical changes in the cultural and political sphere. And in 1992 Virginie Mamadouh published a pathbreaking and thus far unsurpassed thesis – "De stad in eigen hand" – on several waves of Dutch urban social movements beginning with the Provos in the mid-1960s and ending with the mid-1980s' waning of the kraakbeweging, the massive wave of squatting, which had once again turned Dutch activists into international role models. But, indeed, "Imaazje!" is the first full book-length academic study solely devoted to the short-lived phenomenon which changed the face of Dutch politics and culture and inspired similar movements around the globe.

No one who would like to understand this phenomenon will be able to do so properly without a close study of this well-researched book. Eight chapters on the Amsterdam core group are followed by an exploratory chapter on the Maastricht groupings, one on Belgium, and a final one on the international reverberations of Provo, though the radiance of Provomania beyond the Dutch state can be traced throughout the book's pages. In its depth and empirical detail "Imaazje!" far outdistances all other published volumes on this theme. Still, a few critical comments should be noted, though clearly any

pioneering work will suffer from similar unavoidable shortcomings.

Niek Pas is at his best when he describes and analyzes the theatrical, ludic, media-oriented self-advertisement and provocation campaigns. And, of course, this is all to the best, as this image-building endeavor was precisely what lay at the center of Provo's amazing success. Yet, Niek Pas, by relentlessly concentrating on the innovative campaign strategies and tactics of Provo, tends to belitttle the significance of Provo as a political phenomenon.

The author is surely right when he emphasizes that the Provos never set out to conquer political power, and he is likewise largely correct when he places them within "the diffuse 'counterculturel development phase' in the middle of the Sixties" (S. 341). The Provos indeed did not directly engage with institutional power, but with its symbolic representation. His description of their overall approach as "propagandistic libertinism" (S. 327) is surely more than appropriate.

Nonetheless, Niek Pas goes too far when he claims that social engagement "as such was nothing typically Provo" (S. 313), or when he states elsewhere in his text: "Inasmuch as they exhibited a social consciousness, this was based not so much on a political-ideological understanding; but it can be explained by their embeddedness in specific networks of sociability: parents, friends, education or work; in short, by the particular way in which they regarded life" (S. 341). Whether intentional or not, the effect of the author's stress of the supposed absence of major strands of purposeful socio-political intentions is an unwarranted de-politicization of Provo.

Clearly, in a movement celebrating individualism and thriving on idiosyncracies, different spokespersons personified a wide variety of primary political and/or cultural interests. Perhaps Roel van Duijn was indeed the most openly political member of the Provos' Amsterdam brain trust. But it is obviously of more than marginal significance that this most well-known representative of Provo repeatedly and insistently emphasized, in practice and in writing, the necessity to forge a creative union "between avantgarde-type culture and left politics", a link that, van Duijn underscored, had been severed in earlier decades, "leading to a significant weakening of the revolutionary power of both". Van Duijn continued: "We are [now] attempting to reconstitute this link; between, on the one hand, happenings, beat, pop-art, protest songs and, on the other, anarchism, provotariaat [and] antimilitarism ..." (S. 377 f.).

Significantly, Provo regularly and enthusiastically engaged in joint political action campaigns with other parties of the Dutch Old and New Left. Clearly, Provo must be regarded as a constituent part of precisely this Dutch Left. Rather than remaining wholly anchored in the "countercultural development phase" of the Dutch Sixties, as Niek Pas maintains, the significance of Provo was precisely that it constituted the spiritual and organisational bridge – that missing link – between the countercultural and the openly political phase of the Sixties. A book highlighting the socio-political dimension of Provo activism remains to be written.

Gerd-Rainer Horn, Coventry

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

Gedankenlosigkeit oder Mißbrauch?

Amsterdam, den 22. Januar 2007

Das „Neue Deutschland" (ND) veröffentlichte in seiner Ausgabe vom 13./14. Januar 2007 unter dem Titel „Für eine antitotalitäre, neue Einheit" einen Artikel von Ursula Langkau-Alex. Darüber stand: „Von 1932 bis 1937 – wie die deutsche Volksfront entstand und endete". Der Artikel erschien auch online in etwas andererer Aufmachung. Die Autorin war auf dem V. Kolloquium zur historischen Sozialismus- und Kommunismusforschung, das der Verein „Helle Panke zur Förderung von Politik, Bildung und Kultur e. V.", die „Rosa-Luxemburg-Stiftung. Gesellschaftsanalyse und politische Bildung e. V." und die „Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V." aus Anlaß des 60. Jahrestages der Volksfront unter dem Thema „Historische Alternativen zur Stalinisierung des deutschen Kommunismus. Die Chancen der Volkfront" am 30. und 31. Mai 2006 in Berlin veranstaltete, namens der Redaktion gebeten worden, über ihr Referatsthema „Volksfront und deutsche Linke" für das ND zu schreiben. Der ohne Rücksprache abgedruckte Artikel entsprach indes nicht der urspünglichen Version. Die Redaktion hatte durch den von ihr unter den Autorennamen, nota bene, gesetzten Vorspann,[1] durch Kürzungen und Umstellungen, Änderung von Zwischentiteln und durch die Illustration unbewußt oder absichtlich ideologischer Fehldeutung Vorschub geleistet. Dabei ging die Intention der Autorin verloren, die Bemühungen und Auseinandersetzungen innerhalb der deutschen Linken um eine Volksfront und die inhaltlichen, konzeptionellen Wandlungen dieser Losung in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufzuzeigen.

Der Brief Ursula Langkau-Alex' vom 22. Januar an die Redaktion des ND zum Abdruck ihres Artikels wurde, dem Antwortbrief der Redakteurin vom 26. Januar zufolge, offenbar nicht verstanden. Die öffentliche Replik der Autorin auf die Reaktion drucken wir im folgenden zusammen mit der ersten Stellungnahme ab. Aus urheberrechtlichen Gründen wird der Brief der Redakteurin vom 26. Januar nicht veröffentlicht.

***

Sehr geehrte Frau Vesper,

ich wende mich an Sie, da die ganze Angelegenheit wegen eines Artikels von mir über „Deutsche Volksfront" für [das] ND über Sie gelaufen ist und – wenn ich Ihren den Exemplaren vom ND beigefügten handschriftlichen Brief richtig verstehe – Sie auch die Redaktion übernommen haben. Doch, wie Sie sehen, gehen Kopien auch an die (Chef-)Redaktion.

Nachdem ich die gedruckte Ausgabe vom ND am vergangenen Freitag (18. 1.) empfangen habe – schönen Dank auch für die Zusendung –, möchte ich im folgenden mein Befremden über die Art der Wiedergabe meines Artikels begründen:

1. Mein Titel lautete: „Volksfront und deutsche Linke". Der von der Redaktion gewählte, fett gedruckte Titel „Für eine antitotalitäre, neue Einheit", zusammen mit der großen Reproduktion von „Die Rote Fahne" von Mitte Oktober 1935 mit dem oberen Teil des Eröffnungsartikels „Was eint die Volksfront?" und dem noch sichtbaren Kolumnentitel „Die große Initiative für die Einheitsfront – Der 7. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale" sowie die Repoduktion der Plakette aus den 30er Jahren „Kampfeinheit gegen Faschismus" suggeriert unmißverständlich, daß die KPD die treibende Kraft für Einheit, Demokratie, Schutz der freien Religionsausübung usw. war.

2. Zwischentitel und Kürzungen: Sie sagen in Ihrem oben erwähnten Brief, daß Sie „ein wenig kürzen" mußten, weil der „Tod eines herausragenden DDR-Historikers zu vermelden war". Ich finde es prima, daß Wolfgang Ruges gedacht wurde, und das auch noch unter dem Abdruck meines Artikels. Jedoch: Die Kürzungen und Umstellungen spitzen [die Volksfront] auf [die] Verhinderung eines Krieges zu; die Frage eines politischen und wirtschaftlichen Programms zur Sicherung eines demokratischen Deutschland nach Hitler, die auch KPD-Sympathisanten geklärt haben wollten, z. B. ist dem zum Opfer gefallen, ebenso ist die doch schockierende Aufforderung Ulbrichts in seinem Kommentar zum „Versöhnungs-Aufruf", die „‚Politik der Volksfront' zur ‚Durchführung der alten sozialen Forderungen

der NSDAP' anzuwenden", herausgenommen worden. Weniger gravierend ist, daß, da mein Zwischentitel, „Der VII. Weltkongreß der Komintern", fehlt, mancher Leser wohl nicht weiß, auf welchen Kongreß sich denn die folgenden Ausführungen beziehen. Doch: worauf soll der gesetzte Zwischentitel „Revolutionieren?" zielen?

3. Und hier protestiere ich energisch: Es geht nicht an, den ND-redaktionellen Vorspann – und dann noch diesen! – mit meinem Namen zu überschreiben! Ich würde mir nie erlauben, als Außenstehende den Gedenkstein für die Opfer des Stalinismus als „umstritten" zu bezeichnen noch überhaupt mit einer historischen Betrachtung in die Debatten und die eventuellen „Chancen" eines „neuen Linksbündnisses in Deutschland" einzugreifen.

Ich bitte hiermit um Veröffentlichung meiner Stellungnahme im ND an sichtbarer Stelle, und mir diese auch zuzusenden.

Mit freundlichen Grüßen
Ursula Langkau-Alex

***

Amsterdam, den 1. Februar 2007

Sehr geehrte Frau Vesper,

für Ihre offene Antwort vom 26. Januar 2007 auf meinen elektronischen Brief vom 22. Januar an Sie, mit Kopien an die Chefredakteure Herrn Jürgen Reents und Frau Gabriele Oertel sowie an den Verantwortlichen für das Feuilleton, Herrn Hanno Harnisch, danke ich Ihnen sehr. Sie schreiben, daß Sie „betrübt" sind, weil ich „unglücklich" bin „über den Abdruck [meines] Artikels", aber offenbar können Sie die Gründe nicht recht verstehen. Es erscheint mir daher notwendig, in aller Kollegialität Ihnen und der gesamten Redaktion vom ND gegenüber ausführlicher als vorhin geschehen meine Kritik zu begründen. Ich tue dies nunmehr öffentlich; denn es geht um grundsätzliche, inhaltliche Fragen, die mir auch außerhalb der Redaktion relevant erscheinen, und nicht einfach um „Kürzung im Text", die, wie Sie sagen, Sie „schmerzt". (Daß Sie meinen letzten Absatz, der kurz auf das Weiterwirken der Idee der Volksfront im Exil in den USA zwischen 1943 und 1945 hinwies, gestrichen haben, verstehe ich und nehme das ohne irgendwelchen Gram hin, ebenso manche Glättung).

Daß Sie aus der Onlineausgabe des ND vom 13./14. Januar 2007 meinen Beitrag mit dem nicht erkenntlich fettgedruckten Vorspann der Redaktion unter meinem Namen haben herausnehmen lassen, nehme ich mit Befriedigung zur Kenntnis. Meine „Bauchschmerzen" sind dennoch nicht weggenommen. Durch das Layout bleibt in der gedruckten Ausgabe des ND, wenn auch fettgedruckt, unter meinem Namen ein Vorspann stehen, der [einen] Zustand beschreibend und belehrend in aktuelle politische Debatten und ideologische Auseinandersetzungen eingreift. „Jeder Leser weiß, daß diese fettgedruckten Vorspänne redaktionelle sind", schreiben Sie. Ich bin mir da nicht so sicher; immerhin habe ich von alten ND-Lesern Reaktionen erhalten, wie: das könne ich nicht gemeint haben, oder: da sei ich wohl etwas übers Ziel hinausgeschossen. Ich halte eine solche Layoutlösung grundsätzlich für sehr unglücklich, zumal, wenn es sich wie im vorliegenden Falle nicht um eine sachliche Einführung handelt. Eine solche setzte [das] ND sehr wohl – und über den Namen des Autors – dem Artikel von Heinz Köller, „Der Weg zur Front populaire in Frankreich vor 70 Jahren – Kommunisten, Sozialisten und Radikale. ‚Um jeden Preis wollen wir die Einheit …'", voran, der im Feuilleton, S. 24, der Ausgabe vom 4./5. März 2006 erschien.

Es hilft mir nicht weiter, wenn mir gesagt wird, daß [das] ND die von mir inkriminierte Layoutlösung für teures Geld von einem „renommierte[n] Gestaltungsprofessor von einer Hochschule" eingekauft hat, daß andere deutsche Zeitungen in der Art der Aufmachung der Beiträge ebenfalls so verfahren und: daß das „nunmal in unserer Zeitung Gesetz" ist, wie Sie schreiben. Sie fügen sogleich hinzu: „Und an Gesetze soll man sich bekanntlich halten." – Tja … Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie und die gesamte Redaktion des ND diesen Satz in seiner ganzen Rigorosität allgemein gelten lassen wollen. Was wurde, was wird in der Welt nicht alles durch Gesetze verletzt, verübt und verteidigt!

Daß Sie und Ihre Kollegen sich – wohl in manchen Dingen unbewußt – konform [gegenüber] den gestalterischen, gesellschaftlichen und politischen Vorgaben, denen sich [das] ND verpflichtet fühlt, verhalten, steht natürlich auf einem ganz anderen und viel kleineren Blatt; jeder Versuch auch nur eines leisen Vergleichs wäre absurd, und ich würde ihn für mich selbst wie

bei anderen vehement zurückweisen. Neben allem unbestrittenen, sichtbaren Bemühen, dem (Neo-)Stalinismus durch historische Aufklärung in verschiedenen Formen und durch Anregung zur Diskussion zu begegnen bzw. ihm zu wehren, sehe ich doch gewisse blinde Flecken, die ich mir nur aus jahrelanger, ja, wie soll ich sagen: „Gewohnheit" einerseits, Verdrängung z. B. der Historiographie in der ehemaligen DDR andererseits erklären kann. (Daß es einseitige, entstellende Elaborate in der BRD gab und heute „im Westen" noch gibt, weiß ich zur Genüge, doch die stehen hier nicht zur Debatte.)

Sie können nicht meinem „Argument folgen, daß durch die Illustrationen die KPD aufgewertet und als Vorreiter der Volksfront herausgestrichen wird", schreiben Sie. Der erste Eindruck vom Abdruck meines Artikels, noch bevor man zu lesen begonnen hat, ist aber genau der – und ich sehe das nicht allein so. Hier wirken der von Ihnen gewählte Titel – dazu unten mehr – und die Wiedergaben des gegenüber dem Original noch etwas vergrößerten oberen Teils von „Die Rote Fahne" von Mitte Oktober 1935 und der eindeutig als von KPD-Hand zu identifizierenden Plakette „Kampfeinheit gegen Faschismus" zusammen. Ich glaube Ihnen gern, daß in Ihrem Bereich „das historische Bildmaterial sehr dürftig ist" (soweit es nicht die KPD und evtl. die SPD betrifft). Und tatsächlich gibt es vom Lutetia-Kreis, vom Volksfrontausschuß auch sonstwo nichts (das mir bekannt wäre). Doch wenn man schon den Artikel durch Anschauungsmaterial unterbauen wollte – was nota bene Text kostet, um den es doch zu tun war! – so hätte eine Mail oder ein Telefonanruf an mich genügt, um im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam, in dem ich arbeite, kurzfristig eine DVD anfertigen zu lassen, z. B. von der Titelseite des „Pariser Tageblatts" vom 13. Februar 1936, auf der unter der Überschrift „Sammlung der deutschen Opposition" die „Kundgebung an das deutsche Volk" der Lutetia-Versammlung vom 2. Februar 1936 abgedruckt ist, oder vom Abdruck des Aufrufs an das deutsche Volk, „Bildet die Deutsche Volksfront! Für Frieden, Freiheit und Brot!" vom Dezember 1936 in der „Pariser Tageszeitung" vom 8. Januar 1937, aus dem man etwa die Forderungen unter [der Losung] „Freiheit für das Volk!" hätte wiedergeben können. Beide Daten und Dokumente habe ich in meinem Artikel erwähnt.

Meine nicht abgedruckte Einleitung führte in die Problematik von „Volksfront und deutsche Linke" – so auch mein von der Redaktion nicht übernommener Titel – ein.[2] Über das Thema referierte ich Ende Mai vergangenen Jahres auf dem V. Kolloquium zur historischen Sozialismus- und Kommunisforschung, das vom Verein Helle Panke, den Rosa-Luxemburg-Stiftungen Sachsen und Berlin und der Gesellschaftsanalyse e. V. veranstaltet [worden] war und auf dem „Historische Alternativen zur Stalinisierung des deutschen Kommunismus. Die Chancen der Volkfront" erörtert wurden. Sie baten mich bei der Gelegenheit um einen entsprechenden Artikel für [das] ND. Die von Ihnen gewählte Überschrift „Für eine antitotalitäre, neue Einheit" geht an der Tatsache vorbei, daß die „Volksfront" von 1932 – die Jahreszahl erscheint auch über dem Titel – nicht nur gegen die NSDAP, sondern auch gegen die KPD gerichtet war. Hier wird „Tradition" suggeriert. Ihr Titel deckt nicht – was ich aber zeigen wollte – die konzeptionellen Wandlungen, die sich vollzogen. Da der Artikel im ganzen auf „Anti-Krieg" hin redigiert ist, geht z. B. auch die Wandlung 1935 in der KPD und bei ihren Sympathisanten hin zum Nachdenken über ein politisches und wirtschaftliches Programm für ein demokratisches Deutschland nach Hitler unter: die Manuskriptpassage hinter dem Satz „Mit demselben Anliegen schrieb Willi Münzenberg gezielt Pazifisten an" fiel aus dem Abdruck heraus.[3] Die von Ihnen gewählte Überschrift könnte meiner Einschätzung nach auch eher eine Assoziation mit dem Vorwurf an die Geschichtsschreibung der DDR, die SPD bzw. dann der Exilvorstand, Sopade, sei der Totalitarismusdoktrin verfallen gewesen und habe somit die „Kampfeinheit gegen Faschimus" mit der KPD, die Einigung in einer „Volksfront" abgelehnt oder torpediert, hervorrufen als daß sie „‚Stalinisten' als provokant erschienen sein" dürfte, wie Sie schreiben. Die verbreitete Konnotation „Totalitarismusdoktrin" – „Antikommunismus" drängt sich geradezu auf; und so ließe sich die Überschrift auch als Plädoyer für eine anti-antikommunistische Einheit lesen. – Das ist eher ein Scherz, doch im Ernst: Hier liegt ein weites Feld der (Miß-)Interpretation.

Zum Erscheinungsbild meines Beitrags gehören auch die Zwischentitel. Ich hatte absichtlich neutrale und keine interpretativen gewählt. „Der Lutetia-Kreis" ist o. k. und kürzer als meiner.

„Vorgeschichte: Die Reichspräsidentenwahl-Kampagne 1932" wurde ebenso wie meine Einführung in den Artikel ein Opfer des redaktionellen Vorspanns. Daß „Der VII. Weltkongreß der Komintern" herausgefallen ist, schreibe ich einem Versehen zu. Schlimm finde ich den gesetzten Zwischentitel „Revolutionieren?" – und hier vor allem das Fragezeichen. Sie haben in Ihrer Mail die in meiner Frage enthaltene unausgesprochene Vermutung bestätigt, daß sich dieser Zwischentitel – der übrigens an der Stelle, wo er steht, disfunktional ist, aber das nur nebenbei – auf die SAP bezieht. Das Fragezeichen kann als Zustimmung zur damaligen KPD- (und Komintern-)Position gewertet werden. Die Position lief auf die öffentliche Desavouierung eines revolutionären, zum Sozialismus strebenden oder ihn doch offen halten wollenden Kurses hinaus. Die SAP, der es, wie anderen Gruppierungen der Arbeiterbewegung und bürgerlichen Demokraten auch, die sich jedoch öffentlich verbal nicht so exponierten, darum ging, dem Kapitalismus, weil Wurzel des Faschismus (so doch die allgemeinste Definition), nach dem Sturz des NS-Systems keine Chance mehr zu geben, wurde entsprechend als „trotzkistisch", als „Feind der Volksfront" gebrandmarkt.

Wenn irgendwo ein Fragezeichen angebracht gewesen wäre, dann bei dem ebenfalls von der Redaktion gesetzten, aber an sich nicht falschen Zwischentitel „Versöhnung". (Ich hatte, noch vor der Passage, die mit „Der Bürgerkrieg in Spanien" beginnt, den Zwischentitel gewählt: „Das Ende der antifaschistischen Volksfront der 1930er Jahre".) Denn in dem unter der Fahne der „Volksfront" gefahrenen „Versöhnungs"-Kurs offenbart sich ein amorpher Antifaschismus. Ein Fragezeichen hätte kritische Distanzierung signalisiert; dann wäre vielleicht der Lapsus nicht passiert, aus Gründen des Platzes bzw. der „Zeilenzahl" – die mir meiner Erinnerung nach nicht vorgegeben worden ist – die Forsetzung des Ulbricht-Zitats zu streichen, die, wie bereits in meiner ersten Stellungnahme zitiert, lautet: „und ‚die Politik der Volksfront' zur ‚Durchführung der alten sozialen Forderungen der NSDAP' anzuwenden".

Dieses authentische Zitat (ich verwende übrigens nur authentische Zitate) hätte vielleicht provozieren können in dem Sinne, die Augen zu öffnen, sich mal jenseits von Erinnerung und tradierter Geschichtsschreibung zu informieren, sich einer Diskussion, wie vom ND doch gewünscht, zu stellen. In diesem Zusammenhang ist es auch bedauerlich, daß ein Hinweis auf meine dreibändige Studie „Deutsche Volksfront 1932–1939", die im Akademie Verlag 2004/2005 erschienen ist, ebenfalls der Schere zum Opfer gefallen ist.

Zwei Sätze zum Schluß: Es hätte sich so gut wie alles vermeiden lassen können, wenn Sie mir Ihre Bearbeitung vor Drucklegung hätten zukommen lassen – die elektronischen Mittel machen rasche Verständigung heutzutage doch möglich; wir hätten darüber reden/diskutieren können (notfalls hätte ich meinen Artikel auch zurückgezogen, das sage ich ganz offen). Ich denke, die offene Aussprache dürfte kein Grund für Mißstimmungen sein „zwischen Berlin und Amsterdam, zwischen dem ND und dem IISG", wie Sie befürchten – noch für persönliches Gramsein.

Ich verbleibe mit freundlichen Grüßen
Ursula Langkau-Alex

***

Ein Einzelfall? Mitnichten. Eine ähnliche Erfahrung machte ein Jahr zuvor Bernd Florath, der auf eine Insinuation Robert Havemanns seitens zweiter Staatssicherheitsobristen die Fabrikation der Abteilung Desinformation Satz für Satz untersuchte.[3] Floraths Beitrag wurden in der Druckfassung freilich die Zähne gezogen.[4] Sicher ist der ganze Vorgang letztlich recht marginal, doch illustriert er prächtig die verschwiemelte Unsicherheit in der PDS, wie mit bestimmten historischen Sachverhalten umzugehen ist. Daher folgt hier auch noch Floraths Brief an den Chefredakteur des ND.

Berlin, den 24. April 2006

Sehr geehrter Herr Reents,

In der Ausgabe des ND vom 8./9. April wurde ein Interview mit den beiden Stasioffizieren Skiba und Schmidt veröffentlicht, das nicht nur eine Reihe von Unwahrheiten und Legenden beinhaltete, sondern auch sehr plastisch die Methode einer revisionistischen Argumentation demonstrierte, mit der in jüngster Zeit eine Reihe von früheren Mitarbeitern des MfS die Öffentlichkeit nerven.

Das ND, d. h. Karlen Vesper, die das Interview geführt und redigiert hat, zeigte sich – so war mein Eindruck – unsicher, wie mit diesen Sachen umzugehen sei. Das ließ sich nicht zuletzt ein wenig im Tenor der Fragen und Bemerkungen von Karlen erahnen. Dennoch blieben Klarstellungen von seiten der Redaktion aus.

Skiba und Schmidt haben sich in ihrem Interview auch über Robert Havemann – wie soll ich das bezeichnen? – geäußert. In der Sache ist das, was sie da sagen, so hanebüchen, dass es nicht lohnte, darüber ein Wort zu verlieren. Indes werden hier die Methoden deutlich, mit denen sie arbeiten – Methoden der Suggestion, der Irreführung ihrer Leser, der Provokation falscher Schlussfolgerungen, der Verdächtigung etc. – sehr deutlich.

Aus diesem Grunde schrieb ich einen Text, den ich Karlen in die Redaktion schickte mit der Bitte um Veröffentlichung. Ich dachte mir, dass das ND, da besagtes Interview dort erschienen ist, die Adresse sei, der ich diese Klarstellung zuerst anbieten sollte. Ich hatte nicht unbedingt damit gerechnet, dass Karlen den Text aufnehmen würde, umso erfreute war ich, dass ihr mein Text gut passte.

Am Donnerstag trafen wir uns beim Dietz Verlag und sie gab mir einen Seitenabzug mit der von ihr eingekürzten Variante meines Textes. Nun ist mir klar, dass der auch auf die Seiten passen muss, dass da auch Striche notwendig sind. Nur: Ihre Variante war für mich so nicht akzeptabel, weil sie meinen Text auf eine sachliche Richtigstellung des Unfugs reduzierte, den die beiden Herren über Havemann verzapft hatten. Das ist nicht mein Anliegen, weil es müßig ist, auf Unterstellungen und Suggestionen auf der Ebene von sachlicher Richtigstellung zu antworten. Dadurch würde den verlogenen Legenden noch nachträglich ein Aussagewert in re zugebilligt, den sie nicht haben.

Deshalb habe ich Karlen am Freitag früh klar gesagt, dass diese Fassung so nicht gehe, und ihr erklärt, dass meine Argumentation ad Havemann lediglich das Mittel darstellt, die unverfrorenen Methoden der Stasileute zu demontieren. Wenn dabei zugleich richtig gestellt wird, umso besser, aber das ist ein Nebeneffekt. Ich schrieb daraufhin selbst meinen Text so um, dass er auf die Seite passte und [habe] ihr den Text gemailt. (Ein ohnehin anachronistisches und auch nicht sehr gutes Bild hätte rausfliegen müssen, doch das kann wohl kaum ein ernsthafter Streitpunkt sein.) Ich hatte nochmal mit Karlen telefoniert und ihr gesagt, dass es anders nicht ginge bis auf eine kleine Passage, die bei Notwendigkeit zu kürzen ich ihr ausdrücklich anheim stellte.

Nun muss ich sehen, dass Karlen nicht nur die Eingangsargumentation von mir gestrichen hat, sondern auch auf jene verstümmelte Schlussvariante zurückgriff, die schon in ihrer ersten Kurzfassung stand, womit mein Hauptangriff auf die Stasileute aus dem Artikel flog.

Das ist nun aber keine redaktionelle Kürzung mehr, sondern eine Entstellung. Nebenbei: Da sie meinen Titel des Artikels akzeptiert hat und zugleich den Schluss wegstrich, läuft der Titel jetzt ins Leere. Die Erklärung, dass das Vorgehen der Insiderkomiteeleute der von ihnen lange eintrainierten Methode der Zersetzung folgt, fehlt nun im Artikel, womit der Terminus zum bloßen Schlagwort verkommt.

Wenn Karlen Schwierigkeiten hat, gegen die Stasileute zu polemisieren, so mag das so sein. Es ist meine Schwierigkeit nicht. Solange die nämlich das Recht haben, ihren groben Unfug, ihren Geschichtsrevisionismus, ihre Verhöhnung ihrer früheren Opfer in der Welt zu verbreiten – und das Recht haben sie ja –, muss wohl auch das Recht bestehen, ihre Lügen Lügen zu nennen und ihnen die Wahrheit entgegen zu halten.

Ich bin kein angestellter Autor des ND, der gegebenenfalls Textbausteine formuliert, um redaktionelle Auffassungen wiederzugeben. Wenn Karlen (oder das ND) sich in der Angelegenheit einen anderen Text wünschte, muss sie ihn selbst schreiben. Wenn sie aber einen Text von mir aufnimmt, so muss das schon mein Text bleiben, muss er meinen Intentionen folgen. Wenn diese für die Zeitung nicht erträglich sind – oder den Abonnenten und Leserbriefschreibern nicht zumutbar erscheinen – so sollte man ihn halt gar nicht drucken. Es gibt allemal andere Zeitungen, die das tun würden. Nur aus meinem Text einen machen, dem die Tendenz genommen ist, dem die Zähne gezogen sind, und das ganze als mein Werk auszugeben, ist gänzlich inakzeptabel.

Ich kenne Karlen noch von der Universität. Wir haben einige Semester gemeinsam studiert, nachdem mir nach erzwungener Studienunterbrechung freundlicherweise erlaubt worden war, mein Studium fortzusetzen. Wir sind nicht unbedingt immer gleicher Auffassung in politischen Dingen. Bislang war das – auch wenn es

manchmal heftige Polemiken gab – gut auszuhalten, weil es auf dem Respekt davor beruhte, dass jeder das Recht auf seine Position hat. Doch ihr Vorgehen diesmal ist für mich nicht hinnehmbar. Wenn man mich nach einer kurzen Bezeichnung des Vorganges fragt, fällt mir – und ich bedaure das ausdrücklich – keine anderes Wort ein als: Zensur. Ich unterstelle, dass sie mein Anliegen, das sie offenkundig nicht teilt, schlicht nicht verstanden hat. Aber auch dann muss es für sie möglich sein, es so stehen zu lassen, wie es formuliert wurde.

Ich verspüre überhaupt keinen Drang, mich mit dem ND auf irgendwelche presserechtlichen Infights einzulassen. Aber ich werde diesen Vorgang öffentlich machen. Das betrifft sowohl die unterdrückten Passagen, als auch den Kontext, in dem sie verschwunden sind. Die Aufnahme des vollständigen Textes (inklusive der kenntlich gemachten Streichungen) auf die Homepage der Robert-Havemann-Gesellschaft versteht sich von selbst. Mir liegt nichts daran, das ND, das ich für einen wichtigen Ton im Pressekonzert halte, zu desavouieren, nur muss auch ein nicht der PDS nahe stehender Autor sicher sein können, dass ein Text von ihm dort unverfälscht wiedergegeben wird.

Mit freundlichen Grüßen
Bernd Florath

1 *Der Vorspann lautet: „Wenn sich an diesem Sonntag wieder tausende Berliner zum Sozialistenfriedhof in Friedrichsfelde begeben, um wie jedes Jahr Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts zu gedenken und in diesem Jahr erstmals vielleicht auch Blumen am umstrittenen neuen Gedenkstein für Opfer des Stalinismus niederzulegen, werden sicher auch einige Teilnehmer über die Chancen des neues Linksbündnisses in Deutschland diskutieren und darüber, was Linke noch immer entzweit. Ehrliche historische Reflexion kann dazu nützlich sein."*

2 *Meine Einleitung lautete: „Die Geschichte des Antinationalsozialismus der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist gekennzeichnet von Bemühungen und Auseinandersetzungen innerhalb der deutschen Linken um eine ‚Volksfront'. Ideologische und programmatische Annäherungen, organisatorische Versuche und inhaltliche Wandlungen der Losung, Propaganda und Politik der ‚Volksfront' in der Emigration nach 1933 spiegeln bei aller Aktualität der Hintergründe die tradierten Gegensätze in der deutschen Arbeiterbewegung wider; deren gravierendster war die Feindschaft zwischen SPD und KPD."*

3 *Die Passage lautete: „Doch selbst für die KPD-Sympathisanten hatten Aspekte wie Bündnispartner, ein politisches und wirtschaftliches Programm für ein demokratisches Deutschland nach Hitler und die Bezeichnung des Kreises als ‚Vorläufiger Aussschuß zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront' Priorität." („und die Bezeichnung ... Volksfront'" hätte man streichen können.)*

4 *Siehe Was wusste, tat, verhinderte die Stasi? Enttarnung, Verfolgung und Verurteilung von Nazis in der DDR. Fragen an Dieter Skiba und Wolfgang Schmidt, in: Neues Deutschland, 8. 4. 2006.*

5 *Siehe Bernd Florath, Aufklärung oder Zersetzung? Anmerkungen zu einem ND-Interview – Robert Havemann betreffend, ebd., 22. 4. 2006.*

Replik auf Manfred Weißbeckers „Juwelen oder gewöhnliche Glassteinchen im Streit um den Faschismusbegriff?"[1]

Mit Interesse las ich die wohldurchdachte Kritik unseres Bandes und bin dankbar an dieser Form von produktivem Widerspruch. Fünf kurze Anmerkungen:

1. Zunächst ein mögliches Mißverständnis am Anfang von Weißbeckers Besprechung: Bakers Metapher in der ersten Diskussionsrunde, daß Griffins Artikel eine Art „nose blowing" (Naseschnauben) für die Faschismusforschung sei (S. 74), war – meinem Verständnis nach – als Kompliment gemeint und meiner Bewertung äquivalent, daß Griffins „palingenetischer Ultranationalismus" zu einer „Entschlackung" der Konzipierung von generischem Faschismus beiträgt (S. 227).

2. Diese „Entschlackung" habe ich nicht „gefordert", wie in Fußnote 11 von Weißbeckers Rezension formuliert, sondern als Folge des Griffinschen Definitionsversuchts festgestellt. Auch mein dort zitierter Hinweis auf „Verwissenschaftlichung" war gemeint nicht als eine „Notwendigkeit", wie ebenfalls in Fußnote 11 formuliert, sondern als vermutlich im Selbstverständnis der

Ziele der deutschen Geschichts*wissenschaft* (im Gegensatz zur angelsächsischen *history*) enthalten. Auch meinte Griffin mit seiner Bewertung meines „Entschlackungs"-Gedankens als „flattering" (S. 263) wohl nicht, daß dies „schmeich*lerisch*" sei, wie in Fußnote 11 formuliert, sondern schmeich*elhaft*.

3. Wenn später in Weißbeckers Besprechung kommentarlos zitiert wird, daß ich geschrieben habe, Griffin hätte mit seiner Forschung „relativ neue" Phänomene konzipiert, so darf der gnädige Leser vermuten, daß ich mit diesen neuen Phänomenen *nicht* die Vernetzung von Rechtsextremisten als solche meine. Daß derartiges nicht nur heute und in Europa oder Rußland der Fall war und ist, war mir 2004, als diese Diskussion stattfand, bereits bekannt. Ich nahm hier vielmehr indirekt Bezug auf Griffins Groupuscule-Projekt in der Zeitschrift „Patterns of Prejudice" aus dem Jahr 2002, wo die durch das Internet induzierte internationale Verschmelzung rechtsextremer Kleinstgruppen zu einer weltumspannenden, rhizomartig organisierten „groupuscularen Rechten" begrifflich und theoretische fruchtbringend erfaßt wurde. Diese durch das World Wide Web aufs engste vernetzte, transkontinentale groupsculare Rechte scheint mir eine relativ neuartige Erscheinung zu sein, die von Griffin plastischer konzipiert wurde, als von anderen mir bekannten Rechtsextremismusforschern.

4. Auch die folgenden, aus meinem Beitrag in diesem Zusammenhang von Weißbecker zitierten Phrasen – „gezielte Einflussnahme [von neofaschistischen Intellektuellen] auf politische, intellektuelle und akademische Meinungsführer, Multiplikatoren und Nachwuchskräfte" und „allmähliche Verschiebung des öffentlichen Diskurses nach rechts und eine dauerhafte Etablierung kryptofaschistischer Texte als Lehrbücher" – sind aus dem Zusammenhang gerissen und aus meiner Kurzdarstellung der Verhältnisse im heutigen Rußland herausgenommen. Diese beiden Zitate wurden so eingebettet, daß der Eindruck entsteht, ich würde dies allgemein für neue Entwicklungen halten. Diese Erscheinungen sind jedoch, dessen war ich bereits 2004 gewahr, keineswegs einmalig. Was hier für mich von Interesse war, ist daß diese Prozesse heutzutage in relativ großem Maßstab in einer nuklearen Supermacht ablaufen und von einem Intellektuellen, Aleksandr Dugin, angeführt werden, der 1997 von einem „faschistischen Faschismus" in Rußland schwärmte. Dies schien mir erwähnenswert im Kontext der Teildiskussion um das relative politische Gewicht neofaschistischer Potentiale der Nachkriegszeit im Vergleich zu den Bewegungen der „Epoche des Faschismus" bis 1945. Diese Sätze betrafen *nicht* die andere Teildiskussion um den Nutzen der Griffinschen Terminologie als solcher. Ich hob in diesen beiden Sätzen nicht auf die Novität, sondern die Relevanz jener Erscheinungen im heutigen Rußland ab.

5. In Weißbeckers Kritik klingt an einigen Stellen durch, daß Griffin ein von empirischen Details losgelöster Theoretiker sei. Dies steht nicht nur im Widerspruch zu einer ganzen Reihe von Griffins Publikationen – allen voran sein vielbeachteter Oxford-Reader „Fascism" (OUP 1995). Es widerspricht auch dem Grundtenor der Diskussion im Band: Griffin wurde vielerlei „Sünden" bezichtigt, jedoch – soweit ich das überschaue – von keinem seiner Kritiker, daß er, was geschichtliche Fakten betrifft, nicht sattelfest sei. Hierzu wäre hinzuzufügen, daß 2007 ein neues Buch von Griffin „Modernism and Fascism" bei Palgrave Macmillan erscheint, in welchem er sich ausführlich mit dem Italofaschismus und Nazismus beschäftigt. Dort wird es wohl stärker um empirische, als konzeptionell-methodologische Fragen gehen und damit ein eventuelles Ungleichgewicht in seinen bisherigen Publikationen berichtigt.

1 IWK, Jg. 42 (2006), H. 1, S. 88–96.

Andreas Umland

Helmut Bleiber
(19. November 1928 bis 3. Mai 2007)

Am 3. Mai 2007 verstarb nach langer schwerer Krankheit der Historiker Prof. Dr. phil. habil. Helmut Bleiber, der wiederholt Autor in der IWK war. Mit ihm verlor die deutsche Geschichtswissenschaft einen Gelehrten, der sich um die Geschichte der deutschen Demokratie des 19. Jahrhunderts und um die Geschichte der deutsch-polnischen Freundschaft im 19. Jahrhundert verdient gemacht hat.

Geboren am 19. November 1928 in der schlesischen Grafschaft Glatz, begann der Weg des

Sohns einer Landarbeiterin in die Wissenschaft nach seiner Zwangsaussiedlung nach Buckow im September 1946 als Neulehrer. Nach dem Abitur an der Berliner Arbeiter- und Bauern-Fakultät studierte er von 1950 bis 1954 an der Humboldt-Universität Geschichte. Einer kurzen Assistententätigkeit am historischen Institut der Humboldt-Universität folgte 1956 der Wechsel an das neugegründete Geschichtsinstitut der Berliner Akademie der Wissenschaften, wo er 1964 promovierte und eineinhalb Jahrzehnte die Abteilung 1789 bis 1871 leitete. 1973 habilitiert und 1977 zum Professor ernannt, war er von 1984 bis 1990 in seinem Institut stellvertretender Direktor für Forschung und Publikation.

Helmut Bleiber war ein Mann der Wissenschaft, ein besessener Forscher. Zugleich hat er auch wissenschaftsorganisatorische Verantwortung übernommen. Er besaß Ausstrahlung, nicht allein und zuvorderst durch seine große kräftige Gestalt, sondern vor allem durch sein Wesen, das Souveränität, Entschlossenheit, Zuverlässigkeit und Gradlinigkeit ebenso verkörperte wie Zuversicht, Güte und Mitgefühl. Helmut Bleiber schenkte Vertrauen und erhielt Vertrauen. Auch wissenschaftlich oder politisch Andersdenkende haben ihn darob akzeptiert und geachtet.

Helmut Bleiber machte sich in besonderer Weise bei der Klärung des Stellenwerts der Agrarfrage im Prozeß der bürgerlichen Umgestaltung in Deutschland und bei der Erschließung des Erbes der revolutionär-demokratischen Bestrebungen und Bewegungen der deutschen Bauernschaft im 19. Jahrhundert einen Namen. Sein wichtigstes Forschungsfeld, das er bis in seine letzten Tage nicht verließ, war der elementardemokratische Widerstand der schlesischen Bauernschaft im Vormärz und in der 1848er Revolution im besonderen und weitergreifend die Rolle des Landvolks im Deutschland der Epoche seiner bürgerlichen Umgestaltung. Sein aus der Dissertation von 1964 hervorgegangenes Buch über die Lage und Kämpfe schlesischer Bauern und Landarbeiter schlug eine Bresche in die Mauer des Schweigens der herkömmlichen deutschen Historiographie und machte ihn zu einem international bekannten und anerkannten Erforscher des deutschen Vormärz und der achtundvierziger Revolution.

Zahlreiche weitere Studien erschlossen erstmals das demokratische Erbe der schlesischen Bauern und Landarbeiter im Verlauf der Revolution von 1848 und deren bäuerliche Organisationsbestrebungen. Zugleich legte er mehrere Biographien über bekannte wie bislang unbekannte schlesische Demokraten vor. Er hat diese Arbeiten in den letzten zwei Jahren – schon von der schweren Krankheit gezeichnet – für eine Sammelschrift bearbeitet, die unter dem Thema „Bewegungen und Protagonisten der schlesischen Demokratie im Umfeld von 1848" erscheinen wird. Die mit Jan Kośim herausgegebenen „Dokumente zur Geschichte der deutsch-polnischen Freundschaft 1830–1832" bildeten den Höhepunkt zahlreicher Studien zu den deutsch-polnischen Beziehungen. Über die Agrar- und Bauernfrage im Österreich des Vormärz, die er mit mehreren Untersuchungen aufhellen half, stieß er auf das komplizierte Problem der österreichischen Nation, dem er in mehreren Artikeln nachging. Sich selbst als Demokrat und Sozialist zur eigenen Nation bekennend, hat er die Eigenständigkeit des Nationalen als ein im Denken und Fühlen der arbeitenden Menschen jedes Landes verwurzeltes Phänomen herausgestellt und nach 1990 entschieden Front gemacht gegen die unter Linken neu aufkommenden nihilistischen Tendenzen gegenüber Nation und Nationalbewußtsein.

Nach dem Ausschluß aus dem offiziellen Wissenschaftsbetrieb 1990 hat Helmut Bleiber weitergeforscht und veröffentlicht. Die Liste seiner Publikationen, die insgesamt über 340 Titel umfaßt, legt davon beredtes Zeugnis ab. Er gehörte 1992 zu den Gründern eines Arbeitskreises zur „Vormärz- und 1848er Revolutionsforschung", wurde 1995 als Mitglied in die Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin gewählt; und er war Mitherausgeber der schon in der DDR unter seiner Leitung begonnenen und nach 1990 von uns fortgeführten Biographien-Schriftenreihe über „Männer und Frauen der Revolution von 1848/49". Diese inzwischen hoch geachtete Reihe ist mit seinem Namen verbunden.

Walter Schmidt

Errata – Corrigenda

In meiner Rezension der Radek-Biographie von Jean-François Fayet, in: IWK, Jg. 41 (2005), H. 4, S. 518–527, sind zwei Aussagen zu korrigieren bzw. zu aktualisieren:

Von mir wird Trotzki, der erst im Mai 1917, aus Kanada kommend, nach Petrograd gelangte, irrtümlich als Mitglied der Anfang April 1917 aus der Schweiz durch Deutschland nach Stockholm reisenden russisch-polnischen Exilantengruppe erwähnt (IWK, S. 521). Fayet spricht auch nur von „Anhängern Trotzkis" (Fayet, S. 207) als Mitgliedern der Reisegruppe.

Die Umstände des Todes von Karl Radek sind nicht mehr unaufgeklärt (IWK, S. 526; Fayet, S. 719), sondern konnten anhand von Akten als geplanter Mord aufgedeckt werden. Siehe hierzu: Wladislaw Hedeler, Stalins zweiter Schauprozeß, in: Das Blättchen, Jg. 9 (2006), Nr. 2, 23. 1. 2006, S. 12–13.

Ottokar Luban

Autorin und Autoren dieses Heftes:

Dr. Richard Albrecht, Wiesenhaus, 53902 Bad Münstereifel,
E-Mail: dr.richard.albrecht@gmx.net

Knud Andresen, Hospitalstraße 72, 22767 Hamburg, E-Mail: knud.andresen@gmx.de

Dr. Nils Ferberg, Meraner Straße 49, 10825 Berlin, E-Mail: dr.ferberg@web.de

Bernd Florath, Robert-Havemann-Gesellschaft, Schliemannstraße 23, 10437 Berlin,
E-Mail: bflorath@web.de

Prof. Dr. Siegfried Grundmann, Weichselstraße 1, 10247 Berlin,
E-Mail: Siegfried-Grundmann@t-online.de

Dr. Wladislaw Hedeler, Florastraße 20 HH, 13187 Berlin, E-Mail: w.hedeler@gmx.net

Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk, Lychener Straße 51, 10437 Berlin,
E-Mail: ilko.kowalczuk@t-online.de

Dr. Ulla Langkau-Alex, Internaational Instituut voor Sociale Geschiedenis, Cruquiusweg 31,
1019 AT Amsterdam, Niederlande, E-Mail: ula@iisg.nl

Thomas Meese, Bornheide 81, 22549 Hamburg, E-Mail: redaktion@forced-labour.de

Dr. Dieter Nelles, Ottenbrucher Straße 54, 42105 Wuppertal, E-Mail: nelles@uni-wuppertal.de

Dr. Hartmut Rübner, Wiener Straße 27, 10999 Berlin, E-Mail: hartmut.ruebner@gmx.net

Dr. Andrej Savin, 630089 Novosibirsk-89, Abonentskij Jaščik 175, Savinu A. I., Russische
Föderation, E-Mail: a_savin_2004@mail.ru

Christopher Schmidt, Sonnenallee 65, 12045 Berlin, E-Mail: christopher@so36.de

Prof. Dr. Walter Schmidt, Paul-Junius-Straße 58, 10369 Berlin,
E-Mail: SchmidtWBerlin@aol.com

Dr. Reiner Tosstorff, FB 7 – Historisches Seminar, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz,
55099 Mainz, E-Mail: tosstorf@uni-mainz.de

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, 14195 Berlin